This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

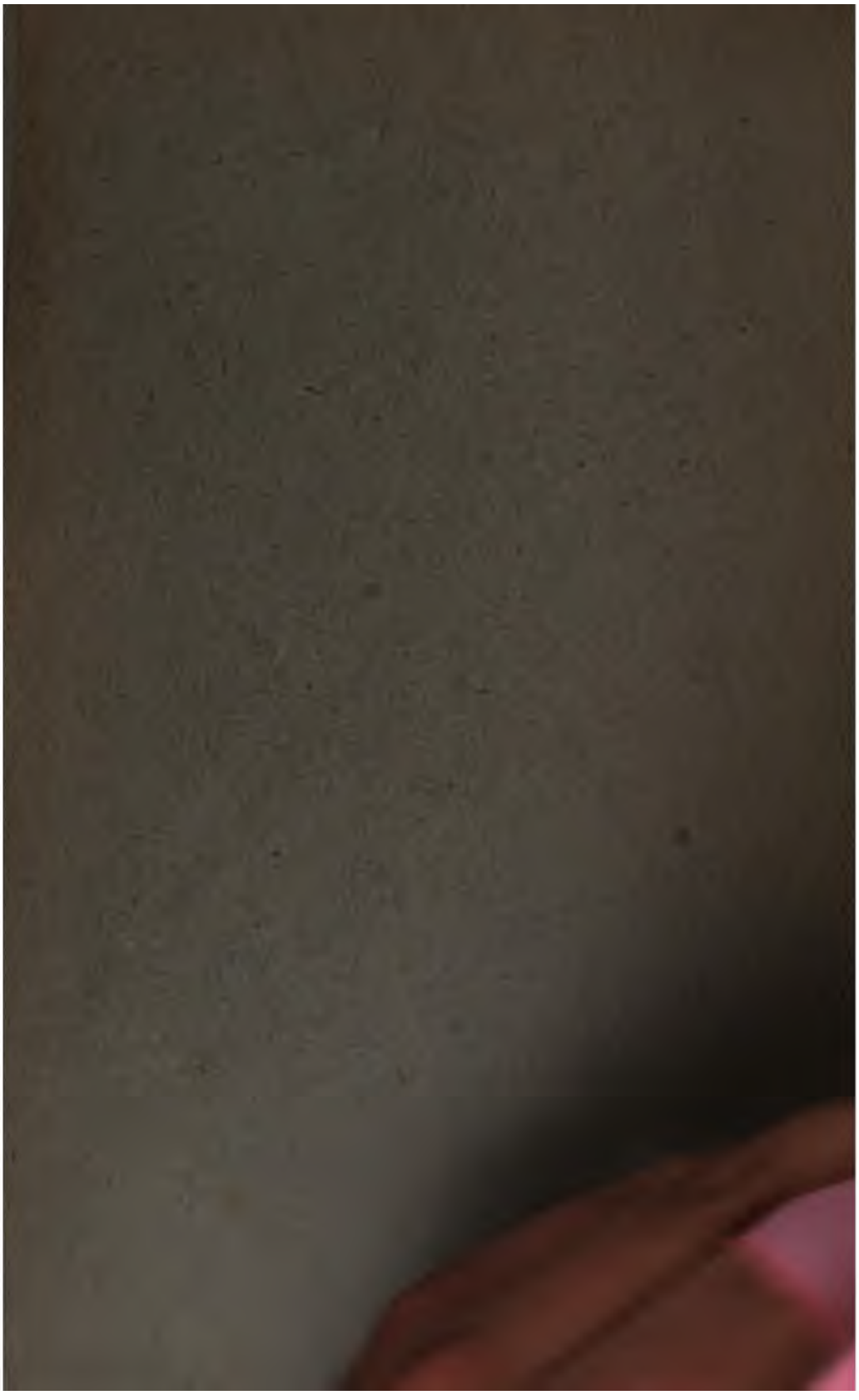
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,127,318



DIE KÜLTÜR

VIERTEL-JAHR-SCHRIFT F. WISSEN-SCHAFT · LITERA-TÜR ÜND KÜNST-

HERAUSGEGEBEN

VON LEO

5. JAHRG.

№ 11818.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN · LIBRARIES ·

DIE KVLTVR

VIERTEL-JAHR: SCHRIFT F. WISSEN: SCHAFT · LITERA: TVR VND KVNST.

HERAVSGEGEBEN

VON DER

5. JAHRG. 1904.

VERLAG DER LEOGESELLSCHAFT WIEN
oo IX. SCHWARZSPANIERSTRASSE 6. oo

AY
502
.K96
1904

311368 /SS

2839015

Wissenschaft und Bibel.

Betrachtungen über Prof. Delitzsch' Vorträge: Babel und Bibel.

Von Prof. Dr. P. Nivard Schlögl.

Motto: „Darf ich den Schleier vielleicht etwas lüften?" (Babel und Bibel, I. 37.)

„Einst kam ich in eine Stadt voll Häuser und Paläste aus Ziegeln, Quadern, Marmor, alle zweckmäßig und regelmäßig gebaut, fest gefügt und eins das andere überbietend in Verzierung. Inmitten aber stand eine alte Hütte, unbeholfen, zu keinem Menschenzwecke brauchbar, voll Luken, Löchern, dunkler Winkel, nichts passend aneinander; es fehlten Klammern, Streben, Stützen, ein Wunder, daß sie nur noch hielt. Und ich lachte über die Hütte, den Rest aus halbbarbarischer Zeit in einer so schönen, reichen Stadt und sprach: Morgen ist es Schutt. Und als ich wiederkam nach hundert Jahren, waren Schutt alle Häuser und Paläste ringsum, Schutt oder umgebaut, und andere standen umher, an anderer Stelle, nach neuer Regel und zu neuen Zwecken. Die alte Hütte aber stand inmitten an alter Stelle, unverändert mit ihren Luken, Löchern, dunkeln Winkeln, dieselbe, als sähe ich sie am Tage vor hundert Jahren, als wäre zerbrochen d'ran der Zahn der Zeit, der alles bricht. Und abermals nach hundert und wieder nach hundert Jahren war's immer so: die alte Hütte noch dieselbe, indes rings alles neu. Da sprach ich: So hält sie Gottes Kraft. Und aus den Häusern und Palästen kam manch Kranker und manch Müder und flechte in den Straßen und konnte nicht genesen, und half kein Arzt; doch wer in die Hütte ging, die selber schien des Arztes zu bedürfen, ward gesund und fröhlich. Da sprach ich: Hier wohnt Gottes Heil. Und als ich in die Hütte trat, da sah ich Einen, der legte seine Hand auf die Kranken und die Müden, davon sie wurden heil; und ich erkannte Christus."

„Die alte Hütte, untauglich für Menschenzwecke, schlecht gefügt nach Menschenregeln, mit ihren Luken, Löchern, dunkeln Winkeln, fehlenden Klammern, Streben, Stützen, das ist die heilige Schrift. Man sieht sie an mit menschlichem Verstande; was ist d'ran haltbar, was nicht d'ran zum Spott den Spöttern, wie kann sie eine Stelle noch behalten auf dem reichen Markte der Schriften, der schön, der neu gefügten, voll klarer Menschenweisheit, mit gut zusammenhängenden und wohl bewiesenen Sätzen?

Kann sie es aufnehmen nur mit einer? Und doch, die Schriften alle, die schönsten und die klügsten, die pochen auf das Ewige ihrer Lehre, verfallen, machen anderen Platz mit anderer neuer Lehre. Die Schrift besteht und wird bestehen, die alte, und Christi Geist darin als Herr und Hüter wird immer wieder fröhlich machen und gesund alle, die zu ihm kommen krank und müde, weil sie sich erst so lange herumgetrieben draußen."

Dieses poetische Zitat aus Fechners Zend-Avesta, 2. Auflage, I., S. 322, bringt Dr. Dennert, ein Protestant, in seinem von ehrlichem Streben nach Wahrheit zeugenden Buche: „Bibel und Naturwissenschaft. Gedanken und Bekenntnisse eines Naturforschers" (Stuttgart 1904) S. 48 f. als Zeugnis für die Bibel und gegen die bibelfeindliche Wissenschaft.

Wie wahr aber Fechner gesprochen, mögen nur einige Tatsachen bestätigen. Der protestantische Rationalist v. Bohlen gab 1837 ein Buch heraus, betitelt: „Die Genesis, übersetzt mit Anmerkungen". In diesem Buche bemerkt v. Bohlen zu Gen. 12, 16, wonach Pharao dem Abraham „Schafe und Rinder und Esel, Sklaven und Sklavinnen, Eselinnen und Kameele" schenkte, Folgendes: „Der Erzähler nennt Tiere seines Vaterlandes, welche Abraham in Egypten nicht erhalten konnte. Er läßt ihm keine Pferde schenken, und die Pferde waren doch sehr häufig im Niltale; dagegen läßt er ihm Schafe schenken, welche eben so selten sind in den Sümpfen Egyptens wie die Kameele. Dieses Land brachte nach dem Zeugnisse der Alten keine Kameele hervor, ebensowenig Esel, welche wegen ihrer Farbe sehr verabscheut wurden." Ich zitiere hier nach Vigouroux, La Bible et les Découvertes modernes en Palestine, en Égypte et en Assyrie. I., S. 461, (6. Aufl., 1896), worin der Hauptsache nach bereits alle Ergebnisse der Assyriologie teils richtig, teils ebenso unrichtig verwertet sind wie bei Delitzsch in „Babel und Bibel" I und II, wo sie als ganz neu ausgegeben werden. Von Bohlen hatte ex cathedra gesprochen, es war eben für ihn Dogma, daß der Verfasser der Genesis geirrt haben müsse. Doch alle, welche sich jene Unfehlbarkeit und Irrtumslosigkeit anmaßten, die sie der katholischen Kirche absprachen, sind noch immer zu Schanden geworden, so auch v. Bohlen. Denn wie Vigouroux nachweist, finden sich die Schafe auf den Abbildungen der ägyptischen Denkmäler schon im alten Reiche (ca. 3200—2700 v. Chr.). So besaß zur Zeit, als die großen Pyramiden von Gizeh gebaut wurden (um 3000 v. Chr.), einer Grabinschrift gemäß ein einziger Eigentümer eine Herde von 3208 Schafen. Was die Rinder anbelangt, so wurden sie in Ägypten stets in großer Menge gehalten. Hekekyan Bey hat bei seinen Ausgrabungen im Delta ihre Knochen in großer Zahl gefunden. In einer Inschrift aus der Zeit der 12. Dynastie (2482—2282 v. Chr.) rühmt sich ein Gaupräfekt namens Ameni, in seinem Gaue (Sahu) eine Herde von 3000 Stieren samt ihren Färsen (als Naturalsteuer) zusammengebracht zu

haben. Die Esel aber waren in Ägypten nicht nur nicht selten, sondern allgemein verbreitet, wenigstens seit dem alten Reiche. Sie werden in den Papyri häufig erwähnt, finden sich abgebildet zu Beni-Hassan und ebenso (herdenweise) in den Grabkammern der Pyramiden. Schafrah-Anh, ein hoher Beamter am Hofe des Erbauers der zweiten Pyramide von Gizeh, besaß 660 Esel (um 3000 v. Chr.). Der Esel ist auch heute noch das gebräuchlichste Reittier in ganz Ägypten. Das Kameel erscheint allerdings, obgleich es jetzt im Niltale häufig ist, auf den ägyptischen Denkmälern nur selten abgebildet. Allein man findet auch andere Tierarten selten abgebildet, wie Hühner und Katzen, die ganz gewiß in Ägypten stets sehr zahlreich waren. Und wirklich berichten alte Texte, daß man das Kameel zum Tanzen abrichtete, zur Beförderung von Waren gebrauchte u. s. w. Auch hat Hekekyan-Bey bei seinen geologischen Forschungen Knochen von Dromedaren mitten unter den Knochenresten anderer Vierfüßler in bedeutender Tiefe gefunden. Also läßt der Verfasser der Genesis dem Abraham *nicht Tiere seines Landes* (Palästinas) schenken, *sondern echt ägyptische*. Wenn aber v. Bohlen beanständet, daß unter den Geschenken Pharaos an Abraham nicht das Pferd genannt wird, so täuscht er sich wieder, weil man eben nicht 2000 Jahre nach Christus erst befehlen darf, was 2000 vor Christus geschehen sollte. Gerade das Pferd war vor den Hyksos (2089—1578 v. Chr.) in Ägypten unbekannt. Diese haben es erst aus Asien dorthin gebracht und darum erscheint es erst seit der 18. Dynastie auf den ägyptischen Denkmälern. Mit dem Pferde übernahmen die Ägypter von den Semiten auch die Namen für Pferd als Zugtier (ses-t, ses-mut von sûs), Schnelläufer (abiri=abbîr) und Wagen (markabuta = merkhabah). Gerade die Nichterwähnung des Pferdes spricht also für die Glaubwürdigkeit und das hohe Alter des biblischen Berichtes; ein späterer Verfasser hätte dies nicht wissen können, sondern sich vielleicht ebenso geirrt wie v. Bohlen. Dieser Umstand zwingt uns, einerseits die Glaubwürdigkeit der Bibel hochzuachten, andererseits die Wanderung Abrahams nach Ägypten vor 2100 v. Chr. anzusetzen, was nun auch den Ergebnissen der Assyriologie entspricht. Denn der so oft genannte Zeitgenosse Abrahams, Hammurabi von Babylon, regierte 2133—2078 v. Chr. „Dank allen, allen", können daher auch wir ausrufen, „Dank allen, allen, welche andauernd treu zusammenwirken zur Gewinnung solcher erlesenen, archäologisch bedeutsamsten Funde!" (Babel und Bibel II, 10.)

Ein zweites Beispiel: Nach der rationalistischen Pentateuchkritik, die Delitzsch so sehr preist, die aber „ein schier unentwirrbares Wirrsal" von einander widersprechenden und ganz ausschließenden Meinungen bietet, weit unentwirrbarer als jenes, welches der Pentateuch bieten soll (B. und B., II, 17), war es Dogma, daß das 14. Kapitel der Genesis eines der jüngsten Stücke im Pentateuch sei. Es wird nämlich darin berichtet, daß zur Zeit Abrahams (um 2130 vor Christus) König Kedorlaomer

(Χοδολλογομόρ) von Älam (Perſien) mit Amraphel, König von Sinear (Sumir), Aniech, König von Ellaſar, und Tidal (Tid'al Θαδγάλ, woraus durch Buchſtabenverwechſelung im Hebräiſchen [ד und ר] Θαργάλ, im Griechiſchen [Δ und Λ] Θαλγάλ, durch Haplographie [Λ = Λ genommen] Θαλγά wurde), König der Guwim, einen Einfall in Paläſtina gemacht habe, um die Pentapolis im Süden des toten Meeres wegen Tributverweigerung zu beſtrafen. Dieſem Zuge mußte nach der Bibel ein anderer (um 2143) vorausgegangen ſein, da die Pentapolis 12 Jahre den Tribut gezahlt hatte. Aber die Dogmatik der vorausſetzungsloſen Rationaliſten des 19. Jahrhunderts nach Chr. wollte nicht zugeben, daß die Älamiter und Babylonier im 3. Jahrtauſend vor Chr. nach Paläſtina Kriegszüge unternahmen.

Da fügte es ſich nun wunderbar, daß gerade Grotefend — der in Gen. 14 einen babyloniſchen Sonnenmythus zu finden glaubte und die 4 Könige des Oſtens mit den 4 Jahreszeiten, die 5 Könige der Pentapolis aber mit den Epagomenen, d. i. den 5 Tagen, welche die 12×30 Tage zu einem Jahre ergänzen, in Beziehung brachte (ZDMG. 1854, 800) — daß gerade Grotefend, ſage ich, den Schlüſſel zur Keilſchrift fand und ſo die Ehrenrettung der Bibel anbahnte. Denn jetzt ſind durch die Ergebniſſe der Aſſyriologie alle 4 Könige als Zeitgenoſſen Abrahams bezeugt, nur daß zwiſchen den von der Bibel berichteten und den von der Aſſyriologie bezeugten Ereigniſſen ein Umſchwung erfolgte, indem Amraphel (Hammurabi) um 2125 die Älamiterherrſchaft vernichtete und die Hegemonie Babels begründete! Dieſer Umſchwung ſcheint aber auch in Gen. 14, 1 dadurch angedeutet zu ſein, daß der Erzähler, der nach dieſem Umſchwung der politiſchen Verhältniſſe ſchrieb, dort Amraphel an erſter Stelle nennt. Ja, wenn man Prof. Hommel glauben darf, iſt in der bibliſchen Form des Namens noch die Spur der keilſchriftlichen Vorlage des Berichtes zu erkennen. Aber noch mehr, während die „vorausſetzungsloſe" Dogmatik einen babyloniſchen Feldzug nach Paläſtina um 2100 als Mythus und ſpätere Erfindung erklärte, ſagt uns jetzt die Aſſyriologie, daß Sargon I. bereits um 3800 v. Chr. ſolche Züge unternahm. In Ägypten, zu Tell-el-Amarna, der einſtigen Reſidenz Amenophis' IV., wurde 1887 eine Korreſpondenz zwiſchen den Pharaonen und ihren Vaſallen in Kanaan einer- und den Königen der meſopotamiſchen Tiefebene andererſeits gefunden. Und merkwürdig, die Pharaonen korreſpondieren nicht bloß mit den meſopotamiſchen Fürſten, ſondern ſogar mit ihren eigenen Statthaltern in Kanaan in aſſyriſcher Sprache und Keilſchrift, nicht in ägyptiſcher Sprache und Hieroglyphenſchrift!

„Einem Scheinwerfer gleich", ſagt Delitzſch begeiſtert, „hat dieſer Tontafelfund von El-Amarna das tiefe Dunkel, welches über den Mittelmeerländern und ſpeziell Kanaan, über deſſen politiſchen und Kulturzuſtänden um 1500, 1400 v. Chr. lagerte, in blendendes Licht verkehrt. Und die Tatſache allein, daß alle dieſe Großen Kanaans, ja ſogar Cyperns, ſich der babyloniſchen Sprache und Schrift bedienen, den Babyloniern gleich auf Ton-

tafeln schreiben, daß also die babylonische Sprache die offizielle diplomatische Verkehrssprache war vom Euphrat bis zum Nil, bezeugt den alles beherrschenden Einfluß der babylonischen Kultur und Literatur von 2200 bis über 1400 v. Chr. hinab." Ja, Delitzsch geht so weit, zu behaupten: „Als die zwölf Stämme Israels in Kanaan einfielen, kamen sie hierauf in ein Land, welches vollständig eine Domäne der babylonischen Kultur war!" So sehr ist also die antibiblische Dogmatik Lügen gestraft worden! Und darum nochmals herzlichen „Dank allen, allen, welche andauernd treu zusammenwirken zur Gewinnung solcher erlesenen, archäologisch bedeutsamsten Funde!"

Einen ähnlichen Stoß hat die von Prof. Delitzsch gepriesene Pentateuchkritik in Bezug auf die Geschichte Josephs erlitten. Nach ihr wäre dieselbe in später Zeit (lange nach 933 v. Chr.) aus zwei Sagen, einer nordisraelitischen und einer judäischen, zusammengestoppelt worden. Dann hätte sich aber wahrscheinlich der Erzähler eben so getäuscht wie die voraussetzungslose Kritik, welche als Dogma voraussetzte, daß die biblische Josephsgeschichte voll der Widersprüche zur wahren Geschichte sei. Im Gegenteile, die Schilderung der Sitten und Gebräuche der Ägypter stimmt bis ins kleinste Detail so sehr mit den ägyptischen Denkmälern überein, daß nur ein Zeitgenosse der geschilderten Begebenheiten diese so berichten konnte, ja daß auch nur mit den damaligen Verhältnissen Ägyptens vertraute Leser diesen Bericht verstehen konnten. Vigouroux zeigt dies im 2. Bande des genannten Werkes ausführlich. Und doch haben v. Bohlen und Tuch die Echtheit der Josephsgeschichte bestritten. Bohlen bestritt zum Beispiel die Möglichkeit, daß Joseph in den Harem Putiphars gelangen konnte. Demgegenüber bezeugen nicht bloß die ägyptischen Abbildungen die größte Freiheit der Frauen, sondern der sogenannte „Roman der beiden Brüder" enthält sogar eine ähnliche Verführungsgeschichte. Selbst die ägyptischen Namen sprechen im biblischen Berichte für die Echtheit. Ich will diesbezüglich nur auf zwei später ganz mißverstandene Namen hinweisen. Gen. 45, 8 heißt es, daß Gott den Joseph ab-lephar'o „zum Vater des Pharao" gemacht habe, worin der ägyptische Titel ab-en-pirao erhalten ist. Und Gen. 46, 34 (Ende) heißt es: „Die Schafhirten sind den Ägyptern ein Greuel", was (nach Vigouroux) sehr wahrscheinlich heißen soll: „Die Schasu (d. h. die einfallenden asiatischen Nomaden) sind den Ägyptern ein Greuel", was wieder zur Geschichte Ägyptens stimmt. Ein Haupteinwurf der destruktiven Kritik war die Erwähnung des Obermundschenks und des Weines; Gen. 40, 9—11 sagt nämlich der Mundschenk: „Mir war's im Traum, als stehe ein Weinstock vor mir. (10) An diesem Weinstock waren drei Zweige, und als er nun zu treiben begann, da kamen Blüten zum Vorschein und seine Kämme trugen reife Trauben. (11) Ich aber hielt den Becher Pharaos in der Hand und ich nahm die Trauben, drückte sie aus in den Becher Pharaos und gab dem Pharao den Becher in

die Hand." Dem gegenüber berief man sich auf Herodot, der an einer Stelle sagt (II, 77), daß es in Ägypten keine Reben gab, und auf Plutarch, welcher behauptet, daß die Eingebornen des Landes den Wein verschmähten, weil sie ihn als das Blut jener betrachteten, die sich gegen die Götter empört hätten. Allein mit welchem Rechte, zeigt Vigouroux treffend an fünf (!) anderen Stellen Herodots, dessen Widersprüche man so gerne übersah, um der Bibel Unwahrheiten nachzuweisen. Der Vater der Geschichte erzählt nämlich: 1. (II, 60), daß man zur Zeit des großen Festes zu Bubastis in Ägypten soviel Wein trinke als sonst im übrigen Jahre; 2. (II, 122), daß der Maurermeister, welcher den königlichen Schatz (des Rhampsinit) stiehlt, die Wächter mit Wein trunken machte; 3. (II,168), daß jeder Soldat der königlichen Wache täglich 4 Becher Wein bekomme; 4. (II, 133), daß Mykerinos, der Erbauer der 3. Pyramide von Gizeh (um 3000 v. Ch.), Tag und Nacht mit Trinken verbrachte; 5. (II, 37), daß sogar die Priester täglich Rebenwein erhalten. Auch berichten Diodor, Strabo, Plinius, Athenäus, Horaz und Plutarch (an anderen Stellen) vom Gebrauch des Weines. Bohlen hat sich also geirrt, wenn er meinte, der Weinbau sei erst um 650 in Ägypten eingeführt worden. Die Abbildungen in den Grabkammern der Pyramiden (4. bis 6. Dynastie) und zu Beni-Hassan bezeugen, daß die Weingärten in Ägypten sehr zahlreich waren, und zwar von den ältesten Zeiten an. Auch hat man ganz ähnliche Szenen unter den ägyptischen Abbildungen entdeckt, wie die Gen. 40, 11 geschilderte (Vig. II, S. 72 und 80). Wenn aber Vigouroux Ramses II., den Sesostris der Griechen, für den Pharao der Bedrückung hält und somit seinen Sohn Mernephtah für den Auszugspharao, so ist diese Ansicht nach Entdeckung der Tell-el-Amarna-Korrespondenz nicht mehr haltbar. Doch der Irrtum beruht auf der Geschichte, wie Steindorff (Die Blütezeit des Pharaonenreichs, S. 60) zeigt. Dort heißt es nämlich von Thutmosis III. (1505—1452): „Es ist kein Zweifel, daß Thutmosis III. die bedeutendste Erscheinung auf dem Thron der Pharaonen gewesen ist, und wenn überhaupt ein ägyptischer Herrscher, so verdient er den Beinamen des Großen weit mehr als etwa der spätere Ramses II. (1335—1269), der ganz mit Unrecht diesen Ehrentitel empfangen hat. Die Ägypter haben auch empfunden, welch' gewaltiger Herrscher er war und wie sehr ihn die Götter geliebt haben. Jahrhunderte lang galt sein Vornahme Menche-per-Rē (Mesphres) als glückverheißend und wurde auf Amulette geschrieben, um deren Träger vor Ungemach zu schützen. Die Großtaten des Königs, der ein ägyptisches Weltreich gegründet, lebten im Gedächtnis des Volkes fort und wurden von der Nachwelt mit zahlreichen sagenhaften Zügen ausgeschmückt. Nur der Name des Königs geriet in Vergessenheit, was er geleistet, schrieb man dem Ramses zu oder dem nur in der Sage lebenden Sesostris, die zu Idealgestalten ägyptischer Herrscher wurden. Als Germanicus der Neffe des Kaisers Tiberius, im Jahre 19 nach Chr. Theben besucht, und durch die ungeheuren Trümmer des Tempels von Karnak schritt, ließ

er sich die langen Inschriften, die mehrere Wände bedecken und die uns noch heute die Kriegstaten Thutmosis III. melden, von einem der ältern Priester erklären . . . Aber als Namen des Herrschers nannte der Priester nicht Thutmosis, sondern Ramses, den auch der moderne Dragoman stets im Munde führt, wenn er ein staunenerregendes Denkmal dem wißbegierigen Reisenden erklärt."

Schon aus dem Gesagten geht hervor, wie unrecht Delitzsch hat, wenn er sagt (B. und B. I, S. 4 f.): „Wie haben sich doch die Zeiten geändert! David, Salomo 1000 vor Chr., Moses gar 1400 und noch 8 Jahrhunderte früher Abraham und von allen diesen Männern bis ins Einzelne gehende Nachricht — das erschien so einzigartig, so übernatürlich, daß man auch Erzählungen aus den Anfängen der Welt und der Menschheit gläubig mit hinnahm — selbst große Geister standen unter dem Bann des das 1. Buch Mosis umgebenden Mysteriums. Jetzt, da die Pyramiden sich geöffnet und die assyrischen Paläste sich aufgetan, erscheint das Volk Israel und sein Schrifttum als der jüngsten (?!) eines unter den Nachbarn." Nein, das hebräische Schrifttum reicht bis hinauf zu Moses und Abraham, das haben Pyramiden und assyrische Paläste bestätigt, und Millionen von Katholiken und Akatholiken sind davon auch heute noch überzeugt, nachdem die Resultate der Ägyptologie und Assyriologie längst bekannt sind. Doch Delitzsch gibt ja selbst zu, daß die Bibel bestätigt wurde. So erwähnt er die Bestimmung des Kanal Kebar (Ezech. 1, 3), der Vaterstadt Abrahams: Ur der Chaldäer (heute Mukajjar), der Stadt Karchemisch (heute Dscherabis, „größer denn Ninive"). Auch weist er hin auf die Entdeckung des Sargonspalastes (1843 durch Botta), nicht aber darauf, wie durch dieselbe die destruktive Bibelkritik zu Schanden gemacht wurde. Weil nämlich außer Jesaja niemand von ihm wußte, galt es als Dogma, daß er nicht existiert habe. Jesaja (20, 1f.) sagt: „In dem Jahre, in welchem der Thartan (Titel des assyrischen Oberfeldherrn nach Asdod kam, als ihn der König von Assyrien sandte und er Asdod belagerte und eroberte, zu jener Zeit redete Jahwe durch Jesaja" u. s. w. Nach Vitringa, Offerhaus, Eichhorn, Niebuhr, Hupfeld war es Salmanassar; nach den Rabbinern, Grotius, Lowth, Michaelis: Asarhaddon. In Wirklichkeit war Salmanassar sein Vorgänger, Sennacherib war sein Sohn und Asarhaddon sein Enkel. Nun sind auf einmal seine Annalen genau bekannt und die Historiker tun, als ob sie das immer schon gewußt hätten! Ja, „wie haben sich doch die Zeiten geändert!" Ebenso weist Delitzsch auf die Belagerung der Stadt Lakisch durch Sennacherib hin, die sogar in dieses Königs Palast abgebildet gefunden wurde. Ich möchte ferner auch auf das Buch Judith hinweisen, das so auffallend durch die Annalen Assurbanipals bestätigt wird (Vig. IV, 46 ff., vgl. auch meine diesbezügliche Abhandlung in Schöpfers Geschichte des alten Testaments, 3. Aufl., S. 433 ff.), ferner auf das Buch Daniel (Vig. IV, S. 245 ff; Schöpfer S. 489 ff.), welches gleichfalls ganz zu den Berichten der

Keilschriftliteratur stimmt, wenn es auch Dogma der voraussetzungslosen Kritik ist, daß diese beiden Bücher nachexilisch sind. Endlich weise ich auch auf die Makkabäerbücher hin, deren sogenannte Widersprüche durch ein wenig Textkritik und guten Willen schön behoben werden, wie ich bei Schöpfer (S. 539) nachgewiesen habe, und doch haben diese Bücher bei der rationalistischen Kritik am wenigsten Gnade gefunden, wie der Mangel an echter Textkritik sogar bei Strack und Zöckler zeigt.

Delitzsch (B. und B. I, 10) sagt ferner bezüglich der Völkertypen auf den assyrischen Denkmälern: „Aber auch die ganzen Völker werden wieder lebendig. Wenn wir von den assyrischen Kunstdenkmälern die verschiedenen Völkertypen sammeln und hier die Darstellung eines Judäers aus Lakisch und hier eines Israeliten aus der Zeit Jehus ins Auge fassen, so dürften auch die übrigen Völkertypen, z. B. der elamitische Häuptling, der arabische Reiter und der babylonische Kaufmann ebenso genau beobachtet und wiedergegeben sein. Speziell die Assyrer, welche noch vor sechs Jahrzehnten mitsamt ihrer Geschichte und Kultur untergegangen zu sein schienen im Strome der Zeiten, sind uns jetzt durch die Grabungen in Ninive bis ins Kleinste bekannt und viele Stellen der prophetischen Bücher finden farbenprächtige Illustrierung." Nun, wenn dem so ist, so können wir auch bei der Bibel nach all dem Gesagten schließen: Wenn die Bibel in den angefochtenen Teilen so ausgezeichnet durch die Ägyptologie und Assyriologie bestätigt wurde, wird sie auch sonst alles genau aufbewahrt und wiedergegeben haben.

Drum sagen auch wir: „Möchte sich doch mehr und mehr die Überzeugung Bahn brechen, daß eine leidenschaftslose, historisch-kritische (nicht aber von Vorurteilen geleitete und die Wahrheit absichtlich verkennende) Wiedervornahme der betreffenden Akten allein zum Ziele zu führen vermag und daß, weder solange die Streitfrage schwebt, noch wenn sie ihrer Lösung näher gebracht sein wird, unsere Herzensgemeinschaft mit Gott irgendwelchen Schaden leidet."

Aus der Radetzky-Zeit.

Von Jos. Alex. Freiherrn von Helfert.

Husarenstück pflegt man ein mehr als kühnes Wagnis, das mit keckem Pochen auf das Kriegsglück, mit nicht leichtsinniger, sondern mit zuversichtlicher Beiseitesetzung gebotener Vorsichtsmaßregeln von gelungenem Erfolge gekrönt wird. Ein solches Husarenstück hat der Generalstabsmajor Johann Graf Huyn in den letzten Tagen des glorreichen italienischen Feldzuges von 1848 ausgeführt.

Radetzky stand am 4. August 1848 vor Mailand, um die Stadt zum Falle zu bringen und als Sieger in sie einzuziehen, die er viereinhalb Monate früher in größter Bedrängnis vom innern und äußern Feinde hatte preisgeben und verlassen müssen. Allein zugleich galt es ihm, den Schatz der Eisernen Krone von Monza zu sichern, den er von einer Abteilung des piemontesischen Heeres und von der Freischaren-Kolonne Garibaldi's bedroht wußte. Mit dieser Aufgabe betraute er den Grafen Huyn, dessen vom 7. August datierter Bericht über den Hergang sich in dessen handschriftlichem Nachlasse befindet.

Huyn hatte sechs Züge von Windischgrätz-Chevauxlegers (Nr. 4 böhm.) unter Befehl des Rittmeisters Wenzel Ludwig von Lövenhelm und zwei Kompagnien des Grenadier-Bataillons Alexander Laiml Ritters von Debina (Prinz von Preußen Nr. 34 ungarisch) unter Befehl des Hauptmanns Joseph Eduard Berger zu seiner Verfügung. Mit ersteren ritt er von S. Donato, den 5. August früh 8 Uhr ab und gab der Grenadier-Division die Weisung, über Crescenzago und Sesto S. Giovanni zu folgen, während er selbst mit den Chevauxlegers den Weg über Linate und Vimodrone einschlug. In Vimodrone wurde eine Staffette, von Inzago kommend, aufgefangen, welche an das Comitato di pubblica difesa in Mailand gerichtet war und die Anfrage um Verhaltungs-Befehle enthielt. Um die wichtige Verbindung zwischen Mailand und Brescia zu durchschneiden, ließ Huyn in Vimodrone ein Pikett mit einem findigen Wachtmeister zurück und ritt weiter über Cologno gegen Monza. Bei der Cascine S. Alessandro angelangt, erfuhr Huyn von den Einwohnern, daß die Kolonne des Generals Garibaldi, bei 5000 Mann stark, aus Infanterie und Kavallerie bestehend, 10 Uhr vorm. in Monza eingetroffen sei, um sich Nachmittags nach Mailand zu begeben. Huyn durfte es also nicht wagen, mit einer kaum 100 Pferde zählenden Macht direkt gegen eine Stadt vorzugehen, die 18.000 Einwohner zählte, deren Verhalten in den Märztagen das schlechteste war, und mußte auf andere Mittel sinnen, um nicht ganz fruchtlos so weit vorgedrungen zu sein.

Huyn ließ die Truppe bei der Cascine halten und sich gegen Monza decken, gab dem Rittmeister den Auftrag, sich im Notfalle wieder auf Vimodrone zurück zu ziehen, und ritt mit dem Oberlieutenant der Gensdarmerie Alois Widmann, 2 Gensdarmen, 2 Guiden und 4 Chevaurlegers auf Rekognoszierung, um sich zu überzeugen, inwiefern er in der linken Flanke gegen Mailand gesichert oder gefährdet sei, und um der Infanterie-Division, die er schon auf dem Wege gegen Sesto S. Giovanni vermutete, die nötigen Befehle zu senden.

In Sesto S. Giovanni fielen einige Schüsse auf die kleine Kolonne, die aber bald von den herbeieilenden Einwohnern als von wenigen „Disperati" herrührend bezeichnet wurden. Einige an die in Massen versammelte Bevölkerung gerichtete Worte des Friedens und der Beruhigung brachten großen Jubel hervor. Huyn sandte einige Einwohner nach Monza mit dem Auftrage an den dortigen Podestà, sogleich für 20.000 Mann, nämlich ein in Anmarsch befindliches Armee-Korps, die Rationen an Wein und Fleisch zu bestellen, erteilte der Eisenbahnverwaltung den Auftrag, Niemand mehr passieren zu lassen und beorderte einen Gensdarm der Grenadier-Division nach Crescenzago mit dem Befehle, Sesto S. Giovanni zu besetzen. Von Sesto S. Giovanni wendete sich Huyn gegen die Kreuzung der zwei nach Monza führenden Chausséen. Hier waren 40 Lombarden der mobilen Nationalgarde aufgestellt. Unter dem Zurufe Pace! ritt Huyn auf sie zu. Sie ließen ihn und seine kleine Abteilung bis zu ihnen herankommen und umstellten sie verwundert und neugierig. Auf seine Erzählung, daß Friede geschlossen sei, Mailand noch heute übergeben werde, daß der Kaiser allen Verzeihung angedeihen lasse und sie nunmehr nach Hause gehen könnten, brach ein lauter Jubel aus und seinem Verlangen: „Ma, se pare è, bisogna deporre le armi!" ward sogleich Folge geleistet.

Nun zog Huyn aufwärts gegen Monza, fing hiebei den Postkourier auf, welcher über Leno, Sondrio, u. s. w. bestimmt war, ritt bis an den Steg, der ihn mit der zurückgelassenen Reiterei in Verbindung brachte, und nahm nunmehr auch diese auf die Straße heraus.

Als Huyn beim Eisenbahnhofe vor Monza anlangte, versammelte sich die erstaunte Menschenmenge um die kaiserliche Reiterei. Huyn ließ den Podestà und den Arciprete herausrufen, verkündete den Einwohnern im Namen des Feldmarschalls Friede, Ruhe und die Gnade des Kaisers für das Vergangene und dgl. mehr, was wieder außerordentlichen Jubel und Evviva ꝛc. zur Folge hatte. Alles drängte sich um ihn, brachte ihm und seinen Leuten Wein und ließ den guten Kaiser und den Feldmarschall als ihren Befreier hoch leben.

Alles dieses trug sich zu, während, nach Aussage der Bewohner, kaum einige hundert Schritte davon entfernt, die Piemonteser im Gymnasium in der Stadt waren und die Freischaren Garibaldis bei der Villa reale standen.

Um sich von der Wahrheit dieser Angabe zu überzeugen, sandte Huyn eine Patrouille in die Stadt vor, welche kaum die ersten Häuser passiert hatte, als ein lebhaftes Kleingewehrfeuer auf sie erfolgte und sie zum Umkehren nötigte. Huyn nahm hierauf die Reiterei aus der Vorstadt zurück, trug dem Podestà und dem Arciprete auf, alles anzuwenden, damit der Feind abziehe, weil es sonst nötig wäre die Truppen und das Geschütz

vorrücken zu lassen und den Angriff gegen die Stadt zu beginnen. Man bat ihn, noch zu warten, bis ihre Antwort erfolgt sei. Kurz darauf kehrten sie mit einem piemontesischen Unteroffizier zurück, dem Huyn auftrug, ihm den General Garibaldi oder den piemontesischen Kommandanten heraus zu rufen, wobei er erfuhr, daß beide nicht bei ihren Truppen, sondern in eine Villa gefahren seien, um einen Besuch zu machen. Indes kam an deren statt ein piemontesischer Offizier unter militärischer Begleitung, dem Huyn entgegen ritt, ihn bat, alle kriegerischen Vorsichten bei Seite zu lassen, und ihm in Gegenwart der Bewohner seine Mitteilungen über den Abschluß einer Kapitulation erneuerte, vermöge welcher abends 6 Uhr Mailand an die Österreicher übergeben werde, während der König den freien Abzug über den Ticino erhalte und Monza von einem Armeekorps besetzt werden müsse, dessen Avantgarde er, Huyn, bilde; er beschwor ihn, mit den Truppen früher abzuziehen, um ein nutzloses Blutvergießen und die Zerstörung der Stadt zu vermeiden und dgl. mehr. Der Offizier war, wie natürlich, ganz erstaunt, versicherte Huyn, daß noch keine Befehle vom König gekommen seien, daß sie gar nicht wüßten, was sie machen sollten, und er nur ein Aviso habe, nach Mailand zu gehen, nunmehr aber einsehe, daß dies jetzt nicht mehr möglich sei, weil die Österreicher schon auf diesen Straßen stünden, und war naiv genug, den kaiserlichen Major noch zu fragen, welchen Weg er einschlagen solle, um nicht von den österreichischen Truppen beunruhigt zu werden. Er erbat sich eine schriftliche Anweisung, damit er sich ausweisen könne, im Falle er mit anderen Abteilungen der Österreicher zusammenträfe. Huyn gab ihm den Rückzug über Gallarate und Sesto Calende als den einzig möglichen für ihn an. Zugleich ersuchte er den Offizier, alles anzuwenden, daß der Abmarsch schnell erfolge, weil er nunmehr zurück reiten müsse, um die Meldung zu erstatten. Die Vorrückung des Korps werde sogleich erfolgen, weil die anberaumte Stunde bereits überschritten sei.

Diese Verhandlung in Gegenwart der geängsteten Bevölkerung und der Autoritäten verfehlte ihre Wirkung nicht. Man bestürmte den Offizier mit Bitten und alles folgte ihm ins Lager zu den andern Truppen. Huyn aber ritt mit seiner kleinen Schar zurück zur Cascine Alessandro, um die Pferde füttern zu lassen, entschlossen, in einer Stunde wieder nach Monza zu reiten, um den Erfolg dieser sonderbaren Verhandlung zu sehen.

Von der Grenadier-Division wußte Huyn gar nichts, obgleich er ihr auf allen Wegen entgegengesendet hatte, und vermutete, daß sie Gegenbefehl erhalten habe. Bei der Cascine angelangt, traf ihn eine Husaren-Abteilung, die aus dem Hauptquartier abgesendet war und ihm den Befehl brachte, augenblicklich umzukehren und einzurücken, weil Monza vom Feinde stark besetzt sei.

Nach dem Vorangegangenen entschloß sich Huyn, diesem Befehl keine Folge zu leisten, sondern sandte die Husaren gleich weiter nach Monza mit dem Auftrage, sich zu erkundigen, ob der Abmarsch des Feindes bereits erfolgt sei.

Die Husaren kamen mit der Antwort zurück, daß der Feind bereits abgezogen und die österreichische Grenadier-Division eben im Einmarsche nach Monza begriffen sei. Diese hatte nämlich den Weg verfehlt und war auf der obern Straße von Vimodrone gerade zur rechten Zeit bei Monza eingetroffen.

Mittlerweile wurde auch ein Offizier eingebracht, der von Mailand vom König abgesendet worden war, um die Kolonne Garibaldi's mit der

Eisenbahn nach Mailand zu rufen; er war in Sesto angehalten worden und hatte versucht, seinen Weg zu Fuß fortzusetzen, bis er vom Windischgrätz-Chevauxleger Jakob Kočicky festgenommen und als Gefangener vor Huyn gebracht wurde.

Hierauf rückte Huyn wieder mit der ganzen Reiterei nach Monza vor, um bezüglich des Schatzes der eisernen Krone die Unterhandlung zu pflegen. Aus der mit dem Podestà und dem Arciprete gepflogenen Rücksprache wurde es Huyn vollkommen klar, daß es eine höchst unkluge Handlung wäre, diesen Schatz zu heben; beide versicherten Huyn, daß es unmöglich sei, die Sache im Geheimen abzumachen, daß zweifellos ein Aufstand unter der Bevölkerung ausbrechen würde und somit der günstige Eindruck, den das Erscheinen der Österreicher in Monza hervorgebracht hatte, wieder verloren ginge. Sie baten Huyn inständigst, von diesem Vorhaben abzustehen, und erklärten sich haftbar, daß niemand den Schatz oder die Krone berühren werde.

In der Richtung von Mailand vernahm Huyn Kanonenschüsse, und da er keine weitere Nachricht hatte, wie die Sachen dort stünden, wollte er die Nacht über um so weniger in Monza bleiben, als die Erzählung des Podestà über den Abmarsch des Feindes ihm nicht die Sicherheit gab, ob derselbe sich nicht besinnen und wieder umkehren werde. Es waren nämlich zuerst die piemontesischen Truppen von dem Offizier und den Einwohnern zum Rückzuge nach Gallarate bestimmt worden, ohne daß man deren ordentlichen Kommandanten abwartete, worauf dann auch die Freischaren Garibaldis, als sie sahen, daß die Piemonteser Monza verließen, nach Como abmarschierten, obgleich viele Einsichtsvollere unter den ersteren die Leute zu überzeugen suchten, daß die Kapitulation eine Erfindung sei und Monza behauptet werden solle, bis Befehle von Mailand kämen, jedenfalls aber müsse die Rückkehr Garibaldi's abgewartet werden.

Nachdem Huyn's Leute sich etwas erholt und mit Wein gestärkt hatten, brach er mit dem Gefangenen auf und marschierte noch in der Nacht mit der Infanterie bis Vimodrone, mit der Kavallerie bis Lambrate und ließ sie dort lagern, weil die Truppe, welche seit dem 5. morgens 8 Uhr bis zum folgenden Tage morgens 2 Uhr beinahe fortwährend in Bewegung war, nicht mehr leisten konnte. Hiebei wurde das bei Vimodrone zurückgelassene Piket eingezogen, welches mittlerweile viele Personen, die zwischen Mailand und Brescia zogen, arretiert hatte.

Somit war es durch die kühne Entschlossenheit Huyns gelungen, mit einem Détachement von einigen hundert Mann die Kolonne Garibaldi's, 3500 Mann Lombarden Schweizer und anderen Freischaren, dann 1200 Mann Piemontesen, des Königs letzte frische Truppe, zu vertreiben, ohne einen Mann zu verlieren, und zugleich das Land nördlich von Mailand bis Monza vom Zustande der Aufregung zur Ruhe zurückzuführen.

Jean François Millet.

Von **Ludwig Gall.**

Die bedeutsamen Umwälzungen auf dem Gebiete der bildenden Kunst sowie die gesteigerte Anteilnahme des Publikums an den Erzeugnissen derselben haben es mit sich gebracht, daß man dem Leben und der Tätigkeit der schaffenden Künstler, wie dieses in Monographien und Studien von stets sich mehrender Zahl geschildert wird, steigendes Interesse entgegenbringt.

Der erhöhten Nachfrage steht aber auch das vermehrte Angebot gegenüber. Fortwährend verringert sich die Zahl der bedeutenderen Künstler, über deren Leben und Entwicklung wir wenig oder nichts wissen. Unter diese gehört durchaus nicht J. F. Millet, dessen Lebens- und Arbeitsgeschichte Julia Cartwright wiedererzählt.*)

Ungeachtet der durch gute Reproduktionen weltweit bekannt gewordenen Hauptwerke des berühmtesten modernen Schilderers des Bauernlebens dient Cartwrights Buch, das manches mit den besten biographischen Darstellungen gemein hat, doch aufmerksame Berücksichtigung. Vor Allem finden wir in demselben Zeit und Umgebung, in welcher der am 4. Oktober 1814 in Gruchy-Greville geborene normannische Bauernsohn heranwuchs und seine ersten, für den künftigen Lebensweg bestimmenden Eindrücke empfing, so prächtig geschildert, daß wir an Pierre Loti in seinen „Islandfischern" gemahnt werden.

Die Personen in diesem Heimatsbilde, die Großmutter Millets, die Witwe Jumelin, welche einen so bestimmenden Einfluß auf seine sittliche Erziehung nahm, der Vater Jean Louis, mit dem er zusammen auf dem Felde arbeitete und der ihm Vorbild in allem männlichen Handeln und Schaffen blieb, die geliebte, unermüdlich arbeitsfreudige Mutter, der alte Priester, der ihn die heiligen Schriften lesen und die Schönheiten des Virgil genießen lehrte, sie alle werden uns mit solcher Liebe und Anschaulichkeit vorgeführt, daß sie, wie den Künstler durch das Leben, so uns durch das Buch begleiten.

In der Zeit, die er in seinem Geburtsorte und der unmittelbaren Nachbarschaft desselben, als Bauernjunge arbeitend, jedoch mit dem Fühlen und dem Blicke des werdenden Künstlers begabt verbrachte, durchlebte Millet die Idylle des Knaben- und Jünglingsalters, die mit seinem 18. Jahre endet, als er sich entschließt, Maler zu werden, um zuerst nach Cherbourg, dann nach Paris zu gehen. Verhältnismäßig kurze Zeit verbringt er auf dem Atelier des

---

*) Jean François Millet. Sein Leben und seine Briefe, von Julia Cartwright (Mrs. Henry Ady). Aus dem Englischen übersetzt von Klara Schröder. (Leipzig, Herm. Seemann Nachf., 1903.)

Cherbourger Malers Langlois, eine längere Periode auf dem des Pariser Meisters Delaroche. Millet fühlte sich in der Weltstadt unglücklich. Er war menschenscheu, unbeholfen und schüchtern. Er blieb inmitten des bewegten Pariser Lebens der Bauer aus der Normandie, vergaß nicht die Lehren derer, die er innig verehrte, und erhielt sich im Kreise der Bohême, in dem er leben mußte, den Glauben an seine Ideale rein. Mit Anspannung aller seiner Kräfte gewann er, nachdem er die Schul-Ateliers verlassen, den dürftigsten Lebensunterhalt, der ihn zeitweilig kaum vor dem Verhungern schützte. Dennoch heiratete er ein geliebtes Mädchen aus seiner heimatlichen Provinz. Sein eheliches Glück war jedoch nur sehr kurz. Die an sich schwache und kränkliche junge Frau war den Entbehrungen und Sorgen, die ihr im Zusammenleben mit dem Gatten nicht erspart bleiben konnten, nicht gewachsen, siechte ein kurzes Jahr dahin und starb.

Trotz aller ihn treffenden Schicksalsschläge wurde Millet nicht dauernd mutlos, studierte unverdrossen die Werke der Alten, insbesonders Michelangelos, der ihm vor Allen vorbildlich erschien, und malte zur Erwerbung des Lebensunterhaltes Bilder in der Art Bouchers und Watteaus, die, allerdings nur für ganz geringe Beträge, Käufer fanden. Hie und da erhielt er auch einen, ebenfalls sehr schlecht bezahlten Auftrag auf ähnliche Arbeiten. Unzufrieden mit seinem bisherigen Schaffen war er im Gedanken stets in seiner Heimat, in den Gestalten und der Landschaft derselben die Vorwürfe erblickend, denen seine Kunst gerecht werden könnte. Nach manchem Kampfe und gegen den Rat seiner Freunde ringt er sich zu dem Entschlusse durch, der Darstellung des Lebens und der Arbeit der Bauern, die er kennt und liebt, mit denen er eines — wenn auch künstlerisch durchgeistigten Fühlens — und gleich zähen Wollens ist, seine ganze Kraft zu widmen.

Der inzwischen wieder verheiratete und nunmehr auch Vater gewordene Künstler verließ mit den Seinen das ihm niemals sympathisch gewordene Paris, um nach dem idyllisch gelegenen Örtchen Barbizon, in der Nähe von Fontainebleau und seinem bekannt schönen Walde, zu übersiedeln. Dort nahm er in einem der bescheidensten Häuschen Wohnung und Atelier in Miete. Die daselbst schon bestehende Künstlerkolonie, deren hervorragendstes Mitglied der Landschafter Theodor Rousseau war, der später Millets unzertrennlicher Freund wurde, nahm ihn freundlich auf, das ländliche Leben und die Umgebung entsprachen seinen Anforderungen vollständig. Dieser Aufenthalt in Barbizon dauerte mit kurzen Unterbrechungen bis an das Ende seines Lebens.

Mit den Pariser künstlerischen Freunden, insbesonders mit seinem späteren Biographen Sensier, blieb er von hier in lebhaftem Verkehre und Briefwechsel. Er besuchte auch ab und zu Paris, um dort ein oder das andere Bild fertig zu malen und mit seinen Auftraggebern zu verkehren. Ungeachtet seines nimmer ermüdenden Fleißes und einer außerordentlich produktiven Kraft konnte er aber auch hier in langen Perioden das Schreckgespenst der Sorge und Not von seiner Schwelle nicht ferne halten, das ihn schon während seines zwölfjährigen Pariser Aufenthaltes so arg heimgesucht hatte, daß man annimmt, ein peinigendes Kopfleiden, an dem der sonst so robuste Mann litt, habe in der Zeit, wo er hauptsächlich die Pein des Hungers erdulden mußte, seinen Ursprung genommen.

So rasch nun in der Ruhe und Sammlung des Landaufenthaltes seine Werke zur Vollendung ausreiften und die ungeteilte Bewunderung der ihm näherstehenden Freunde wie Künstlergenossen fanden, — das große Publikum, beeinflußt von einer ihm wenig geneigten Presse, blieb nicht nur kalt, sondern verhielt sich sogar ausgesprochen ablehnend.

Seine Art, die Menschen und ihre Umgebung zu sehen, war der herkömmlichen ganz entgegen. Seine Kompositionen waren einfach, die Farbe nicht blendend, eher stumpf. Und die Motive! Hart arbeitende Menschen in einer möglichst einfachen, an Reizen armen Landschaft, dürre Heide, brachliegender oder frischgepflügter Ackerboden, spärliche Baumgruppen, ein Dorf im Hintergrunde. Oder die schlichten Szenen häuslicher, bäuerlicher Verrichtungen in der Stube, der Küche, dem Stalle, dem Hofe.

Was konnte ein Künstler mit diesen Darstellungen in einer Zeit wollen, da die Ideen des Umsturzes der sozialen Verhältnisse im gesprochenen und geschriebenen Worte an allen Orten ihren Ausdruck fanden? Was anders als die Revolution in ihrer abschreckendsten Form, meinten die Superklugen, die aus dieser Verherrlichung der edelsten Arbeit, der Bebauung des Bodens, nichts anderes herauszulesen vermochten, als daß dadurch die breiten Schichten der Arbeitenden zum Widerstande gegen die Besitzenden aufgereizt werden könnten.

Daß hier ein an den klassischen Arbeiten und Denkmalen der Vergangenheit durchgebildeter, gottbegnadeter Künstler von mächtigem, rein und unbeeinflußt erhaltenem Empfinden an die Aufgabe herangetreten war, ehrfürchtig den Spuren der Natur zu folgen, daran dachte niemand von Jenen, die gewohnt waren, immer nur die verbesserte Natur im konventionellen Kleide der jeweiligen Kunstmode zu sehen. Während Millet mit dem Unverständnis und der Rückständigkeit seiner Landsleute zu rechnen hatte, fand er unter jüngeren ausländischen Künstlern, vor Allem bei Amerikanern und Engländern, eine verständnisvolle Beurteilung. Unter diesen war es zuerst der Maler William Morris Hunt, der als zeitweiliger Kolonist von Barbizon und Schüler Millets die Art und das Können des Meisters bald schätzen lernte. Nach seiner Heimkehr nach Amerika machte er seine Landsleute auf den hohen Wert der Werke dieses Künstlers aufmerksam, was zur Folge hatte, daß diese die besten Bilder desselben, da sie bei den Pariser und Brüsseler Kunstfreunden noch sehr unterschätzt wurden, um billiges Geld ankaufen und ausführen konnten. Ähnlich trat ein anderer amerikanischer Künstler Wheelwright, in einer Monatsschrift seines Heimatslandes für ihn ein und ließ der Welt wissen, welches bedeutende künstlerische Genie, welcher interessante Mensch in dem dem Getriebe der Hauptstadt verhältnismäßig nahen Malerdorfe Heim- und Werkstatt aufgeschlagen. Unter den Engländern war es der Gründer der „Praeraphaelitic Brotherhood", Dante Gabriel Rossetti, welcher auf den französischen Maler aufmerksam machte, der in seinen eigenartigen Werken gleich ihm die Rückkehr zum Studium der Natur predigte.

Die Anerkennung, die Millet von dieser Seite wurde, die Beziehungen in denen er zu den geistig hochstehenden Fremden blieb, mußten wichtigen Einfluß auf den gesamten Bildungs- und Entwicklungsgang des Menschen und des Künstlers nehmen. In den Jahren seiner Reife zeigt sich der in seiner

ländlichen Umgebung immer noch das liebgewordene Bauernkleid tragende Künstler als ein sehr gebildeter Mann, vor allem in seinem gedankenreichen Briefwechsel, dem Cartwright breiten Raum in ihrem Buche gewährt.

Wenn wir hören, daß Millet mit Vorliebe die Schriften Emersons las, Verse aus Miltons verlorenem Paradiese gern zitierte, daß Shakespeare und die Bibel seine dauernde Lektüre bildeten, so ist dies charakteristisch für seine geistige Richtung. Noch bezeichnender erscheint es uns aber, daß der vielbeschäftigte, stets hart um das liebe Brot für sich und seine neun Kinder arbeitende Mann in vorgerückten Jahren Zeit findet, italienisch zu lernen, um seinen Lieblingsdichter Dante, von dem er immer und immer wieder Verse zitierte, die ihn bei seinem tiefen Empfinden für Größe und Schönheit zur Arbeit begeisterten, in der Ursprache lesen zu können. Durch diese Tatsache werden wir daran gemahnt, des Ringens der Präraphaeliten zu gedenken, die sich die Begeisterung zum Kampfe um ihre Ideale einerseits aus dem Gedichte des großen Florentiners, andererseits aus der Kunst seiner Tage holten.

Zu so hohem Gedankenfluge konnte sich der Bauernmaler aufschwingen, der seine künstlerische Absicht in den Satz zusammenfaßte: „Mon rêve est de caracteriser le type", eine Absicht, der er mit wenigen Ausnahmen, wo er andere als dem Bauernleben entnommene Themen behandelte, treu blieb.

Die Type des französischen Bauers der nördlichen Provinzen und vornehmlich jene der Normandie war es, die er ganz erfaßt und festgehalten hat. Er lebte selbst das Leben dieses Bauers, dem er zur Arbeit ins Feld und in das Haus folgte, die Materie zu seinen Bildern gewinnend. Hier aber hielt er nicht dramatisch bewegte Szenen fest. Vergeblich sehen wir nach solchen aus, wie sie ein Defregger, Vautier, Schmid oder die alten holländischen Meister dargestellt haben. Millet ist der berufene Darsteller der Würde, des Pathetischen im Bauernleben. Wie ihm während seines Pariser Aufenthaltes Hohlheit und Phrasentum, die im großstädtischen Leben als mißliche Beigabe stets zu finden, vom Herzen zuwider waren, so wollte er nächst der Bodenständigkeit seinen Bauerngestalten die volle Treue der Wirklichkeit bewahren. Dem von ihm niedergeschriebenen Satze folgend: „Il faut pouvoir faire servir le trivial à l' expression du sublime. C'est la vraie force", hat er seine unvergeßlichen Meisterwerke geschaffen.

Von diesem Künstler, dessen Sprache heute allen in den Dingen der Kunst nicht gänzlich Unerfahrenen verständlich ist und der im Bilde die Würde der Arbeit so zu verherrlichen versteht, wie ein Carlyle dies in seinen Schriften getan, von dessen Werken wußte die gelesenste deutsche Enzyklopädie noch im Jahre 1896 zu sagen: „Seine Gemälde schildern den harten Kampf des Landmannes mit seiner Scholle, ohne poetische Auffassung bei starker Betonung der Not des Daseins und mit Vorliebe für das Häßliche"!

Dieser Satz, der in der letzten Auflage des angedeuteten Werkes zu finden, könnte in der Zeit entstanden sein, als der Künstler-Prophet in seinem Vaterlande noch gar nicht verstanden war. In unseren Tagen ist das Bestehen und die Verbreitung einer solchen völlig unhaltbaren und abträglichen Anschauung allein Grund genug, eine Arbeit wie die hier besprochene als aufklärend dringend zu empfehlen.

Wollte man die Werke, das sind die Bilder, Pastelle und die für die Absichten des Meisters am deutlichsten sprechenden Zeichnungen aufzählen, die in seiner ganzen Schaffenszeit, die zwölf Jahre in Paris und sechsundzwanzig in Barbizon umfaßt und bis an sein Lebensende in unverminderter Arbeitsfreudigkeit dauert, entstanden sind, ein stattlicher Katalog wäre damit anzufüllen. Es genüge hier, auf sein als Hauptwerk genanntes Bild hinzuweisen, das heute in tausenden von Schaufenstern in meist guten Reproduktionen zu finden ist. Es ist das im Jahre 1859 gemalte Bild, das der Meister „L'angelus du soir" nannte und das er in diesem Jahre, einem der vielen, in denen er schwer unter Geldsorgen litt, an einen Baron de Papelin für 2500 Francs verkaufte.

Mehr als auf irgend ein anderes Bild eines modernen Meisters wurde die internationale Menge des Publikums auf dieses, der wechselvollen Schicksale wegen, die es erfahren, aufmerksam gemacht. Kurz angedeutet waren diese die folgenden. Aus den Händen des ersten Besitzers ging es zu stets steigenden Preisen in eine Reihe von weiteren über, bis es in die Gallerie Secrétan gelangte, die im Jahre 1889 in Paris zur Versteigerung kam. Im Auktionslokale entstand ein Konkurrenzkampf um dieses Bild, der zwischen den Vertretern amerikanischer Geldfürsten und dem damaligen Minister der schönen Künste M. Proust stattfand. Es kam zu bewegten Szenen. Der Minister erstand das Bild um den Preis von 553.000 Francs für die französische Nationalgallerie. Die Regierung weigerte sich jedoch, einen so hohen Preis zu bezahlen, und so wurde denn dasselbe amerikanischen Agenten überlassen, welche es nach den Vereinigten Staaten brachten, wo es sechs Monate ausgestellt blieb. Endlich kam es nach Frankreich zurück, wurde endgiltig von M. Chauchard für die Summe von 640.000 Mark angekauft und ist jetzt dem früher genannten Staatsinstitute einverleibt.

Wir haben die für das berühmt gewordene Bild bezahlten Preise angeführt, um zu zeigen, welchen klingenden Erfolg eine Arbeit des Meisters bringen konnte, der selbst mit seiner Kunst zumeist nicht das erwarb, dessen er bedurfte, um des Lebens Notdurft zu befriedigen. Weil dieses Werk aber auch zugleich das für seine Art zu sehen und das Gesehene im Bilde festzuhalten am charakteristischesten spricht, sei es uns gestattet, davon eingehender zu sprechen.

Die Komposition desselben ist einfach.

Ein junger, nicht derb gebauter Bauer, mit auf der Brust offener Jacke und dunkelblauen Zwilchbeinkleidern angetan, steht, den Filzhut in den Händen, das Haupt in Andacht geneigt, auf dem herbstlichen Kartoffelfelde, die geerntete Frucht zum Teile in einem flachen Korbe vor ihm, zum Teile in Säcken weiter rückwärts auf einer Schiebkarre. Das Werkzeug, mit dem er arbeitete, hat er, ihm zur Seite, in den Boden gesteckt. Ihm gegenüber steht, mit über der Brust gefalteten Händen, in andächtig betender Stellung seine Frau, ein junges Weib von schlankem Wuchse und anmutigen, regelmäßigen Zügen. Sie trägt die Arbeitsjoppe der Bäuerin. Die dunklen Haupthaare werden unter einem mützenartig gebundenen, rötlichen Kopftuche sichtbar. Eine verfärbte lichtblaue lange Schürze ist rückwärts zusammengebunden und rafft, das Kleid aus dunkelblauem Stoffe fast ganz bedeckend, etwas empor. Die Füße

beider stecken in Holzschuhen. Es ist gegen Abend. Von der im Hintergrunde neben einem vereinzelten Bauernhause sichtbaren Kirche (von Chailly) ertönt der Klang der Abendglocken. Die schwindenden Sonnenstrahlen tauchen die äußersten Grenzen des Horizonts in zarte, rötlich-gelbe Tinten, die, je weiter sie sich der oberen Grenze desselben nähern, in helles Blau verschwimmen. Hinter dem durch die Kirche und das vereinzelte Gehöft angedeuteten Dorfe erheben sich schwere graue Regenwolken, die sich, schräg aufsteigend gegen den oberen Rand des Horizonts zu verjüngen und deren helle Ränder und gedehnte Ausläufer im Widerschein der Strahlen des untergehenden Tagesgestirnes zart rosa aufleuchten. In den aufgegrabenen Furchen des Vordergrundes sehen wir zwischen den Schollen des herbstlich mit Stoppeln bedeckten Bodens einzelne Kartoffel und das sich verfärbende Kraut dieser Frucht. Gegen den Hintergrund zu ist der weit sich dehnende Ackerboden von grau-blauem Nebel dicht überwoben, wie er sich vor Einbruch des Abends über die durch keinen Baum noch Strauch unterbrochene Fläche lagert.

In der andeutungsweisen Darstellung der Entwicklung Millet'scher Kunst haben wir seine Vorliebe für Michelangelo, für die vollendete Durchbildung des menschlichen Körpers gedacht. Auch die hier dargestellten Figuren entsprechen den strengsten Anforderungen, die man in dieser Richtung stellen mag.

Wenn wir vor diesem Bilde stehen, müssen wir aber weiters daran denken, wie viel die Auffassung der großen Florentiner, wie eines Giotto und Fra Angelico, mit der unseres modernen Meisters gemein hat.

Vor Allem die ehrfürchtige Bewunderung der Natur, gepaart mit jener tiefgläubigen Frömmigkeit, die ja in seinem Heimatsdorfe in der Hauptsache doch keine andere sein konnte als die des großen Darstellers der Taten des heiligen Franziskus oder des Mönches von San Marco. Gleich diesen Meistern der Renaissance machte er sich die möglichste Vereinfachung in der Komposition, die Schlichtheit der Darstellung in dem was er sagen wollte, die Vermeidung der nicht unbedingt nötigen Details, das Hinstreben auf die große, einheitliche Wirkung zum Grundsatze; sagte er doch selbst in einem seiner Briefe:

„Schönheit ist die treffende Wiedergabe des Charakteristischen, ist die große, schlichte Darstellung."

Wie unendlich weihevoll wirkt nun in dieser Darstellung diese ganz einfache, alltägliche, von uns immer und immer wieder zu beobachtende Szene, daß die beiden Menschen, die da arbeiteten, für die wenigen Minuten in ihrer gewohnten Tätigkeit innehalten, um in kurzem, andächtigem Gebete den Gedanken zu Gott zu erheben. Zugleich haben wir die Empfindung, daß die Arbeit, von der wir die Betenden kurz ausruhen sehen, eine tüchtige war. Hier gilt der von Millet ausgesprochene Grundsatz: „Ruhe drückt oft mehr als Handlung aus. Der auf seine Hacke gestützte Mann spricht mehr von Arbeit als der grabende; er hat gearbeitet und ist ermüdet, er ruht, aber er wird weiter arbeiten."

Wenn wir das, was mehr die Stellung als die Züge der Dargestellten sagen, nämlich daß sie die Last der Arbeit und des Lebens mit Würde und Ergebenheit tragen, auf uns wirken lassen, — und hierin besteht ein Hauptteil dessen, was das Bild für jeden denkenden und empfindenden Beschauer so

anziehend macht, — dann müssen wir uns all' des Leides erinnern, durch das sich Millet in seinem Leben durchringen mußte. Der von ihm so gern zitierte Dante sagt: „Buon dolor . . . a Dio ne rimarita."

An diese Vermählung mit Gott durch den Schmerz müssen wir beim Anblick dieser Bauersleute denken. Gewiß haben sie ihn gleich dem Künstler, der ihn so lebenswahr zu schildern versteht, in mancher Gestalt erlebt. Vielleicht in der des Verlustes eines Lieben, in der Zertrümmerung der frohen Hoffnungen unter den Schlägen des Schicksals. Vielleicht haben auch sie erlebt, worüber Millets Mutter dem geliebten Sohne in einem ihrer Briefe schrieb: „Der Wind hat den Boden ausgedorrt und wir wissen nicht, was wir mit dem Vieh anfangen sollen, es verhungert. Das Korn ist schlecht und der Weizen teuer. Die Steuern müssen bezahlt werden und dazu die Ausgaben des Haushaltes!"

Wer so betet wie das Millet'sche Paar, der hat gelernt, des Himmels Fügung in Demut und Ergebenheit hinzunehmen. Hierfür wissen wir wieder kein bezeichnenderes Wort zu finden, als das uns in diesem Buche von dem Meister mitgeteilt wird.

Nach vielen Jahren, nach dem Ableben seiner Mutter und Großmutter war der Künstler in sein Heimatsdorf zurückgekehrt, um die dringendsten Familienangelegenheiten zu ordnen. Seine pekuniären Verhältnisse waren damals so kläglich, daß er einige Monate früher, da er das Reisegeld nicht aufzutreiben vermochte, seine von ihm innig verehrte sterbende Mutter nicht besuchen konnte. Bei dem verspäteten Besuche, der nun auch den Grabhügeln der Geliebten galt, traf er mit seinem ersten Lehrer, dem Abbé Lebrisseux zusammen, der sich freute, den ihm in treuer Anhänglichkeit zugetanen Schüler wiederzusehen. Unter Anderem fragte ihn der ehrwürdige Greis: „Die Psalmen, die du so gerne hattest, liest du sie noch?" — „Sie sind mein Brevier, in ihnen finde ich Alles, was ich male."

Vielleicht erklärt uns dieser Ausspruch am besten die tiefe seelische Wirkung, die dieses Bild auf uns auszuüben vermag. Die Güter der Erde, die sonst das Leben verschönern, Wohlstand, Ehren, die Anerkennung der Menschen, sie waren dem Künstler nicht beschieden. Er lebte einzig in den Freuden, die ihm der Umgang mit der Natur gewährte, in jenen, die an einem häuslichen Herde zu finden waren, an dem die Liebe waltete, so viel Liebe, daß auch Not und Sorge sein poetisches Fühlen nicht ertöten konnten. Welches Buch gäbe es, das dem Künstler hätte mehr sagen können als das der Psalmen? Dieses Buch, das durch die Jahrhunderte hindurch den Menschen hohen Berufes immer so viel gesagt hat! Gar bezeichnend ist es, daß in den Zeiten des mächtigsten Fortschrittes, Zeiten, die wir selbst durchleben, sein Einfluß gerade in den Dingen der Kunst mehr erkennbar ist als vielleicht je früher. Auf ganze große Kunstschulen wirkte dasselbe mit Richtung gebender Kraft. Unter seinem Einflusse hat sich der bedeutende Ästhetiker Ruskin herangebildet, der als der große Laienprediger im fortgeschrittensten Lande, die Lehren der Schönheit mit denen der Moral verbindend, diesem ein Spiegelbild seiner Kraft wie seiner Schwäche vorhielt.

Vom heiligen Franz von Assisi wird erzählt, daß er einem seiner Brüder, der ihn um ein Psalmenbuch bat, bedeutete, er brauche dies nicht. In weiterer

Beantwortung seines Ansinnens beugte sich der Heilige einfach zu Boden, nahm Staub von der Erde und berührte damit die Stirne des Bittenden. Dies sich Beugen unter das, was uns zu ertragen bestimmt ist, lehrt dieses Bild. Erleben und fühlen, sich unterwerfen unter die höchsten Gebote, ist allein der Weg zu der hohen Kunst, die uns an die Seele rührt. Diesen Weg ist Millet gewandelt, in diesem Verhältnisse stehen zu den bedeutendsten künstlerischen Aufgaben die Psalmen.

Wie Niemand, der die Sprache der Knnst versteht, der bedeutenden Wirkung Widerstand leisten konnte, die das besprochene Werk übte, beweist eine Äußerung des gewiß nicht religions- noch kirchenfreundlichen Staatsmannes Gambetta, der über dasselbe schrieb: „Der ‚Angelus', das Meisterwerk, auf welchem zwei Bauern im fahlen Glanze der untergehenden Sonne ihr Haupt beugen, um in mystischer Bewegung dem Klang der Abendglocke im Gebet zu lauschen, zwingt uns, den mächtigen Einfluß religiöser Tradition auf die ländliche Bevölkerung anzuerkennen. Man fühlt, daß der Künstler nicht nur Maler ist, sondern daß er inmitten der Leidenschaften und Rätsel seines Zeitalters steht und an ihnen Anteil hat."

Es erübrigt noch zu betrachten, wie die hier dargestellte Szene, die uns wie das ergreifendste Andachtsbild berührt, durch die landschaftliche Umgebung ihre Ergänzung in Stimmung und Gesamtwirkung findet. In dieser ganzen Umgebung ist nichts Gesuchtes, nichts, das wir nach den landläufigen Begriffen als malerisch bezeichnen könnten. Und doch spricht aus diesem Bilde die wirkliche Liebe zur Natur, denn nur die allein kann den Künstler dazu bringen, die Erscheinungen in derselben in so überzeugender Wahrheit darzustellen. Man sehe dieses herbstliche, durch die Arbeit des Kartoffelausnehmens zerwühlte Ackerfeld, die darüber wogende Nebelschichte, die in der Ferne verschwimmenden Häuser, den Zug der Wolken, die Effekte des verblassenden Lichtes; man lasse die ganze Stimmung dieser kühlen Abendluft auf sich wirken, die vom Klange der Abendglocken durchtönt ist. Für diese in so unnachahmlicher Art zum Ausdruck gebrachten Vorgänge in der Natur sind die Worte bezeichnend, die einer von Millets amerikanischen Schülern, Mr. Wyath Eaton, geschrieben hat. Er sagt: „Bis ich Millet kennen lernte, hatte ich darunter gelitten, bei den Künstlern so wenig wirkliche Liebe zur Natur zu finden. Sie interessierten sich nur für das, was ihnen zum Malen geeignet schien; aber in Millet fand ich einen Menschen, der die Sterne, Mond und Sonne, Licht und Erde, Alles, was die Sonne beschien, liebte. Und durch diese Liebe wurde in seiner Hand Alles — auch die geringsten Dinge der Erde — unvergänglich."

Der Künstler aber, der dieses Werk geschaffen, das wir, weil es das populärste geworden, aus der großen Reihe seiner Meisterwerke herausgegriffen haben, konnte selbst dann, als seine Lebens-, nicht seine Schaffenskraft in Abnahme war, immer noch auf keinen durchschlagenden Erfolg zurückschauen, der ihm auch den würdigen greifbaren Lohn gebracht hätte. Erst im letzten Jahre vor seinem am 20. Jänner des Jahres 1875 erfolgten Tode, als er bereits sehr krank und nur mehr an den Tagen, da die Schmerzen ihn länger verließen, arbeitsfähig war, erhielt er einen bedeutenderen, seinem Können und seiner künstlerischen Stellung entsprechenden Auftrag.

Die Regierung hatte die Ausschmückung des Pantheons mit Fresken angeordnet. Millet war der Auftrag zugefallen, gegen ein Honorar von 50,000 Francs acht Fresken in der Kapelle der hl. Genoveva mit Darstellungen aus dem Leben dieser Heiligen zu malen. Mit Feuereifer machte er sich an die Lösung dieser ihm besonders zusagenden Aufgabe und hatte bald zwei der Kartons zu den Bildern, und zwar das „Miracle des Ardents“ und die „Procession de la chasse“ fertiggestellt, als der Tod dem Nimmermüden den Pinsel aus der Hand nahm.

Wenige Monate nach seinem Tode wurden allein die auf seinem Atelier zurückgebliebenen Bilder, Pastelle und Zeichnungen um ungefähr 300,000 Francs verkauft, während alle seine Arbeiten, sobald sie ihre Besitzer wechselten, die höchsten Preise erzielten. Nicht genug konnte man in Frankreich nun den heimgegangenen Meister als einen der Größten seiner Kunst rühmen, während man ihm in der Periode seiner höchsten Schaffenskraft nicht so viel Anerkennung und Lohn zugewendet hatte, daß er sich vor der bittersten Not hätte schützen können.

Herbst.

Von Franz Eichert.

So tief verschleiert liegt die Weite,
So matt verrinnt der Sonne Schein,
Doch wie auf gold'nen Stromes Breite
Zieht Friede mir ins Herz hinein.

Des Sommers Flammen rastlos füllend
Mit Kampf und Lust den ganzen Tag,
Ist Kampf: — der Donner regt sich brüllend
Und manche Eiche fällt der Schlag.

Des Herbstes Glüh'n, so wehmutsblickend
Und sanften Sehnsuchtsschimmers schwer,
Ist Ruh'n. — Die Sonne bleicher winkend,
Bestimmert sanft des Schweigens Meer.

Ihr süßen Tage, leise wirkend,
Ihr Herbstestage, schlummerweich
Des Sommers Glutenreich bezirkend —
Wie lieb' ich euch! — Mein Haar wird bleich.

Die Philoſophie des Kardinals Nikolaus von Kuſa.

Von Dr. Adalbert Graf Dzieduszycki.

I.

In der Frührenaiſſance begrüßen wir die herrliche, in den Städterepubliken Italiens und der Niederlande keimende Frühjahrsblüte der modernen Kultur. Es hatte den Anſchein, als ob das alte Hellas in Italien wiederauferſtanden wäre; Florenz am Arno war ein Ebenbild des alten Athen; ein demokratiſcher, von leidenſchaftlichem Parteiweſen zerriſſener Staat wurde zur Wiege der Kunſt und Wiſſenſchaft; hier entfaltete ſich jetzt die Blüte der bereits ſeit Jahrhunderten reichliche Sproſſen treibenden chriſtlichen Kultur und wurde durch aus dem Orient und Okzident ſtrömende Lüfte befruchtet. Der Kaiſer des Oſtens kam nach Florenz aufs Konzil, von byzantiniſchen Gelehrten umgeben, und ſuchte Hilfe gegen die Türken um den Preis einer — leider nur ſcheinbaren — Verſöhnung mit der Kirche des Weſtens; die eigene Demütigung war der einzige Lohn ſeiner Reiſe; unmittelbar nach ſeiner Rückkehr nach Konſtantinopel mußte er es ſehen, wie das byzantiniſche Volk die verhaßte Unionsurkunde zerriß, und bald erlag die Hauptſtadt des oſtrömiſchen Reiches dem ſiegreichen Schwerte Mahomeds II. Die griechiſchen Gelehrten aber, welche mit ihrem ohnmächtigen Kaiſer nach Florenz gekommen waren, zogen es vor, den Heimweg nach Konſtantinopel nicht einzuſchlagen, da ſie vorausſahen, daß die türkiſche Barbarei bald allmächtig am Bosporus walten werde. Von dieſen Gelehrten war die volle Tradition der altgriechiſchen Weisheit gehütet; dieſelbe war im altersſchwachen Byzanz verſteinert: im jugendfriſchen Florenz lebte ſie wieder auf, dem Weizenkörnchen gleichend, welches, nachdem es Jahrhunderte hindurch in der Grabkammer einer ägyptiſchen Pyramide geruht, dem fruchtbaren Erdreich überwieſen, neue Sproſſen treibt.

Die bedeutendſten unter dieſen griechiſchen Gelehrten waren Gemiſtus Pletho und Beſſarion.

Pletho war am Florentiner Konzil ein Gegner der kirchlichen Union; deſſenungeachtet erwarb ihm ſeine Gelehrſamkeit die Gunſt des neuen Perikles des neuen Athen, des erſten Bürgers von Florenz, des großen Förderers der Kunſt und Wiſſenſchaften, des Mediceers Coſimo;

dieser trat dem Griechen mit reichlichen Geldmitteln zur Seite und stellte ihn an die Spitze einer Schule, welche bald als die platonische Akademie in Florenz bezeichnet wurde. Pletho war im geheimen ein Heide, ein Neoplatoniker, ein Bekenner der mystischen Lehren des Dionysios Areiopagites und des Hermes Trismegistos; Aristoteles war ihm verhaßt, hauptsächlich wegen des Ansehens, den er bei Christen und Mohammedanern erlangt hatte, und er flüsterte seinen Jüngern zu, es werde das Christentum bald vom Antlitze der Erde verschwinden, es werde die alte Religion der Hellenen wiederauferstehen; er warf in den empfindlichen Geist seiner italienischen Schüler den Samen des religiösen Zweifels und verließ endlich Italien, um das Ende seiner Tage im Peloponnes, im Kreise geheimer Neoplatoniker zu verleben.

Bessarion anerkannte die kirchliche Union und harrte bei derselben aus; er blieb in Italien und ist hier, vom Purpur der Kardinäle bekleidet, gestorben; er lobte den Plato, ohne den Aristoteles zu schelten; im Vergleiche mit dem Einflusse Plethos war der Einfluß Bessarions sanfter, aber desto größer und überdauerte manches Jahrzehnt.

Es gab in Florenz wie einst in Athen große und höchst eigenartige Maler, Bildner und Baumeister; es gab große Dichter und Schriftsteller; jetzt gab es auch Weltweise, die, mitten unter den Wundern der wiedergeborenen Kunst wandelnd, meinen konnten, sie seien die Erben der Denker des Altertums; darin irrten sie jedoch, — sie waren nur Nachahmer, späte, jeder Selbständigkeit entbehrende Schüler Platos und der Neoplatoniker; sie meinten, sie wären den Scholastikern unendlich überlegen, aber ihren Vorzug mußte man ausschließlich in ihrem eleganten, fließenden Latein und in ihrem schönen, klassischen Vortrage suchen; ihre ganz unselbständigen Lehren verdienen kaum, in der Geschichte der Philosophie ausführlich besprochen zu werden. Unterscheidet sich die Doktrin der florentinischen Akademiker dennoch von der einst in Alexandrien und Byzanz gelehrten, so verdankt sie dies ausschließlich einem von Westen, aus Spanien stammenden, fremdartigen, mystischen Einfluß, nämlich dem der jüdischen Kabbala.

Der Florentiner Marsilio Ficino, ein Klient und ein Zögling der Mediceer, war nach der Abreise Plethos lange Jahre hindurch Vorsitzender der Florentiner Akademie; er übersetzte ins Latein die vollständigen Werke Platos, Plotins, Jamblichos' und Proklos', die erst jetzt der westlichen Christenheit zugänglich wurden, er versah seine Übersetzung mit einem Kommentar und verfaßte außerdem ein etwas kabbalistisch gefärbtes Handbuch der neoplatonischen Philosophie, welches er „Platonische Theologie" betitelte.

Giovanni Pico della Mirandola, der Sohn eines regierenden Grafen, versetzte ganz Italien durch sein frühreifes Genie in Erstaunen. Durch polemische Thesen, die er herausgab, wurde die ganze gelehrte Welt von ihm zum Kampfe aufgefordert; er drang tiefer in die Geheimnisse der Kabbala ein, war zugleich ein vornehmer Kavalier und ein tiefsinniger Asket und starb

gegen Ende des XV. Jahrhunderts, erst 31 Jahre alt, in einer Villa bei Florenz.

Der Ruf dieser eleganten Schriftsteller und wirklich gelehrten Männer drang rasch durch ganz Europa, weil beide durch ihren guten klassischen Geschmack vor der Exzentrizität der Kabbala, sowohl vor deren mystischem Rituale als vor deren philosophischer Tiefe, bewahrt blieben; vor allem waren sie Popularisatoren der neuen Gedankenrichtung. Noch während des ganzen XVI. Jahrhunderts hatten sie Nachfolger; Patrizzi in Italien, Thomas Morus, der Kanzler Heinrichs VIII. in England, Górnicki und Frycz Modrzewski in Polen traten in ihre Fußstapfen. Morus und Modrzewski traten als soziale Reformatoren auf, indem sie sich die „Gesetze" Platos als Vorbild setzten und utopische politische Programme herausgaben, deren Tendenz noch gegenwärtig als höchst radikal bezeichnet werden müßte und die keinen wirklichen Einfluß auf den Lauf der Weltgeschichte ausgeübt haben.

Für die Geschichte der Philosophie unvergleichlich wichtiger ist der einzige selbständige und jedenfalls tiefsinnigste Denker des XV. Jahrhunderts, welcher derselben literarischen und philosophischen Richtung angehörte und den größten Teil seines Lebens in Italien verbrachte, aber selbst ein Deutscher war, der unter dem Namen des Kardinals Nikolaus von Kusa, Nikolaus Cusanus, allgemein bekannte Nikolaus Chrypffs (Krebs) aus Kues in Rheinlanden.

Er war der im Jahre 1401 geborene Sohn eines armen Fischers an der Mosel, wurde von den Brüdern der christlichen Lehre in Deventer erzogen und, als dieselben seine Begabung erkannten, von ihnen nach Padua an die Hochschule geschickt. Hier studierte er Jus in der Meinung, als Jurist eine glänzende Karriere am Hofe eines der Fürsten machen zu können, von denen damals die Erreichung unbeschränkter Herrscherbefugnisse mit Hilfe des römischen Rechtes angestrebt wurde. Glänzend bestand er seine Prüfungen, aber von der Jurisprudenz ward er nicht recht angezogen, dem Absolutismus nicht recht zugeneigt; er empfing also im 30. Lebensjahre die geistlichen Weihen und ließ sich in Koblenz nieder.

Um diese Zeit berief Papst Eugen IV. ein Konzil nach Basel behufs Durchführung der Reform der Geistlichkeit, deren verweltlichte Sitten der Gegenstand immer lauterer Angriffe seitens der Franziskanerschulen waren. Im Konzil nahm der republikanische Geist überhand und es entstand ein heftiger Streit darüber, ob der Papst kraft seines Amtes Haupt der Kirche und Quelle aller orthodoxen Lehren sei oder ob man denselben bloß für einen Angestellten des souveränen Konzils halten solle. Die ganze Christenheit wurde von diesem Streite ergriffen, und Chrypffs wurde auf Veranlassung des Kardinals Cesarini, welcher ihn in Padua gekannt hatte, als tüchtiger Kanonist nach Basel berufen.

Zuerst neigte dieser Gelehrte der Meinung zu, es solle die Fülle der geistlichen Gewalt dem Konzile zuerkannt werden, ging aber schließlich zur päpstlichen Partei über und erwarb sich die Gunst Eugens IV. Schließlich wurden die Verhandlungen zwischen dem Papste und den in Basel versammelten Vätern unterbrochen, Eugen berief die ihm getreue Partei zur Fortsetzung des Konzils zuerst nach Ferrara und bald nachher nach Florenz, und Nikolaus folgte dem Papste.

Es war eine Zeit, da man die Erneuerung des westlichen Schismas befürchten mußte; und die Verwirrung in der Kirche schien sich umso schlimmer zu gestalten, da jetzt auch die Lehre der beiden, sich gegenwärtig bekämpfenden Päpste eine verschiedene zu werden drohte. Die in Basel zurückgebliebenen Bischöfe proklamierten eine Sedisvakanz und erwählten zum Papst einen weltlichen Mann, den Herzog von Savoyen, der sich unter dem Namen Felix V. für einen Statthalter des Konzils erklärte.

Eugen IV. sah ein, daß er dem beginnenden Abfalle nur dann erfolgreichen Widerstand leisten würde, wenn er auf von ihm vollbrachte große Taten hinweisen könnte. Indem er die Bedrängnis der byzantinischen Griechen sah und auf das Übergewicht rechnete, welches die katholischen Jagellonen in russischen Landen errungen hatten, beschloß er, das florentinische Konzil durch die Wiedervereinigung beider Kirchen, der okzidentalischen und orientalischen, zu verherrlichen. Er schickte also eine Gesandtschaft nach Konstantinopel, der es gelang, den oströmischen Kaiser zum Zuge nach Florenz zu bewegen und die erwähnte vorübergehende Versöhnung beider Kirchen zu vollziehen. Chrypffs war die Seele dieser Gesandtschaft gewesen; im Dienste der Kirche wurde er in der Hauptstadt des Orients mit der Geheimlehre der griechischen Neoplatoniker bekannt.

Durch den Erfolg dieser wichtigen Gesandtschaft erreichte Chrypffs ein hohes Ansehen; bereits damals allgemein nach dem Namen seiner Heimat, dem Dorfe Kues, Kusa genannt, wurde er fortwährend als Gesandter in Anspruch genommen. Den größten Dienst leistete er Eugen IV., als er nach dem Tode Kaiser Sigismunds den Reichstag in Frankfurt in dessen Auftrage besuchte. Es gelang ihm, die Reichsstände zur Anerkennung des florentinischen Konzils und damit zur endgültigen Beilegung des Schismas zu bestimmen. Das Baseler Konzil löste sich bald auf und Felix V. legte die päpstliche Würde nieder.

Als bald darauf Nikolaus V. den Stuhl Petri bestieg, entschloß sich derselbe, der in Florenz herangereiften, bis jetzt zur Hälfte heidnischen Bewegung der Geister den Schutz der Kirche zu gewähren und das päpstliche Rom zum Hauptsitze der wiederaufblühenden Künste und Wissenschaften zu erheben. Kusa war bereits damals durch seine philosophischen Schriften berühmt geworden und konnte mit Recht als das Haupt des wiederauferstandenen Platonismus gelten. Es konnte niemanden Wunder nehmen, daß jetzt der Purpur dem Philosophen verliehen wurde, welcher sich um das Papsttum so

hoch verdient gemacht hatte, und das Zeitalter war in altgriechische Weisheit dermaßen verliebt, daß niemand etwas gegen die Orthodoxie der Schriften des neuen Kardinals einzuwenden hatte, umsomehr, da er immer mit Ehrfurcht von der Kirche und deren Lehren sprach, ja selbst der Verfasser sehr zahlreicher Erbauungsschriften war, — obwohl er zugleich mit fortwährend zunehmender Deutlichkeit neoplatonische und kabbalistische Lehren in seinen philosophischen Werken vortrug.

Kusa sollte jedoch nicht in Rom verbleiben. Es wurde ihm das Bistum Brixen zugleich mit dem Auftrage zuteil, in ganz Deutschland als Prediger aufzutreten und gleichzeitig die Visitation mancher Klöster vorzunehmen. Während des Jubiläums weilte Nikolaus noch in Rom; in seinem Bistum ließ er sich erst im Jahre 1452 nieder.

Sowohl das Baseler wie das Florentiner Konzil waren mit Nachdruck gegen kirchliche Mißbräuche aufgetreten, welche zum Teile neu und während des westlichen Schismas entstanden waren, zum Teile aus sehr alter Zeit stammten und inmitten des in der Bildung vorgeschritenen Europa ein immer größeres Ärgernis erregten. Die guten Absichten der Konzile blieben jedoch ohne Erfolg. Es wurden jetzt wie vormals geistliche Benefizien für eine willkommene Versorgung jüngerer Söhne und beliebter Diener des Adels gehalten, und es wurde in Kapiteln, Pfarrhäusern und Klöstern ein den geistlichen Anstand verletzendes weltliches Leben geführt. Als Bischof wollte der Kusaner seinen Sprengel wirklich reformieren, wurde deswegeu bei der Geistlichkeit und beim Adel verhaßt und entzweite sich endlich mit seinem Landesherrn, dem Erzherzoge Sigismund von Österreich. Die Erbitterung zwischen Kardinal und Erzherzog steigerte sich mit jedem Jahre, und es kam zuletzt dazu, daß der weltliche Fürst den geistlichen von seinen Rittern ergreifen und im Schlosse Bruneck festhalten ließ (im Jahre 1460).

Ein Freund Kusas, Äneas Sylvius Piccolomini, der Nachkomme eines vornehmen Sieneser Geschlechtes, selbst ein hervorragender Humanist, welcher interessante Werke in elegantem Latein verfaßte, ein großer Kenner der wiedererwachten schönen Künste und ein Freund der antiken heidnischen Kultur, saß damals auf dem Stuhle Petri. Selbst den Namen Pius II. hatte er klassischen Erinnerungen zu Liebe angenommen, als das Epitheton constans des Äneas im Virgilischen Epos. Es war Pflicht des Papstes, sich seiner Bischöfe anzunehmen, und Pius erfüllte diese Pflicht mit desto größerem Eifer, als es sich nicht nur um seinen persönlichen Freund handelte, sondern auch außerdem um einen gefeierten Gelehrten, zu welchem die Zeitgenossen mit Recht als zum Erben der Weisheit Platos und Plotins hinaufblickten. Als der Erfolg der bei dem Erzherzog unternommenen diplomatischen Schritte versagte, griff Pius zu den geistlichen Strafen und Sigismund wurde von ihm mit den Banne belegt. Jetzt erst gewährte der Habsburger dem Kardinal die Freiheit und der Kusaner konnte nach

Rom fahren, wo er den kurzen Rest seines Lebens an der Seite des hochgebildeten Papstes verblieb.

Pius dachte an einen Kreuzzug. Der Fall Konstantinopels und der die gesamte Christenheit gefährdende Zuwachs der Bissurmanen erfüllte die Seele des höchsten Hirten mit schwerer Sorge; er versuchte es also, die Fürsten der Christenheit zu einem gemeinschaftlichen Türkenkriege anzueifern. Vergeblich blieben aber alle Anstrengungen; in der Zeit des Humanismus war an eine allgemeine religiöse Begeisterung nicht mehr zu denken. Kaiser Friedrich III. war nur dem Namen nach weltliches Oberhaupt der Christenheit, in Wirklichkeit ein Fürst ohne Land und Leute; England war der Schauplatz eines mörderischen, zwischen den beiden Zweigen des Hauses Plantagenet geführten Bürgerkrieges, Ludwig XI. von Frankreich war durch seinen Zwist mit dem Burgunder Herzoge Karl dem Kühnen sehr in Anspruch genommen und der Jagellone Kasimir von Polen führte den Entscheidungskampf mit dem deutschen Orden. Es gelang dem Papste nur die italienischen Staaten in Mantua zu einem Bunde zu bewegen behufs der Bekämpfung des bereits Italien unmittelbar bedrohenden Türken.

Während der durch die persönlich geführten diplomatischen Verhandlungen verursachten Abwesenheit des Papstes wurde von demselben die Sorge um die Verwaltung Roms dem Kardinal von Kusa anvertraut. Nach seiner Heimkehr in die ewige Stadt beschloß Pius II., bevor er das Kriegsschwert zog, einen letzten Versuch mit geistlichen Waffen zu machen; er bestellte also bei dem Kusaner ein Werk, welches den Vorzug des Christentums über das Islam dartun sollte. Die von dem gelehrten Kardinal verfaßte, die „Durchsiebung des Korans" (de cribratione Alcorani) betitelte Schrift ließ der Papst dem Sultan nach Konstantinopel mit einem Briefe überbringen, in welchem der siegreiche Sultan zur Annahme der Taufe aufgefordert wurde. Natürlich blieben sowohl die Ausführungen Kusas wie das päpstliche Schreiben ohne Erfolg. Es zog also der Papst an der Spitze eines Heeres nach Ancona, in der Absicht, auf venezianischen Schiffen die Fahrt durch das Adriatische Meer zu unternehmen. Mit dem kriegerischen Papst zog der jetzt mit dem Purpur bekleidete Philosoph.

Es war aber der Welt nicht bestimmt, einen Kreuzzug zu erleben, an dessen Spitze der Statthalter Christi mit einem Philosophen zu seiner Rechten stünde. Es war Kusa nicht beschieden, mit diesem Zuge bis nach Ancona zu gelangen; er starb unterwegs, im Städtchen Todi, im 64. Lebensjahre. Drei Tage nachher wurde auch Pius II. vom irdischen Schauplatze abberufen (im Jahre 1464). Das gesammelte Heer und die Flotte gingen nach dem Tode ihres obersten Befehlshabers auseinander. So wurde der beabsichtigte italienische Kreuzzug vereitelt. Das heldenmütige, reiche, aristokratische Venedig führte lange Jahre hindurch ganz allein in griechischen Landen und auf griechischen Meeren den Kampf mit dem Halbmonde.

Nikolaus Chrypffs, Kardinal von Kusa, war also Rechtsgelehrter, Theolog, Diplomat und Staatsmann. Die Menschen der Renaissance pflegen uns durch ihre Vielseitigkeit in Erstaunen zu setzen. Der Name Kusas sollte nicht in Vergessenheit geraten, wenn der ausgezeichnete Mann auch nur das bis jetzt von mir Berichtete vollbracht hätte; aber seine bedeutendsten Verdienste sind nicht auf diesem Gebiete zu suchen. Er war ein scharfsinniger Mathematiker und hat viele, geometrischen Untersuchungen gewidmete Schriften hinterlassen; er verfaßte Predigten und andere Andachtsbücher; vor allem war er jedoch Philosoph. Der Umfang seiner philosophischen Schriften ist gering, wenn wir denselben mit den Folianten älterer Scholastiker vergleichen. Zahlreich sind diese Schriften wohl, aber es sind lauter kurze, in klassischem Geiste verfaßte, im schönsten Latein klar und bündig geschriebene Abhandlungen. Er mied alle scholastische Schematik und trachtete nach literarischer Eleganz, so weit ihm dies ohne Verletzung des guten Geschmackes und der Würde des Gegenstandes zulässig erschien. Kusa hielt sich für einen Jünger Platos; er gebrauchte also häufig die Form eines platonischen Dialogs, die er geschickt handhabte.

Der Leser wird sich aus der nachfolgenden Darstellung der Lehre des Kusaners überzeugen, ein wie selbständiger und ungewöhnlicher Geist Nikolaus war. Vor Allem will ich die Titel seiner philosophischen Schriften aufzählen. Diese heißen: Von der gelehrten Unwissenheit, de docta ignorantia; Die Apologie der gelehrten Unwissenheit, apologia doctae ignorantiae; Vermutungen, de coniecturis; Die Filiation Gottes, de filiatione Dei; Ein Dialog über die Genesis, dialogus de Genesi; Der Laie, ein Gespräch über die Weisheit, idiota de sapientia dialogus; Ein frommes Buch vom Schauen Gottes oder vom Bilde, de visione Dei liber pius, seu de icona; Vom Kugelspiele, de ludo globi; Die Zusammenfassung, compendium; Ein Gespräch dreier von Gott als vom Möglichwirklichen, dialogus trilocutorius de Possest; Von der Brille, de beryllo; Von dem Suchen nach Gott, de quaerendo Deo; Von der Gabe des Vaters der Lichter, de dato patris luminum; Von der Jagd nach der Weisheit, de venatione sapientiae; Vom Gipfel der Erkenntnis, de apice theoriae; und zuletzt: Vom verborgenen Gotte, de Deo abscondito.

Schon aus den angegebenen Titeln kann man erkennen, wie sehr der Kusaner seine Lehre einerseits mit mystisch-religiösen Ergießungen verband und wie er andererseits bestrebt war, dieselbe vermittels aus dem Alltagsleben geschöpfter Vergleiche gemeinverständlich zu machen. Populär konnte sie aber nimmer werden, und es bedurfte großer Nachsicht, um ihre Heterodoxie nicht zu gewahren. Ungeachtet seines klaren und fließenden Stiles mußte die Philosophie des Kusaners ein Rätsel für alle diejenigen bleiben, welche mit dem Neoplatonismus nicht vertraut und in die Kabbala nicht eingeweiht waren.

II.

Nach der Lehre des Kusaners ist die alle Möglichkeit umfassende Idee der Grund alles Seins. Nur das in der Idee als ein Mögliches Vorgebildete kann in die Wirklichkeit treten. Am Menschen kann sich nur das dem Menschen, am Baume nur das dem Baume Mögliche betätigen. Der Inbegriff von allem an einem Einzelnen Wirklichwerdenkönnenden ist dessen Idee, und die Idee eines Lebenden wird auch dessen Seele genannt. Der Inbegriff von allem in einem Dinge einer Art oder einer Gattung Wirklichwerdenkönnenden ist die Idee dieser Art oder dieser Gattung; der Inbegriff endlich von allem an der Gesamtheit der Dinge Wirklichwerdenkönnenden ist die allumfassende Idee alles Seins, und gäbe es nicht diese höchste Idee, gäbe es nicht die Möglichkeit des Seins überhaupt und die in ihr begriffene Möglichkeit jedes Seins, so könnte es kein Sein, weder ewige Ideen, noch wirkliche Betätigungen derselben geben. Es muß also die Idee alles Seins als dessen Quelle, als der absolute Grund alles Daseins betrachtet werden.

Das Gesagte sollte für jeden in der antiken, besonders in der platonischen Philosophie bewanderten Leser verständlich sein; diese Weltanschauung ist eben die Hauptquelle, aus welcher der Kusaner seine Weisheit schöpfte. Da aber der Inhalt einer Idee zusammenfällt mit allen Möglichkeiten, welche bei den diese Idee in vollkommener oder unvollkommener Weise betätigenden Dingen vorhanden sind, so identifizierte unser Philosoph die Idee mit dem vollkommenen Inbegriffe aller auf die dieselbe verwirklichenden Dinge bezüglichen Möglichkeiten. Er hielt die Möglichkeit, die Potenz eines Seienden, für den ewigen Grund desselben, wodurch er eigentlich nur die evidente Wahrheit aussprach, daß Jedes nur das sein kann, was es sein kann, dasjenige aber, was es nicht sein kann, auch nie zu sein vermag. Für den größten Philosophen der Frührenaissance ist also die Allmöglichkeit, die universelle Potenz der Urgrund aller Dinge, causa omnium, und daher auch der gebenedeite Gott, Deus benedictus.

Die Allmöglichkeit ist unendlich, unerschöpflich. Unmöglich ist bei wirklichen Einzeldingen nur das sich selbst Widersprechende. Bei den ewigen Ideen begründen selbst widersprechende Merkmale keine Unmöglichkeit, wie denn die einander widersprechenden, aber beim Menschen gleichmöglichen beiden Geistesstimmungen des Hasses und der Liebe in der Idee des Menschen enthalten sind. Es ist also die Menge des Möglichen und mit ihr der Inhalt Gottes, des Wesens aller Dinge und jedes Dinges, unendlich und unerschöpflich. Der menschliche Geist dagegen ist notwendig ein endlicher; wäre er es nicht, so wäre er nicht der Geist eines Einzelmenschen, so wäre er kein einzelner, sich in Zeit und Raum betätigender, sondern ein vollkommener, absoluter Geist, ja die außerhalb des Raumes und der Zeit in der intelligiblen Welt weilende Idee des Geistes. Nun kann aber ein endlicher Geist unmöglich das Unendliche umfassen. Das Unendliche ist in Gott enthalten; Gott ist mit seinem Inhalte identisch; daher kann ein Mensch mit seinem notwendig und

wesentlich endlichen Geiste Gott weder erkennen noch begreifen. Gott ist aber auch das Wesen aller Dinge und jedes Dinges. Daher ist kein Mensch im Stande, das Wesen weder aller Dinge noch irgend eines Dinges zu erkennen. Die Unkenntnis des Wesens eines Dinges ist die Unkenntnis des Dinges selbst. Es behauptet also der Kusaner, daß der Mensch, infolge der notwendigen und wesentlichen Beschaffenheit seines endlichen Geistes, kein Ding, überhaupt nichts erkennen könne, und er behält Recht, versteht er unter der Kenntnis eines Dinges die erschöpfende Wissenschaft von allem, was sich auf dasselbe bezieht, von dem, wie sich sowohl das Ding als Ganzes wie jeder einzelne Teil des Dinges in allen möglichen Fällen verhalten würden. Die Verschiedenartigkeit der Beziehungen, in welchen sich ein Ding und jeder Bestandteil dieses Dinges befinden können, ist in einem gewissen Sinne unendlich. Dem Menschen ist immer nur eine so unvollkommene Kenntnis selbst der gewöhnlichsten Dinge vergönnt, daß es nicht immer möglich ist, einer solchen Kenntnis volles Vertrauen zu schenken, sie mit Entschiedenheit für etwas anderes als eine bloße Meinung zu halten. Es wird also der Mensch durch die Wissenschaft zur Erkenntnis der eigenen Unwissenheit geführt. Seine Philosophie hat demzufolge der Kusaner als gelehrte Unwissenheit, docta ignorantia, bezeichnet.

So oft wir behaupten, es sei ein Mögliches nicht wirklich, urteilen wir auf Grund unserer Unwissenheit. Wir sagen: „Dieser Mensch hätte sterben können, und er lebt doch", nur deswegen, weil wir das — auch alle Gründe, wegen deren er noch nicht sterben konnte, umfassende — Wesen jenes Menschen nicht kennen. Im Wesen und in der Wahrheit ist alles dasjenige wirklich, was wirklich sein muß, und was nicht ist, ist deswegen nicht, weil es nicht sein kann. Aller Möglichkeit entspricht eine Wirklichkeit, Alles was jetzt sein kann, ist in der Gegenwart wirklich, Alles was einst sein konnte, war wirklich zur Zeit, wo es sein konnte, und Alles Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige entspricht genau dem Inbegriffe alles Möglichen, welches sich mit dem Notwendigen vollkommen deckt und sich von Gott, der Möglichkeit und dem Wesen aller Dinge, in nichts unterscheidet. Alles Wirkliche, Aktuelle entspricht also dem Möglichen, Potenziellen, und Gott ist sowohl alle Wirklichkeit als alle Möglichkeit, und weil er alle Möglichkeit ist, ist er auch alle Wirklichkeit. Um diesen Gedanken auszudrücken, hat der Kusaner ein neues lateinisches Wort Possest, das Wirklich-Mögliche, erfunden und mit diesem Worte Gott häufig bezeichnet. Übrigens entspricht dieser Ausdruck nicht schlecht dem hebräischen Namen Gottes Jehova oder richtiger Jahve, den wir ungenau mit „Ich bin, der ich bin" zu übersetzen pflegen.

Gleicht die Allmöglichkeit der Allwirklichkeit, ist Gott zugleich alles Mögliche und alles Wirkliche und deckt sich das Mögliche mit dem Wirklichen vollkommen, so kann man in Gott drei gleichwichtige Momente unterscheiden: die Aktivität posse facere, die Passivität posse fieri und die

Erfüllung factum. Damit etwas sein könne, muß es eine Tätigkeit, das Dasein des Dinges Hervorrufendes, und ein Leidendes, die Möglichkeit der Erscheinung Bietendes geben. Das Tätige und Leidende sind einander notwendig vollkommen gleich, sie decken sich gegenseitig und sind eines und desselben Wesens, denn es wäre offenbar ungereimt zu behaupten, es könne Etwas ein Anderes bewirken, wenn das zu Bewirkende ein Unmögliches wäre. Das Färbende, das Biegende betätigen sich als solche am Färbbaren, am Biegsamen, und werden wirklich, was sie sind, erst beim Färben und Biegen, bei der denselben wesensgleichen Erfüllung des Tätigen und des Leidenden. Bei jedem Vorgange, bei der Entstehung jedes Dinges und jedes Zustandes, gleichviel, ob es sich um ein Zeitliches und Wirkliches oder ein bloß Logisches und daher Ewiges handelt, tritt immer die vollkommene Identität des Tätigen mit dem Leidenden hervor; jenes betätigt sich nur, insofern es das Leidende verändert, dieses aber nur, insofern es dieselbe Veränderung erduldet. Obwohl also das Tätige und Leidende als Gegensätze vorgestellt werden, sind sie nur die beiden Seiten derselben Sache und verhalten sich zu einander wie das Konvexe und Konkave an einer gebogenen Fläche.

Das Tätige und das Leidende ergänzen sich gegenseitig erst durch ihre Wirkung, durch ihre Erfüllung, durch den Einfluß des Tätigen auf das Leidende. Die Vornahme einer Handlung, die Entstehung einer Erscheinung ist nichts als nur die wesentliche Wirkung eines Tätigen auf ein Leidendes, und diese Wirkung ist nur insoferne da und kann nur insoferne auftreten, inwiefern die von derselben hervorgebrachte Veränderung, die von ihr erzeugte Erscheinung, sich als ein dem Wesen des Tätigen vollkommen Gleiches erweist. Die Erfüllung ist das Maß und der vollkommene Ausdruck sowohl des Tätigen als des Leidenden.

Ist die Wahrheit des Gesagten einleuchtend, so oft es sich um irgend welche Einzelerscheinungen handelt, so muß es auch für Gott, als für das Wesen aller Dinge gelten. Wir erkennen also in Gott, als im Allwesen, eine Dreifaltigkeit, und deren Momente, Hypostasen, oder wie man sich gewöhnlich lateinisch ausdrückt, Personen sind: das Tätige, das Leidende und die Erfüllung, posse facere, posse fieri et factum. Das Tätige muß immer dem Leidenden vollkommen gleichgestellt werden und in Gott ist Alles das einheitliche Wesen aller Dinge; wir dürfen also in der göttlichen Dreifaltigkeit das Leidende als Einheit setzen und derselben das Tätige als Gleichheit, als das dem Leidenden vollkommen Gleichende entgegenstellen; beide sind absolut gleich, wie die abstrakte Einheit der Einheit infolge der Identität beider vollkommen gleichen muß; wir werden daher die Erfüllung in der Dreifaltigkeit als die Vereinigung der Einheit mit dem ihr Identischen bezeichnen. Die Einheit ist sich selbst gleich, und in dieser Gleichheit besteht die Identität jener Einheit. Wir können daher den abstraktesten und mit den hohen Spekulationen des Altertums übereins-

stimmenden Ausdruck für die göttliche Dreifaltigkeit finden, indem wir dieselbe als die sich selbst gleichende, mit sich identische Einheit bezeichnen.

Indem er sich von diesen trockenen Höhen der Abstraktion etwas herabläßt, aber das Gefundene festhält, erkennt der Kusaner in dem Stoffe das absolute Leidende, in der Form das absolute Tätige, den Stoff Bildende, wobei er in den einzelnen Dingen die Erfüllung in der Einheit der Form und des Stoffes begrüßt. Stoff, Form und Ding können nur zusammen bestehen; der Stoff ist nur insoferne Stoff, inwiefern er eine Form besitzt; die Form ist umgekehrt nur insoferne Form, inwieferne sie einen Stoff besitzt und diesen Stoff gestaltet; das Ding endlich ist nichts als die Einheit der Form mit ihrem Stoff. So tritt die göttliche Dreifaltigkeit bei jedem Einzeldinge in die Erscheinung, was Jedem einleuchten muß, der zugestanden hat, es sei jedes Ding nur ein Wirklichwerden Gottes und Gott sei das Wesen aller Dinge. Das unmittelbare, relative Wesen eines Löffels bildet die Idee des Löffels, das Löffelsein, das mittelbare, absolute Wesen des Löffels bildet aber Gott — als Wahrheit. Es muß daher die Dreifaltigkeit Gottes sich im Löffel wiederfinden. Sagen wir, es sei Holz der Stoff des Löffels, das Leidende an demselben; als Form des Löffels werden wir dessen Gestalt bezeichnen samt den physikalischen Eigenschaften, welche zugleich die Form jenes Holzes sind, aus welchem der Löffel gebildet wurde. Im Holze gibt es nichts außer dessen Eigenschaften und der demselben angebildeten Gestalt; Form und Stoff fallen also zusammen und sind eben der Löffel. Die Form des Holzes gleicht dessen Stoffe und das Holz selbst ist die Einheit seiner Form und seines Stoffes. Was vom Löffel gilt, gilt aber auch von der Welt und von der Allheit des Seienden.

Unsere Seele bildet und bewegt unseren Leib; sie ist die den Leib und die auf den Leib bezüglichen Vorgänge erkennende empfindende Form, während der Leib den von der Seele gebildeten, aber auch erkannten Stoff liefert. Der Mensch ist die Einheit von Leib und Seele. Der Leib ist der Ausdruck der Seele, ein Stoff, dessen Wesen es ist, unmittelbar von der Seele erkannt, empfunden zu werden; die Seele an sich ist nichts als das Empfinden des Leibes; wir erblicken also wieder in jedem Menschen und in jedem Tier die unteilbare Dreifaltigkeit Gottes.

Leib und Seele beziehen sich nur auf den sinnlichen Organismus. Das höhere Wesen des Menschen bildet der bewußte Geist. Den Stoff des Geistes bildet die von demselben vorgestellte Welt der von ihm erkannten Gegenstände. Der Geist selbst ist das die Welt bewußt erkennende Subjekt. Umsonst würden wir aber im Inhalte dieses, die Form des von ihm Vorgestellten bildenden Subjektes etwas anderes als jene, den Stoff des Geistes gebenden Vorstellungen suchen wollen. Unser Geist und die von demselben vorgestellte Welt verhalten sich zu einander wie die Form zum Stoffe, sind einander gleich und identisch. Sowohl unser bewußtes Selbst als alle

selbstbewußten und daher relativ selbständigen und alle unbewußten Dinge, deren Dasein davon abhängt, daß sie vom Geiste vorgestellt werden, sind nur Bestandteile der vom Geist vorgestellten, den Stoff des Geistes als ihrer Form bildenden Allheit.

Gott, das mit der Wahrheit identische Absolute, ist die Erkenntnis alles Möglichen und zugleich Wirklichen; er ist der alles Erkennende; als allwissendes Subjekt ist er Eins mit dem Unendlichen, von ihm als Objekt Erkannten; er ist das All, der Stoff der vollkommensten Form und die Form des unendlichen Stoffes. Gott ist nichts als die Einheit der universellen Form mit dem universellen Stoffe, die absolute Identität des erkennenden Geistes mit der erkannten Natur. Sprechen wir aber von Gott im Gegensatze zu der mit ihm wesensgleichen Natur, so verstehen wir unter Gott den abstrakten Begriff von Form und Stoff, Subjekt und Objekt. In dieser Einheit ist Alles implicite enthalten, aber diese Einheit ist keines von den einzeln und deutlich explicite et distincte daseienden Dingen. Gott ist in diesem Sinne das Wesen und die Einheit aller Dinge. Er ist aber weder ein einzelnes Ding, noch die ein Ganzes bildende Vielheit aller unzähligen, aus dem Wesen Gottes entsprungenen, verschiedenen, besonderen, nebeneinander oder nacheinander in Zeit und Raum daseienden Einzeldinge. Diese Vielheit der endlichen Dinge bezeichnen wir, wenn sie auch mit Gott gleichen Wesens ist, unserer endlichen Erkenntnisweise zu Liebe, im Gegensatze zu Gott als Weltall. Gott ist weder ein Teil des Weltalls, noch ein außer oder neben dem Weltall Daseiendes; er ist das Wesen sowohl des Weltalls als jedes in demselben enthaltenen Einzeldinges.

Indem der Kusaner Beispiele aus der von ihm, wie wir es bereits wissen, eifrig betriebenen Mathematik schöpft, erinnert er an die Zusammensetzung alles Raumes aus lauter mathematischen Punkten. Jeder ausgedehnte Körper ist nichts als nur ein Widerstand leistender Raum; als solcher besteht er gleich allem Raume aus lauter Widerstand leistenden mathematischen Punkten. Aus der Bewegung eines Punktes entsteht die Linie, aus der Bewegung der Linie die Fläche, der mathematische Körper entsteht endlich aus der Bewegung einer Fläche. Wer sich aber vollkommen richtig ausdrücken will, darf nicht sagen, es sei aller Raum aus mathematischen Punkten zusammengesetzt; er muß sagen, daß aller Raum aus einem mathematischen Punkt entstanden sei.

Auch die Zeit ist aus lauter unendlich kurzen Augenblicken zusammengesetzt; richtig ausgedrückt entsteht dieselbe aus dem Fortrücken der Gegenwart. Jede Vergangenheit ist Gegenwart gewesen, jede Zukunft wird Gegenwart werden. Die Gegenwart aber ist ein unendlich kurzer Augenblick; sie ist vergangen, bevor irgend Jemand „Sie ist da!" auszurufen vermag, bevor er es vermag, die Lautfolge irgend eines Wortes auszusprechen.

Unendlich klein ist der mathematische Punkt, unendlich kurz der gegenwärtige Augenblick. Das unendlich Kleine gleicht aber bekanntlich dem Nichts. Es ist daher alles räumlich oder zeitlich Ausgedehnte, also alles Daseiende ein aus dem Nichts Entstandenes, ein Nichtiges. Dieser Ansicht kann auch derjenige nicht entgehen, der da behaupten will, es sei der Raum aus Punkten, die Zeit aus Augenblicken zusammengesetzt, denn wir dürfen das Nichts beliebig durch das Nichts vermehren, ohne aus dem Nichts herauszukommen.

Jedes Ding ist ein Punkt, ein vorübereilender Augenblick, ein Nichts; da das All nur aus der Summe aller Einzeldinge besteht, so ist es auch nur ein Punkt, ein flüchtiger Augenblick, eine Nichtigkeit. Gott ist das Wesen jedes Dinges und aller Dinge, er ist mit jedem Dinge und mit dem All identisch; da aber sowohl jedes Ding, als auch das All dem unendlich Kleinen, also dem Nichts gleichen, so ist Gott auch dem Nichts gleichzusetzen. Der abstrakt, als die noch nicht entfaltete Einheit des Tätigen und Leidenden, der Form und des Stoffes, des Subjektes und des Objektes aufgefaßte Gott ist das Allerkleinste, was auch daraus folgt, daß Gott ganz enthalten ist sowohl in jedem zeitlichen Augenblicke als in jedem Stoffteilchen. Gott ist ganz enthalten in dem Kleinsten, das sich denken läßt, muß also kleiner sein als das kleinste Denkbare.

Gott ist aber das Wesen des unendlichen Daseins; er erfüllt allen Raum und alle Zeiten. Der Raum und die Zeit reichen über jede denkbare Größe hinaus und Gott ist in allen Räumen und allen Zeiten gegenwärtig. Gott ist also größer als alles Denkbare. Er ist das Allergrößte. Ja, es wird seiner Unendlichkeit nicht Genüge geleistet von dem, der sich dieselbe durch die bloße Leere der Räume und Zeiten zu messen unterfängt. Es ist auch die intensive Größe der Allmacht, alles Lebens und Denkens in dem Gott enthalten, welcher die ganze Verschiedenartigkeit des deutlich entfalteten Daseins in sich zusammenfaßt.

Erstaunlich und unbegreiflich ist es! Gott ist zugleich das Allergrößte und das Allerkleinste; beides ist in ihm absolut eins und identisch.

Alles ist, was es sein kann und was es sein muß; es ist alles der Ausdruck Gottes als der Allmöglichkeit und Allwirklichkeit. Das Maß jedes Dinges, sei es das Kleinste, das Größte oder ein Dazwischenliegendes, ist, was es sein kann und muß, ist Gott an dem Dinge. Gott gleicht aber der Größe des Dinges. Er ist dessen Maß, die Gleichheit jedes Dinges mit sich selbst, dessen Identität ohne Rücksicht darauf, ob das Wesen des Dinges seinen Ausdruck in dessen Ausdehnung, in dessen Verhältnissen oder dessen Qualität findet, was übrigens auf dasselbe hinausläuft, da der Ursprung aller Beschaffenheit in Maßverhältnissen zu suchen ist. Was nur immer von einem Dinge wahr ist, ist Gott und Gott ist alle Wahrheit und jede Wahrheit. Obwohl Gott Nichts ist und kein Ding ist, ist er das Wesen, das Maß und die Beschaffenheit jedes Dinges und aller Dinge. Er ist die

Größe, die Güte, die Schönheit und die Macht jedes Dinges und aller Dinge, in einem Worte: er ist Alles in Allem.

Als der Farben Wesen erscheint Gott im Lichte; dieses ist als hervorbringende Kraft die Form aller Farbe, es ist aber zugleich das einzig Gefärbte, also aller Farben Stoff, es ist endlich selbst die Farbe; alle Farbe ist Licht und alles Licht ist Farbe. Von naiven Menschen, denen es dünken mochte, es sei die bezaubernd schöne sichtbare Welt der Inbegriff alles Seienden, wurde das Licht für Gott gehalten; es ist wirklich Gott, mit Rücksicht auf die Farbe, aber nur Gott in der Beschränktheit, wie es deren viele gibt. Mit Rücksicht auf das Licht ist das Gesicht Gott, denn erst das schauende Auge macht das Licht zu einem Wirklichen. Ohne Gesicht kann es Zuckungen und Regungen des Stoffes geben, das Licht wird erst durch das Gesicht des Sehenden geschaffen, und es ist gegenseitig das Licht eine im leidenden Auge des Schauenden entstandene Veränderung. Das Licht ist wahrhaft nichts als nur die in der Wirklichkeit als Sehen hervortretende Lichtempfindung. Nun ist aber das Wesen des Gesichtssinnes die sinnlich-empfindende Seele, das Wahrnehmungsvermögen, der sensus communis. Das Gesicht ist ein Erzeugnis der Sinnlichkeit, die Sinnlichkeit wird von den Gesichtseindrücken beeinflußt, und das Gesicht ist ein Sinn, es ist Sinnlichkeit. Das Wesen der Sinnlichkeit ist wiederum die Erkenntnis; denn was immer sinnlich empfunden wird, wird nur insoferne empfunden, inwiefern es zum Gegenstande des Bewußtseins wird und daher auch erkannt wird, und die Erkenntnis wird vermittels sinnlicher Wahrnehmungen vermehrt und bereichert. Der Verstand ist das Wesen aller Erkenntnis, denn nur ein Verstand kann erkennen, und das Erkannte und daher Verstandene und Vorgestellte bildet den Inhalt alles Verstandes. Die von jedem einzelnen Menschen erkannte Welt ist nichts als der Inhalt seines beschränkten Verstandes. Wir wissen jedoch, daß eine unendlich verschiedenartige Welt jenseits der Grenzen unserer beschränkten Erkenntnis besteht, und diese kann nur als der Inhalt eines unendlichen, ewig vollkommenen Verstandes, also als Gott, das Wesen von Jedem und Allem, bestehen.

III.

Es ist schwer zu verstehen, wie der einheitliche und einzige Gott Alles und Jedes sein kann, wie es möglich ist, daß er in Einem die ganze Verschiedenheit der sich oft widersprechenden Eigenschaften der vielartigsten Dinge ist, wie er das Wesen von Allem und Jedem, zugleich das Allergrößte und Allerkleinste zu sein vermag. Kardinal Nikolaus von Kusa hat es nicht verkannt, daß die grundlegende Lehre seiner Philosophie über den Verstand hinausreichte; er meinte, es sei ein höheres Geistesvermögen als der Verstand zum Verständnis seiner Lehre notwendig, und versuchte es, durch Vergleiche das Verständnis der Allwesenheit Gottes zu erleichtern.

Es ist mehr ein literarischer und malerischer Vergleich, eine Parabel, wenn erzählt wird, es habe sich Chrypffs, als er noch am Rhein und an

der Mosel wohnte, bevor er also Kardinal wurde, in einer zahlreichen Gesellschaft von Jüngern der mystischen Philosophie befunden. Im Versammlungsgemache hing ein den Heiland vorstellendes Bild des berühmten niederländischen Malers Rogier van der Weyden. Das Antlitz Christi blickte gerade auf den Kreis herab, in welchem das Gespräch geführt wurde, und es wurde die Aufmerksamkeit der Beteiligten auf den unwiderstehlichen Blick der von Meisterhand ausgeführten Gestalt gelenkt. Man wollte einen der Freunde, welcher abseits saß, herbeirufen, damit er auch Christi Blick bewundern könne; der Gerufene erklärte jedoch, zum nicht geringen Erstaunen der Übrigen, daß der Blick Christi gerade auf ihm ruhe. Bald überzeugten sich alle Teilnehmer der Gesellschaft, daß der gemalte Blick auf jeden von ihnen gerade herabsah, ohne Rücksicht darauf, in welchem Teile des Gemaches er sich befände, daß der Blick den im Zimmer Herumwandernden ununterbrochen verfolgte, obwohl er gleichzeitig unbewegt auf den auf ihren Sitzen Beharrenden ruhte. Aus dieser Wahrnehmung entstand das in der Schrift de Icona enthaltene Gespräch, in welchem die Allgegenwart Gottes mit der Allgegenwart jenes Bildes verglichen wird, welches aus dem Meisterbilde hinausschaute.

Aber, wie gesagt, dies ist nur eine Parabel. Der Kusaner versuchte genauer, mit Hilfe mathematischer Vergleiche, zu erklären, wie der eine, mit sich selbst identische Gott das Wesen der verschiedenartigsten Dinge zu sein vermöge. Er meint, dies sei eine notwendige Folge der Unendlichkeit Gottes. Es falle alles mathematisch Unendliche in Eins zusammen. Die sich gegenseitig am meisten widersprechenden mathematischen Begriffe sind die Gerade und der Kreis, welcher nirgends mit einer Geraden parallel sein kann, sondern in jedem Teile seines Umfanges sich so sehr als nur möglich von einer Geraden unterscheidet. Stellt man sich aber einen Kreis mit unendlich großem Halbmesser und daher auch mit unendlich großem Umfange vor, so wird man alsogleich wahrnehmen, daß der Umfang dieses Kreises sich zu einer unendlich langen Geraden gestaltet. Dieselbe wird sowohl den Halbmesser als den Umfang des unendlich großen Kreises bilden. Der Mittelpunkt eines Kreises muß in gleicher Entfernung von jedem Punkte seines Umfanges verbleiben; bildet aber eine unendliche Gerade den Umfang eines unendlichen Kreises, so muß der Mittelpunkt des Kreises sich gleichzeitig in allen Punkten dieser Linie befinden, selbst eine Gerade bilden, soll der Definition des Kreises entsprochen werden. Es muß daher wunderbarer Weise der Mittelpunkt eines unendlichen Kreises zugleich ein Punkt und eine unendliche Gerade sein und zwar dieselbe Gerade, welche zugleich den Kreis und den Halbmesser des Kreises bildet. Es bildet endlich der Raum zwischen dem Mittelpunkte und dem Umfange eines Kreises dessen Oberfläche; beim unendlichen Kreise kann diese Oberfläche nichts anderes sein als jene der zweiten Dimension entbehrende Gerade, welche zugleich den Umfang und den Halbmesser des Kreises bildet,

zugleich ein Punkt, eine Linie und eine Fläche darstellt, eine Zusammenfassung der offenbarsten Widersprüche — freilich nur für den, welcher sich durch diese abenteuerlichen Scheinschlüsse des Kusaners täuschen läßt. Nun behauptet unser Philosoph weiter, es sei dieser Kreis, diese Linie, dieser Punkt zugleich das größte und das kleinste Denkbare, nämlich ein Kreis mit unendlich großem Halbmesser und ein vollkommen unausgedehnter Punkt, in Wahrheit etwas größeres als die größtmögliche planimetrische Figur und etwas kleineres als der kleinstmögliche räumliche Begriff.

Nicht nur in Gott fallen das Größte und Kleinste zusammen. Im unendlich kleinen Winkel vereinigen sich beide Schenkel zu einer Geraden und beide Schenkel bilden auch wieder im größten möglichen Winkel eine Gerade, so daß der größte und kleinste Winkel einander vollkommen gleichen.

Gehen wir nun vom Kreise zum unendlich großen Dreiecke über. Dieses wird von den drei größten Winkeln und von drei unendlichen Geraden gebildet. Es kann also dieses Dreieck wieder nur eine unendliche Gerade sein, und es muß mit dem unendlichen Kreise, also auch mit dem Punkte zusammenfallen, welcher kleiner ist als das Allerkleinste. Alle planimetrischen Figuren werden aus miteinander verschmolzenen Dreiecken gebildet, Vierecke aus zweien, Fünfecke aus dreien, andere Vielecke aus mehreren; von krummen Linien umfaßte Figuren endlich lassen sich in unendlich viele Dreiecke mit unendlich kleiner Basis zerlegen. Was also vom unendlich großen Dreiecke gilt, gilt ebenso von jeder möglichen planimetrischen Figur.

Auch die unendlich schnelle Bewegung fällt mit der Ruhe zusammen. Läßt man irgend einen Körper sich sehr schnell um die eigene Achse drehen, so wird das Auge gar keine Bewegung wahrnehmen, es wird im Gegenteil den Eindruck haben, es erblicke einen ruhenden Körper. Wird aber ein mit unendlicher Schnelligkeit rotierender Körper gedacht, so ist es offenbar, daß jeder Körperteil allsogleich in den Ort zurückgelangt, den er verlassen hat, daß er also ununterbrochen an demselben Ort verweilt; daher ist ein sich unendlich schnell bewegender Körper unbeweglich. So decken sich die verschiedensten und widersprechendsten Dinge gegenseitig, sobald wir sie unendlich groß denken.

Auf ein anderes Gebiet hinüberstreifend, erläutert der Kusaner die Identität des Tätigen und Leidenden in Gott durch einen Blick auf das Wesen lebender Organismen. Es werden das Einzeltier und die Einzelpflanze von der sich in ihnen betätigenden Idee ihrer Gattung leidend genötigt, sich natürlich zu entwickeln. Zweck dieser Entwicklung ist die Erzeugung, und das gesamte organische Leben ist nur ein fortgesetzter Zeugungsprozeß. Das Erzeugungsvermögen ist aber wiederum die einzige schöpferisch tätige Kraft des einzelnen Lebendigen, so daß hier das aktive und das passive Prinzip vollkommen zusammenfallen.

Es wird ferner die im Weltall verwirklichte Fülle der Gottheit mit einem von einem Denker oder von einem Dichter geschriebenem Buche verglichen. Die Menge nimmt im Buche nur lauter für sie unverständliche Schriftzeichen wahr, die Gelehrten aber erkennen vermittelst dieser Zeichen den Gedanken des Verfassers. Gleichermaßen erblickt der gemeine sinnliche Mann im Weltall lauter Einzeldinge und erst der Weise entziffert aus den Schriftzeichen der Schöpfung Gott als deren Wesen. Wir müssen aber dessen gedenken, daß nicht notwendig der in vielen Büchern belesene Gelehrte sich als jener Weise erweist; es erkennt im Gegenteil die vom Glauben belebte Einfalt oft besser die unendliche Wahrheit, und Kusa erzählt uns, wie ein gemeiner, hölzerne Löffel herstellender Handwerker in Rom Schulphilosophen im Gespräche beschämte und sie endlich auf die Menge der über die Engelsbrücke in die Peterskirche ziehenden Jubiläumspilger verwies, also auf diejenigen, die jene weise Unwissenheit besitzen, durch welche man allein den Besitz der Wahrheit erreicht.

Nie wird der Gedanke des die absolute Wahrheit suchenden Menschen die Unendlichkeit fassen, bis zu Gott selbst vordringen; aber jeder seiner Gedanken wird von einem eine Seite der Gottheit offenbarenden Lichtstrahle beleuchtet und in jeder Seite der Gottheit wird der ganze Gott sichtbar. In jedem Dinge, in jeder Einzelheit der Natur erglänzt die Wahrheit, erscheint die Fülle des göttlichen Wesens. Dadurch ist die Schöpfung über jedes menschliche Werk unendlich erhaben; man kann dieselbe höchstens mit einem Zauberbuche vergleichen, welches mit so wunderbarer Kunst geschrieben wäre, daß man den ganzen Gedanken des Verfassers aus jedem Worte, aus jedem Buchstaben erraten könnte.

Wer es versucht, irgend ein Einzelnes, auch noch so Unscheinbares bis auf den Grund zu durchforschen, wird sich bald überzeugen, daß das vollkommene Wissen von irgend einem Dinge bereits die Allwissenheit wäre, die Kenntnis der ganzen Fülle der Gottheit in sich enthielte. Willst du irgend ein Einzelnes erschöpfend erkennen, so mußt du alles erfahren, was in irgend einer unmittelbaren oder mittelbaren Beziehung zu diesem Dinge steht, so mußt du wissen, wie sich dieses Ding in jeder möglichen Lage verhalten würde. Nun aber hängt Alles mit Allem im Weltall zusammen, dermaßen, daß erst die Erkenntnis alles Seienden die erschöpfende Wissenschaft von irgend einem Dinge erzeugen könnte. Willst du außerdem ein Ding ergründen, so mußt du wissen, wodurch es sich von allen Dingen unterscheidet. Du mußt eben sowohl wissen, was es nicht ist, als was es ist, und hast du einmal alles erkannt, was irgend ein Ding sowohl ist als nicht ist, so ist alle Möglichkeit von dir durchforscht worden. Nun ist dem Kusaner zufolge alles Mögliche auch ein Wirkliches, und Gott, das Posse st, ist eben die Einheit der Allmöglichkeit mit der Allwirklichkeit. Erkennst du also wahrhaftig irgend ein Einzelnes, so erkennst du Alles, indem du Gott erkennst.

Der Lehre Kusas gemäß erkennen wir eine vierfache Natur, quadruplicem naturam, so oft wir es versuchen, das All zu durchdenken. Es gibt also vier Welten. Die höchste bildet das Posse st, Gott in seiner absoluten Einheit; es ist die abstrakte Identität und Gleichsetzung der Form, des Stoffes und des von denselben gebildeten Dinges, des Tätigen, des Leidenden und der Erfüllung, des Subjektes, des Objektes und der Erkenntnis, die absolute, unteilbare Einheit in der Dreiheit, das höchste Wesen und der tiefste Grund des Alls und jedes Seienden. Dem folgen die Welten der Vernunft, des Verstandes und der Sinnlichkeit, intellectus, rationis et sensus. In jeder von diesen niederen, geschöpflichen Welten unterscheidet der Kusaner wieder eine Dreifaltigkeit; in der Vernunftwelt bilden dieselbe das Subjekt, das Objekt und die Erkenntnis, in der Verstandeswelt die Form, der Stoff und das Ding, in der Sinneswelt endlich das Tätige, das Leidende und deren Wirkung. Entschieden wird hier der Gedanke vertreten, es sei die Welt nichts als eine Vorstellung des denkenden Subjektes. Gott selbst ist nur die höchste Abstraktion des Gedankens und die drei geschaffenen Welten sind im Grunde identisch und unterscheiden sich von einander nur, indem dasselbe, einmal von der Vernunft, ein anderesmal vom Verstande, endlich von der Sinnlichkeit aufgefaßt, einen anderen Schein erhält. Übrigens ist diese Weltanschauung der jüdischen Kabbala entlehnt, wenn auch selbständig umgearbeitet und daher wesentlich von der kabbalistischen verschieden. Es fehlen bei unserem Philosophen auch nicht kabbalistische, pythagoräische Spielereien mit Zahlen, welche ich jedoch hier übergehe.

Die drei geschaffenen Welten, oder besser die drei verschiedenen Weisen, die Welt zu erkennen, nennt der Kusaner gewöhnlich die drei Himmel, cœli. Der unterste Himmel fällt mit der Sinnenwelt zusammen. Dessen Inhalt bildet unser Wahrnehmen, vermittelst dessen wir räumliche und sinnliche Einzeldinge und Einzelvorgänge sowohl sehen als erkennen. In dieser Welt ist die Sinnlichkeit das Subjekt, das wahrgenommene Einzelne das Objekt, deren Einheit die Wahrnehmung. Das Wesen der Sinnlichkeit liefert die Form, der wahrgenommene Gegenstand den Stoff, und deren Einheit wird in der Wahrnehmung gefunden, in welcher sich die Wesensgleichheit jener Form und jenes Stoffes offenbart. Die Sinneswelt ist nichts als die Gesamtheit unserer Wahrnehmungen und das sinnliche Gedächtnis ist deren Speicher. Sinnlich wird immer nur ein konkreter Gegenstand wahrgenommen, welcher eine naiv betrachtete Einzelvorstellung bildet. Höchstens können sich solche Vorstellungen im sinnlichen Gedächtnisse zu einem gleich sinnlichen Begriffe verknüpfen, welcher aus mehreren so innig mit einander verbundenen Vorstellungen besteht, daß wir sie alle naiv auf dasselbe Ding oder auf denselben Vorgang beziehen.

Höher erhebt sich bereits der Verstandeshimmel. In diesem ist die Heimat abstrakter Begriffe. Der Verstand, ratio, analysiert die sinnlichen

Vorstellungen, unterscheidet die zeitlich und räumlich geschiedenen Teile von einander, die Eigenschaften von der Substanz, begreift letztere abstrakt als Universalien, verknüpft die Teile und Eigenschaften der Vorstellungen in einer seinen Zwecken entsprechenden Weise, urteilt bewußt darüber, welche Eigenschaft, welcher Substanz zugesprochen werden soll, untersucht kritisch diese Urteile und mit denselben die gesamte Erkenntnis, unterscheidet endlich das erkennende Subjekt vom erkannten Objekte und von der Handlung der Erkenntnis, die Form vom Stoffe und von dem aus demselben gebildeten Dinge, das Tätige vom Leidenden und von der Erfüllung. Indem der Verstand aus einer Gruppe von Vorstellungen den Begriff des Ichs bildet und diesen dem übrigen All entgegenstellt, ist im Verstande die Quelle des Selbstbewußtseins zu suchen. Als Grund aller Verstandeshandlungen muß der Satz des Widerspruches betrachtet werden, ein Axiom, demgemäß nichts zugleich widerstreitende Eigenschaften haben kann; diesem Prinzip folgend bildet der Verstand die Begriffe in Zeit und Raum, nebeneinander oder nacheinander daseiender Einzeldinge oder Einzelvorgänge, und es wird vom Verstande der Verstand selbst unter diese Einzeldinge eingereiht als ein endliches, individuelles, menschliches Subjekt, welches sich von anderen ähnlichen Subjekten dadurch unterscheidet, daß es den Eigenschaften derselben widersprechende Eigenschaften, ein verschiedenes Wissen und verschiedene Erfahrungen besitzt. Der Verstand ist das Unterscheidungsvermögen, und im Verstandeshimmel wird das Verschiedenartige zum Vielen.

Hoch über die Verstandeswelt ist der Himmel der Vernunft erhaben; es ist die höchste geschaffene Welt, der Ausdruck der vollkommensten Auffassung alles Seienden. Der Verstand unterscheidet, die Vernunft vergleicht und verbindet. Sie erkennt die wesentlichen Ähnlichkeiten der Dinge und der Vorgänge und bildet darnach die Gattungen der Dinge, erforscht die Gesetze der Vorgänge, erreicht die Kenntnis der unvergänglichen Ideen, noch besonderer, aber doch ewiger und außerräumlicher Wahrheiten, deren unvollkommene Betätigung sich in den Einzeldingen und Einzelvorgängen verwirklicht. Noch mehr, es wird dasjenige von der durch keine Erfahrung belehrten Vernunft vorgeahnt, was ein Ding, ein Vorgang sein soll, soll es seine Idee vollkommen ausdrücken, was es wäre, wenn es sich unter den günstigsten Verhältnissen entwickeln könnte, und die Dinge und Vorgänge werden von der Vernunft darnach beurteilt und geschätzt, wie sie als vollkommenere Betätigungen ihrer Idee sich ihrem Ideal nähern oder im Gegenteil als ein Unvollkommenes, daher Häßliches und Schlechtes sich von ihrer Bestimmung entfernen.

Indem der Verstand das Zusammenbestehen widersprechender Merkmale nicht zuläßt, werden von ihm individuelle, besondere, vergängliche und streng umgrenzte Dinge und Vorgänge vorgestellt. Es kann sich das vom Verstande vorgestellte Einzelne nicht zur gleichen Zeit an zwei verschiedenen Orten befinden, es kann nicht an derselben Ortsfläche zwei sich wieder-

sprechende Farben besitzen, es muß entweder groß oder klein sein, es kann zugleich nur eine Gestalt besitzen. In der Vernunftidee werden dagegen alle bei verschiedenen Individuen einer Gattung oder einer Art sich verwirklichenden Möglichkeiten zusammengefaßt, dergestalt, daß Widersprechendes zeitlos und außerräumlich zusammenbesteht. Der Greis und das Kind, der Riese und der Zwerg, der Weise und der Tor sind zugleich in der Idee des Menschen enthalten, und der berühmte Satz des Widerspruches verliert in der Vernunftwelt seine Berechtigung. Vom Verstande werden Subjekt, Objekt und Erkenntnis; Form, Stoff und Ding; das Tätige, das Leidende und die Erfüllung scharf von einander geschieden; indem die Vernunft deren wesentliche Einheit einsieht, erhebt sich dieselbe bereits zur Erkenntnis Gottes und der göttlichen Dreieinigkeit, in welcher alles Seiende dermaßen enthalten ist, daß es sich allmählig in den niederen geschaffenen Welten entfalten kann und daß es sich endlich im Dasein der Einzeldinge sinnlich verwirklicht.

IV.

Der Gott des [Kusaners wird daher sowohl im erkannten Objekte als im erkennenden Subjekte offenbar. Den objektiv vollkommenen Gott bildet die Gesamtheit alles Erkennbaren, also das Weltall. Dieses hat weder einen Anfang in der Zeit gehabt, noch wird es ein Ende in der Zeit haben. Ein unbegrenzter Raum wird vom Weltall eingenommen. Im unendlichen Raume entstehen und vergehen unzählbare Objekte, welche in ihrer unerschöpflichen Verschiedenartigkeit alle Möglichkeit verwirklichen und vermittels einer unzählbaren Menge der verschiedenartigsten Vorgänge auf einander wirken.

Das vollkommene Objekt ist das von der Kirche Christus genannte Ideal des menschlichen Geistes, ein den ganzen, unermeßlichen Inhalt des Weltalls umfassender Allwissender. Dies ist der Mensch, wie er sein soll, der vergöttlichte Mensch, homo deificatus. So gleicht der vollkommene Menschengeist der Gottheit wie ein regelmäßiges Vieleck mit unendlich vielen Seiten dem vollkommenen Kreise.

Es werden vom sinnlichen Menschen die zeitlich und räumlich daseienden Einzeldinge wahrgenommen; dieselben werden vermittels des Verstandes begrenzt und unterschieden. Es unterscheidet weiterhin unser Verstand von der bloß objektiven Welt dem erkennenden, endlichen Einzelsubjekte gleichende Wesen, er stellt sich, außer seiner selbst, fremde erkennende sterbliche Menschen vor, die ein endliches, vielfach von den Bedingungen der Sinnlichkeit abhängiges Erkenntnisvermögen besitzen, aus Leib und Seele zusammengesetzte Menschen, die daher die Einheit des Subjektes mit dem Objekte darstellen und die Mittelstufe zwischen der Schöpfung und dem vollkommenen, schöpferischen Geiste des Gottmenschen Christi bilden. Die Vernunft des Menschen erkennt endlich ewige Gesetze und Wahrheiten, Ideen, welche von ihr für Götter und Engel gehalten werden.

Die Dreifaltigkeit kann in der sinnlichen Natur wahrgenommen werden. Sie offenbart sich objektiv in den drei Naturreichen, dem Gesteine, der Pflanzen- und Tierwelt. Lauter Stoff ist das leblose Gestein, dieser Stoff wird durch die Form zur Pflanze umgebildet; das zur eigentümlichen Form seiner Art ausgebildete Tier nimmt vermittels seiner Sinne auch das Lebens- und Formlose wahr und wird zur Einheit der Natur, indem es in seinem sinnlichen Gedächtnis das Abbild der Außenwelt aufbewahrt. Insofern der Mensch, wenn wir vom Verstande und von der Vernunft absehen, nur ein Tier ist, ist er das vollkommenste Tier, in dessen Erkenntnisvermögen sich das Weltall in der vollkommensten und vielseitigsten Weise spiegelt. Andererseits ist die Kohäsion, vis coërcitiva, der kleinsten Körperteile der innerlich subjektiv aufgefaßte Stoff; in der bildenden, das pflanzliche, tierische und menschliche Individuum der Idee seiner Gattung nachbildenden Kraft, vis formativa, müssen wir die Form begrüßen; in dem die Erhaltung der Gattung sichernden Zeugungsvermögen, vis generativa, ist die Einheit von Form und Stoff gegeben, aus welcher neue, den Stoff verbindende und formende Ströme des Lebens entspringen.

In der Dreieinigkeit des Verstandes unterscheidet der Kusaner das Wahrnehmungsvermögen, vis apprehensiva, das Einbildungsvermögen, vis imaginativa, und das diskussive Denken, vis rationativa, wobei er zu vergessen scheint, daß er das Wahrnehmen sonst dem Sinnlichen beizählt. Durch das Einbildungsvermögen werden die wahrgenommenen Einzeldinge in Teile oder abstrakte Eigenschaftsbegriffe zerlegt, welche dann zu willkürlich eingebildeten neuen Vorstellungen verbunden werden. Durch das diskussive Denken werden abstrakte oder konkrete Vorstellungen oder auch Begriffe in einer der objektiven Wahrheit möglichst entsprechenden, für die Erfüllung einer vorgefaßten Absicht zweckmäßigen Weise mit einander verbunden. Die im sinnlichen Gedächtnisse aufbewahrten Vorstellungen bilden den Stoff des Verstandes, dessen von diesem Stoffe abstrahierte Form wird vom Einbildungsvermögen geliefert; dieselbe muß deswegen als eine von unsern sinnlichen Erinnerungen abstrahierte bezeichnet werden, weil das Einbildungsvermögen es wagt, von der durch unsere Erfahrung bezeugten Wirklichkeit abzusehen. Durch das aufmerksame Denken endlich wird die Einheit des Verstandesstoffes mit der Verstandesform hergestellt, wird das Streben der Phantasie mit der erfahrungsmäßig wahrgenommenen Wirklichkeit versöhnt.

Erst von der Vernunft werden vollkommene Begriffe der Einzeldinge gebildet. Es werden in diese Begriffe alle dem Subjekte der Vernunft bekannten, beim Einzeldinge sich verwirklichen könnenden Möglichkeiten aufgenommen und es findet die Ahnung dessen, was das Einzelding werden soll, ihren Ausdruck. Ein solcher Begriff wird zur Idee im absoluten Subjekte, im Gottmenschen, kraft seiner in diesem Falle zutreffenden Voll-

kommenheit; selbst wenn derselbe beim Einzelmenschen unvollkommen auftritt, wird in ihm bereits die Versöhnung jener einander widersprechenden Merkmale vollzogen, welche sich bei demselben Einzeldinge zu verschiedenen Zeiten verwirklichen können, wie denn derselbe Mensch zuerst ein Kind und zuletzt ein Greis zu sein pflegt und wie es häufig vorkommt, daß er in verschiedenen Lebensaltern sich einmal als lasterhaft, das anderemal als tugendhaft betätigt. Doch sind diese Begriffe oder gar diese Ideen, die Auffassung (conceptus) von Einzeldingen, erst der Stoff, aus welchem die ewigen Wesen des Vernunfthimmels, der intelligiblen Welt gebildet werden. Als Form treten beim Menschen die Begriffe, beim Gottmenschen die vollkommenen Ideen der Gattungen, genera, auf, in denen alle Merkmale, welche die Dinge und Vorgänge einer Gattung haben können und haben sollen, enthalten sind. Dies ist aber erst eine leere, irreelle Form, wie ja auch in der Verstandeswelt die Zaubergespinste der Phantasie sich als leere Form erweisen; in diesen Begriffen sind lauter Möglichkeiten, aber noch keine Wahrheiten enthalten.

Erst wenn sich die Gattungsidee in einem Einzelwesen verwirklicht, wird die Wahrheit hervorgebracht; in der Wahrheit gelangt das Gute zur Erfüllung, in dem Maße wie das Einzelding einen vollkommeneren Ausdruck seiner Idee liefert, wie es sich dem, was es werden soll, nähert; im Guten tritt das Schöne hervor als das wahrgenommene und erkannte, das wahrnehmende Subjekt erfreuende Gute. In den drei höchsten, wesensgleichen Ideen des Wahren, Guten und Schönen entsteht also die Einheit und Erfüllung des höchsten Himmels der Vernunft. Durch dieselben gelangen wir zur Gottheit. Indem das Christentum die Fülle des Stoffes, der Form und der Dinglichkeit in der intelligiblen Welt der Vernunft personifiziert, werden von ihm die Begriffe von Einzelwesen zu Schutzengeln und die Gattungsideen zu Engelschören umgebildet; es werden endlich das Wahre, Gute und Schöne als die drei Personen der göttlichen Dreifaltigkeit aufgefaßt.

Das Wahre, Schöne und Gute durchdringen alle drei Welten mit ihrer Gegenwart. Sie erfüllen die ewigen, unvergänglichen, das vollkommene Leben, das Seinsollende vorstellenden Ideen. In den Verstandesbegriffen wird gleichfalls die Wahrheit, und zwar in allgemeiner Fassung ausgedrückt; es sind dies abstrakte, auseinandergerissene Glieder der ein zeitliches und räumliches Dasein, wirklich, im Diesseits fristenden Dinge. Endlich erscheinen das Wahre, das Gute und das Schöne wieder, aber höchst unvollkommen und vergänglich, in den Einzeldingen der Sinnenwelt als in den schwächsten Fußstapfen (vestigiis) Gottes und der durch Gott ewig bestehenden Ideen. Gott entfaltet sich (explicatur), er zerfällt in unendlich viele Teile, zuerst in Begriffe, dann in Einzeldinge, indem er sich dadurch zu einem immer Geringeren zusammenzieht, daß er immer zahlreichere, in der Fülle seiner Allwesenheit enthaltene Möglichkeiten verneint, abstoßt, aus seinem sich jetzt der Fülle der Gottheit entfremdenden Wesen ausscheidet; er steigt zum

sinnlichen Diesseits hinab, indem er einen Weg einschlägt, welcher zuerst durch die allgemeinen, ewigen Ideen, dann durch die abstrakten Verstandesbegriffe zu den vergänglichen Einzelwesen hinabführt. Der Stoff des Alls wird durch die vergängliche Vielheit der unerschöpflich verschiedenartigen Sinnenwelt gebildet; dessen vom Stoffe in der Wirklichkeit untrennbare, durch den Gedanken abgesonderte Form wird uns durch die Verstandeswelt abstrakter Merkmale geboten; das intelligible Jenseits der Ideen bildet endlich die Einheit jenes Allstoffes mit dieser Allform und reicht bereits an die absolute, unvergängliche Wahrheit, an Gott heran.

Dieses ganze Weltall und Gott selbst sind nur im erkennenden Menschen da und dieser ist daher eine in sich geschlossene kleine Welt, ein Mikrokosmus. Es entsteht die Welt durch die Erkenntnis und durch dieselbe wird das Weltall geschaffen.

Der Mensch als geistiges Subjekt und die von demselben gesehene Außenwelt samt dem einen Bestandteil dieser Welt bildenden Leibe entstehen zuerst infolge subjektiver Eindrücke und Empfindungen sinnlicher Regungen und der als Vorstellungen in der Schatzkammer des Gedächtnisses aufbewahrten Einzelvorstellungen. Ein dem Geiste immanentes, die Welt und den Menschen setzendes, aber dem sinnlichen, seines eigenen Wesens noch unbewußten Menschen unbekanntes Gesetz verknüpft alle diese Empfindungen, Wahrnehmungen und Vorstellungen vielfach mit einander und bildet aus denselben das wunderlich durchkreuzte Netz der Erscheinung.

Höher steigt der Mensch durch den Verstand empor. Durch diesen wird die Welt zur Vielheit; er belebt die Erfahrung; durch ihn werden die Einzeldinge von einander abgegrenzt, die Attribute von der Substanz, die Teile vom konkreten Ganzen getrennt. Vermittels des Verstandes unterscheidet der Mensch das eigene Ich von der übrigen Welt, sein geistiges Subjekt von seinem Leibe und Gott von der Schöpfung, die Form vom Stoffe. Es wird das Dasein anderer Menschen als fremder, endlicher Geister erkannt. Jetzt dringt der Geist in das eigene Innere, jetzt unterscheidet er im eigenen Selbst das Gemüt, den Willen, die Erkenntnis, jetzt werden auch irreelle, eingebildete Welten vorgestellt. Der Verstand wird bisweilen versucht, selbst die Wirklichkeit für eine Einbildung zu halten. Als erkennendes Subjekt erwacht er jedoch zum selbstbewußten Dasein, und dem eigenen Ich wird das objektive Dasein als das diesseitige, sinnliche Weltall, als das Heim der zeitlich belebten Vielheit entgegengestellt.

Jetzt erst kann der Mensch die Vernunft und mit derselben die sittliche Vollkommenheit erreichen, indem er die ewigen Ideen betrachtet und zugleich erfährt, was die Dinge sein und werden sollen, endlich dessen bewußt wird, es sei seine eigene Bestimmung, Gott-Mensch zu werden. Obwohl er nicht im Stande ist, alles Sein, das Weltall, deutlich zu erfassen und darauf angewiesen ist, besonders explicite jedes Einzelne zu betrachten, vermag er es, sich zu vergöttlichen, deificari, indem er die ewigen

in der Welt waltenden Gesetze und das in ihnen wie im Keime implicite enthaltene Wesen aller Dinge erkennt. Einen Anteil an Gottes Allmacht erhält der Heilige, indem er der Willkür eines endlichen Geistes entsagt, indem er sich in Allem mit dem Willen Gottes vereinigt und den einzigen Wunsch hegt, es möge Alles sein, wie es sein soll und daher wie es wirklich ist, da es notwendig ist, daß die Wirklichkeit als bloßer Ausdruck des Seinsollenden mit demselben vollkommen übereinstimme; von der Alliebe wird der Heilige entzündet, indem er seiner Wesensgleichheit mit allem Sein bewußt wird; jetzt gleicht er Christo, tritt in den Zustand der Vergöttlichung ein und wird zum Gottmenschen. Ein solcher vollkommener Gottmensch war Jesus von Nazareth auf Erden und von ihm wird der Heerbann der Christenheit auf dem Zuge zur Vergöttlichung angeführt. Aber auch die vermittels andersgearteter Symbole denselben Endzweck anstrebenden Weisen und Heiligen des Heidentums haben in Christo das Heil erreicht und können dasselbe auch in der Zukunft erreichen. Es bedarf durchaus nicht einer großer Büchergelehrsamkeit, um ein Weiser und ein Heiliger zu werden. Es vereitelt im Gegenteil die Wissenschaft oft die Heiligung des Menschen, indem sie den Gedanken mit eitlen Hirngespinsten beschäftigt und indem sich der Geist durch Hoffart und Selbstüberschätzung von der Wahrheit abwendet.

Von dem auf der Höhe der Vernunft angelangten Geiste wird die vollkommen erkannte Ordnung der Schöpfung umgekehrt. An die Stelle der Entstehung aus individueller Erfahrung wird die metaphysische Prozession alles Seins gestellt. Das aus der absoluten Einheit Gottes ausströmende Wahre, Schöne und Gute zerfällt zuerst in ewige Ideen und Gesetze, späterhin in die vom schöpferischen Einbildungsvermögen bewegten, sich mit einander verschiedenartig verknüpfenden und alle Möglichkeiten vorbildenden abstrakten, von den ewigen Wahrheiten abgezogenen Verstandesbegriffe, welche sich endlich in der Sinnenwelt an konkreten und vergänglichen räumlichen und zeitlichen Einzeldingen verwirklichen.

Allein in erkennenden Subjekten hat das All seinen Bestand. Von diesen läßt sich die mit denselben vollkommen wesensgleiche Welt der erkannten Objekte ebensowenig trennen, als es unmöglich ist, die Einheit von der Identität, die Form vom Stoffe abzusondern. Außer den Menschen gibt es keine anderen in der Sinnenwelt — also wirklich — daseienden erkennenden Geister; deren Allheit, die vergangene, die gegenwärtige und zukünftige Menschheit, ist also der einzig wirklich daseiende Gott, wie er sich zeitlich und räumlich entfaltet. Die Geschichte des Menschengeschlechtes ist aber zugleich die Geschichte Gottes und die wahrhafte Weltgeschichte. Was im Gedanken des abstrakten, jenseitigen Gottes ewig vorgeht, mußte sich räumlich und zeitlich in der Weltgeschichte entwickeln. Diese erzählt uns also und wird uns forterzählen, wie sich die Gottheit durch den Himmel des abstrakten Verstandes und des Einbildungsvermögens in die Sinnenwelt

hinabläßt und wie der sinnliche Mensch wieder zur Vergöttlichung hinaufsteigt. Es hat uns also der Kardinal von Kusa mit kühner Hand einen genialen, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft umfassenden Entwurf einer Geschichtsphilosophie gezeichnet, welcher sonderbarer Weise dem modernen philosophischen Publikum so gut wie unbekannt ist und mit dessen Wiedergabe ich die Darstellung der Philosophie des letzten mittelalterlichen und ersten modernen Denkers abschließen will.

Der Schauplatz der Weltgeschichte wurde zuerst von den Völkern des Orients in Ägypten, Indien und Syrien betreten. Unter der wogenden Glut eines feurigen Himmels lebten sie, von einer überwältigend großartigen Natur umgeben. Sie rangen nicht mit der vernunftlosen, stofflichen Welt, bei ihnen wurde der spekulative Gedanke nicht rege, sie gestatteten es der schöpferischen Phantasie nicht, frei zu schweben. Von dem noch ganz in die Natur versunkenen Menschen wurde seine Einheit mit dem Weltall lebhaft empfunden. Es schwebte ihm die Allheit als ein ungeheurer Gott vor, als dessen Bestandteil er sich selbst fühlte; dieser Gott aber war ein übermächtiges Unding, vom Erdenmenschen in allen Stücken verschieden. Immer mystisch befangen war der Wandel dieser Urvölker, alles war ihnen Religion, nie traten sie aus dem Banne der religiösen Kultusvorschriften und zum Kultus ward ihnen jede häusliche und öffentliche Handlung; von der Religion wurden sie in einen dauernden extatischen Zustand versetzt, in welchem sie das individuelle Selbstbewußtsein verloren. Ohne Selbstbewußtsein gibt es keine Freiheit, und daher waren alle Volksgenossen ohne Ausnahme Knechte ihres Herrn, ihres Königs, ihres Gottes. Dies war die ursprüngliche, unvollkommene, unbewußte Vergöttlichung des Menschengeschlechtes, welches, wie ein Keim von einer mystischen Schale verhüllt und eingeschlossen, die Sprossen des echten, menschlichen Lebens erst nach Befreiung aus diesem Banne treiben sollte. Aus dieser Urzeit wurden jedoch die heilbringenden Satzungen des religiösen Lebens den späteren weltlichen Völkern überliefert.

Aus der Versunkenheit in die Untiefen einer stummen, oft mitleidlosen, alles durchdringenden Religion, aus dem Urzustande der noch nicht entfalteten Vergöttlichung erwachte das Menschengeschlecht zu einem selbstbewußten, echt menschlichen Verstandesleben unter einem gemäßigten Himmel, am Gestade blauer Meere, in Hellas und Italien, bei den Völkern griechischen und lateinischen Stammes. Um zu leben, mußten sie hier die Natur bezwingen, aber zu einer aufreibenden, ununterbrochenen Anstrengung wurden sie in ihrem glücklichen Himmelsstriche nicht gezwungen. Die mächtigste Phantasie entfaltete ihre Fittige und schwang sich kühn zum Himmel empor, wo sie der Gottheit menschliche Züge aufprägte und dieselbe in tausende von individuellen, persönlichen Gestalten zerlegte: sie schuf Götter und Helden, Engel und Heilige und wußte von ihnen wunderliche Mythen und goldene Legenden zu erzählen; auf Erden schuf sie aus einzelnen

Menschen wirklich lebende Helden und Ritter, Weise und Lehrer, welche sich zum vollen Selbstbewußtsein hinaufschwangen und also auch die Freiheit für sich erkämpften, Männer und auch Frauen, die in voller Menschenschönheit, aber nur als Ausnahmen, nur als eine Auslese mitten unter der hörigen, unfreien Menge gebietend herumwandelten. Hier dichtete der Mensch, hier schuf er die Kunst, hier wurde von ihm zuerst die Historie, in welcher er erst recht des eigenen Lebens, des eigenen Handelns und Wandelns bewußt wurde, gemacht und geschrieben. Hier wurde vom dialektischen Verstande alles zerlegt und bezweifelt. Vom Verstande wurden Redner in freien Staaten zum Streit und zur vielfachen Erfindung angeregt; vom Verstande wurde der hohe Bau philosophischer Systeme ausgeführt, wurde die Macht der instinktiven, hergebrachten Sitte gebrochen und wurden Systeme abstrakter Gesetze an deren statt aufgestellt. Es entstanden schöne, künstlerisch und spekulativ begabte Kulturvölker, bei denen mitunter Gott durch die glänzenden Großtaten selbstbewußter Menschenkinder verfinstert wurde, bei denen mitunter der kühne Gedanke der Kenntnis der wirklichen Welt entbehren konnte, indem sie im chimärischen Äther der abstrakten Verstandesbegriffe und der kühnen Träume einer schöpferischen Phantasie frei und ungebunden schwebten. Dies war die Zeit, in welcher Gott in der Weltgeschichte, während der Hinabfahrt aus dem Zustande des unentfalteten Urzustandes der Vergöttlichung in die Sinnenwelt, den dazwischenliegenden Verstandeshimmel durchwanderte.

Im dritten Zeitalter traten die Völker des Nordwestens, die Germanen, in den Vordergrund der Weltgeschichte. Seit ihrer Wiege haben sie in einem kalten und unwirtsamen Himmelsstriche und auf stürmischen Meeren mit Anstrengung aller ihrer Kräfte und unzaghafter Ausdauer ringen müssen, um ihr Leben fristen zu können; in diesem Kampfe sind sie erstarkt und groß geworden. Es sind vor allem praktische, mit großem Scharfsinn und ausgezeichneter Forschergeduld ausgerüstete, alles Einzelne untersuchende Völker. Obwohl sie sich fähig erwiesen haben, sich die Religion, die Philosophie, die Rechtsgelehrsamkeit, die Literatur und Kunst älterer Geschlechter anzueignen, besteht ihre Hauptaufgabe in der gewissenhaften Erforschung der Einzelerscheinungen der Sinnenwelt und der praktischen Anwendung der hiedurch erworbenen Wissenschaft, der Hervorbringung der für das irdische Leben bequemsten Bedingungen. Die ersten, die Sicherung eines künstlich erzeugten Wohlstandes erstrebenden Vorbedingungen sind wohl bereits von den griechischen und lateinischen Kulturvölkern geschaffen worden, diese Nationen haben auch die Erforschung des Einzelnen in der Natur begonnen; aber alles von ihnen Geleistete kann nur als ein schüchterner Anfang bezeichnet werden. Die Aufgabe der Germanen ist es, ein vollständiges Inventar der sinnlichen Erscheinungen, sowohl der physikalischen als der historischen, zu verfertigen, die Naturkräfte sich botmäßig zu machen und mit Hilfe derselben nie geahnte Wunder der Industrie zu voll-

bringen und Reichtümer zu sammeln, welche diejenigen sagenhafter Fürsten, eines Midas und eines Krösus, bei weitem übertreffen sollen. Religion, Verstandesübungen und Erzeugnisse der dichterischen und künstlerischen Phantasie werden wohl im Zeitalter der germanischen Kultur vorhanden sein, aber sie werden als ein Überliefertes, nicht aus dem eigenen Geiste Entsprossenes in den Hintergrund rücken müssen, zumeist nur als interessante Erscheinungen gewürdigt werden, — in den Vordergrund werden die Industrie samt den derselben dienenden Wissenschaften und Kunstfertigkeiten treten.

Wahrhaft staunenswert ist der Scharfsinn eines im fünfzehnten Jahrhunderte lebenden Philosophen, der bereits damals eine solche Bestimmung dem germanischen Stamme zuweisen konnte, obwohl dieser schon seit einem Jahrtausend politisch mächtige Stamm sich erst zu jener Zeit kulturell selbständig recht zu fühlen begann und obwohl noch nichts zur Vorahnung der staunenerregenden naturwissenschaftlichen, technischen und wirtschaftlichen Erfolge berechtigte, welche der neueren, unter germanischer Führung unzweifelhaft fortschreitenden Kultur ihr eigentümliches Gepräge gegeben haben. Wenn auch der Kusaner noch nicht einmal an der Schwelle des Zeitalters der großen germanischen Kultur stand, schweifte sein Auge doch über dieselbe in die ferne Zukunft hinaus und er hatte sogar den Mut, voraussagen zu wollen, welche Völker nach den Germanen das Szepter der Weltgeschichte schwingen würden.

Die enzyklopädische Wissenschaft und die technische Kunstfertigkeit der Neuzeit, jenes Zeitalters, in welchem wir leben und welches der Kusaner vorahnte, sollen erst den Stoff des großen Baues der Menschheit herbeischaffen. Das zuerst in einer übermächtigen, aber ihr fremdartigen Gottheit versunkene Menschengeschlecht hat späterhin die großen Helden, Weisen und Heiligen des europäischen Südens erzeugt; im germanischen Zeitalter soll es von emsigen, besorgten, kleinlichen aber selbstbewußten Menschen wimmeln; diese Unzähligen und mit denselben das moderne Wissen von allen Einzelheiten der Schöpfung bereiten den Stoff für die zukünftige vollkommene Vergöttlichung der irdischen Menschheit. Der Gott in der Weltgeschichte ist jetzt ganz auf die Erde herabgestiegen; die Himmel der mystischen Vernunft und des abstrakten Verstandes scheint er auf immer verlassen zu haben; er lebt und webt in der modernen Sinnenwelt, und kaum vermag er hie und da einen zerstreuten Blick darüber hinaus zu werfen. Aber er hat die ganze unzählige Menge der Menschen zum Selbstbewußtsein gebracht und hiemit zur Freiheit aufgerufen. Alle sind volle Menschen, alle wollen einen gleichen Anteil an den Gütern des Gemeinwesens genießen. Erst im germanischen Zeitalter, in den Niederungen der Sinnenwelt, zerfällt das Menschengeschlecht in seine letzten wirklich daseienden Bestandteile. Zuerst mußte man die Einheit im Weltall, später in dem von abenteuerlichen Helden geführten Einzelstaate suchen, jetzt findet man sie in jedem zum Bürger gewordenem, individuell emanzipierten und individuell vereinsamten

Menschen. Auch dies hat der Kusaner eingesehen, auch dies hat er vorausgesagt, daß die wahre, bisher unbekannte, aus der Gesamtheit aller selbstbewußt und daher auch frei gewordenen Menschenkinder bestehende Demokratie erst im germanischen Zeitalter entstehen könne und entstehen müsse. Aber über dieses Zeitalter eilte sein Gedanke in weitere Zukunft hinaus und wir müssen ihm nacheilen.

Östlich von diesen Germanen, sagt der Kusaner, wohnen andere nordische Völker, die, obwohl auch sie durch den Kampf mit rauher Witterung gehärtet worden sind, doch in mancher Hinsicht, was ihre geistige Anlage anbelangt, mehr den Bewohnern Griechenlands und Italiens gleichen und daher gewissermassen den Übergang von den Deutschen zu den Welschen bilden. Mit einem Namen hat der gelehrte Kardinal diese Stämme nicht bezeichnet; man denkt dabei unwillkürlich an die Slaven, besonders wenn man des weiteren von denselben vernimmt, daß ihre weite Heimat von den eisigen Meeren des Nordens bis zu den Grenzen des klassischen Hellas hinanreiche. Diese Stämme sollen einst dem dann bereits vollkommen und allgemein bewußtgewordenen Menschengeschlechte vorstehen. Im vierten Zeitalter der Weltgeschichte sollen sie von den westlicheren Germanen ihre reiche Erbschaft übernehmen, nämlich die von denselben errungene, die ganze Natur und den ganzen Erdball den Befehlen des Kulturmenschen unterwerfende Macht, den praktischen Sinn samt der erstaunlichen Kunstfertigkeit, den unermeßlichen Wohlstand und endlich die angesammelte Kenntnis alles Besonderen. Diesem angehäuften, ungestalteten Stoffe wird jetzt erst von den östlicheren Völkern Nordeuropas eine wohlgefällige, übersichtliche Form gegeben. Jetzt werden der scharf unterscheidende Verstand und die schöpferische Phantasie wieder in den Vordergrund treten; jetzt wird die chaotische Unzahl einzelner Kenntnis in den Rahmen einer nicht mehr wirklicher, wissenschaftlicher Grundlage entbehrenden philosophischen Weltanschauung gefaßt; jetzt werden auch die schönen Künste mit Hilfe des angesammelten Reichtums und des erreichten technischen Könnens eine bisher ungeahnte Bedeutung erlangen, indem sie sich nicht mehr darauf beschränken werden, einzelnes Bewunderungswürdiges zu schaffen, sondern sich außerdem der hohen Aufgabe unterziehen, die ganze Erde, alle Wohnsitze der Menschen samt ihrer Umgebung zum erhabensten Kunstwerke auszubilden; jetzt wird das Leben der demokratischen Menge, seines Zweckes bewußt, zu einem großen, durch die allgemeine Achtung des Rechtes geheiligten Gedichte. Der Gott in der Weltgeschichte wird vermittels der vollbewußt gewordenen Menschheit seine Rückkehr von der Sinnenwelt in sein ursprüngliches Heim, in den Himmel der allumfassenden Vernunft antreten und im vierten Weltzeitalter bei seinem Wiederaufsteigen die ganze unzählbare Menge der vernunftbegabten Erdenkinder in die einst nur von Helden und Weisen bewohnte Welt des Verstandes, in die Welt der hohen Spekulation, der Dichtung und der religiösen Künste einführen.

Zur Wiederkehr in die Vergöttlichung wird das Menschengeschlecht bereit sein nach Umbildung des durch die germanischen Völker herbeigeschafften Stoffes durch die vom abermaligen, zukünftigen Verstandeszeitalter dargebrachte Formenfülle. Eine einzige Kultur wird die jetzt ihres Brüdertums, ihrer Einheit bewußt gewordenen Völker des Nordens und des Südens umfassen. Es wird denselben gleichfalls die Erkenntnis ins volle Bewußtsein treten, daß dem menschlichen Geiste schöpferische Mächte innewohnen, daß die leblose Welt für ein Gebilde dieses Geistes zu halten ist, daß Gott mit der Menschheit identisch ist, mit derselben eine ununterscheidbare Einheit bildet. Damit wird das letzte Zeitalter der Weltgeschichte — eigentlich das Ende alles geschichtlichen Geschehens — eintreten, in welche die fernen Nachkommen der lebenden Menschen von den Indern eingeführt werden, als von dem Volke, das allein das Gefühl der absoluten Einheit des Menschen und Gottes aus der Urzeit aufbewahrt hat und daher allein als geeignet erscheint, dieses von nun an geläuterte und vollkommen ausgedachte Bewußtsein dem Menschengeschlechte zur Zeit der zukünftigen, endgiltigen Vergöttlichung desselben zurückzugeben. Einen großen Kreis durchläuft die Weltgeschichte, sowohl geistig als räumlich; in der Vergöttlichung und im fernen Oriente ist ihr Anfang und ihr Ende zu suchen, wie ja auch alles Seiende im ewigen Kreislaufe von Gott hinaus und zu ihm zurückströmt. Der Gott der Weltgeschichte wird von nun an im Himmel der Vernunft ewig weilen und alle Menschen werden vollkommene Wissenschaft, vollkommene Kunst, einen vollkommenen, zur Tat gewordenen Glauben, die eigene gottesgleiche Herrlichkeit und ein unwandelbares Glück auf Erden in ihrer Einheit mit Gott dem Herrn genießen. Das Wahre, das Gute und Schöne wurden von den Urvölkern lediglich als eine jenseitige unerbittliche Gottheit vorgeahnt; jetzt werden sie im Diesseits, unter den Menschenkindern als ihr sicheres, unantastbares Eigentum beharren.

V.

Nikolaus Chrypffs aus Kues ist sicherlich eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte der Philosophie. Noch ganz im Mittelalter, ja im Altertum fußend, hat er die Philosophie des neunzehnten Jahrhundertes mächtig beeinflußt und reicht mit seinen ahnungsvollen Gedanken weit über die Gegenwart hinaus. Ist er ohne Zweifel in vielen Stücken den modernen vorkantischen Denkern weit überlegen, so verdankt er diesen Vorzug gerade dem, daß er auf dem Altertume fußt, daß er sich antike und mittelalterliche Gedanken mit vollem Verständnis angeeignet hat, während die späteren Jünger von Bacon und Descartes, im Wahne, es solle Alles ganz von neuem angefangen werden, wohl dem menschlichen Gedanken bisher unbetretene Wege eröffnet, aber sich dabei durch ihre verblendete Verachtung des vor ihnen Geleisteten selbst dazu verurteilt haben, vieles bereits längst Erforschte, Gedanken, welche dem Weltweisen immer voranleuchten sollten, vieles Unvergeßliche nicht zu kennen oder zu verkennen und zu mißverstehen.

Diese Späteren haben bis zur Zeit, wo die Deutschen unter dem Einflusse Leibnitz' und Kants sich dem Studium von Plato und Aristoteles wieder zugewendet haben, vor allem die Klarheit und Gemeinverständlichkeit gesucht und sind darüber nur zu oft ganz seicht geworden. An Tiefe hat es dem Kusaner sicher nicht gemangelt, aber vergeblich hat er es versucht, dem gewöhnlichen Leser seinen Gedankengang verständlich und zugänglich zu machen, ist wohl selbst zur vollen Klarheit nicht durchgedrungen, und es ist bei ihm daher zugetroffen, daß er sich ganz aufrichtig für einen frommen Katholiken halten konnte, während seine Lehre mehr als den Keim eines leicht in Atheismus hinübergleitenden Pantheismus enthielt.

Die drei Welten hat Kusa von den Kabbalisten übernommen. Aber während die Kabbala die Welt des Gemütes zwischen die Welten der Sinne und der Vernunft einschob, hat unser Kardinal Gemüt und Gefühl aus seiner Weltanschauung völlig ausgeschaltet, die ganze Welt für ein Erzeugnis des Erkenntnisvermögens gehalten. Verstand und Vernunft hat er so scharf geschieden wie wohl keiner seiner Vorgänger, und dem Begriffe der Vernunft hat er einen klareren, besser umschriebenen, wenn auch nicht ganz einwandfreien Sinn gegeben, wie dies seine Nachfolger, Kant nicht ausgenommen, nicht mehr vermocht haben. Verstand ist beim Kusaner das Unterscheidungs- und Abstraktionsvermögen, Vernunft dagegen das synthetische, vergleichende und das Seinsollende vorahnende Vermögen des Geistes. Nun ist es wohl nicht leicht einzusehen, wie er dem Verstande ein vom vergleichenden Sinne abgesondertes Abstraktionsvermögen zumuten konnte, da wir zur Kenntnis abstrakter Eigenschaften nur dadurch gelangen können, daß wir sonst verschiedenartige Gegenstände mit einander vergleichen und bei denselben besondere Ähnlichkeiten, wie z. B. gleiche Farbe oder gleiche abstrakte Gestalt, wahrnehmen. Wir wissen aber wenigstens genau, was der Kusaner unter Vernunft versteht; diesem höchsten Vermögen des erkennenden Geistes wird die Kenntnis der von ihm zumeist conceptus genannten Ideen zugeschrieben, in welchen er gleich seinem Meister Plato den Urgrund alles Seins, den Gegenstand der wahren Wissenschaft erblickt. An der Spitze der Ideenhierarchie wird die allgemeinste Idee des Seins dem Weltall und der Gottheit als abstraktes, ewiges Eins gleichgestellt und es wird dem Weisen und Heiligen die Aufgabe gestellt, diesem Eins zuzustreben. In der göttlichen Einheit verschwindet endlich Alles, von einem blendenden Lichte umstrahlt, welches sich von der Finsternis nicht unterscheiden läßt. In dieser mystischen Finsternis hat sich der Kusaner verirrt und, wenn ich selbst nicht irre, viele spätere Denker auf Irrwege geführt, — denn es ist mir ganz unmöglich anzunehmen, daß Nikolaus Chrypffs durch seine Schriften nicht einen unmittelbaren und maßgebenden Einfluß auf Schelling und Hegel ausgeübt habe.

Um Alles in die Zwangsjacke der abstrakten Einheit zu zwängen, hat der Kusaner, haben seine bewußten oder unbewußten Nachahmer des

vorigen Jahrhundertes, von Schelling und Hegel bis auf Avenarius, manches identifiziert, was scharf unterschieden werden soll, will man den gesunden Menschenverstand und mit ihm die Vernunft nicht der Gefahr der Verfinsterung aussetzen. Von geringer Bedeutung ist es, wenn der gelehrte Kardinal, der allgemeinen Unifikation zu Liebe, uns einzureden versucht, es sei der Umfang eines unendlich großen Kreises, welcher bekanntlich wirklich zur Geraden wird, Eins mit dessen auf dieser Geraden senkrecht stehendem Radius und mit dessen vom Umfange unendlich entferntem Mittelpunkte. Es bedarf keines großen Mathematikers, um diesen Unsinn zu berichtigen, und kaum Jemand kann durch dergleichen Behauptungen irregeführt werden. Bedenklicher ist es bereits, wenn die Form mit dem Stoffe, die Tätigkeit mit dem Leiden identifiziert werden, und als Hegel allem Unterscheidungsvermögen zum Trotz diese Irrlehre in seiner Logik erneuerte, hat dieselbe manchen Jüngerverstand verwirrt und verdunkelt und den Anstoß zum Gebrauche eines abscheulichen philosophischen Kauderwelsch gegeben. Vom Urstoffe, von der materia prima ἡ πρώτη ὕλη der Alten, von diesem widerspruchsvollen Gedankenundinge will ich gar nicht reden; handelt es sich aber um Erkennbares und Verständliches, so wird allgemein der Stoff, woraus ein Ding besteht, von der Form, vermöge welcher es erst zu diesem Dinge wird, ohne Mühe unterschieden, und der Gebrauch der Worte Stoff und Form wäre überflüssig und müßte wegfallen, wenn sich diese Dinge nicht unterscheiden ließen, ja wenn deren scharfe Unterscheidung nicht sowohl praktisch als theoretisch unabweisbar notwendig wäre. Tätigkeit endlich und Leiden sind von einander so verschieden wie die Eigenschaften zweier abgesonderter Substanzen, von denen die eine sich bei der Hervorbringung einer Erscheinung tätig, die andere leidend verhält.

Noch viel gefährlicher und folgenschwerer ist die jüngst von Avenarius erneuerte und von den Menschen des dritten Zeitalters gerne angenommene Identifikation von Subjekt und Objekt. Sie muß entweder zur idealistischen Aufhebung der objektiven Welt oder zu der jetzt viel beliebteren Negation der Existenz eines wirklichen geistigen Selbstbewußtseins führen. Im ersten Falle, und so auch bei Kusa, wird die Welt zur bloßen Vorstellung, und es wird aller Evidenz entgegen der Unterschied zwischen der Vorstellung eines Irreellen und der Wahrnehmung eines wirklich Vorhandenen aufgehoben. Da dieser Standpunkt praktisch unhaltbar ist, wurde er, so oft er zum Dogma einer philosophischen Irrlehre gemacht wurde, bald aufgegeben, und der Identizitätstheorie zu Liebe wurde auf die Dauer nicht die Wirklichkeit der Außenwelt, sondern das Dasein des Geistes geopfert; es läßt sich auch aus den Schriften des Kusaners und seiner mittelalterlichen Vorgänger seit den Tagen des Johannes Scotus Erigena herauslesen, es sei, ganz wie bei den modernsten unter den Modernen, das Ich nichts als eine Sammlung von Vorstellungen, — und da wieder die Vorstellungen mit den Objekten zusammenfallen, nichts als ein

bestimmter Ausschnitt aus der Außenwelt; — nicht unser Leib — bei weitem nicht! — sondern etwas mit allem, was wir irgend wie erfahren haben, mit den Gegenständen unserer persönlichen Erkenntnis, wie dieselben an sich sind, Identisches. Wer es vermag, soll es verstehen und darnach handeln! Lehrreich ist es jedenfalls, daß, was für die neueste Erfindung des aufgeklärten modernen Geistes gilt, im unaufgeklärten Mittelalter von vielen bereits vorgebracht worden ist.

Zu einer solchen Auffassung hat den Kusaner sein rationalistisches Ignorieren des Gemüts führen müssen, denn das Ich wird bald dem bloßen Rationalisten abhanden kommen; es ist ja ein Erkenntnissubjekt nur insofern die Erkenntnis dem empfundenen Streben nach Glück und Vollkommenheit dienstbar ist, welches das lebende Ich ausmacht, in wiefern die Erkenntnis selbst angestrebt, selbst empfunden wird. Würde mir die Erkenntnis nicht Freuden und Leiden bereiten, würde ich nicht mein den eigensten Zwecken meiner Person dienendes Verhalten der Erkenntnis anpassen müssen, würde ich mich selbst nicht der Erkenntnis erfreuen, so würde ich sie schwerlich für mein eigen halten, und würde ich mein eigenes Verhalten nicht anders als dasjenige als fremd aufgefaßter Gegenstände empfinden, so würde ich kaum etwas von meinem besonderen Ich, von meinem erkennenden Subjekte wissen.

Was soll das aber bedeuten, wenn der fromme Kirchenfürst mit mystischer Andacht Gott mit der Menschheit, ja mit der Welt identifiziert? Es ist gleichgültig, ob man die Welt Gott oder Gott die Welt nennt; in beiden Fällen ist die Vokabel Gott ganz überflüssig; es gibt eben keinen Gott, sondern nur die sichtbare, die tastbare, die stoffliche Welt. Hochtrabenden, schwerverständlichen Implikations- und Explikationstheorien wird schwerlich jemand folgen; wird er dieselben nachsagen, so wird er wahrlich nur solche Worte gebrauchen, welche sich dort einstellen, wo Begriffe fehlen; das eine steht dem gemeinen Menschenverstande fest: sind Gott und die Welt eins, so gibt es keinen Gott, und die neueste rationalistische Philosophie hat auch demgemäß den Namen Gottes aus ihrem Wörterbuche gestrichen. Es will nicht viel heißen, wenn man Gott dem Wahren, dem Guten, dem Schönen gleichsetzt: Wahrheit, Güte und Schönheit sind Eigenschaften und keine Substanzen, und wer Gott zu einer bloßen Eigenschaft der Dinge oder gar unserer Vorstellungen herabwürdigt, glaubt eben an keinen Gott. Wie mystisch auch und erhaben eine Lehre lauten mag, welche das Subjekt dem Objekte, Gott der Welt gleichsetzt, sie führt direkt zum vollkommensten, sensualistischen Materialismus. Leben wir Menschen der Gegenwart wirklich im dritten Zeitalter des Kusaners, gleichen wir wirklich den Geschlechtern, welche er in einer Weise beschrieben hat, welche uns fast glauben ließe, daß er den prophetischen Blick besaß, so sind wir doch, wohl sehr selbstbewußt, aber zum Teile eben infolge der modernen Beliebtheit erneuerter Identizitätslehren, jenes Selbstbewußtseins großenteils verlustig geworden, welches den

Menschen wirklich befreit. Die meisten der Gebildeten, der Halbgebildeten und jetzt auch viele unter den Ungebildeten suchen darin einen Beweis ihrer Superiorität, daß sie sich selbst bloß für ein Stück Natur halten wollen, daß sie sich mit verzweifelnder Wollust der unbeschränkten Herrschaft sinnlicher Gelüste, Leidenschaften und Stimmungen ergeben und sich willenlos vom Strome der sinnlichen Begierde hinreißen lassen. In dieser Knechtschaft hat die moderne, demokratische Menge nicht Freiheit und Ruhe, sondern einen unersättlichen Durst nach dem Unerreichbaren gefunden; selbst der modernsten Dichtung und Kunst wurde das Gepräge unklarer, unentwirrbarer, unseliger Leidenschaften auferlegt; diese Trübsal haben wir als einen Fortschritt begrüßt; gerne nennen wir uns selbst Dekadenten und preisen uns selbst groß und weise, weil wir uns für dem Untergange unrettbar überwiesene Geschlechter und Völker halten.

Bewunderungswürdig erscheint uns Nikolaus von Kusa aus dem Grunde, weil er der erste war, der eine Geschichtsphilosophie in einem Geiste verfaßt hat, den wir erst im XIX. Jahrhundert bei Hegel und Schelling unter den Deutschen, bei Krasinski und Cieszkowski unter den Polen wiederfinden: und wir werden geradezu in Erstaunen versetzt, da wir den Eindruck empfinden, als ob er aus weiter Ferne bereits im XV. Jahrhunderte Zustände vorausgesehen hätte, welche erst viel später, in den Tagen unserer Väter und Großväter eingetreten sind und die Gegenwart unzweideutig beherrschen. Es mag sein, ja es ist wahrscheinlich, daß sich der Kusaner selbst ganz anders verstanden hat und daß er in der Weise, wie er sich verstanden hat, vollständig irrte. Unmöglich ist es nicht, daß man sich bereits im XV. Jahrhunderte in den reichen Städten der Niederlande und Italiens darüber freute, wie herrlich weit man gekommen, und daß jene Zeit, welche uns wie ein von mystischer Religiosität durchdrungener Anfang entgegentritt, vom Kusaner für das Apogäum eines germanischen, durch und durch verweltlichten, gelehrsamen, ausschließlich wirtschaftlichen Angelegenheiten obliegenden Zeitalters gehalten wurde. Es strebten damals im Wetteifer Habsburger und Jagellonen nach der Vorherrschaft über die Völker Nordosteuropas; die wegen der Türkengefahr besorgte römische Kurie blickte hoffnungsvoll auf diese mächtigen und ehrgeizigen Fürstengeschlechter, und sie dachte vor allem an einen Vorstoß derselben gegen Konstantinopel und Griechenland, so oft sie einen Kreuzzug plante. Wahrscheinlich ist es aber, daß unser Philosoph, welcher gleichzeitig Staatsmann und päpstlicher Diplomat war, sich in der Hoffnung wiegte, es noch vielleicht zu erleben, wie ein in der Hauptsache aus Polen, Böhmen und Ungarn bestehendes Heer die Türken aus Europa vertreiben würde; dann würden aber auch unschätzbare antike Handschriften und Kunstdenkmäler in Hülle und Fülle aufgefunden werden und es würde in der Christenheit das Zeitalter der wiedererwachten und großartigsten Kunst und Wissenschaft

heranbrechen. Aller Menschen Gedanken waren endlich mit der Auffindung eines Seeweges nach Indien beschäftigt und es mochte nach Rom vielfache Kunde von der geheimnisvollen Weisheit und den magischen Mächten der Inder gelangt sein. Es lag daher die Vorstellung nahe, daß der erste Zusammenstoß des Christentums mit indischen Geheimlehren eine der Renaissance auf der Spur folgende Vergöttlichung des Menschengeschlechtes erzeugen werde. Dies Alles ist ganz anders geworden: wir leben nach einem halben Jahrtausend in einer gelehrsamen, von Wundern der Technik erfüllten, für Kunst und Philosophie unwirtsamen Zeit, die der von Kusa beschriebenen auffallend gleicht; germanischen Völkern, den Angelsachsen und Deutschen, ist die entschiedene Vorherrschaft in diesem Zeitalter zugefallen, die Slawen drängen unaufhaltsam vorwärts, der Erdball ist aus einem ehedem unermeßlichen zu einem leicht übersichtlichen zusammengeschrumpft, und eine einzige überall gleichartige Kultur scheint alle Völker zusammenfügen zu wollen. Der Kusaner muß uns daher wie ein Prophet vorkommen.

Es ist nicht richtig, das Unterscheidungs- und das Vergleichungsvermögen weit auseinanderzuhalten, jenes nur dem Verstande, dieses der Vernunft zuzuerkennen; vielmehr hat das achtzehnte Jahrhundert Recht gehabt, als es beide für Eigenschaften des Verstandes hielt, indem es dieselben mit den Namen des Scharfsinnes und des Witzes zu bezeichnen pflegte. Aber Nikolaus von Kusa hat auch die Vernunft für das Ahnungsvermögen des Seinsollenden gehalten, und es ist zu bedauern, daß er gerade hierin keine namhaften Nachfolger fand. Ein solches, vom Verstande völlig verschiedenes Vermögen gibt es wahrhaft, und will man die Vernunft von dem Verstande fernerhin unterscheiden und dabei klar umgrenzte Begriffe gebrauchen, so sollte dies im oben erwähnten Sinne geschehen. Ein solches Ahnungsvermögen tritt nicht nur bei der Fällung ästhetischer und ethischer Urteile hervor, es ist die Quelle alles echten dichterischen und künstlerischen Schaffens, alles echten Heldentums und aller Heiligkeit, aller Großtaten des Arztes, des Erfinders und Entdeckers, des Staatsmannes und Feldherrn; von diesem Vermögen wird der Verstand angewiesen, welche Wege er betreten soll, von demselben werden ganze Völker ihrem Verstande unbekannten, ihren Leidenschaften vielfach widersprechenden Zielen entgegengetrieben. Bei der Ausführung einer von einer solchen Vernunft eingegebenen Absicht ist die Hilfe des vorsichtigen, allen Dingen behutsam nachspürenden Verstandes unumgänglich, — wird aber der Verstand aufgefordert, über die Beweggründe der Vernunft Rechenschaft abzugeben, so wird er stutzig; er schweigt, und versucht er es zu reden, so wird von ihm Ungereimtes vorgebracht; richtige ästhetische und ethische Urteile, die richtige Voraussicht des Gelehrten und Staatsmannes werden durch die abenteuerlichsten und unpassendsten Theorien begründet, und will uns der Künstler, der Held oder der Heilige darüber belehren, wie man Meisterwerke schaffen, Großtaten vollbringen soll, so kommt ein abgeschmacktes, philiströses, allen Geist er-

tötendes Rezept zum Vorschein. So scheint es auch dem Kusaner gegangen zu sein; er hat die Zukunft wenigstens für ein halbes Jahrtausend richtig vorgeahnt. Als er aber die Eingabe der Vernunft verständig zu begründen versuchte, hat er sie auf eine Weltanschauung gestützt, welche aller Evidenz zuwider das lebendige Menschengeschlecht der Weltgeschichte für einen bloßen logischen Prozeß erklärte.

Bei Kusa tritt uns zuerst die jetzt fast zum Gemeingute aller Gebildeten gewordene Lehre von der weltgeschichtlichen Völker- oder Rassenfolge entgegen. An den Vorgang glauben gegenwärtig sowohl Germanen als Slawen, nur daß jene denselben für einen mit dem Siege ihres hochbegabten Stammes endgiltig abgeschlossenen halten, während diese glauben, sie seien die nächsten an der Reihe, die lachenden Erben des künftigen Zeitalters. Es ist eine erfahrungsmäßige Tatsache, daß sich bis jetzt immer alte Kulturvölker endlich abgelebt haben, daß sie regelmäßig von jüngeren, zumeist aus sprachverwandten Stämmen zusammengesetzten Völkergruppen verdrängt wurden und daß diese neuen Ankömmlinge der Kultur ein anderssgeartetes Gepräge aufgedrückt, einer neuen, ihnen eigentümlichen Weltanschauung zum Siege verholfen haben. So sind im Altertum Ägypter, Semiten, Hellenen und Römer aufeinander gefolgt, und nachdem die kosmopolitische Kirche ein Jahrtausend hindurch die Alleinherrschaft im mitteleuropäischen Europa besessen hatte, erscheinen die katholischen Romanen zuerst als die Erben der antiken Kultur, um späterhin von den protestantischen Germanen in den Hintergrund gedrängt zu werden.

Es ist meines Wissens bisher Niemandem gelungen, diese Tatsache anders als durch blinden Fatalismus oder durch den Willen der Vorsehung zu erklären. Es liegt wohl in der Nacheinanderfolge der Völker etwas dem bloßen Verstande Unerklärliches, wie denn alles Dasein dem Verstande ein unlösbares Rätsel ist, so oft jemand es verwegen versucht, alles bis aufs Jota gedankengerecht zu erklären. Es läßt sich hier irgend ein geheimes Gesetz vermuten, das demjenigen gleicht, welches den Wechsel der Baumarten im Walde hervorbringt, das die Erde mit immer neuen Tier- und Pflanzengattungen nach der Verdrängung einer älteren Fauna und Flora bevölkert, das es fast bei allen Völkern bewirkt hat, daß große Bildhauer und Maler erst nach den großen Dichtern, zuletzt die großen Tonkünstler auftreten. Wo es sich aber um menschliche Schicksale handelt, muß sich doch immer auch etwas Verständliches, mit der Bestätigung des vernünftigen Willens Zusammenhängendes zur Erklärung des tatsächlich Vorhandenen vorfinden. Ohne zu fatalistischen Betrachtungen Zuflucht zu nehmen, leuchtet es ein, daß ein am Gipfel der Kultur angelangtes Volk große Gefahr läuft zu verderben. Die Bequemlichkeit, der allgemeine Wohlstand, das Leben im geordneten Staatswesen führen zur Verweichlichung der Sitten, zum Erschlaffen der Aufmerksamkeit und des Willens; da jeder ruhig seinem Geschäft nachgeht, wird er einseitig und geistig kurzsichtig und verliert die

Fähigkeit, sich unter ungewohnten Umständen herauszuhelfen; immer weniger denkt der einzelne Bürger an das Gemeinwesen, er wird immer mehr selbstsüchtig und ausschließlich von den eigenen kleinlichen häuslichen Sorgen in Anspruch genommen; von der süßen Gewohnheit umgarnt, verliert er jede Selbständigkeit des Geistes, obwohl er mit dieser spießbürgerlichen Mittelmäßigkeit die überschwänglichste Vorstellung von den Vorzügen seines Volkes und von seiner eigenen hohen Bildung verbindet. Dazu kommt, daß die Wissenschaft eines Volkes die Wurzel, aus welcher die Größe des eigenen Vaterlandes entsprossen ist, immer anzunagen pflegt, indem sie die Weltanschauung, welche die Tugend und die Größe der Altvordern begründete, anzweifelt. Dieser Zweifel gelangt von den Gelehrten zu den Gebildeten und Halbgebildeten; es wird für einen Beweis der Überlegenheit gehalten, die geistigen Heiligtümer des eigenen Volkes zu verspotten; die unbequemen Schranken der altväterlichen Sitte werden jetzt leichtsinnig durchbrochen, und man rühmt sich nun des weichlichen Lasters, das man früher schamhaft verheimlichte. Das längst aller Selbstverwaltung und der echten, zu unaufhörlichen Opfern auffordernden Freiheit unfähig gewordene, selbstsüchtige Volk empfindet zuletzt selbst die Begründung und Erhaltung einer Familie, die Zeugung und Erziehung von Kindern als eine unerträgliche Bürde; oft stirbt es freiwillig aus, immer verliert es den inneren Halt der engen Zusammengehörigkeit und es muß dem Nachbar unterliegen, dem die bei den Allzugebildeten als Aberglauben verlachten Tugenden noch heilig geblieben sind, den ein starker Glaube noch zu selbstaufopfernden Taten anfeuert. So sind die Hellenen den alten Römern gewichen und die Römer selbst schließlich untergegangen; deswegen haben sich die noch rohen Spanier das geistreiche Italien der Renaissance unterworfen und darum mußten die Franzosen den von ihnen lange unbestreitbar innegehabten ersten Rang unter den Völkern neuerdings aufgeben.

Auch der vom Kusaner beschriebene bisherige Entwicklungsgang der Kultur läßt sich, ohne Zuflucht zum Unergründlichen zu nehmen, menschlich erklären. Es erscheint natürlich, daß die Menschheit sich zuerst in den bevorzugten Gegenden am Mittelmeere dem allmächtigen Walten der unbewußt erworbenen, als Hergebrachtes unbeweglichen Sitte und Weltanschauung, von der die Völker Asiens bis jetzt umsponnen sind, entriß, hier sich zuerst zum selbstbewußten Denken und Handeln aufraffte; es erscheint selbstverständlich, daß nur wenige Völker, und bei diesen wenige Bevorzugte die Freiheit des Geistes erreichten, und daß diese aristokratische, auf der Leibeigenschaft der Menge beruhende Gemeinwesen begründeten. Helden und Weise waren also der Sorge um das tägliche Brot entrückt, daher aller behutsamen und geduldigen Grübelei abgeneigt; mit kühnem schöpferischen oder spekulativen Fluge strebten sie dem Wahren, dem Guten, dem Schönen entgegen. Allmählich und langsam hat sich der von ihnen gesäete Kultursamen zum großen, nach vielen Jahrhunderten die

Welt umschattenden Baume entwickelt, welcher mit seinen Wurzeln bis zu den tiefsten, jetzt auch zur Freiheit berufenen Schichten der Bevölkerung hinabgedrungen ist; aus den schüchternen, oder der Natur gegenüber wohl eher fast mit Verachtung auftretenden Anfängen der empirischen Forschung ist allmählich das Wunderwerk der neueren Naturkunde geworden, und von den erstaunlichen Entdeckungen und Erfindungen der Physik und Chemie geblendet, glauben moderne Menschen umso eher, es gebe außer der sinnlichen Empirie keine andere dieses Namens würdige Wissenschaft, als im christlichen, sklavenlosen, wahrhaft demokratischen Gemeinwesen niemand der Sorge ums tägliche Brot enthoben ist, alle an Gelderwerb zu denken gezwungen werden und alles, was nicht Nahrung erzeugt oder die Bequemlichkeit des Leibes fördert, leicht überflüssig erscheint. Das Niedagewesene, das Unerhörte ist also geschehen: es haben sich ernste Schriftsteller gefunden, welche das der Menge willkommene Gebot: „Gedenke reich zu werden!" in die weite Welt hinausgerufen, die früher allgemein verurteilten Laster des Luxus und der Habsucht zu Kardinaltugenden erhoben haben. Wir freuen uns unserer Macht, unseres Wohlstandes, unserer Kunstfertigkeit und blicken mit vornehmer Verachtung auf die Zeiten herab, welche vor allem geistigen Gütern nachstrebten. Wir glauben fest, daß wir die definitive, die einzige Wahrheit erreicht, den Sinn des Menschenlebens erkannt haben. Mit Begeisterung rufen diejenigen, die sich für die am weitesten vorgeschrittenen Träger des Fortschrittes halten: „Nun wohlan! Immer mehr Stoff, immer weniger Geist, und das weise gewordene Menschengeschlecht wird sicherlich sein Endziel erreichen!"

Darin gerade war der alte Kusaner den meisten unserer zeitgenössischen Lehrer weit überlegen, daß er das Zeitalter der überwiegend sinnlichen Erkenntnis nicht für das letzte gehalten hat, daß er vielmehr erklärte, es sei eine tiefe Versenkung, in welche der Geist hinuntersteigen müsse, um dann desto höher steigen, desto sicherer höhere, geistige Güter erreichen zu können. Die Beherrschung des vernunftlosen Stoffes, die Aneignung ungeahnter Reichtümer war ihm kein Zweck, sondern nur Mittel zum Zwecke, und ein dem unsrigem gleichendes Weltzeitalter sollte hereinbrechen, nur um überwunden zu werden. Nie sind die Gefahren des mit einer überreifen Kultur verbundenen Verfalls so groß gewesen wie in unserem Zeitalter; ja, es ist an sich ein Verfall, eine Verherrlichung der kleinmütigen Selbstsucht, die es nicht einmal versteht, daß sinnlicher Reichtum und sinnliche Macht nicht ein Gut an sich sind, daß sie nur insofern mit Recht Güter genannt werden können, als sie zu dem Zwecke gebraucht werden, den Menschen von jenen Drangsalen und Sorgen zu befreien, welche seinen Blick von den Höhen abwenden und den Flug seines Geistes verhindern, oder als sie als Mittel, das Wahre zu erforschen, das Gute und Schöne schon hier auf Erden zu schaffen, aufgefaßt werden. Ohne Rücksicht darauf, ob es Welsche, Deutsche oder Wenden sind, muß dasjenige Volk untergehen, welches, in sinnlicher Selbst-

sucht versunken, dem von der Vernunft Eingegebenen nicht trauen wird, selbst den Verstand der sinnlichen Erfahrung aufopfert, sich vom Geiste abwendet, im sinnlichen Genusse den höchsten Zweck, die alleinige Bestimmung des Menschen begrüßt; siegen muß dagegen das Volk, welches, indem es sich die Entdeckungen und Erfindungen der Naturwissenschaft aneignet, doch fest an höhere, rein geistige Güter glaubt und sich nicht scheut, deswegen abergläubisch gescholten zu werden; in seinem Glauben wird es die Kraft zu jener aufopferungsvollen, anspruchslosen Arbeit, zu jenen Bürger- und Familientugenden finden, ohne die es keine dauernde Volksmacht auf Erden gibt. Der Sieg der Einfältigen und Aufopferungswilligen über die Selbstsüchtigen und Sinneslüsternen ist unabwendbar, und durch diesen Sieg wird das gegenwärtige Zeitalter überwunden werden, nach demselben werden freie und demokratische Völker ihr fortwährend gesteigertes Wissen geistigen Zwecken zuwenden und es wird vielleicht das Erdengeschlecht auf Höhen gelangen, die uns jetzt ganz unerreichbar dünken.

Das Mittelalter.

Von P. Rudolf von Smetana.

Zu Riesendomen türmen sich die Quadern
Und Dante sah ich seinen Dom sich bauen.
Es strömt nach Morgen hin aus vollen Gauen;
Es blitzt das Kreuz vor schimmernden Geschwadern.

Die Erde bebt, wenn Welf und Waibling hadern:
Im Kampfe Herzen aus Granit gehauen,
Daheim so weich und zart im Dienst der Frauen,
Schlägt Kampf- und Sangeslust in allen Adern.

Nicht alles will ich, ehrne Zeit, dir loben,
Doch eines ist's: du klebtest nicht am Staube.
Wenn auch im wilden Kampf die Kräfte toben,
Hoch in den Lüften schwebt die Friedenstaube.
Du ringst dich aus den Tiefen auf nach oben:
Dein Arzt, dein Stern, dein Führer ist der Glaube.

J. G. Herder.

Zum Zentennarium seines Todestags (18. Dezember 1903).

Von **Hermann A. Stark.**

Am 18. Dezember 1903 waren es hundert Jahre, daß J. G. Herder starb. Er war der erste der vier Weimarer Unsterblichen, den das Geschick der Sterblichen ereilte. Die Zahl der Deutschen dürfte nicht groß sein, die bei Nennung des Namens Herder ein scharfumrandetes Bild seiner Persönlichkeit zu machen vermöchten; denn von keinem der vier Gestirne am Weimarer Musenhimmel redet man heute weniger als von ihm, selbst Wieland hat mehr Anhänger in unserer, seinem leichtflattrigen, geistsprühenden Naturell verwandten Epoche als Herder, den ein Großteil unserer Generation als zu schwerblütig empfindet. Und doch hat Herder dies Schicksal nicht verdient. Denn mag ihm auch etwas anhaften, was altfränkisch und altväterlich anmutet, mögen seine stets lehrhaften Eigenschöpfungen auf produktiv dichterischem Gebiet sich auch längst überlebt haben, mag sein ganzes Gebaren etwas Obsoletes an sich tragen: immerhin hat Langbehn, der Verfasser des Werkes „Rembrandt als Erzieher" Recht, wenn er sagt, daß Herder eine der Eckſäulen unserer heutigen Kultur bildet.

Die Ursachen dieser geringen Beachtung Herders liegen schon weit zurück. Die Romantiker haben ihn noch als Bahnbrecher gefeiert, aber schon unter ihnen erhoben sich Stimmen wider ihn. Seine eigenen Zeitgenossen, Schiller voran, vermochten sich schon nicht in ihn zu finden; immer war das Verhältnis zwischen Schiller und Herder am Weimarer Musenhof ein gespanntes und steigerte sich gelegentlich zu offener Apathie. Herders weiches, aber leicht reizbares Temperament und Schillers durch soziale Enge zeitlebens etwas erregbar gewordene Natur mußten aufeinander prallen, während Goethe und Wieland sowie Jean Paul Herder innig befreundet waren. Schon Schreyvogel aber fällt über Herder her, und als das junge Deutschland Börnes und Heines kam, war für den Dichter und Philosophen des Synthetischen, der Herder zeitlebens war, natürlich kein Raum mehr; der Geist allgemeiner Analyse, Skepsis, Zersetzung ließ seiner vergessen. Die politische Lyrik der Vierziger- und Fünfzigerjahre unter Herwegh, Prutz, Kinkel, Hoffmann, v. Fallersleben, Freiligrath war zu sehr von äußeren Ereignissen abgezogen, um viel auf den innerlich veranlagten und für Innerliche schaffenden Dichter zurückzugreifen; auch kam er ihrer Sucht nach prunkenden Vergleichen und glänzendem Sprachwerk in seiner altpreußischen Knorrigkeit nicht entgegen; Grillparzer hingegen schätzte ihn wieder sehr, ebenso wie Hebbel. In unsern Tagen haben Langbehn, Anton E. Schönbach u. a. wieder Lanzen für ihn

gebrochen, freilich ohne viel Erfolg; es scheint, als ob Langbehns Hoffnung, daß wir eine „Herder'sche Generation" noch erleben würden, wie wir jetzt in der Goethe'schen leben und unsere Großeltern in der Kant'schen, nicht wahr werden sollte.

Immerhin aber sehen wir, daß nicht die schlechtesten Geister ihrer Zeit sich stets wieder zu Herder wandten und auf seinen Grundlagen weiterbauten. Wie Goethe über ihn urteilte, erfahren wir in der Schilderung seiner Straßburger Studentenjahre in „Wahrheit und Dichtung"; über keinen seiner Zeitgenossen urteilt Goethe wohl feuriger, begeisterter, williger als über den Mann, der bei seinem Zusammentreffen mit ihm erst sechsundzwanzig Jahre zählte und um kaum fünf Jahre älter war als Goethe.

Unsere Quellen zur Erkenntnis des Werdegangs Herders scheinen gleichfalls unter dem Eindruck geringer Beachtung gelitten zu haben, die Herder erfuhr. Sie sind nicht zahlreich: grundlegend ist für alle das Werk, das Herders feinsinnige Gattin ihm nach seinem Tode widmete und das reich an intim persönlichen, reizvollen Zügen aus dem Leben Herders ist, aber einigemal die Pietät für den Toten deutlicher zeigt, als strengforschende Literarkritik vertragen kann. Einige Persönlichkeiten, wie die des in seinem Charakter noch heute vielumstrittenen Magisters Trescho, werden wohl entschieden in zu dunklen Farben gemalt sein; aber trotz allem sind diese „Erinnerungen aus dem Leben Herders" ein interessantes Dichterbild, das sich in einzelnen Punkten, so in der Schilderung von Herders Italiensehnsucht und seinem Verhalten während der französischen Revolution, zu einem wirklichen großzügigen Kulturbild des ausgehenden 18. Jahrhunderts entfaltet.

Das Bild, das uns daraus von der Persönlichkeit Herders aufsteigt, ist das eines Mannes, dessen Charakterentwicklung zum großen Teil vom steten Ringen mit äußerer Not beeinflußt war. Es mag vielleicht etwas von der obsoleten Art Herders an sich tragen, wenn wir bei einer Wertung seiner Gesamtpersönlichkeit zu der mittelalterlichen, heute überlebten Einteilung des Temperaments in vier Sparten, wie sie das 14. Jahrhundert schuf, zurückgreifen und Herders Temperament als sanguinisches kennzeichnen. Die Weichheit, leichte Erregbarkeit, leichte, aber auch nachhaltende Begeisterungsfähigkeit, die Lavater nach mittelalterlichen Quellen dem Sanguiniker zuschreibt, war ihm eigen. Im Jahre 1744 im ostpreußischen Städtchen Mohrungen geboren, verlebte Herder als Sohn eines armen Dorfschullehrers eine enge, sorgenvolle Kindheit. Die übermäßige Strenge des Vaters, seine harte Schuldressur, die Fernhaltung von allem Verkehr mit gleichalterigen Jugendgespielen machten den Geist des Knaben schon in früher Kindheit verschlossen, schwermütig, einseitig, dem trockenen Bücherwissen zugeneigt. Als Aufwärter im Hause des Predigers Trescho wurde Herders Lage nicht besser. Mag neuere Literarkritik diesen Mann, dem Herder zeitlebens ein bitteres Andenken wahrte, auch um manches lichter zeichnen, als es Herders Gattin tut: sicher hatte er kein Verständnis für den aufstrebenden Geist des Knaben, der in der Folge dadurch immer verschüchterter wurde. Am Zwiespalt zwischen impulsivem Wollen und der Unmöglichkeit des Vollbringens krankte daher auch Herders ganzes späteres Leben. Bis zu seinem Tode hatte er am Zwiespalt seines Wesens, der durch diese Jugendeindrücke geweckt und verschärft worden war, zu leiden.

Von 1762 an studierte Herder, nachdem ihm von einem russischen Regimentschirurgus der Zutritt zur Universität Königsberg ermöglicht worden war, dort Theologie, Geschichte, Sprachen, Literatur. Später fand er eine Stellung als Lehrer in Riga in den deutschen Ostseeprovinzen; eine Reise nach Paris ließ ihn Diderot und d'Alembert kennen lernen. Schon vorher hatte er sich an den Kant'schen Kritizismus angeschlossen, weil Kant während seiner Studienzeit in Königsberg sein Lehrer war. 1770 kam er nach Straßburg, wo er den jungen Goethe kennen lernte, von dessen souveräner Lebensfreude er allerdings keine guten Eindrücke mit sich nahm: er findet ihn „leicht und spatzenmäßig, wenn er auch ein guter Mensch sei", wie der Ausdruck in einem Briefe an seine Braut lautet.

Das Zusammenleben mit Goethe während des Winters 1770 war für beide Teile sehr fruchtbar. Goethe trieb sich in jener Zeit gerade mit der Idee zu einem Drama „Ahasver" umher, das er mit mystischen und symbolistischen Ideen durchsetzen wollte; er hatte sich zu diesem Zweck in kabbalistische Studien vergraben und schürfte besonders tief in der halbversunkenen, für ihn mit „eigenartig schwermütigem Medusengesicht einherschreitenden" Wunderwelt mittelalterlicher Magie. Der Plan fiel später, aber aus seinen Vorarbeiten und seinem Geist ist der „Faust" geboren worden. Da war es notwendig der Fall, daß ihn Herder anziehen mußte. Denn auch Herder hatte eine Vorliebe zur mittelalterlichen Mystik, die später durch seine intime Freundschaft mit jenem seltsamen Mann noch gefördert wurde, den seine Zeit den „Magus des Nordens" nannte: Johann Georg Hamann. Wie eine Nachblüte aus jener Zeit mutet uns dieser Mann an, da vergessene Mönche lebenslang über einem einzigen dunklen Wort der Apokalypse brüteten und, mit dem schmerzlichen Lächeln des Nichtwissens um die verhärmten Lippen, starben; da man mit zuckender Faust in die Rätsel von Gott und Welt griff und selbst jene unergründliche Macht erforschen wollte, „um deren Schlund die ganze Hölle flammt", die Macht des Dämonischen. Er hat auf Herder und Goethe bestimmende Einflüsse ausgeübt und Jean Paul nannte ihn einen „tiefen Himmel voll teleskopischer Sterne; aber manche Nebelflecken löse kein Auge auf"; er hatte in seiner dunklen, stoßweise und gewaltvoll hinflutenden Sprache größte Ähnlichkeit mit Zarathustra-Nietzsche.

Das Zusammensein mit Goethe in jenem denkwürdigen Winter hatte aber noch eine zweite Folge: Goethe zog, nachdem er selbst vom Herzog Karl August im November 1775 an den Hof nach Weimar zu kommen bestimmt worden war, Herder 1776 als Superintendent dorthin. Bald avanzierte er zum Generalsuperintendenten, 1803 erhielt er vom bayrischen Kurfürsten auch den Adelstitel. Von Weimar aus war ihm auch eine Italienreise ermöglicht, das heiß ersehnte Ziel nicht nur Herders, sondern aller seiner hervorragenden Zeitgenossen überhaupt. Drückende Sorgen verließen ihn aber auch in Weimar nicht, — trotz eiserner, in seinen letzten Jahren direkt fieberhafter Arbeit lebte er immer in materieller Enge, aus der ihn Goethe mehr als einmal befreite. 1803 starb er dann, noch in seinen letzten Lebensaugenblicken von rührender Sorge um seine zahlreiche Familie erfüllt.

* * *

Die Frage, die wir heute, hundert Jahre nach Herders Tode, aufzuwerfen haben, ist die: Hat Herder noch eine Bedeutung für unsere Zeit? Kann er für uns noch ein Erzieher werden? Stehen wir nich vielleicht direkt auf seinen Schultern?

Die Bedeutung Herders für seine Epoche beruhte vor allem auf seinem Zuge zum Universalismus. Den Ästhetiker des Universalismus hat ihn Goethe genannt und er hat damit Herders Wesen voll erfaßt. „Herder hat die Menschheit vom Standpunkte ableräugiger Großzügigkeit aufgefaßt", sagt Jean Paul; „nicht mit den Augen dessen, der mitten in ihr steht, sondern mit dem geschärften Blick dessen, der seinen Geist hoch über sie hinausfliegen läßt." Darum finden wir bei Herder auch eine Beschäftigung mit allen Epochen der Menschheitsgeschichte, von ältester Zeit, die nur wie von Dämmerung umwoben vor uns steht, über die Zeit der höchsten Blüte der vorchristlichen Geschichte — den Hellenismus — hinweg bis auf seine Zeit. In seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", die in den Jahren 1784 bis 1792 erschienen, läßt Herder die ganze Weltgeschichte vor unseren Blicken Revue passieren; doch nicht, um mit Jean Paul zu reden, „gleich einem Totentanz, wie die meisten Geschichtsschreiber es tun, wo wir durch ein Gräberfeld zu gehen wähnen und der Moder der Verwesung um uns weht, sondern er beschwört, einem Magier gleich, die toten Generationen empor und läßt sie an uns vorüberziehen, wie ein Heer, das mit heißem Blut vorüberzieht, aus dem die Großen der Menschheit — Karl der Große, Cäsar, Alexander, Sokrates, Perikles, Cyrus, Moses und Adam — mit hochgereckten Stirnen hervorblicken, dessen letzte Helmspitzen im Nebel grauer Urzeit verblassen . ." In seiner „Ältesten Urkunde des Menschengeschlechts" (1774—1776) untersucht Herder so die Bücher Mosis und preist ihren tiefkünstlerischen Stil; im „Geist der ebräischen Poesie", ein Werk, das 1782—1784 erschien, analysiert er die Psalmen Davids, die Klagelieder des Isaias und Jeremias und stellt die Verfasser dieser Psalmen hoch über die alten Klassiker. Er untersucht die Kultur Roms, sagt tiefsinnige Worte über den Zusammenbruch des römischen Weltreichs und feiert den Feuergeist des hl. Augustinus, für den er eine starke Begeisterung hegt.

In späteren Jahren übersetzte er die Oden Jakob Baldes, des Neuburger Jesuiten aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, und selbst Bruchstücke der kirchlichen Liturgie übertrug er, obwohl er Rationalist war. Er nahm das Gute und verehrte es in jeder Form und wo er es fand. Er war vielleicht neben Goethe der am meisten synthetische Geist seiner Epoche.

Wie steht demgegenüber unsere Zeit da? Wir heißen uns so gern das Zeitalter des Analytischen, und wir sind stolz auf diesen Titel. Uns gilt die Tatsache alles: „eine Million Tatsachen" ist der Titel der verbreitetsten englischen Schrift; fast scheint es, als sollte dieser Titel Symbol für unsere Bildung werden. Wohl mag man der Tatsache ihr Recht lassen, sie verhindert eine Epoche, in einem fernen Wolkenkuckucksheim zu wandeln; sie macht sie dem Riesen Antäus gleich, der nur auf der Erde Kraft in sich trug und von Herkules nur deshalb besiegt werden konnte, weil Herkules ihn von der Erde emporzog und dann in seinen Armen erdrückte. Aber gerade den besten Christen unserer Zeit scheint es doch, als ob dieser Geist der

Analyse allgemach anfinge, das Fatum unserer Zeit zu werden. Er gibt Kenntnisse, aber keine Erkenntnis. Er seziert alles, aber schließlich wird aus dieser Sezierung Zersetzung. Er prüft alle Ideale auf ihren Wert nach; aber mit dieser Umwertung der Werte, dieser ewigen Skepsis ist ein kalter, fröstelnder Zug zum Negativen in unsere Zeit gezogen. Sehen wir nur die Literatur an! Es scheint, als wäre Nietzsches Geist den meisten der heutigen Dichter im Traum erschienen und hätte ihnen gesagt: „Nichts ist, was ist, und alles ist, was ist, darum ist das Nichts das Alles". Mit solchen widerspruchsvollen Zarathustraideen ist die Literatur heute geschwängert; sie ist skeptisch, darum verliert sie sich ins Kleine, ist das Gegenteil des Herderschen Universalismus. Woher hatte Frenssens „Jörn Uhl", dieses dunkelgetönte Gemälde eines einfachen, fast möchte ich sagen, einfältigen Marschenbauern, seinen Riesenerfolg? Nur daher, denke ich, daß in ihm eine ganze Weltanschauung in großen Zügen niedergelegt ist, daß er ein Weltanschauungsroman ist. Die irren sich, die glauben, den Geist einer Zeit in Glas und Retorte fassen zu können, mit algebraischen Syllogismen die Welt zu umspannen. An Zola und dem Zolaismus hat man erfahren, wohin eine Kunstanschauung kommt, die des universalen Geistes ermangelt. Mosaik ist ihr Schaffen, Reporterarbeit: denn Tatsachen zusammenzustellen, ist Reporterwerk, und dasjenige Deutschland von Morgen ist zu beglückwünschen, das mit Langbehn sagt: „Der Zolaismus und Naturalismus gleicht der heute kaufmännisch so beliebten Zuchthausarbeit, leicht und billig ist jener wie diese, aber Wert haben beide nicht". Balzac und Alphonse Daudet photographieren; Künstler sind sie nicht, wenigstens nicht in großem Sinn: denn Dichten hängt zusammen mit Verdichten — ohne Weltanschauung kein Kunstwerk — ohne Charakter keine Dichtung außer einer charakterlosen. In diesem Sinn — der allgemeinen Auflösung unserer Zeit in Spezialismusspürerei — konnte das Buch „Rembrandt als Erzieher" beginnen mit den pessimistischen Worten: „Es ist nachgerade zum öffentlichen Geheimnis geworden, daß das geistige Leben des deutschen Volks sich gegenwärtig in einem Zustand des langsamen, einige meinen auch, des rapiden Verfalls befindet. Die Wissenschaft zerstiebt allseitig in Spezialismus; auf dem Gebiet des Denkens wie der Dichtung fehlt es an epochemachenden Individualitäten; die bildende Kunst entbehrt der Monumentalität und damit ihrer besten Wirkung: Musiker sind selten, Musikanten zahllos . . . Ohne Frage spricht sich in allem diesem der demokratisierende, nivellierende, atomisierende Geist des jetzigen Jahrhunderts aus. Unsere Bildung ist nur eine historische, alexandrinische, rückwärts gewandte. Die großen Koryphäen auf verschiedenen Gebieten sterben aus; les rois s'en vont".

Können wir diese Klagen Lügen strafen? Aber gerade für das Übel, das sie beklagen, wäre Herder mit seinem Universalismus auch ein Universalheilmittel. Da spüren wir die Monumentalität in der Philosophie, die Langbehn fordert; und wenn Herder in seinen Eigenschöpfungen auch diese Monumentalität nicht erreichte, seine ästhetischen Grundsätze, die darauf abzielen, bleiben deswegen doch bestehen. Wohl sind Herders Legenden, Parabeln, Paramythieen für den heutigen Geschmack großenteils nicht mehr mustergiltig; aber den großen Zug in seinem ganzen Wesen wird sich keiner verschließen können.

Wir haben im Anschluß an Lienhard, Avenarius, Bartels, Kralik heute die Parole „Heimatkunst" als eine der am meisten befolgten, und wir glauben, wunder welch' neues Allheilkraut damit gefunden zu haben. Auch da hätte uns Herder Muster und Erzieher sein können. Denn er wie keiner hat in seiner Zeit Klopstocks und Lessings Anregungen, die auf eine deutsche Volkskunst hinzielten, aufgegriffen und weiter entwickelt. Keiner hat Ausländerei und welsche Manier mehr verdammt als er, wenn er in seinen „Kritischen Wäldern" (1769) und in seinen „Aufsätzen über die neuere deutsche Literatur" der nüchternen, von Gelehrsamkeit strotzenden, aber innerlich unwahren, gemachten Dichtung seiner Zeit einen Spiegel vorhält, der sie Einkehr, Selbstverdemütigung und Verinnerlichung lehrt. „Nichts ist deutscher als das Märchen vom Aschenbrödel", schreibt er; „und unsere deutsche Kunst gleicht ihm, auch sie wird noch zur Königin werden". Hämischer Neid und Dünkel haben sich heftig wider ihn erhoben, vor allem das Prototyp aller hohlen Literaturgelehrsamkeit, der Berliner Nicolai, hat seinem gepreßten Herzen zuerst Luft gemacht mit seinem Pamphlet „Feyner kleyner Almanach vol schönerr liblicherr Volckslider", in dem er Herders Forderung einer echten, deutschen Volkspoesie verhöhnte. Aber Herder rächte sich edler: er gab jene Sammlung heraus, die im Jahr 1778 und 1779 unter dem Titel „Volkslieder" erschien, und die wir heute neben „Des Knaben Wunderhorn" noch als grundlegend für Erkenntnis des Wesens der Volkspoesie betrachten müssen unter dem Titel „Stimmen der Völker in Liedern", unter dem sie Johannes v. Müller später neu veröffentlichte. In sechs Büchern sind darin Perlen aus der Literatur aller Länder niedergelegt, vom hohen Norden angefangen (grönländische, lappländische, wendische) über England und Schottland, Skandinavien und Dänemark, Deutschland und die romanischen Länder hinweg bis zur Literatur der „Wilden", die im 6. Buche sich findet und Volkslieder aus Madagaskar und Peru enthält. Als Bruchstück aus den Werken dieser Richtung steht die Übersetzung des spanischen Nationalepos „Der Cid" nach einer französischen Übertragung aus der Bibliothèque universelle des romans vor uns.

Die Muster, deren Nachahmung Herder besonders empfiehlt, allerdings nicht im Sinne sklavischen Kopierens ihrer Sprachweise und ihrer Form, sondern einer Sättigung und Durchdringung mit ihrem Geiste, sind besonders Homer, Shakespeare und Ossian. „Shakespearefest" zu werden, war ja überhaupt die Losung seines Zeitalters; die Stürmer und Dränger folgten ihr, Goethe tat es im „Götz". Vor allem ist es Ossian, den Herder damals, als noch nicht der Beweis geliefert war, daß ein schottischer Gelehrter namens Macpherson sich hinter diesem Namen berge, für einen „gälischen Barden" hielt und besonders feierte. „In Ossians Lied rauscht die Woge des dunkeldonnernden Nordlandmeers, dröhnen die Hörner zur Wikingerschlacht, singen die Barden schwermütige Weisen in lautbrausenden Eichenwäldern", sagt er. „Sein Geist ruft uns wie die geheimnisvollen Stimmen, die der Finghalshöhle entstammen, ihm zu folgen." Dem Volk, diesem wahren Kind Gottes, galt stets Herders Wollen.

Und wie Herder auf ästhetischem Gebiete so einen „Herder als Erzieher" für uns abgeben könnte, so steht er unserer Zeit auch sonst noch in philo-

sophischer Hinsicht sehr nahe. Es würde uns hier zu weit führen, ihm auch in diesem Bericht überallhin zu folgen. Denn die Mittel, mit denen er arbeitet, die Steine, aus denen er das Gebäude seines philosophischen Denkens aufbaut, sind heute teilweise überlebt und brüchig geworden, vor allem dort, wo er mit naturwissenschaftlichen Kenntnissen zu operieren sucht. Das kann nicht anders sein; auch ein Humboldt ist heute überholt und doch steht unsere Naturwissenschaft, soweit sie tiefer greift und hinter all dem sinnfälligen Reigen der Dinge die bleibende und treibende Idee sucht, auf ihm. Aber doch seien zwei Punkte hier erwähnt, die auch leise in eine Betrachtung lediglich der literarischen Bedeutung Herders hineinspielen: nämlich Herders unbegrenzte Zuneigung zum Hellenismus und Herders Rationalismus. Die Sphinx des Heldentums schlug ja — und gerade in Herders Zeit, wo das Ideal des Germanischen in Trümmern lag — gerade immer die Besten ihrer Zeit in ihren Bann; zahllos ist die Menge derer, die sich an sie verloren und — wie Winkelmann — ihr selbst ihr Deutschtum opferten, nachdem sie ihr ins mystische, starr und dunkel schauende Auge geblickt. So weit wie Winkelmann kam nun Herder zwar nicht; immer mutet er an wie einer der leisen Sehnsuchtslaute nach Deutschlands Befreiung vom französischen Joch, die auch in jener Zeit Rousseau'schen Kosmopolitismus und Voltairischen Demokratismus durch Deutschland klagend zitterten. Aber er hat ihr ein anderes Opfer gebracht: schon in den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" zeigte sich, daß er dem Hellenismus Hymnen von einer Überschwenglichkeit sang, die der wissenschaftliche Zug jenes Werkes kaum mehr vertragen durfte, und daß er diese Hymnen sang auf Kosten des Christentums. Dem „Mann von Nazareth mit den blutleeren Händen und dem Gesicht voll Strenge und Trauer" hat er die lachende Welt hellenischer Götter und Ganymeden gegenübergestellt, dies laute, taumelnde Genießen des Lebens, dies Hinübertanzen über jeden Abgrund, der wie mit einem Teppich von Rosen verdeckt scheint. Und Brugier hat Recht, wenn er Baumgartners Wort über die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" zitiert: „Er setzt darin gleichsam betend Christus ab, indem er klagt, derselbe sei nicht im Stande gewesen, seine Lehre auch nur ein Jahrhundert hindurch rein zu erhalten." Herder hat Christus um Zeus — Paulus um Sokrates — Augustinus um Platon hingegeben. Aber nur selten bricht trotzdem sein Geist des Rationalismus verletzend aus seinen Werken; Voltairesche Frivolität konnte in dieser offenen, deutschen Seele nicht emporwuchern; nur ein paarmal heißt er den Katholizismus einen „Popanz," aber da müssen wir denken, wie ein Friedrich der Große in jenen Tagen darüber sprach und wie Herder in jener Epoche dürrsten Rationalismus leichter als je von dem Hohn infiziert werden konnte, der damals gegen alles Positivreligiöse zum guten Ton gehörte und die erzürnte Reaktion dagegen, die Romantik, einen Görres und Novalis an der Spitze, heraufbeschwor.

Solche gelegentliche Schwächen können das Gesamtbild nicht verwischen, das wir von Herder mit uns nehmen. Sicher könnten wir viel von diesem Geist lernen, dessen Leben und Schicksal eigentlich leise tragische Stimmungen wecken möchte. Denn nicht nur, daß seine Zeit schon sich schwer in ihn fand und die Nachgeborenen ihn fast zu den Toten gelegt haben: auch er selbst

hatte Stunden, wo er an sich und seinem Können zweifelte und verzweifelte; und wie er schon in Riga oft von düsteren Stimmungen gequält war, von denen seine Gedichte aus jener Zeit beredtes Zeugnis geben, so trat er auch Goethe in Straßburg mit „leisem, melancholischem Gesichtsausdruck", wie dieser sagt, entgegen und so lebte er auch später dahin. In seinen letzten Lebensjahren wurde er immer verschlossener und einmal klagte er auch: „O über mein verfehltes Leben!" Von „Hungerleidern nach dem Unerreichbaren" redet Goethe einmal; dies Wort ist auf Herder wie zugeschnitten, wenn wir bedenken, wie rastlos und fieberhaft er ewig sammelte und ewig tiefer drang, um zuletzt noch Stöße von Entwürfen zu hinterlassen, die keiner vollenden konnte, weil keiner so tief gegraben hatte wie er. Wie ein Torso ragt das vor uns, was er schuf.

Es wäre für Deutschland gut, wenn es daran arbeiten wollte, das zu ergänzen, was Herder übrig ließ: in seinem Geiste weiterzuschaffen. Ausländerei und Nachahmung, Zerstückelung und Spezialismus haben uns genug zugesetzt. Im Venusberg welscher Dichtung ist Deutschland, das Volk Tannhäusers, lang genug geweilt: d'Annunzios prunkende Verworrenheit und Maeterlincks verworrenen Prunk, Ibsens kalte Skepsis und Zolas dumpfe Halbweltdamenluft haben wir genug gespürt; nun sehnt es uns, wie Tannhäuser, „nach unsers heiligen Walds Gebraus — nach Deutschlands seliger Minne". Die allgemeine Erschöpfung rings kündet uns an, daß wir dort angelangt sind, „wo sogar die Sieger klagen, daß ihr Siegen war vergebens". Auf dem Weg allgemeiner Analyse, die fast zur Zersetzung geworden ist, können wir nicht mehr weiter. Da wäre es gut für uns, zu Herder zurückzukehren, wie er uns an Herz unsers Volks zu legen und seinem Pulsschlag zu lauschen, wie er nach großzügiger Lebensanschauung zu streben. Dann ist das Pfund nicht nutzlos, das er als Erbschaft uns hinterlassen.

Pius IX. im Revolutionsjahre.

Nach den amtlichen Berichten des preußischen Gesandten **Guido von Usedom.**

Von **Dr. Sigismund Freiherrn von Bilchoffshausen.***)

Der Neujahrstag des anbrechenden Revolutionsjahres, an dem Pius IX. die Huldigungen der kirchlichen und staatlichen Behörden empfing, hatte schon aus der Ferne die Besorgnis erweckt, daß er dem an Demonstrationen gewöhnten und von den radikalen Führern ausgenützten Volke einen erwünschten Anlaß zu Ausschreitungen bieten könnte. Schon am 27. Dezember, dem Namenstag des Papstes, hatte Ciceruacchio einen Fackelzug aus der Hefe des Volkes gebildet und zum Quirinal geführt. Nachdem der Papst die Menge mit seinem Segen entlassen, brach sie in die Rufe aus: „Abasso i Gesuiti! Viva Gioberti! Viva la stampa!“ Der Führer hatte dabei dem Kardinal-Staatssekretär ein Programm übergeben, das in 34 Artikeln die bekannten Wünsche des „Volkes“ enthielt, angefangen von der italienischen Liga bis zur Forderung einer bürgerlichen Artillerie und einer technischen Hochschule, darunter die Forderung nach Preßfreiheit, Vertreibung der Jesuiten, Emanzipation der Juden, Verweisung der Geistlichen auf ihre Pflichten gegen den Papst und andere Herzenswünsche der Radikalen. Das Programm wurde in den Straßen angeschlagen und von den Gendarmen in Begleitung von Bürgergardisten großenteils wieder herabgenommen.

Diese Vorfälle vermehrten noch die Unlust des Papstes, eine neuerliche Demonstration am ersten Tage des Jahres mitansehen zu sollen. Es wurde beschlossen, den geplanten Aufzug des Volkes, welchen singende Chöre von Knaben und Mädchen begleiten sollten, auf gütlichem Wege und wenn notwendig mit Anwendung von Gewalt zu verhindern. Nachdem die Polizei bereits die nötigen Weisungen erhalten hatte, ließ Kardinal Ferretti auf einmal um 3 Uhr in der Nacht an alle Kommandanten der Nationalgarde den Befehl ergehen, ihre Posten zu verdoppeln oder zu verdreifachen. Ordonnanzen durcheilten infolge dessen die Stadt; man klopfte an die Tore, die Bürger mußten aus den Betten heraus und, ohne daß ein Grund ersichtlich war, ihren Dienst antreten. Die Folge dieser unbegründeten Maßregel war, daß die ganze Stadt in eine Aufregung geriet, deren Ausbruch glücklicherweise durch einen unaufhörlichen Regenguß verhindert wurde. Als die Erlaubnis zum Zuge nach dem Quirinal verlangt wurde, erfuhr

*) Vergl. „Die Kultur“, IV., S. 420—434 und 484—499. Für das vorliegende Kapitel wurden 44 französische Berichte des Gesandten v. Usedom an König Friedrich Wilhelm IV. aus der Zeit vom 1. Januar bis 17. April 1848 benützt.

man die Entschließung des Papstes. Zu gleicher Zeit besetzten Kavallerie-Piketts die Straßen des Monte Cavallo; das große Tor des päpstlichen Palastes wurde geschlossen und Berittene und Fußtruppen nahmen vor ihm Aufstellung. Nachmittag machte ein Trupp von Leuten, die eine Fahne mit sich führten, Miene, zum Quirinal zu marschieren; doch gaben sie dies auf und zogen zum Palais des Senators von Rom, Fürsten Corsini, um beim Oberhaupte der Stadt Klage zu führen über die dem „römischen Volke" widerfahrene Unbill und die verderblichen Absichten der Polizei. Da die Menge über eine Stunde vor dem Hause verharrte und sich mit den erteilten Antworten nicht zufrieden gab, verkündete Corsini seine Absicht, sich sogleich zum Papste zu begeben. Die Audienz, welche ihm sofort gewährt wurde, dauerte nicht lange. Der Senator kam mit freudestrahlender Miene aus den Gemächern des Papstes zurück, indem er dem Volke laut zurief: „Pius IX. ist für das Volk, seid unbesorgt, morgen werdet ihr befriedigt sein!"

Eine gespannte Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, begrüßte den 2. Januar. Bereits war eine große Zahl von Fahnen und anderen Abzeichen vorbereitet zu einem Zuge nach dem Quirinal, als man um halb 3 Uhr nachmittags päpstliche Carossen, nur von einer geringen Ehrenwache begleitet, den Monte Cavallo herabkommen sah. Der Papst fuhr durch die ganze Stadt, überschritt auf dem Ponte S. Sisto den Tiber und kam über den Korso zurück, in der Absicht, durch die Via Condotti zurückzukehren. Allein das Volk, das auf dem ganzen Wege unter lauten Zurufen den päpstlichen Wagen umdrängt hatte, erhob stürmische Bitten, Seine Heiligkeit möge dem Korso entlang weiter fahren, wo das Volk ihn erwarte und Häuser und Paläste im Nu mit Teppichen und Zierat geschmückt worden waren. Pius willigte ein und die Menge faßte die Pferde bei den Zügeln, um sie gegen die Piazza Colonna zu lenken. Hier begannen alsbald Szenen von unglaublicher Lebhaftigkeit. Die Straße war überfüllt, die Wagen konnten kaum schrittweise vorwärts kommen und die Pferde gerieten in Unruhe über die betäubenden und unablässigen Zurufe der Menge. Zwei Männer in der Uniform der Nationalgarde, der Bildhauer Brezzi und der Tabakhändler Piggioni, gingen neben dem Wagenschlag und sprachen ganz ungeniert zu dem Papste, indem sie die Treue des Volkes beteuerten und ihn baten, er möge zu demselben nur Vertrauen haben. Ciceruacchio hatte auf dem Rücksitze des zweiten Wagens beim Gefolge des Papstes Platz genommen und schwenkte in der Hand eine Fahne in den päpstlichen Farben, welche die Aufschrift trug: „Heiliger Vater, gewähre Gerechtigkeit dem Volke, das zu Dir steht!" Hinter den Wagen folgte in wüstem Gedränge das sogenannte Volk, das seinen Wünschen Luft machte in den viel deutlicheren Rufen: „Es lebe der Papst allein! Nieder mit der Polizei! Nieder mit den Ministern! Tod den Jesuiten!" Man will sogar den Ruf vernommen haben: „Viva il Pio nono, il Papa ottimo e ultimo!" (es lebe der Papst, der zu gut ist, um noch einen Nachfolger zu finden).

Endlich begann der Zug wieder zum Quirinal hinanzusteigen. Der heilige Vater, der nicht aufgehört hatte, dem Volke seinen Segen zu spenden und allen, die ihn ansprachen, leutselig zu antworten, war vor Übermüdung erschöpft und einer Ohnmacht nahe. Er bat nun das Volk, doch nicht mehr

zu schreien, und alsbald trat rings um den Wagen eine ehrerbietige Stille ein. Wenn wieder ein Ruf laut wurde, ertönten gleich Stimmen aus der Menge: „Still! der heilige Vater ist müde!“ Aus demselben Grunde erschien Pius nicht mehr auf dem Balkon, um das Volk zu verabschieden, das sich nun in Stille zurückzog. Nur einige Gruppen, die sich vor der Wohnung des Gouverneurs ansammelten, brachen in den Ruf aus: „Nieder mit der Polizei!“ Fürst Corsini wurde nach diesem Erfolg im Theater mit einem donnernden Beifall begrüßt, in den ein Individuum wieder mit Stentorstimme hineinrief: „Nieder mit den Jesuiten!“

Man kann sich vorstellen, welchen Eindruck diese sonderbaren Liebkosungen des römischen Volkes, die teilweise vielmehr an die Auftritte beim Zuge Ludwigs XVI. von Versailles nach Paris erinnerten, auf das Gemüt des zartfühlenden Papstes ausüben mußten. „Das triumphierende Volk bejubelte, bekränzte, beflaggte — sein Opfer“, sagt Graf Balbo von diesem Tag. Nur der noch kindische Sinn des Volkes und seine Anhänglichkeit an die Person Pius' IX. hatte ernstere Ausschreitungen verhindert. Die Regierung hatte kein Verdienst daran, vielmehr zeigten diese Vorfälle ihre Unfähigkeit und die Unhaltbarkeit der Zustände in grellem Lichte. Offenbar ist es Pflicht einer Regierung, wirkliche Ausschreitungen und Auflehnung gegen die öffentliche Gewalt mit unbarmherziger Strenge niederzuhalten. Allein wie konnte die damalige Regierung in Rom mit Recht und Erfolg gerade die Demonstrationen des Neujahrtages hintanhalten wollen, nachdem sie so viele andere geduldet und sie zu einer Gewohnheit des Volkes geworden waren? Warum mußte sie durch unzeitige, höchst auffallende Vorkehrungen die ganze Bevölkerung alarmieren? Warum dieses scheinbare Aufgebot von Kraft, um auf die erste Mahnung der Menge wieder nachzugeben und dem Volke für den Ausfall seiner Aufzüge an einem Tage dadurch einen Ersatz zu bieten, daß die Person des Souveräns am nächsten in bedenklicher Weise ausgespielt wurde? Die staatliche Gewalt hatte wiederum einen Teil ihrer Macht an die Straße verloren und nur die Begeisterung des Volkes für den regierenden Papst, auf die man offenbar gerechnet hatte und die in nicht dageweſener Weise zum Ausbruch gekommen, verbürgte Rom noch eine kurze Ruhe.

Im offiziellen „Diario di Roma“ erschien nun ein Artikel, um die Kundmachung vom 22. Juni, welche die überflüssigen Demonstrationen mißbilligt hatte, in Erinnerung zu bringen. Damit sollte das Verbot der für den Neujahrstag geplanten erklärt werden, was jedoch nicht hinderte, daß am 12. Jänner in der Kirche des Patrons von Mailand, des hl. Karl Borromäus, eine Gedächtnisfeier mit Messe abgehalten wurde für die Opfer, die bei den letzten Unruhen in der lombardischen Metropole den Tod gefunden.

Die Consulta beschloß, eine neue Anleihe in Paris aufzunehmen, um den Ausfall des letzten Jahres zu decken, und bei allen diesen Schwierigkeiten stand die Demission des Kardinal-Staatssekretärs als demnächst bevorstehend bereits fest.

Der Zündstoff häufte sich in und um Rom und im ganzen Kirchenstaat und Italien immer mehr an. In Rom wurde die bisher verbotene „Virginia“ Alfieris dem Theater freigegeben. Die Leistungen der Schauspieler, die sich wie Wahnsinnige geberdeten, wurden mit donnerndem Beifall

belohnt, zu denen der Napoleonide Fürst von Canino, selbst kaum mehr als ein Schauspieler, in der Uniform eines Generalissimus der Republik von San Marino das Signal gab. Außer in Mailand hatten auch in Modena bereits Unruhen stattgefunden. Neapel, wo der König von Konzessionen, zu denen auch Pius IX. riet, nichts wissen wollte, schien auf eine österreichische Intervention angewiesen zu sein; doch auf dem Landwege konnte ein österreichisches Korps dem König nicht zu Hilfe kommen, da der Papst unter dem Drucke der öffentlichen Meinung dies nicht gestattet hätte, und ein Transport zur See wäre von der englischen Flotte verhindert worden. Hatten die Erörterungen hierüber und die Unterdrückung der Aufstände im Norden, der ein drohender Tagesbefehl des Marschalls Radetzky an die österreichischen Untertanen gefolgt war, den Trotz und den Haß gegen Österreich noch gesteigert, so bot der Gang der Dinge in Sizilien bald einen neuen Antrieb, indem er einen möglichen Erfolg der revolutionären Sache verhieß. Die Zugeständnisse eines Beratungskörpers und administrativer Trennung Siziliens von Neapel, zu denen sich König Ferdinand herbeiließ und in denen man gleich eine Konstitution für Sizilien erblickte, wurden in Rom als Sieg der allgemeinen Sache gefeiert. Ein Edikt, das die Unterschrift des Senators Fürsten Corsini und der Fürsten Doria, Borghese und Colonna und der übrigen Konservatoren von Rom trug, lud zur Illumination am 3. Februar ein, um „die Wiederherstellung des Friedens im Königreich Neapel" zu feiern und dem Papste dafür ein Zeichen der Dankbarkeit zu geben, daß er zum Siege des bürgerlichen Fortschrittes den ersten Anstoß gegeben, indem er freiwillig Reformen eingeführt, während man anderswo erst die gebieterische Notwendigkeit abgewartet habe. Diese Einladung mag von dem Gedanken ausgegangen sein, daß es ratsamer sei, die Initiative zu einer Feier zu ergreifen, die sonst auf andere Weise zustande gekommen wäre. Allein es war klar, daß nicht die Rückkehr der Ruhe im nachbarlichen Königreiche gefeiert wurde und man gar nicht daran gedacht hätte, wenn die Bewegung unterdrückt worden wäre, sondern daß die Erlangung der Konstitution in einem italienischen Staate der Beweggrund war. Damit kam man auf dem abschüssigen Wege nur weiter.

Zwischen den italienischen Staaten bestand eine gewisse Solidarität in Bezug auf die politischen Einrichtungen. Der Errichtung der Nationalgarde in Rom war alsbald dasselbe in Lucca und Toskana gefolgt und das vom Papste gegebene Beispiel einer Consulta wurde ebenso in Toskana und in Piemont nachgeahmt. Auf dem Banner, das aber nur in Sizilien entfaltet worden war, stand das Wort „Konstitution" und sie war dort auf dem Wege regelrechter Insurrektion erlangt worden. Es war zu erwarten, daß der Ruf des Volkes in Italien überhaupt nicht mehr „Fortschritt" lauten werde, sondern „konstitutionelle Verfassung", daß dieser Ruf auch in Rom ertönen werde und der Papst auch ihm werde nachgeben müssen.

Schon am 30. Dezember 1847 hatte Pius IX. in einem Motu proprio die Errichtung eines wirklichen Ministerrates ganz nach dem Muster der in andern Staaten bestehenden angekündigt. Am 1. Februar trat nach dem Ausscheiden des Kardinals Ferretti der bisherige Legat von Ravenna, Kardinal Bofondi, der vor dem Betreten der geistlichen Laufbahn Jurist gewesen, an die Spitze eines Kabinetes von neun Mitgliedern. Das Kriegsportefeuille

übernahm ein tüchtiger Soldat des Kaiserreiches aus der Zeit Napoleons, Fürst Gabrielli, als der einzige und erste Laie im Ministerrat. Sein Vorgänger Msgr. Rusconi übernahm das Ministerium der öffentlichen Arbeiten; derselbe bekleidete nun innerhalb der kurzen Zeit eines Jahres nacheinander die Ämter des Sekretärs des Ministerrates, des Delegaten von Ancona, des Pro-Maggiordomo Sr. Heiligkeit, des Kriegsministers und jetzt des Arbeitsministers. Diese Erfahrung, daß die hohen Würdenträger die Akten nur in die Hand zu nehmen schienen, um sie sogleich einem Nachfolger zu übergeben, sollte auch den neuen Ministern nicht erspart bleiben.

Die militärischen Vorkehrungen, welche die österreichische Regierung in der Lombardei treffen mußte, ließen den nationalen Kriegsruf nicht verstummen und zwangen die Regierungen zu Rüstungen. Im Innern ging die politische Bewegung immer weiter. Pius IX. hatte einigen Beschlüssen der Consulta seine Bestätigung versagt. Daraufhin erhob das Volk am 8. Februar in tumultuarischer Weise die Forderung auf Entfernung der Minister, die den Papst täuschten und als Geistliche unfähig wären, zu einer Zeit zu regieren, wo der Feind vor den Toren stände, nach Ersetzung derselben durch Laien, nach Waffen und Offizieren zur Ausbildung von Soldaten. Eine Deputation der Menge erschien beim Fürsten Corsini und wieder begab sich der Senator von Rom in Begleitung der Fürsten Borghese und Aldobrandini zu Sr. Heiligkeit. Nach einer Stunde teilte er dem Volke im Auftrage des Papstes mit, daß derselbe dem Verlangen nach Laienministern zum Teile Rechnung tragen werde, und zwar noch in dieser Woche durch Berufung von Männern, die das Vertrauen des Volkes besäßen, ferner daß der Papst in vollstem Einvernehmen stehe mit seinen Alliierten von Piemont und Toskana, daß man italienische Offiziere als Instruktoren berufen werde und der Papst für die Organisation der Armee Sorge tragen wolle. In Bezug auf diese hatte Pius eben einige Beschlüsse der Consulta nicht ratifiziert. Der junge Fürst Aldobrandini fügte noch einige zündende Worte hinzu: er wolle mit dem Volke an die Grenze ziehen, um sein Blut fürs Vaterland zu vergießen. Während des ganzen Abends führte ein Zug von mehreren Tausenden den Senator durch die Straßen Roms, indem unaufhörliche „Hoch" und „Nieder" ausgebracht wurden.

Bald sprach Pius in nachdrücklicher Weise zu seinen Untertanen. Eine von ihm ausgehende Kundmachung wiederholte am 10. Februar zunächst in einfachen und rührenden Worten die Versprechungen, die er bereits Corsini gemacht hatte. Dann ermahnte der Papst das Volk, den aufregenden Gerüchten von Verschwörungen im Innern oder einem bevorstehenden Kriege doch keinen Glauben zu schenken. Dem Drängen zur Kriegserklärung gegen Österreich trat Pius durch die unumwundene Erklärung entgegen, „es bestünde kein annehmbarer Beweggrund zu einem Kriege; keine Gefahr bedrohe Italien oder werde es bedrohen, solange ein inniges Band von Vertrauen und Dankbarkeit die Kraft des Volkes mit der Weisheit seiner Fürsten und der Macht des Rechtes verbinde". Das Oberhaupt der Kirche besitze überdies in den 200 Millionen Katholiken des Erdkreises, die zu seiner Unterstützung bereit wären, einen mächtigen Rückhalt.

Diese päpstlichen Worte waren, wie sich schon am nächsten Tage zeigte, von einem sichtlichen Erfolge begleitet. An diesem Tage war es, daß Pius von den vor ihm versammelten Führern der Nationalgarde die Versicherung ihrer Treue bis in den Tod entgegennahm, während sie auf seine weitere Frage, ob sie auch für die Treue ihrer Bataillone einstehen könnten, die Antwort schuldig blieben. Die Worte, mit denen der Papst ihnen dennoch seine Person und das heilige Kollegium, das Leben und das Eigentum aller Bürger anvertraute, seine Geneigtheit zu weiteren Reformen bekundete und klagte, daß viele seinem Rufe zur Mitwirkung nicht Folge leisteten oder er auf dieselbe verzichten müsse, weil sie Bedingungen stellten, deren Erfüllung mit seinem Gewissen unvereinbar sei, diese väterlichen Mahnungen machten alsbald die Runde durch die ganze Stadt. Am Abend zog das Volk wieder zum Quirinal, um seine Dankbarkeit zu bezeugen und den Segen des Papstes zu erhalten. Ein ungeheurer Zug bewegte sich über den Corso zum Monte Cavallo. Bürger, Leute aus dem niedern Volk, junge Leute, dann wieder Soldaten, Nationalgarden und Carabinieri in Uniformen schritten in buntem Gewirre einher, in Haufen abgeteilt, an deren Spitze eine Fahne in den päpstlichen Farben, selten mit Beigabe einer Trikolore, getragen wurde. Viele hatten auf ihren Hüten die letzte Kundmachung des Papstes angebracht, nur wenige hatten dieselben in den drei Nationalfarben geschmückt. Um ½6 Uhr langte der Zug an und erfüllte den weiten Platz vor dem Quirinal. Der Tag war nebelig und die Dunkelheit brach bereits an. Man zweifelte schon, ob der heilige Vater sich in dieser Jahreszeit der ungünstigen Witterung des Abends aussetzen werde. Da öffneten sich auf einmal die großen Türen des Balkons und, von zahlreichen Fackeln geleitet, wurde Pius sichtbar. Er stimmte den gewöhnlichen Versikel an, worauf das Volk antwortete und Jedermann erwartete, der Papst würde nun die Segensformel sprechen. Statt dessen begann er mit fester und lauter Stimme väterliche Worte zum Volke zu sprechen, von denen bei der ehrfurchtsvollen Stille, welche die Menge gefangen hielt, keine Silbe verloren ging. Pius wurde wiederholt von jubelnden Zurufen unterbrochen, besonders als er den Segen des Himmels auf das gemeinsame italienische Vaterland herabflehte. Schon hatte er seine Hand zum Segen erhoben, als eine Stimme aus dem Volke rief: „Wir wollen keine Priester in den Ämtern". Pius ließ seine Hand wieder sinken und rief mit laut vernehmbarer Stimme: „Gewisse Rufe, an denen ich nicht das Herz meines Volkes erkenne, werden von unbekannten Leuten erhoben. Ich kann, ich darf, ich will sie nicht hören. Non posso, non debbo, non voglio! Unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ihr treu sein wollt dem Papste und der Kirche . . . ." „Ja, wir schwören es, heiliger Vater", antwortete die tausendköpfige Menge, indem sie auf die Kniee sank. „Unter dieser Bedingung", fuhr Pius fort, „bitte ich Gott, Euch zu segnen, so wie ich aus der Fülle meines Herzens es tue." Und die vielen tausend Häupter neigten sich vor dem Segen des Papstes. In diesem weihevollen Augenblicke, den kein Demagog zu stören wagte, hatte das wahre päpstliche Volk von Rom sich wiedergefunden.

„Obwohl ich von diesem ergreifenden Schauspiel Zeuge gewesen", schreibt der preußische Gesandte an König Friedrich Wilhelm, „vermöchte ich

den tiefen Eindruck nicht zu schildern, der mir davon geblieben ist. Was für ein Schauspiel, einen Papst zu sehen, der hoch von seinem Palaste herab zu dem zu seinen Füßen knienden Volke spricht und ihm mit dem Segen des Papstes die väterlichen Ermahnungen des Souveräns erteilt! Man muß die ungeheuren Schwierigkeiten kennen, welche in diesem Augenblick die päpstliche Regierung umgeben, um die ganze Bedeutung dieses hochherzigen Aktes zu ermessen. Der Papst zeigt sich würdig der hohen Stellung, die er in dieser schweren Zeit einnimmt, und ich kann nicht glauben, daß Gott, der das Werk des Aufrichtigen segnet, im Stiche läßt, was hier unternommen wurde in der lautersten Absicht von einer so reinen Seele."

Nach diesen Ereignissen gaben alle päpstlichen Minister ihre Demission. Pius nahm aber nur die von dreien an und berief drei Laien, den Staatsrat Conte Pazzolini als Minister für Handel und Ackerbau, den Konservator und Advokaten Sturbinetti als Minister der öffentlichen Arbeiten und den Fürsten von Teano als Polizeiminister. Ein Teil der allgemein gehegten Wünsche war hiemit wieder erfüllt und überdies war ja die unvermeidliche Konstitution in Aussicht. Der Wortlaut der in Sardinien und Neapel eingeführten Verfassungen wurde bekannt und zugleich kam die Nachricht, daß der Großherzog von Toskana an das gleiche Zugeständnis denke, während der enge Zusammenschluß von Parma, Modena und Österreich die nationale Partei nur erbitterte. Pius hielt ein geheimes Konsistorium ab, aus dem eine Kommission von Kardinälen zur Prüfung der Frage hervorging. Der Gedanke eines konstitutionell regierenden Papstes verlor im Drange der Ereignisse und bei näherer Betrachtung immer mehr vom Paradoxen. Die Trennung des geistlichen und weltlichen Herrschaftsgebietes und die Beschränkung auf letzterem durch eine moderne Verfassung gewann immer mehr an Annehmbarkeit. Dann aber wurde wieder Mißtrauen gegen die eingesetzte Kommission laut, die nur aus Geistlichen bestand; denn, wenn nicht so sehr der Papst, hatten die Prälaten bei der geplanten Neuordnung und Säkularisation der weltlichen Regierung zu verlieren. Die Kommission bestand aus den Kardinälen Bofondi, Antonelli, Altieri, Orioli, Castracane, Ostini und Vizzardelli mit Zuziehung der Msgri Corboli und Mertel.

Eine günstige Folge der persönlichen Mahnungen des Papstes war darin zu bemerken, daß die Nationalgarde etwas mehr Eifer in der Unterdrückung von Ausschreitungen an den Tag legte. Am 20. Februar paradierte sie in einer Stärke von 8000 Mann vor Pius IX. und gab dabei in lauten Zurufen ihrer Begeisterung Ausdruck. Wie wenig man aber auf diese und auf die Bemühungen der Führer rechnen konnte, zeigte sich einige Tage später, als die Gardisten die päpstlichen Farben von ihren Fahnen entfernten und sie durch rot-weiß-grün ersetzten.

Die beunruhigenden Nachrichten aus dem Ausland beschleunigten den Gang der Ereignisse. Der Sturz des Julikönigtums in Paris, das für Frankreich nicht bloß wie im Jahre 1830 einen Dynastiewechsel bedeutete und die Welt einer revolutionären Republik gegenüberstellte, war das Signal zum allgemeinen Losbruch. Man hatte es der großen Mäßigung Pius' IX. zu verdanken, wenn Rom noch ruhig blieb und ein hier ausbrechender Aufstand nicht ganz Italien in Brand versetzte. Der Ruf nach der Konstitution

wurde natürlich immer lauter. Am 5. März feierte Rom die Verleihung der Konstitution in Sardinien, wobei der Gesandte dieses Staates eine Anrede an die Menge hielt. Die Liberalen faßten in ihren Versammlungen die abenteuerlichsten Beschlüsse, sich in Massen an die Grenze zum Kampfe zu begeben u. dgl. An demselben Tage erschien eine Deputation der Stadt Bologna beim Papste, um die möglichst baldige Verkündung der römischen Konstitution zu erbitten. Eine Anzahl Petitionen, die mit demselben Begehren an den Papst sich wandten, bedeckten sich schnell mit Unterschriften. Endlich trat auch der Staatsrat mit demselben Verlangen auf. Die einlaufenden näheren Nachrichten über die Vorgänge der Pariser Revolution versetzten die revolutionäre Erregtheit der Bevölkerung in stärkere Bewegung. Auch in den Legationen wußten sich die Behörden den beständigen Demonstrationen gegenüber kaum mehr zu helfen und obwohl es weder hier noch in Rom zu ernsten Ausschreitungen kam, war doch alles voll Angst und beunruhigender Gerüchte. Männer mit der Aufschrift: „Es lebe das freie Italien! Hinaus mit den Fremden!“ auf ihren Hüten zeigten sich in der Stadt und es hieß, den Deutschen sei eine sizilianische Vesper zugedacht. An einem Tage verlangten 600 Fremde ihre Pässe, um Rom zu verlassen. Um Unruhen vorzubeugen, unterbreitete der römische Senat am 6. März eine Adresse, in der Pius um möglichst baldige Erlassung der Konstitution gebeten wurde, worauf der Papst dem Fürsten Corsini die Versicherung gab, daß sie in einigen Tagen erscheinen werde.

Der Papst schien der Einzige zu sein, der volle Seelenruhe bewahrte. Dies war die Stimmung, in welcher der preußische Gesandte Pius vorfand. Er sprach lobend von der Mäßigung, die das römische Volk bei so vielen Gelegenheiten bewiesen habe.

Am 10. März erfuhr Rom, nachdem in der kurzen Zeit im Ministerium des Innern außer den berichteten schon wieder ein Wechsel stattgefunden, daß Kardinal Bofondi seine Demission eingereicht und Kardinal Antonelli an die Spitze eines neuen Kabinettes getreten sei. Von den neun Ministern waren nur mehr drei, außer dem Staatssekretär der Finanzminister Msgr. Morichini und der Unterrichtsminister Kardinal Mezzofanti, Prälaten, alle übrigen Laien. Sturbinetti blieb an der Spitze des Justizministeriums und Conte Pazzolini als Handelsminister, während der Minister des Innern Recchi, der Minister der öffentlichen Arbeiten Minghetti, der Kriegsminister Fürst Aldobrandini und der Polizeiminister Galetti neu berufen waren. Der Eintritt des Laienelementes und der gemäßigten liberalen Partei, deren tüchtigste Kräfte hiemit auserwählt waren, in die Regierung schien nun vollendet zu sein.

Am 15. März 1848 war endlich der große Tag gekommen. Ein päpstliches Dekret, das in den Vormittagsstunden am Monte Citorio, am Campo Fiori und am Palazzo di Venezia angeheftet wurde, verlieh dem Kirchenstaate die so heiß ersehnte Konstitution. Alsbald vernahm man die Signale, welche die Nationalgardisten aus den Häusern rief, und sah man, wie dieselben sich auf den Plätzen in großer Uniform versammelten. Nachmittag defilierten sie vor dem Quirinal. In ihre Mitte hatte die Garde die verschiedensten Fahnen und Abzeichen genommen, päpstliche Fahnen und

Trikoloren, auch die mit Trauerflor verhüllten Fahnen der Lombardei und Parmas. Das Volk begrüßte den Papst mit den gewohnten oder noch lebhafteren Zurufen.

Die neue Verfassung verlieh ein Repräsentativsystem von zwei Kammern. Die Mitglieder der ersten wurden vom Souverän mit anderen aus den großen Besitzern mit einem Einkommen von 4000 Skudi auf Lebenszeit ernannt; für die zweite Kammer war ein Vermögen von 300 Skudi oder eine Steuer von 12 Skudi als Bedingung des aktiven, und ein Vermögen von 3000 Skudi oder eine Steuer von 100 Skudi als Bedingung des passiven Wahlrechtes vorgeschrieben. Ein Abgeordneter sollte auf 30.000 Seelen kommen. Im Übrigen sprach die Verfassung die Unabhängigkeit der Gerichte und die Unabsetzbarkeit der Richter aus, die Freiheit der Presse, — soweit von einer solchen bei uneingeschränktem Weiterbestande der Zensur in religiösen Dingen die Rede sein konnte, — die Sicherheit des literarischen Eigentums, das Recht des »Habeas corpus«, Gleichheit der Besteuerung für alle Staatsangehörigen und ihre Güter, die geistlichen nicht ausgenommen, Autonomie der Gemeinden, Öffentlichkeit der Parlamentsdebatten, eine jährliche Einberufung des Parlaments und Unterbreitung des Budgets usw. Soweit enthielt die römische Verfassung im Allgemeinen die Bestimmungen — und zwar zum Teile in wörtlicher Übereinstimmung — der in andern italienischen Staaten eben verliehenen.

Ein besonderes Interesse bot es zu sehen, auf welche Weise der Eigenart des Kirchenstaates Rechnung getragen und die sich daraus ergebenden Schwierigkeiten beseitigt wurden. Die geistlichen Angelegenheiten waren dem Papste ausschließlich vorbehalten und ihm dafür eine jährliche Dotation von 600.000 Scudi zugesichert. Den Kammern war jeder Vorschlag untersagt, der auf kirchliche Angelegenheiten Bezug hätte oder mit den Gesetzen der Kirche in Widerspruch stände. Das Kollegium der Kardinäle war nicht nur nicht als erste Kammer eingesetzt worden, sondern demselben fast jeder Einfluß auf die weltlichen Angelegenheiten genommen, mit Ausnahme der Zeit einer Sedisvakanz. So sollte jede Kollision vermieden werden. Der Papst erklärte jedoch das Kardinalkollegium in der Verfassungsurkunde „für einen von seiner Person untrennbaren Senat", dessen Gutachten er vor Bestätigung der Kammerbeschlüsse einholen werde, ohne daran gebunden zu sein. Während einer Sedisvakanz sollte das Parlament hingegen ruhen, um die Freiheit der Papstwahl in keiner Weise zu beeinträchtigen.

Die römische Verfassung enthielt somit einen großherzigen Verzicht des geistlichen Elements auf den bedeutenden Anteil, den es bisher an der Staatsverwaltung gehabt hatte. Pius IX. war eben darauf bedacht, überall wenigstens die höhern Interessen der Religion zu wahren, und weit entfernt von der der Kirche so gerne vorgeworfenen Herrschsucht in weltlichen Dingen. „Wenn ich die Umstände bedenke, in welchen sich die Regierung, Italien und ganz Europa befindet," so lautet das Urteil des preußischen Gesandten, „so finde ich, daß die Konstitution allen diesen Anforderungen entspricht. Was gegeben wurde, wurde reichlich und mit aufrichtigem Herzen gegeben."

Der Jubel der römischen Bevölkerung über diese Zusicherung „ihrer Menschenrechte" bestimmte sie aber nicht, dieselben auch für die verhaßten

Jesuiten gelten zu lassen. Die Mitglieder dieses Ordens waren bereits aus Genua, aus Turin und Neapel vertrieben worden und die Ansteckung dieser Bewegung dehnte sich nur um so mehr nach Rom aus, als der Orden hier seinen Mittelpunkt hat. Die von der allgemeinen Meinung erregte Schwierigkeit war so groß, daß, wie es hieß, das neue Ministerium die Abreise der Jesuiten zu einer Bedingung seines Amtsantrittes machen wollte. Bald nach demselben erschien ein Trupp von Fanatikern mit Spaten und Pechfackeln vor Al Gesu und sang das »De Profundis« und »Miserere« als ob sie zum Begräbnis der dort wohnenden Jesuiten schreiten wollten. Der Papst, der natürlich unter keinen Umständen in ihre Vertreibung einwilligen wollte und ihr Verbleiben als eine Ehrensache ansah, erließ zu diesem Zweck eine ernste Mahnung an das Volk, doch im Mittelpunkt der Kirche einen religiösen Orden in ungestörtem Besitze seiner Rechte zu lassen. Allein es war ein Zeichen der Zeit, daß auch dies nichts nützte. Die Jesuiten zogen es vor, größtenteils Rom zu verlassen. Der Gesandte v. Usedom erklärte sich sofort bereit, den preußischen Staatsangehörigen unter ihnen anstandslos die Pässe auszustellen und, wenn nötig, ihnen in seinem Hause eine Zuflucht zu gewähren.

Die Nachricht vom Wiener Märzaufstand versetzte den Pöbel alsbald in helle Begeisterung und Freude darüber, daß es im verhaßten Österreich nun ebenfalls drunter und drüber gehe. Fenster und Balkone wurden alsbald mit Teppichen und Trikoloren geschmückt. Mit einer großen Fahne, auf der in goldenen Lettern die Worte: »Alta Italia« zu lesen waren, zog die Menge aufs Kapitol, um auf dem Turme desselben eine Trikolore anzubringen, und von da ging es zur österreichischen Botschaft. Einige Führer drangen in den Palast und stellten an den Botschafter Grafen Lützow das Ansinnen, er solle ihnen den Auftrag geben, das kaiserliche Wappen von seinem Hause zu entfernen. Der Botschafter weigerte sich und erklärte, er könne nur dann darauf eingehen, wenn der Papst es wünschte. Es entstand ein heftiger Wortwechsel, bei dem der Graf tätlich bedroht wurde. Endlich verließen die Eindringlinge das Haus, jedoch ohne ihr Vorhaben aufzugeben. Man holte Leitern, legte sie am Hause an und begann die kaiserlichen Wappen herabzureißen. Der gegenüber befindliche Wachtposten der Nationalgarde ließ dies ruhig geschehen.

Herr von Usedom, der alsbald in den Palazzo di Venezia geeilt war, begab sich in das Staatssekretariat, um das Aufgebot der Nationalgarde zu verlangen, und erschien mit dem Minister des Innern Recki wieder am Schauplatze. Das Wappenschild oder dem großen Tore war bereits herabgenommen und eben war die Leiter bei dem anderen über dem Tore der Piazza di Venezia angelegt worden. Der Minister wollte, indem er einige der Tumultuanten am Kragen packte, zum Volke sprechen. In dem Lärme konnte er sich jedoch nicht verständlich machen und empfing einen Faustschlag auf die Brust. Es blieb ihm und dem Diplomaten nichts übrig, als sich in das Palais der Botschaft zu retten, deren Tor mit Hilfe einiger Nationalgardisten geschlossen wurde. In einigen Minuten lag auch das zweite Wappenschild am Boden. Es wurde mit Füßen getreten, mit einer Fahnenstange durchbohrt und in tausend Stücke zerrissen, welche die Leute unter sich verteilten und auf die Hüte oder in die Knopflöcher steckten. Ein anderes Wappen wurde ver-

brannt. Am Platze, wo früher das Wappen hing, wurde die Fahne mit der Aufschrift „Alta Italia“ und daneben die Trikolore angebracht. Überdies hing man an die Mauer eine Tafel mit den Worten: „Palast des Parlamentes von Italien“.

Nach dieser Heldentat schritt man zu einer andern. Der Zug begab sich zum Hause der Jesuiten. Die armen Patres hatten, um sich Ruhe zu verschaffen, ihre Fenster geschmückt und auf ihrer Kirche eine Trikolore ausgesteckt. Eine Salve von Pfiffen und Rufe wie „Hoch Gioberti!“ blieben ihnen aber nicht erspart. Auch an ihrem Hause brachte man eine Tafel an. Darauf stand: „Est locanda“ — „Dieses Haus ist zu vermieten“.

Das diplomatische Korps plante eine gemeinsame Vorstellung beim Kardinal-Staatssekretär, um über die am Palais der österreichischen Botschaft verübte Verletzung des Völkerrechtes Klage zu führen. Die Vertreter der italienischen Staaten, namentlich die Gesandten von Sardinien, Neapel und Toskana, wollten jedoch nichts davon wissen. Eine Note des Kardinals, der dem ganzen diplomatischen Korps sein tiefstes Bedauern aussprach, kam jedoch zuvor und die Diplomaten begnügten sich, durch ihren Doyen dem österreichischen Botschafter ihr Beileid auszusprechen und eine gleichlautende Antwort an den päpstlichen Minister zu richten, die sehr schwach abgefaßt war, da man die Abfassung den italienischen Diplomaten übertragen hatte, um doch einen gemeinsamen Schritt zu Stande zu bringen.

Am 18. März brach von Neuem der Aufstand in Mailand aus. Die österreichischen Truppen mußten sich nach Verona und anderen Orten zurückziehen und die Piemontesen überschritten unter König Karl Albert die lombardische Grenze. Diese Nachrichten versetzten Rom am 23. März in neue Aufregung. Überall hörte man Verwünschungen gegen das Ministerium, weil es die Freiwilligen nicht früher an die Grenze habe ziehen lassen. Sogleich ließen sich 800 junge Leute anwerben, und es hieß, daß sie noch an demselben Abend nach dem Norden abgehen sollten. Der Ministerrat versammelte sich; man konnte aber nur erwarten, daß er den Abmarsch nicht verhindern werde, nach dem unter solchen Umständen einzigen Rezept, die Bewegung lieber selbst in die Hand zu nehmen, um noch Ärgeres zu verhüten. Freilich mußten dann Zweifel entstehen, wie der österreichische Botschafter mit der päpstlichen Regierung in Verkehr bleiben könne, wenn man ihm auch soweit Genugtuung verschafft hatte, daß man die revolutionären Fahnen während der Nacht von seinem Hause entfernen ließ.

Auf „Befehl Sr. Heiligkeit“ ging ein „Observationkorps“, das aus 4 Infanterie-Regimentern, 2 Kavallerie-Regimentern, 3 Batterien Artillerie und 2 Kompagnien Genie und den Schweizern bestand, noch am 24. März ab. Rom war dadurch seiner ganzen regulären Garnison entblößt. Außerdem wurde unter der Leitung des Obersten Ferrari ein Korps von Freischärlern gebildet, dem hauptsächlich Nationalgardisten beitraten, — wie es hieß, um die regulären Truppen zu begleiten, in der Wirklichkeit offenbar, um in die Lombardei einzudringen. In Folge dessen ordnete eine Kundmachung des Fürsten Rospigliosi eine neue Anwerbung von jungen Leuten für die Nationalgarde an. Die Anmeldungen erreichten sofort das zweite Tausend. Die Regierung stand dem kriegerischen Eifer der nationalen Partei machtlos gegen-

über. Im Staatssekretariat wurden die auffallenden Vorkehrungen mit der Notwendigkeit erklärt, an der Grenze ein „Observationskorps" aufzustellen, während ein Dekret in der offiziellen „Epoca" von der Aufstellung eines „Operationskorps" sprach, das im Vereine mit den nationalen Streitkräften Italiens vorgehen solle.

Es ist klar, daß dies alles gegen den Willen des Papstes geschah und auch seine Minister nur gezwungen nachgaben. Sie waren es eben nicht, die in Rom regierten. In der liberalen Partei gewannen die Radikalen des Klubs »Cercolo romano« die Oberhand. Nicht einmal die erlangte Konstitution genügte ihnen mehr. Sie beschlossen vielmehr eine Petition an die Regierung zu richten, in welcher der Widerruf der Konstitution und die Einberufung einer Konstituante verlangt wurde.

Von allen Seiten wurde dieses Feuer geschürt. Der Gesandte von Sardinien, Marchese Pareto, stand nicht an, die Proklamation, mit der sein König den Tessin überschritten hatte, dem Volke vorzulesen, und verschuldete damit eine der aufregenden Straßenszenen mehr. Ganz Italien fühlte sich einig im Kriege mit Österreich. Die regulären Truppen, die an die Grenze abgegangen waren, betrugen an 2000 Mann, die Nationalgarde mit dem Studentenkorps 1200 und die übrigen Freiwilligen 1500 Mann. Die Begeisterung war so groß, daß vielleicht 40 bis 50.000 Menschen zur Grenze aufgebrochen wären, wenn nicht bis dahin ein so weiter Marsch zurückzulegen gewesen wäre. Der weite Weg bot wenigstens die Hoffnung, daß die Begeisterung mancher bei diesen ersten Strapazen erlahmen werde. Von dem an letzter Stelle erwähnten Freikorps bewiesen manche Abteilungen, die sich schon am Wege, trotz aller Drohungen Ferraris, auflösten, mehr Talent für das Geschäft von Wegelagerern als für die Taten nationaler Helden.

Der österreichische Botschafter beschloß vorläufig in Rom zu bleiben. Seinen Fenstern gegenüber war eine jener Buden errichtet, in der freiwillige Gaben an Geld und Wertsachen für die nationale Sache entgegengenommen wurden. Aber für dies alles konnte er die Regierung nicht verantwortlich machen, die nur dem Namen nach bestand und mit der er offiziell nicht verkehrte.

Die liberalen Führer suchten natürlich den Schein aufrecht zu erhalten, als ob der Papst ihre Pläne billige. Noch vor dem Abgang der Truppen war eine große Volksversammlung im Koliseum abgehalten worden, um dem Papste dafür zu danken, daß er „an Österreich den Krieg erklärt habe". Von dort war die Menge zum Quirinal gezogen und wollte die Fahne, mit der die Streiter ausziehen sollten, vom Papste segnen lassen. Allein Pius weigerte sich, auf dem Balkon zu erscheinen. Nur einige Abgeordnete wurden vorgelassen, und nachdem der Papst seine wahre Absicht nochmals kundgegeben hatte, ließ er sich herbei die Fahne zu segnen, mit dem ausdrücklichen Zusatze „bis zur Grenze". Jenseits der Grenze mußte und wollte das Freikorps auf diesen Segen verzichten.

Auch die österreichische Regierung suchte den Schein eines Friedenszustandes aufrecht zu erhalten. Die am Po gelegene Festung Comacchio, wo Österreich nach den Bestimmungen des Wiener Kongresses ein Besatzungsrecht wie in Ferrara besaß, wurde von den Kaiserlichen auf Grund einer Kapitu-

lation mit dem Kommandanten eines päpstlichen Freikorps geräumt. Graf Lützow erhielt sogar den Auftrag, die Beziehungen mit der päpstlichen Regierung wieder aufzunehmen, da diese nicht in der Lage gewesen war, den verübten Gewaltakt zu verhindern.

Das päpstliche Observationskorps hatte offiziell die Bestimmung, Bologna und Ferrara zu besetzen. Der piemontesische General Durando, den man an die Spitze dieser Truppen gestellt, hatte jedoch, in Bologna angekommen, nichts Eiligeres zu tun, als eine Proklamation zu erlassen, in welcher ein heiliger Krieg und Kreuzzug gegen Österreich verkündet und sogleich angeordnet wurde, daß jeder Soldat ein Kreuz an seine Brust heften solle. Die amtliche Zeitung in Rom beeilte sich dies zu dementieren, mit der Erklärung, daß der Papst, wenn er sprechen wolle, dies selbst tue und dazu nicht des Mundes eines Untergebenen bedürfe.

Die finanziellen Verhältnisse des Kirchenstaates waren immer trostloser geworden, die geplante Anleihe in Paris war nicht gelungen. Durch eine Emission von Papier zu einem Zwangskurs sollte abgeholfen werden. Am 11. April verordnete der Finanzminister, daß die Scheine der römischen Bank während eines Zeitraumes von 3 Monaten von den öffentlichen Kassen und Privatleuten als „gesetzliches Geld" angenommen werden müßten. Während dieser Zeit war die Bank der Verpflichtung enthoben, ihre Anweisungen in barem Gelde auszuzahlen. Ihr Privileg, Scheine im Werte von $1\frac{1}{2}$ Millionen Scudi auszugeben, wurde jedoch auf die Ausgabe von 800.000 herabgesetzt und die Inhaber der Bankanweisungen erhielten das Recht, dafür verzinsliche Schatzbons einzutauschen, die auf die kirchlichen Güter sichergestellt waren. Diese sollten in dem Maße verkauft werden, als der Staat seinen Verpflichtungen nicht nachkommen könnte. Diese Maßregeln mußten natürlich dem Umlauf des baren Geldes vollkommen ein Ende machen, und daran konnten die Szenen nichts ändern, welche der Pöbel vor den Häusern einiger Bankiers veranstaltete, die als Wucherer verschrieen wurden, weil „ihre gemeinen und egoistischen Seelen nicht die erhabenen Gefühle der Gegenwart teilten" und sie es vorzogen, ihr bares Geld zu behalten, als dafür Bankscheine anzunehmen.

Sonst herrschte in Rom einigermaßen Ruhe, da der Kriegsruf so viele unruhige Elemente an die Grenze gelockt hatte. Von den beiden Bestrebungen, die Italien in Atem erhielten, war augenblicklich die nach freiheitlichen Errungenschaften im Innern gegen den Kampf um die nationale Unabhängigkeit und Einheit etwas zurückgetreten.

* * *

Am 18. April verließ Herr von Usedom Rom, da er, nachdem es auch in Berlin zu Barrikadenkämpfen gekommen war, von dort eine andere Bestimmung erhalten hatte. Er war zum preußischen Bundestagsgesandten in Frankfurt ausersehen und kehrte erst zu Beginn des Jahres 1849 auf seinen Posten nach Rom zurück. Für diese Monate fehlen uns darum seine Berichte über die römischen Ereignisse, in deren Rahmen wir uns hier zu halten haben. Nur zur Herstellung des Zusammenhanges seien die Ereignisse bis zum Ende des Revolutionsjahres kurz geschildert.

Am 29. April erhob Pius IX. nochmals lauter und klarer denn je im Konsistorium seine Stimme, um den Gerüchten entgegenzutreten, die in ganz Europa in Umlauf waren und ihn als Abtrünnigen von den Lehren seiner Vorgänger und der Kirche und namentlich als Beförderer der revolutionär-nationalen Einheitsbestrebungen in Italien hinstellten. Die Reformen, die er seinem Volke gewährt, seien im Grunde dieselben, welche die Mächte bereits in ihrem Memorandum vom Jahre 1831 seinem Vorgänger angeraten, als sie die Einsetzung von Provinzialräten und Laienbeamten verlangten; er habe sie zugestanden, weil er es für das Wohl des Landes für notwendig hielt. Die Teilnahme päpstlicher Untertanen am Kampfe gegen Österreich habe er nicht verhindern können; ihm liege eine Kriegserklärung gegen den Kaiserstaat ferne. Der Papst verwahrte sich ferner gegen die laut gewordene Zumutung, er solle an die Spitze einer einheitlichen italienischen Republik treten, und ermahnte alle Italiener zur Treue gegen ihre angestammten Fürsten.

Diese deutliche Sprache, welche den unüberbrückbaren Gegensatz zwischen den Absichten Pius' IX. und den Plänen der geheimen Gesellschaften nochmals darlegte, erregte in Rom große Aufregung. Überall hörte man Rufe, der Papst habe das Volk getäuscht, man müsse mit dem gegenwärtigen System aufräumen. Conte Mamiani, einer der von Pius IX. Amnestierten, der aber von allen allein den verlangten Friedenseid nicht geleistet hatte, suchte die Menge zu beschwichtigen. Man werde den Papst zur Einsetzung eines liberalen Ministeriums bewegen, dessen erste Taten die Zurücknahme der Allokution vom 29. April und die Kriegserklärung an Österreich sein würden. Die Menge klatschte Beifall und die Nationalgarde schritt zur Bewachung der Kardinäle, damit dieselben ihre Wohnungen nicht verlassen könnten, um den Plan zu verhindern. Ihr Kommandant Fürst Rospigliosi wollte einen Kardinal auf Befehl des Papstes befreien, allein statt zu gehorchen, bedrohten ihn die Gardisten mit ihren Bajonnetten, und er legte den Oberbefehl nieder.

Der Staatssekretär Kardinal Antonelli sah sich dem Aufstande gegenüber machtlos und gab seine Demission.

Pius berief nun Mamiani. Das neue Ministerium, das er bildete, bestand aus Männern liberaler Färbung und nur einem Kardinal. Sogleich wollte es Pius zur Kriegserklärung bestimmen. Der Papst wies dies aber mit der Erklärung zurück, daß der Krieg, zu dem man ihn nötigen wolle, ein ungerechter Angriff wäre; er bestehe auf der Weigerung, obwohl ihm die Folgen, die sie für ihn haben könne, nicht unbekannt wären; denn die Anhänger dieses Krieges wären dieselben, die sich wiederholt als Feinde der weltlichen Herrschaft des Papstes gezeigt hätten. Doch richtete Pius am 3. Mai seinen vielbesprochenen Brief an Kaiser Ferdinand, in welchem er ihn ermahnte, seine Truppen zurückzuziehen, da es doch nicht gelingen würde, „die Herzen der Lombarden und Venetier für den Kaiserstaat zu gewinnen".

Das Kriegsglück hatte sich aber wieder den Kaiserlichen zugewandt. Nacheinander wurden Vicenza, Padua und Treviso von ihnen wieder eingenommen und die Piemontesen immer weiter zurückgedrängt. Die römischen Freiwilligen, die geschworen, alle Barbaren bis auf den letzten auszurotten, hatten nicht einmal den ersten Anprall ausgehalten und sich in heller Flucht

aufgelöst. Auf päpstlichem Boden sammelten sie sich und hielten dann mit Lorbeern geschmückt und unter einem Regen von Blumen einen triumphierenden Einzug in Rom. Nach einem reichlichen Mahl, das ihnen die Stadt verabreichte, stürmten sie das verlassene Profeßhaus der Jesuiten, um sich dort festzusetzen.

Die neuerliche Besetzung Ferraras durch die Österreicher wollten das Ministerium und die Journalistik benützen, um Pius endlich zum Kriege zu bestimmen. Allein er begnügte sich mit einem Proteste und mit der Absendung einer Mission, welche den schönen Erfolg hatte, daß die Österreicher die Stadt freiwillig räumten.

Zwischen dem Papste und seinem liberalen Minister war eine Übereinstimmung nicht möglich. Mamiani trug kein Bedenken, es bei Regierungsmaßregeln zu belassen, gegen die der Souverän seine Mißbilligung ausgesprochen hatte. Bald führte er selbst seinen Sturz herbei. Am 30. Juli sah man einen Kurier zu Pferde durch die Straßen von Rom eilen, der atemlos und staubbedeckt die Nachricht von einem vernichtenden Siege der Piemontesen über die Kaiserlichen brachte. Überall entfachte die Nachricht den lautesten Jubel und der Tag endete mit Illumination und Freudenschüssen. Allein schon am nächsten Tage erfuhr man, daß der angebliche Kurier bei einem Tore die Stadt verlassen, um bald nachher bei einem anderen dieselbe wieder zu betreten, und kam die wahre Nachricht vom Siege Radetzkys bei Custozza. Das Ganze war nur ein mißglücktes Manöver des Ministers gewesen, um sich weiter zu helfen und das Volk bei guter Laune zu erhalten. Sein Schicksal war nun besiegelt.

Zunächst folgte ein Ministerium Fabri, das nur einige Wochen im Amte blieb. Dann gelang es dem Papst, eine glücklichere Wahl zu treffen, die beste, die wohl unter den Verhältnissen möglich war. Er berief Pellegrino Rossi, der bis zum Sturze Louis Philipps französischer Botschafter in Rom gewesen war. Rossi hatte ein bewegtes Leben hinter sich und war sogar die Wege eines Carbonaro gewandelt. Erst Advokat und Professor der Rechte in Bologna, hatte er nach dem Sturze Napoleons und der Wiederherstellung des alten Italien dasselbe verlassen müssen. Er wurde Professor und Mitglied des großen Rates in Genf, dann Professor am College de France, Pair von Frankreich, Staatsrat und endlich Botschafter des Juli-Königtums, als welcher er das Vertrauen des Papstes gewann. Herr von Usedom, der ihn als Kollege kennen gelernt, nennt ihn im Jahre 1846 „einen Doktrinär, der es weit gebracht, einen Liberalen oder Konservativen nach der Farbe eines Guizot und Broglie, einen ehemaligen Professor, der seine Worte mit wenig diplomatischer Wichtigkeit wähle, einen zweifelhaften Katholiken und mindestens einen Feind der Jesuiten, sonst einen sehr ehrenwerten Mann, der durch politische Auffassung und Tiefe des Urteils sich auszeichnet und für die großen politischen Geschäfte ohne Zweifel befähigt ist". Seinen früheren revolutionären Plänen hatte er bereits entsagt; doch die nationale Einheit besaß in ihm einen wahren Freund. Einer seiner Söhne kämpfte für sie am nördlichen Kriegsschauplatz.

Rossi ging mit Entschlossenheit nnd Hingebung an sein schwieriges Werk. Er suchte durch seine erhebliche Beisteuer des Klerus die Finanzen zu

bessern und knüpfte zugleich an mehreren Orten Verhandlungen über eine Anleihe an. Er warf den Gedanken einer italienischen Konföderation unter dem Vorsitze des Papstes auf, in der jeder Staat seine Selbständigkeit behalten sollte. Er ging auch mit Verhaftungen gegen den Umsturz vor. Allein die Revolution war bereits zu weit gediehen, um einen Meister zu vertragen. Sie schritt zum Äußersten. Obwohl vor einem Anschlag gewarnt, begab sich Rossi am 15. November zur Eröffnung des neuen römischen Parlamentes in die Cancellaria und fiel in der Vorhalle unter dem Dolche eines Verschwörers. So wurde der Beginn der so heißersehnten Volksvertretung, die der hochherzige Papst zugestanden, durch eine Bluttat besiegelt und jede weitere Hoffnung im Blute erstickt.

Der Dolchstoß, der Rossi getroffen, war das Signal zum vollen Ausbruch der Revolution in Rom. Ging die Kammer, ohne ein Wort der Entrüstung zu finden, einfach zur Tagesordnung über, so war es kein Wunder, daß der Pöbel den Mörder und sein Werkzeug im Triumphe durch die Straßen führte. Der liberale Klub formulierte sofort das Programm des Volkes: Einberufung einer Konstituante und Krieg mit Österreich, und bildete ein Ministerium nach seinem Geschmack. Am nächsten Tage zog das Volk in hellen Massen zum Quirinal, um diese Forderungen dem Papste zu überbringen. Auf wiederholte ausweichende Antworten ertönten wüste Rufe nach Waffen und Gewalt. Der Palast wurde belagert und eine große Kanone vor dem Haupttore aufgepflanzt. Die Nationalgarde machte sich zum Angriffe bereit. Endlich am Abend brachte Galetti die Antwort des Papstes: er verweise die Forderungen des Volkes an die beiden Kammern und nehme das vorgeschlagene Ministerium an. Mit diesem schmählichen Siege zufrieden, entfernten sich die Massen.

Das Ministerium bestand aus Radikalen, wie Sterbini, Mamiani u. a. Pius hatte denselben von vorneherein erklärt, er sei ein Gefangener und die ganze Welt solle wissen, daß er an ihren Akten keinen Anteil habe. Am 17. November lehnte die Kammer auf Betreiben des Fürsten von Canino eine Dankadresse an den Souverän ab, und der Demagog aus dem Hause Bonaparte überbrachte den treuen Schweizern den Befehl, den Quirinal zu verlassen. Auf einen Wink des Papstes zogen sich die treuen Wächter zurück. Das Ministerium fuhr gegen den Willen des Papstes fort, dessen Namen an die Spitze seiner Verfügungen zu setzen. Pius wollte auch nicht den Schein einer Gutheißung ihres Tuns auf sich ruhen lassen. Seine Person war schutzlos Revolutionären preisgegeben, die auch vor einer Bluttat nicht zurückschreckten, und die Regierung der Kirche konnte nicht länger Ungewißheiten ausgesetzt werden. Diese Gründe ließen den Gedanken an eine Entweichung zum Entschlusse reifen.

Am Abend des 24. November wurde die Flucht des Papstes aus Rom durch die bekannte Aufopferung des bayrischen, auch für Österreich akkreditierten Gesandten Grafen Spaur und des französischen Botschafters Duc d'Harcourt ins Werk gesetzt.

Am nächsten Vormittag befand sich Pius in Gaëta auf sicherem, neapolitanischem Boden.

Die gelbe Gefahr.

Von k. u. k. Vize-Konsul Nikolaus Poll.

Seitdem der deutsche Kaiser auf die Gefahr einer Invasion des Abendlandes durch die chinesische Rasse hingewiesen hat, steht diese Frage im Vordergrund der öffentlichen Aufmerksamkeit und gewinnt nur an Interesse, je mehr die Beziehungen zwischen dem chinesischen Reiche und dem Abendlande sich mehren. Mit Rücksicht auf die Fortschritte der modernen Zivilisation und die Entwicklung und Vervollkommnung des Kriegswesens in Europa ist wohl an eine Invasion dieses Erdteiles durch die Chinesen, wie andere Völker eine solche zur Zeit der Völkerwanderungen vollzogen, nicht zu denken. Eine Invasion Europas kann heute nur auf friedlichem Wege, durch Verschiebung des gegenwärtigen Verhältnisses von Arbeitsangebot zur Nachfrage erreicht werden, und es bedarf wohl keiner weiteren Auseinandersetzung, daß eine derartige Invasion viel dauerhafter und gründlicher wäre als eine solche mit Schwert und Lanze.

Ob die Bewohner des chinesischen Reichs zu einer solchen Invasion geeignet sind, läßt sich am besten beurteilen, wenn man untersucht, welche Expansionskraft sie bisher betätigt haben. Hiefür soll überhaupt nur jener Zeitraum in Berücksichtigung gezogen werden, seit welchem das Abendland in engere wirtschaftliche und politische Beziehungen zu China getreten ist. Dieser Zeitpunkt fällt mit dem ersten sogenannten Opiumkriege Großbritanniens mit China, also 70 Jahre vor unserem heutigen Datum zusammen. Das Reich der Mitte umfaßte zu jener Zeit nicht nur das Gebiet seiner heutigen Grenzen, sondern auch die seither davon losgetrennten Länder, wie jene des jetzigen Russisch-Ostasiens, von Korea, Formosa, Hongkong, Tonking und Teile Ost-Turkestans. Es steht fest, daß, trotzdem das erst- und letztgenannte Gebiet an Rußland, Formosa an Japan, Hongkong an Großbritannien, Tonking an Frankreich abgetreten worden sind und Korea seine Selbständigkeit erlangt hat, die in eben diesen Ländern von früher ansässige chinesische Bevölkerung sich nicht nur erhalten, sondern auch namhaft vermehrt und gegenwärtig Gewerbe, Handel und Verkehr zum größten Teile in ihren Händen hat. Die Kolonien der chinesischen Ackerbauer an der Burega in der russischen Amurprovinz erfreuen sich einer gedeihlichen Entwicklung, trotzdem sie ihre frühere, durch Verträge zwischen China und dem Zarenreiche garantierte administrative Selbständigkeit nach den Boxerunruhen eingebüßt haben und durch die umliegenden, benachbarten Ansiedlungen russischer Kosaken und Auswanderer hart bedrängt werden. Chinesische Handelshäuser vermitteln noch immer den Handelsverkehr zwischen ihrer Heimat und Korea, und dasselbe gilt auch für Formosa, woselbst die japanische Regierung ihre frühere Politik, die

Chinesen von dieser Insel zu verdrängen, nun bitter zu beklagen hat und gegenwärtig eifrig bestrebt ist, diesen Fehler wieder gutzumachen. In der britischen Kolonie Hongkong stehen einer Bevölkerung von ca. 300.000 Chinesen nur ungefähr 10.000 Köpfe nichtchinesischer Zivilbevölkerung gegenüber, welche letztere begreiflicherweise in wirtschaftlicher Hinsicht von ersteren vollkommen abhängig ist. In Tonking vollends ist der gesamte Handel im Innern des Landes sowie mit China selbst in der Hand der Söhne des himmlischen Reichs, und dies sogar ungeachtet der strengen Schutz- und Zollpolitik, welche die französische Regierung im Interesse ihrer eigenen Staatsangehörigen betreibt.

Die Herstellung geordneter Verhältnisse in allen den obgenannten Gebieten durch die fremden Regierungen und die darauf beruhende gedeihliche Entwicklung von Industrie und Handel waren für das chinesische Element ein Ansporn gewesen, sich daselbst in vermehrter Anzahl niederzulassen. In den meisten Städten, die in Russisch-Ostasien entstanden sind, und insbesondere in Blagowestschensk, Chabarowsk und Wladiwostok ist Kleingewerbe und und -Handel fast ausschließlich in den Händen der Chinesen, die aus der dichtbevölkerten, aber wirtschaftlich schwachen Provinz Schantung dahin auswandern. Der Bau der Ussuri-Eisenbahn, noch mehr jener der ostchinesischen oder mandschurischen Bahn haben tausende chinesischer Arbeiter und Kulin dorthin gebracht.

Zieht man noch die namhafte Vermehrung der gelben Rasse in den seitens Chinas an fremde Staaten verpachteten Gebieten, also Kiaotschau, Weihawei, Port-Arthur 2c. in Betracht, so tritt überall die erstaunliche Anpassungsfähigkeit der Chinesen an das fremde, westländische Regime und der nahmhafte Nutzen hervor, welchen dieselben von Letzteren zu ziehen wissen. Die wichtigste Ursache für diese vorerwähnten Tatsachen ist wohl der außerordentlich entwickelte und ausgeprägte Geschäftssinn, welcher jeden Chinesen beseelt. In jedem Lande, wo er irgendwelche günstige Gelegenheit für Erwerb und Verdienst sieht, läßt er sich nieder und unterwirft sich gerne der fremden Übermacht, umsomehr, wenn sie ihm Sicherheit von Leben und Eigentum verbürgt. Hiebei ist nicht zu übersehen, daß der Chinese einen Patriotismus in unserem Sinne nicht besitzt. Die Herrschaft der heute noch regierenden Mandschudynastie sieht er nicht mit Unrecht als eine solche von fremden Usurpatoren an und ist sich ihrer Mißwirtschaft und Tyrannei wohl bewußt. Der erwähnte, stark entwickelte Geschäftssinn, welcher seine gesamte Lebenstätigkeit zu einer praktischen gestaltet und jede Neigung für persönliche Tapferkeit und für Militarismus unterdrückt, hat das chinesische Volk bisher gehindert, das verhaßte Joch der Mandschudynastie abzuschütteln, was jedes andere, nur um ein weniges kriegerischere Volk schon längst unternommen hätte und was demselben auch gelungen wäre. Daraus erklärt sich auch, daß die Chinesen ohne Murren und Zögern den raschen Übergang bisheriger Gebiete ihres Vaterlandes in den Besitz Großbritanniens, Rußlands, Deutschlands und anderer Staaten ertragen haben und ausgezeichnete Staatsangehörige derselben geworden sind. Freilich halten sie auch als solche noch ziemlich fest an ihren eigentümlichen Lebensgewohnheiten, Sitten, Bedürfnissen 2c., und die fremden Staatsverwaltungen sind klug genug, die wirtschaftliche Entwicklung derselben zu fördern und die Beibehaltung ihrer Lebensgewohnheiten zu ermöglichen und

zu erleichtern, selbstverständlich soweit dies nicht mit den Grundsätzen einer modernen Staatsverwaltung unvereinbar ist.

Noch deutlicher zeigt sich jedoch die Lebenskraft der gelben Rasse in dem Umstande, daß sie auch über die Grenzen ihres Reiches gedrungen ist und gerade im abgelaufenen Jahrhundert wichtige Gebiete erobert hat. Es ist selbstverständlich auch hier an keine politische, sondern nur an eine wirtschaftliche und friedliche Eroberung zu denken. Von diesen Gebieten kommen insbesondere die Straits-Settlements, Niederländisch-Indien, die Philippinen, in zweiter Linie Kalifornien, Hawai, Australien, einzelne Südseeinseln und andere in Betracht. Die nächstliegende Ursache für das Vordringen der gelben Rasse in diese Gebiete war einerseits der dort herrschende Mangel an geeigneten Arbeitskräften, andererseits der Überfluß an solchen im Chinesischen. Der oben erwähnte außerordentliche Geschäftssinn der Chinesen schafft einen teilweisen Ausgleich beider Mängel, indem jährlich tausende von tüchtigen Chinesen, zumeist aus Südchina, in die oben genannten Gebiete auswandern und daselbst als Plantagenarbeiter, Gewerbetreibende, Kaufleute u. s. w. sich niederlassen.

Wenn diese Gebiete heute eine hohe wirtschaftliche Entwicklung erreicht haben, so verdanken sie dies nicht zum geringen Teile der fleißigen und tüchtigen Arbeit des chinesischen Einwanderers. Insbesondere gilt dies hinsichtlich der Straits-Settlements und Niederländisch-Indien. Was die Philippinen anbetrifft, so ist die chinesische Einwanderung, seitdem diese Inselgruppe in den Schutz der Vereinigten Staaten von Amerika übergegangen ist, von der Regierung letzterer namhaft erschwert und nahezu unmöglich gemacht worden. Da jedoch die eingeborene Bevölkerung der Philippinen zu eifriger, ausreichender Arbeit nicht geeignet, eine amerikanische, weiße Bevölkerung auch nicht in hinreichender Zahl vorhanden ist und zu schwerer, harter Arbeit in dem Klima der Philippinen untauglich wäre, so leiden die wirtschaftlichen Verhältnisse der Philippinen nicht wenig unter dem Mangel billiger Arbeitskräfte und es wird die Importierung solcher für die Philippinen äußerst vorteilhaft.

An der Westküste Amerikas hat eine chinesische Einwanderung und Ansiedelung einerseits im Norden, in Kalifornien, anderseits im Süden, in Chile und Peru stattgefunden. Namentlich im erstgenannten Lande war dieselbe für die Aufschließung der Mineralreichtümer, für die Entwicklung von Landwirtschaft und Viehzucht von großer Bedeutung. In dem Maße, als jedoch weiße Bevölkerung vom Innern und vom Osten des amerikanischen Kontinentes vorrückte und in dem genügsamen, fleißigen Chinesen eine fast unüberwindbare Konkurrenz fand, entwickelte sich der Haß der Weißen gegen den Chinesen und nötigte schließlich die amerikanische Regierung, um ihre eigenen Staatsangehörigen konkurrenz- und erwerbsfähig zu machen, Einwanderungsverbote gegen die Chinesen zu erlassen. Diese waren aber mit keinem erheblichen Nachteil für die weitere Entwicklung Kaliforniens verbunden, da ja die Wege für dieselbe schon von den Chinesen geebnet und hinlänglich weiße Ansiedler vorhanden waren, um die Pionierarbeit der Chinesen fortzusetzen. In Peru und Chile ist die chinesische Einwanderung nicht sehr bedeutend. Gegenwärtig ist man bestrebt, eine solche nach Mexiko zu ermöglichen, welches Land

in der letztern Zeit sich bekanntlich eines sehr bedeutenden Aufschwunges erfreut und dessen Regierung die Vorteile der chinesischen Arbeitskraft wohl erkennt.

Bei der Beurteilung derselben ist aber nicht zu übersehen, daß der chinesische Einwanderer sich niemals dauernd im fremden Lande niederläßt, sondern daselbst nur solange bleibt, bis er genug verdient hat, um in seine Heimat zurückzukehren und dort von seinem Vermögen zu leben. Diese Sehnsucht nach seinem Mutterlande geht soweit, daß er sich sogar nach seinem Tode, wenn dieser ihn auf fremder Erde ereilt, in seine Heimat transportieren läßt, und es sind darum Dampfer, vollbeladen mit Särgen chinesischer Leichen, keine Seltenheit in den Häfen Ostasiens. Da der „Sohn des Himmels" aber, wie schon an anderer Stelle erwähnt, von seinen Lebensgewohnheiten auch in einem fremden Lande so wenig wie möglich abläßt, so bezieht er seine Bedarfsartikel aus seinem Mutterlande, infolgedessen chinesischen Auswanderern stets auch heimische Händler folgen, welche ihnen diese Artikel verschaffen. Von dem Verdienste, welchen der Chinese in fremdem Lande erwirbt, kommt daher nur wenig letzterem selbst zu Gute. Dies läßt begreifen, welch' verhaßte und gefährliche Konkurrenz der chinesische Emigrant den fremden und eingebornen Arbeitern in jedem Lande ist und weshalb sich die Arbeitervereinigungen Südafrikas gegenwärtig gegen die Zulassung chinesischer Arbeiter sträuben. Je mehr jedoch billige und geeignete Arbeitskraft zur Aufschließung der Bodenschätze notwendig ist und je weniger geeignete Eingeborene und weiße Arbeiter hiezu vorhanden sind, desto mehr wird man sich mit der Frage der Einwanderung chinesischer Arbeitskräfte beschäftigen müssen.

Überblickt man die bisherigen Fortschritte des Vordringens der gelben Rasse, so muß man gestehen, daß diese im abgelaufenen Jahrhunderte sehr bedeutende waren. Klimatische Verhältnisse sind ebensowenig ein Hindernis wie die innere und äußere Schwäche des chinesischen Staates, da ja China in seinen Grenzen fast alle Klimate der Welt in sich vereinigt und der Bewohner dieses Reiches, wie schon oben geschildert, auch an fremde Staatsorganisationen ein seltenes Anpassungsvermögen besitzt. Wenn er sich im fremden Lande nicht dauernd niederläßt, sondern immer wieder in seine Heimat zurückkehrt, so gestaltet dies seine Einwanderung umso gefährlicher, aber auch zweckmäßiger, weil die abgeschwächten Arbeitskräfte immer wieder durch frische ersetzt werden. Eine Bedingung für seine Einwanderung ist hingegen, daß er auch in seiner neuen Heimat seine gewohnte Lebensweise fortsetzen und seine Bedürfnisse hiezu aus seinem Mutterlande beziehen kann. Es unterliegt keinem Zweifel, daß, gestützt auf diese vortrefflichen Eigenschaften, die gelbe Rasse auch in diesem Jahrhunderte weitere Gebiete der Erdkugel erobern wird. Als solche kommen insbesondere die Gebiete am westlichen Rande des Stillen Ozeans, soweit sie noch nicht von der chinesischen Rasse bevölkert sind, also Hinterindien, die Südseeinseln, Australien ꝛc. in Betracht. In zweiter Linie ist die Invasion der östlichen Küsten Afrikas, von Madagaskar und benachbarter Inseln zu erwarten. Alle vorgenannten Gebiete entbehren einer hinreichenden und geeigneten eingeborenen oder fremden Bevölkerung, um ihre Bodenproduktion zu fördern, und sind genötigt, den Bezug chinesischer Arbeitskräfte in Erwägung zu ziehen. Diese Gebiete aber reichen hin, um den Überschuß der chinesischen Rasse während mehrerer Jahr-

hunderte noch in sich aufzunehmen und es ist daher wenig Gefahr vorhanden, daß eine Invasion dichtbevölkerter Gebiete wie Vorderindien oder gar Europa in nächster Zukunft durch die Söhne des himmlischen Reiches erfolgen werde.

Das Beispiel der Vereinigten Staaten zeigt übrigens, daß man durch Gesetze und Vorschriften das Einströmen der Zopfträger hemmen kann. Umwieviel mehr würde dies in Europa möglich sein!

Solche Schranken sind jedoch nicht zu setzen der Einfuhr und Konkurrenz jener Erzeugnisse und Produkte, welche durch die fleißige Hand des Chinesen und unter der geschickten Oberleitung der Fremden in China selbst sowohl, wie auch in den übrigen Ländern, wo chinesische Arbeitskraft verwendet wird, geschaffen werden. Nicht in einer Invasion des Abendlandes durch Angehörige der gelben Rasse und Verdrängung des weißen Arbeiters durch den chinesischen daselbst, sondern in dem gesteigerten wirtschaftlichen Wettbewerbe Chinas und der übrigen vorerwähnten Gebiete ist somit für Europa die gelbe Gefahr zu erblicken. In dem Maße, als die Intelligenz der Fremden und die Arbeitskraft des Chinesen das Reich der Mitte und die übrigen Länder der östlichen Halbkugel aufschließen, werden die gleichen, bisher aus Europa bezogenen Waren durch die in erstgenannten Gebieten erzeugten verdrängt und sogar von letzteren zunehmende Mengen von Waren nach Europa exportiert werden. So sind von europäischen Ingenieuren in China bereits Baumwollspinnereien, Zementfabriken, Dampfmühlen, Schiffswerften gegründet worden, in welchen nur die Oberleitung in den Händen von Europäern, die gesamte manuelle Arbeit in jenen von Chinesen liegt, und welche mit Leichtigkeit ihre Erzeugnisse in China und in den benachbarten Gebieten absetzen. Viele Erzeugnisse Chinas konkurrieren schon lange mit jenen Europas in letzterem Weltteil selbst, wie Seide, Talg, Strohborten, Häute, Droguen 2c. Dabei ist in Berücksichtigung zu ziehen, wie wenig China bisher für eine rationelle Produktion und für den auswärtigen Handel erschlossen ist. Die Steigerung, welche Bodenproduktion, Handel und Verkehr Chinas erfahren werden, sobald dessen wirtschaftliche Kräfte und Reichtümer zur vollen, modernen Ausnützung gelangen, läßt sich heute noch gar nicht ermessen. Wenn auch bis dahin die Bedürfnisse der chinesischen Bevölkerung dementsprechend gestiegen und der Inlandsbedarf sich namhaft entwickelt haben wird, so ist doch in Zukunft mit einem Überschuß der Produktion zu rechnen, der vielleicht in noch gefährlicherer Weise als derzeit jener Amerikas auf Europa und das übrige Abendland gewälzt werden wird. Gleichwohl ist nicht zu vergessen, daß die Fremden es selbst sind, welche China aufschließen und dessen Bewohner lehren, in Wettbewerb mit Europa zu treten. Wenn hiebei auch europäisches Kapital mit großem Gewinne beteiligt ist, so wird es nicht allzulange dauern, bis die Chinesen selbst hinreichende kommerzielle und technische Kenntnisse erworben haben werden, um der Führung der Fremden entbehren zu können. Kapitalien werden ihnen hiezu auch nicht mangeln und auf diese Weise werden die Fremden auch teilweise vom chinesischen Handel allmählig verdrängt werden. Einen Nutzen hievon werden unter den fremden Staaten nur diejenigen haben, welche sich rechtzeitig Kolonien in China und auf der übrigen östlichen Halbinsel gesichert haben und dort selbst in der Lage sein werden, an der Erschließung Chinas und dem industriellen und kommerziellen Wettbewerbe der chinesischen Arbeitskraft teilzunehmen.

Die Kelten des britischen Inselreiches und die heutigen Versuche zur Wiederbelebung ihrer Literatur.

Von Frh. O. von Schleinitz.

Eine reiche ältere Literatur in keltischer Sprache besitzen nur Irland und Wales, eine geringere Nordschottland, während von den schriftlichen Aufzeichnungen der festländischen Kelten so gut wie nichts erhalten blieb. Von letzteren sind zwar eine erhebliche Menge von Eigennamen, aber nur wenige Inschriften und einige in andere Sprachen übergegangene Worte auf unsere Zeit übergekommen.

Nicht im eigentlichen, sondern nur im weiteren Sinne kommen bei Berührung der altkeltischen Literatur diejenigen Handschriften in Betracht, welche zwar nicht in dieser Mundart abgefaßt wurden, welche aber gleichzeitig mit ihnen in England und Irland entstanden. In dieser Hinsicht handelt es sich meistens um lateinisch geschriebene Werke von Missionären und Sendboten, die zu Kelten sprachen, sich über sie äußern und uns somit ein unmittelbar aus dem Leben geschöpftes Bild der in diesen Ländern vorhandenen Strömung sowie des damaligen Kulturzustandes bieten. Viele der römischen Glaubensboten blieben außerdem im Lande, sie gaben zur vollen Durchführung ihrer Mission die alte Heimat auf, und insofern kein höherer Ruf an sie erging, lebten, wirkten und starben sie inmitten der keltischen Bevölkerung des Inselreiches. Selbst wenn vor einer strengeren Kritik die Erwähnung lateinischer Manuskripte nicht bestehen kann, so dienen jedenfalls jene altehrwürdigen Handschriften zu einem dokumentarischen Zeugnis, als eine Ergänzung und als ein Hilfsmittel zur Beurteilung altkeltischer allgemeiner Kultur und ihrer Sonderliteratur.

Es erübrigt noch darauf hinzuweisen, daß oft von alten wie von modernen Schriftstellern, wenn von „England" gesprochen wird, dies entweder nur zur näheren geographischen Bezeichnung, im Gegensatz zu Irland, Schottland und Wales, mitunter aber auch in einem mehr oder minder antagonistischen Sinne geschieht. Der Ausdruck für das Gesamtreich lautet bekanntlich in der Amtssprache „Großbritannien und Irland". Befragt man z. B. in London Jemand, von dem man vielleicht seines Akzents wegen nicht ganz sicher ist über seine Nationalität, so wird er in der Regel bei zutreffender Sachlage erwidern, er sei ein Engländer, ein Schotte, ein Irländer, oder aus Wales.

Die teilweise Erhaltung der alten Sprache, die katholische Religion und die bedrückte Zwangsstellung Irlands, in welche es besonders seit Cromwells Zeiten bis auf den heutigen Tag gedrängt wurde, boten nicht nur ein inneres, organisches Bindeglied für die Anknüpfung an die alten, hier und da verblaßten Traditionen, sondern erleichterten auch gerade jetzt wesentlich die Wiederaufnahme alter Legenden und Lieder, ihre Reproduktion und Besprechung. Infolge dieser Bewegung entstanden auch selbständige, eigenartige Schöpfungen, die ihren Stoff indes zumeist dem alten Sagenschatz entnahmen.

Irische Literatur, die nicht in keltischer Mundart geschrieben wurde, hatte in der Regel einen kurzen Bestand, denn eine nationale Dichtung ohne nationale Sprache wird immer schwer zu erhalten sein. La Rochefoucauld bemerkt: „L'accent du pays où l'on est né, demeure plus long temps dans l'esprit que dans le langage." Außer Thomas Moores Poesie hat nur politische Literatur in englischer Sprache in Irland Wurzel fassen können. Obgleich von letzterer an dieser Stelle hier nicht die Rede sein soll, so muß doch zum Verständnis der augenblicklich starken und der Wiederaufnahme nationaler Dichtung günstigen Zeit die Tatsache vermerkt werden, daß die politische Literatur viel hierzu beigetragen hat. Das katholische Irland verurteilte einstimmig den Krieg in Südafrika. Thomas Moore, Irlands größter Dichter der modernen Zeit, sagt:*)

„Durch Gefahren und Leiden hat Dein Lächeln meine Bahn begleitet. Je düsterer unser Schicksal wurde, um so feuriger schlug unser Herz. Ich war Sklave, aber in Deinen Armen fand meine Seele ihre Unabhängigkeit wieder und ich segnete sogar meine Leiden, weil ich Dir dadurch teuer wurde. Ich sah Deine Siegerin hochgeehrt, während Verachtung Dein Los war; ich sah ihre Stirn mit dem Diadem und die Deine mit Dornen gekrönt. Sie bot mir einen Platz in ihren Tempeln dar, als Felsenhöhlen Deine Zuflucht waren. Aber tot soll ich zu Deinen Füßen sinken, wenn ich mich je ihr hingebe, die ich nie liebe, wenn ein einziger meiner Gedanken nicht Dir angehört, o mein Vaterland!"

Die Irländer sind ein begabtes Volk von lebendiger Phantasie, das zu den geistigen Größen des britischen Reiches einen starken Anteil gestellt hat. Gutmütigkeit und Sorglosigkeit sind charakteristische Eigentümlichkeiten der Bewohner des grünen Eilandes, dabei aber ernste Liebe zur Heimat und den Stammgenossen, die treu an der Religion ihrer Väter hängen. Weder blutige Kriege noch Unterdrückungen vermochten die poetische Kultur der gälischen Vorzeit und die christliche Begeisterung in den folgenden Jahrhunderten in Vergessenheit geraten zu lassen noch zu hemmen. Selbst die Ansiedlung englischer Edler in Irland führte zu keiner Vereinigung. Diese mit der Zeit zu Irländern gewordenen Engländer von Geblüt nahmen zuletzt Sprache, Sitten, Lebensweise, ja Tracht und Namen von den Besiegten an, so daß sich dadurch der Kampf nach gewissen Perioden, nur in anderer Form, erneuerte. Die Kluft aber zwischen Eroberern und Eroberten erweiterte sich

*) Moore, Irish Melodies. Nr. 3.

— trotz Gewährung von allerdings oft nur Scheinkonzessionen — eher, als daß sie überbrückt wurde.

Nach Berücksichtigung aller bezüglichen Verhältnisse befinden sich daher diejenigen Personen, welche die heutigen Bestrebungen der Wiederbelebung keltischer Literatur leiten und unterstützen, sicherlich auf der richtigen Bahn, wenn sie ihre alten Vorbilder hervorsuchen, um so in historischem Zusammenhange und in Harmonie mit der alten Überlieferung zu verbleiben.

Einen außerordentlichen, vielleicht überhaupt den bedeutendsten Aufschwung erfuhr die altkeltische Literatur teils unmittelbar, teils mittelbar durch die Einführung des Christentums in Irland, Schottland und England, an die sich vor Allem die Namen der großen Heidenapostel St. Patrick, St. Columbanus, St. Comgall, St. Cuthbert und der des hl. Augustinus knüpften. Diese, sowie die gelehrten Benediktiner, die in frommem Eifer über das Meer zogen, gründeten die ersten Niederlassungen, Klosterschulen und diejenigen Zentren, von denen sich wahre Frömmigkeit, echte Gelehrsamkeit, Wissenschaft, Kunst und Bildung über das ganze Land verbreiteten. Es ist unmöglich, an dieser Stelle alle die Namen aufzuzählen, die in dieser Richtung zu den stetig fortschreitenden und erfreulichen Resultaten beitrugen. Nur soviel sei bemerkt: wenn früher Irland die „heilige Insel" hieß, so wurde sie von nun ab „die Insel der Heiligen" genannt. Über die Zeit der Abfassung keltischer Manuskripte besteht unter den ersten Sachverständigen eine starke Meinungsverschiedenheit, von der später die Rede sein soll.

Wenden wir uns zunächst zu einer kurzen Beantwortung der Frage: „Wer waren die Kelten?" Kelten, lateinisch „Celtae", nennt man einen indogermanischen Volksstamm, der, einst über einen großen Teil Europas herrschend, überall seine Unabhängigkeit eingebüßt hat. Der Name Kelten bezeichnet bei den Griechen bald die gesamte Völkergruppe, zum Teil selbst die Germanen mit einbegriffen, bald einzelne Zweige derselben, während nach Cäsar nur die Stämme zwischen Garonne, Seine und Marne sich Celtae nannten. Seit dem dritten Jahrhundert v. Chr. tritt bei den Griechen als zweiter allgemeiner Name „Galater" auf, dem bei den Römern der ebenso gebrauchte Name „Gallier" (Galli) zur Seite steht. Im Laufe der Zeit haben diese Einteilungen manche Umänderungen und vielfache Beschränkungen erfahren; so nannte man z. B. „Galater" später nur die in Kleinasien eingedrungenen Stämme, an die St. Paulus seine Epistel sandte.

So scheint auch den Germanen der Name eines bedeutenden keltischen Stammes, der „Volcae", germanisch „Valh", als allgemeine Bezeichnung der Kelten gedient zu haben. Im Vorschreiten der Jahrhunderte aber haben die Germanen ihn auf die nicht germanischen Völker überhaupt ausgedehnt, und so entstanden die Namen „Walachen", „Wales" und die Adjektive „welsch" (englisch welsh) und „walisisch".

Zur Blütezeit der Kelten ist ihr Besitzstand ein sehr weitreichender; um das Jahr 300 v. Chr. gehört ihnen, außer Mittel- und Nordfrankreich, der größere Teil der Pyrenäischen Halbinsel und Britannien. Selbst die Römer und dann die Angelsachsen vermochten sich in den Gebirgslandschaften, so namentlich im schottischen Hochlande und in Wales, nicht dauernd festzusetzen. Erst im 12. Jahrhundert gelang es den Normannen, das freie Irland und

Wales unter ihre Herrschaft zu bringen. Die Urgeschichte der Kelten auf den britischen Inseln ist auch heute noch in Dunkel gehüllt. Die Nachrichten der Alten, namentlich der Klassiker, über Irland sind spärlich und einander widersprechend. Englisch wird die Insel „Ireland", von den Iren „Erin", d. h. westliche Insel genannt, woraus die Griechen Jerne und die Römer Hibernia bildeten. Auch darüber wird gestritten, ob der Name „Jerne" der ursprünglichere ist. Die Erledigung des Streites hängt aber wiederum von der Entscheidung über die Vorfrage ab, hinsichtlich der Verwandtschaft der Griechen und Kelten.

Cäsar kannte Irland nur dem Namen nach. Tacitus erzählt in seinem Agricola*): „Hibernias Flächenraum, kleiner zwar als Britannien, übersteigt den der Inseln unseres Meeres. Boden, Klima, Geist und Lebensart der Einwohner unterscheiden sich nicht sehr von Britannien." Strabo nennt die Bewohner von Jerne wilder als die Briten und Kannibalen, womit Diodor und Hieronymus übereinstimmen, während nach Ptolemäos Irland mehrere Städte (darunter Eblana oder Dublin) und nach Herakleon 16 Stämme und 11 berühmte Städte besaß. Ihrer Stammverwandschaft wegen werden die Irländer bis in das vierte Jahrhundert Scoten genannt und noch bis in das frühe Mittelalter hinein nennen die abendländischen Schriftsteller die Insel „Großschottland", Scotia major oder Scotia hibernica. So schreibt Adam von Bremen: „Hibernia, die Heimat der Schotten, das jetzt Irland heißt".**) Der Name „Gavidheal"***) ist Iren und Bergschotten gemeinsam.

Darf man von der Sprache auf die Kultur eines Volkes schließen, so muß man von der Begabung der Kelten eine hohe Meinung erhalten. Leo†) sagt über ihre Sprache die treffenden Worte: „Die wälsche Sprache ist regelrecht und scharf ausgebildet wie polierter Stahl, zu allen Ausdrucksweisen geschickt; so bildungsreich, daß hunderte von Wörtern sich aus einer Wurzel entfalten, auch ganz abgesehen von dem Reichtum der Komposition, so innig zusammenhängend, daß die ganzen Sätze fast wie einzelne Worte werden, und doch so spitz und scharf, daß sich auch die geringste Sinnes- und Gefühlsnuance mitnehmen läßt — und in dieser Sprache eine Dichtkunst ausgebildet, die allerdings nicht gleich der antiken Dichtkunst auf dem rhythmischen Wechsel von langen und kurzen Silben, sondern wie die ältere deutsche auf dem Wechsel und der Harmonie von Akzentsilben beruht; aber die den Reim kennt, die Assonanz und die Alliteration und in Folge davon Kunstformen, die auf dem Ineinandergreifen dieser verschiedenen Motive der Versbildung sich aufbauen — in ihrer Art eine Versbildung, so fein ausgebildet wie andererseits die griechische."

Wie Bopp, Prichard, Pictet, Zeuß, Mone und andere Autoren überzeugend nachgewiesen haben, bilden die keltischen Sprachen eine Familie des indogermanischen Sprachstammes. So viel ist gewiß, daß die Irländer das

*) Tacitus, Agricola, Kap. 24.

**) Hibernia Scotorum patria, quae nunc Irland dicitur. Adami Gesta Hamburgensis ecclesiae pontificum. IV. 10.

***) John O'Donovan, A Grammar of the Irish Language. Dublin 1845.

†) Leo, Universalgeschichte. II. 2.

keltische Idiom in seiner ältesten und reinsten Form aufbewahrt haben. Ihre Sprache, in der die Gurgeltöne vorherrschen, heißt die gälische, erische, oder auch irische. Die modernen Dialekte zerfallen in zwei Gruppen:

1. Irisch oder gälisch, gespalten in den in Irland gesprochenen „neuirischen", in den in Schottland herrschenden gälischen und den auf der Insel Man lebendigen „Manx"-Dialekt.

2. Britisch, zerfallend in Kymrisch in Wales, Cornisch in Cornwall (im 18. Jahrhundert ausgestorben) und Bretonisch in der französischen Bretagne, die im 5—7. Jahrhundert n. Chr. von britischen Auswandern besetzt worden ist. Die Zahl der keltisch Redenden in Europa beträgt gegenwärtig ungefähr $3^1/_2$ Millionen, in Irland allein etwa eine Million.

Bei einem längeren Aufenthalt im Nordosten von Schottland konnte ich die Wahrnehmung machen, daß unter der Bevölkerung dieses Landesteils, welche seit Uralters her nordgermanischer Abkunft ist, mehr und mehr Einwanderer aus Nordwest-Schottland, wo Gälisch die Volkssprache ist, sich festsetzen. Dunklere Haut- und Augenfarbe sowie kohlschwarzes Haar nehmen daher im Gegensatz zu den blauen Augen und blonden Haaren seit einer Reihe von Jahren merklich zu. In Thurso, das seinen Namen von dem skandinavischen Gewittergott trägt, fand ich diese schroffen Gegensätze am stärksten ausgeprägt; ebenso hatten sich an den Geschäftsschildern dieses Städtchens die keltischen Namen aus dem Nordwesten beträchtlich vermehrt.

Die Iren besaßen schon vor Einführung des Christentums eine eigene Schrift mit einem Alphabet von 16 Zeichen, das mit B, L, J, N beginnt. Daneben findet sich eine Art Geheimschrift der Druiden, die von den Iren „Ogam" genannt wurde und den Runen vergleichbar ist. Über den Ursprung und das Alter dieser Schrift vermochte bisher nichts Sicheres festgestellt zu werden, vielmehr dauert der Streit über die bezüglichen Punkte auch heute noch fort. In der Hauptsache übernahmen die Inselkelten ihre Kenntnis der Schrift und ihre Zeichen von den Römern und von den christlichen Missionären an. Das Verdienst der größeren Verbreitung der Schrift in Irland gebührt seinem Apostel und Schutzpatron, dem hl. Patrick, der, wie alle bedeutenden Werkzeuge der Vorsehung, zu seinem Berufe durch besondere Schicksale vorbereitet wurde. Im Alter von 16 Jahren entführten ihn Seeräuber nach Irland, woselbst er bei einem Gutsbesitzer als Sklave das Vieh hüten mußte. Nach einigen Jahren gelang es ihm, in seine Heimat zu entfliehen, und er widmete sich von 410—15 den ernstesten Studien im Kloster des hl. Martin zu Tours. Im Jahre 431 erhielt er von Cölestin I. den Auftrag, das Evangelium in Irland zu verkünden, und ein Jahr später landete er mit einigen Gehülfen in der Bucht von Dublin. Das von ihm gegründete Erzbistum Armagh wurde später zum Primat von Irland erhoben. In den Klosterschulen, die der Heilige stiftete, blühte bald die höchste Gelehrsamkeit und aus allen Ländern Europas strömten Schüler herbei, die sich hier für das christliche Apostelamt bildeten. Von St. Patricks eigener Hand ist eine „Confessio" erhalten, die ein Selbstbekenntnis enthält, und für alle, die sich näher über das Leben und Wirken des Heiligen unterrichten wollen, reiches Material enthält. Ein altirisches Lied nennt ihn „der strahlenden Sonne Glanz, der Apostel des makellosen Erin".

Zu den überraschenden Erfolgen, die St. Patrik bei der Verbreitung des Christentums unter den Kelten zu verzeichnen hatte, trug nicht wenig seine Klugheit bei und die Anbequemung an Geist und Sitte der Iren. In dieser Beziehung sagt Dr. J. B. Weiß*): „Die Freudenfeuer zu Ehren der Sonnenhöhe wurden beibehalten, aber jetzt zu Ehren des hl. Johannes angezündet; die Druidensteine wurden nicht umgestürzt, aber der Name Christi in sie eingehauen. Der Besuch der hl. Quellen wurde nicht verboten, aber diese in Taufbecken umgewandelt; unter den hl. Eichen beteten Einsiedler und das Samhins wurde Osterfest." St. Patrick hatte das richtige Verständnis für seine Zeit und es gelang ihm die Formen zu finden, ohne die selbst die größten Wahrheiten, wenn sie eben nicht die Sprache des Jahrhunderts reden, verkannt werden können. Die mächtige Gemeinschaft der Druiden blieb ihm feindlich gesinnt, aber die Barden waren seine Freunde und trugen seinen Ruhm durch unzählige Lieder zu der Nachwelt über.

Gesang und Harfenspiel sind die Lust und der Stolz des Iren und mit Recht hat Heinrich VIII. — vielleicht die beste Tat seiner Regierung — die Harfe als Symbol Irlands in das englische Wappen aufgenommen. Jedes gute Haus hatte zwei Harfen für Durchreisende. Die Poesie der Iren ist voll Schwung, voll Melancholie, ein Strahl Himmelslicht bricht durch die Wolke kühner Bilder. Der König Georg III. von England stiftete zur Erinnerung an den Bekehrer Irlands den St. Patrick-Orden im Jahre 1783. Dieser besteht aus einem roten Andreaskreuz, auf welchem ein grünes Kleeblatt ruht, umgeben von einem blauen Spruchband mit der Devise: „Quis separabit". Die Kette zum Orden setzt sich aus Rosen und Harfen, den Symbolen Englands und Irlands zusammen.

Über das Thema: „Englische Handschrift von 800 bis 1400" hatte ich Gelegenheit, in einer Sitzung der Bibliographischen Gesellschaft, der Lord Crawford präsidierte, einen Vortrag von Sir E. Maunde Thompson, dem Oberbibliothekar des British-Museums, zu hören. Der Inhalt seiner Rede soll im gedrängtestem Auszuge, als hier zur Sache gehörig, mitgeteilt werden. Sir E. M. Thompson sagt: Zu Beginn der obenerwähnten Epoche gab es in England zur Herstellung von literarischen Werken zwei rivalisierende Systeme: das eine bediente sich der vaterländischen Handschrift, wie er sie nennen wolle, und kam von Irland; letzteres stellt eine Entwicklungsform der altrömischen Halb-Unzial-Schrift dar, wie sie namentlich auch im Westen während des Mittelalters eine große Rolle spielte. Die betreffende Schreibmethode hatten die römischen Missionen in Form der Unzialschrift mitgebracht. Diese wies in einigen Zentren des Landes Erfolg auf, verschwand aber in nicht allzulanger Frist. Dann gewann die anglo-sächsische Hand als nationale Schrift die Oberhand bis zur Periode der normännischen Eroberung. Von diesem Zeitpunkte ab wird die englische Handschrift nur eine abgezweigte Unterabteilung des westlichen Europas. England erreichte im 13. Jahrhundert den Höhepunkt der ausgebildeten Schrift, deren Festigkeit und Sicherheit aber schon im 14. Jahrhundert durch einen weicheren, geschwungenen und mehr fließenden Stil ersetzt wird.

*) J. B. Weiß, Weltgeschichte II. T. 1.

In der frühen keltischen Epoche sind die Druiden fast ausnahmslos in dem alleinigen Besitz der Schrift. Die in mehrere Klassen und Rangsordnungen geteilten Druiden, die ihre geheime Weisheit als Sondergut ihres Ordens bewahrten und mittelst Tradition ihre Lehren im Volke erhielten, waren Priester, Wahrsager und Richter. Aufzeichnungen über ihre Lehren zu machen, war dem Volke verboten. Ihr Ansehen als die einzigen Kenner des in viele Zeremonien und Satzungen gehüllten Religionswesens, der nationalen Gesetze und des göttlichen und menschlichen Rechts, der Jahresberechnung und der Heilmittel mußte natürlich ein außerordentliches sein, so daß sie eine furchtbare Hierarchie bildeten, die sich im Alleinbesitz der Herrschaft befand und die keltischen Staaten zu Priesterstaaten machte. Cäsar*) sah als die Urheimat der Druiden Britannien an. Die Korporation stand unter einem eigenen Haupte, das die Priester selber sich wählten, mit eigenen Schulen, mit eigenen Privilegien, namentlich Befreiung von Steuer und Kriegsdienst, mit jährlichen Konzilien und mit einer gläubigen Gemeinde voll blinden Gehorsams. Es ist begreiflich, daß eine solche Priesterschaft auch hier in das weltliche Element einzugreifen versuchte und teilweise durchdrang. Sie nahm mit Erfolg das Recht in Anspruch, einzelne und ganze Gemeinden von der religiösen und folgeweise von der bürgerlichen Gemeinschaft auszuschließen; sie wußte die wichtigsten Zivilsachen, namentlich Grenz- und Erbschaftsprozesse an sich zu ziehen, sie entwickelte eine ausgedehnte Gerichtsbarkeit und fällte sogar Entscheidung über Krieg und Frieden. Jeder, der Talent besaß und den Studienkurs von 20 Jahren durchmachte, konnte in die Priestergemeinschaft aufgenommen werden. Auch ein weiblicher Orden der Druidinnen bestand bei den keltischen Völkern. Meistens bewohnten sie Inseln in der Nähe der Küste. Von diesen Druidinnen rührt der Glaube an die Feen her, welcher Name keltischen Ursprungs ist und gute Frau bedeutet.**) Andere Schriftsteller dagegen behaupten, daß die mit den Nymphen und Parzen der Hellenen übereinstimmenden Feen, die weiblichen Gottheiten, die den Lebens- und Schicksalsfaden des Menschen spinnen, von den romanischen Völkern ihren Ausgangspunkt herleiten. Aus dem fatum, italienisch fato wurde das französische fée, gleichwie aus nata née.

War auch die Lehre des Druidentums eine Naturreligion, so verkündete sie doch Erhabenes. Sie lehrte, es gäbe drei ursprüngliche Einheiten: Gott, die Wahrheit und die Freiheit, also wie wir es heute richtiger ausdrücken würden: „Gott ist in sich selbst Freiheit und Wahrheit". Der Grieche und der Römer glaubte nur halb an die Unsterblichkeit der Seele. Die Druiden lehrten eine auf drei Körperleben beschränkte Seelenwanderung, eine Vergeltung und eine Fortdauer der Seele nach dem Tode. Wie die Seele auf Erden drei Zirkel des Daseins zu durchwandern hat, so auch im Jenseits, wo sie zuerst in den Kreis der Pein eintritt, dann den Kreis der Reinigung und Läuteruug durchmacht, um endlich in der Religion des ewigen ungetrübten Glücks zu Ruhe und Frieden zu gelangen.

*) Cäsaris Bell. gall. VI. 13 ff.

**) Strabo IV. 4. — Schreiber, Die Feen in Europa.

In den meisten heidnischen Religionssystemen gibt sich das Bestreben kund, das Wesen der Gottheit, deren Dasein der Mensch sowohl in der Natur als in seinem Innern wahrnahm, zu erfassen und sich ihr durch Pflege und Ausbildung des göttlichen Teiles in der Menschenseele mehr und mehr zu nähern. Während die semitischen Völker, namentlich die Babylonier, diesem Ziel durch Erforschung der äußeren Natur nachstrebten, versenkten sich die Juden in die Geheimnisse der Schöpfung und die schwärmerische Kontemplation. Die Ägypter vereinigten die beiden Richtungen zu einem der Landesbeschaffenheit und Volksnatur entsprechenden Systeme, aber auch den Griechen, die den menschlichen Organismus zum Ideal steigerten, war überwiegender Pantheismus als das untrügliche Kennzeichen alles heidnischen Religionswesens gemein. Jede religiöse Anschauung, die eben nicht im Theismus wurzelt, führt notwendig zum Pantheismus. Wenn schon das keltische Druidentum schließlich auch nicht über eine pantheistische Lehre hinauszukommen vermochte, so erkennen wir doch hier, nach den zuverlässigen Angaben einer großen Anzahl von Autoren*), so klar gefaßte Begriffe des Wesens von Gott, wie wir sie kaum bei einem anderen heidnischen Volke vorfinden. Die Lehre: „Es gibt drei Zirkel des Daseins — der Ort der Unendlichkeit, in welchem nur Gott weilt, der Zirkel der Wanderung, welchen jedes Wesen durchmacht, und der Zirkel des wahren Glücks, den der Mensch nach der Läuterung erringt, — ist eine für heidnische Anschauungen so vertiefte, daß sie nahe daran war, das Wesen Gottes zu erkennen, um ihn im Geist und der Wahrheit zu verehren. Was man andrerseits auch Nachteiliges über die druidische Hierarchie zugeben oder denken mag, so kann doch zu ihrem Lobe nicht verkannt werden, daß sie stets der Nation Einigkeit predigte und den Widerstand gegen die Römer aufrecht erhielt.

In der ältesten historischen Epoche des irischen Heidentums weisen manche Namen auf die Phönizier hin. Baal hieß der Iren Hauptgott, Beelsamen der Herr des Himmels, Samhins (Schamajim der Himmel) war das größte Fest des Jahres. Die Sonne gehörte zu den ersten Gottheiten, und zur Zeit der Frühlingsnachtgleiche wurde das Fest Bealtinne (der Tag des Baalfeuers) begangen, alle Feuer mußten bei Todesstrafe gelöscht, und durften erst wieder angezündet werden, nachdem die Flamme auf dem Opferaltare zu Tara brannte. Wie die Phönizier ihrem Moloch, so opferten die Iren dem Cromcruach das Erstgeborene jeder Gattung.

Später treten, namentlich bei den nicht irischen Kelten, Ähnlichkeiten zwischen ihren Gottheiten und den römischen offen zu Tage. Merkur, Apollo, Jupiter, Mars und Minerva sind schließlich unter anderen Namen bei den Kelten wiederzufinden. Als ihre Gottheiten werden uns von Lucian**) genannt: Tentates, Hesus, Taranis, Hu, Beli, Aeddon und Keridwen. Im Großen und Ganzen faßten die Kelten ihre Götter mehr persönlich auf, als dies bei den heidnischen Orientalen der Fall war. In dem keltischen Götterhimmel stehen zwei Hauptgestalten an der Spitze: ein schaffender und ein

*) Barth, Die Druiden der Kelten. — Davies, Mythologie and rites of the British Druids. — H. Martin, Etudes d'Archéologie Celtique. — Stephens, The literature of the Kymry. Trivedd Barddas.

**) Lucian, Phars. I. 442—46.

segenspendender Gott, Weltschöpfer und Begründer des Ackerbaues sowie der bürgerlichen Ordnung, und eine gebärende, Wachstum und Getreide gebende Erdenmutter gleich der griechischen Demeter, die hier Keridwen genannt wird. Die übrigen Götter sind teils dieselben Wesen unter anderer Gestalt und veränderten Namen, teils ihnen angehörende oder dienende Geister. Meine eigene Ansicht geht dahin, daß die Druiden wahrscheinlich von dem wahren Gott mehr erkannt hatten, als sie dem Volk mitteilten. Ähnlich wie die ägyptischen Priester und die Brahmanen, hatten sie den Ungelehrten zum leichteren Verständnis nur das Symbol für die Gottheit gegeben. Während das Volk beide Begriffe identifizierte oder sich zuletzt gewohnheitsmäßig nur an das Symbol hielt, besaßen die Priester und ihre Eingeweihten vermutlich eine höhere Erkenntnis vom Wesen Gottes als die Menge. Der beste Beweis hiefür ist wohl der, daß, solange die Reinheit ihrer Lehre unter den Druiden selbst, wenn auch als ein Geheimnis der Kaste, erhalten blieb, sie ihr System auf den drei Sätzen von der Erkenntnis Gottes, der Seele und der Welt, aufbauten.

In den Steinreihen von Stonehenge, den Spitzsäulen von Quiberon und anderen Orten will man Monumente der Druiden, und in den auf Säulen quer überschwebenden Tafeln, Altäre derselben erkennen. Wie bekannt, spielt die Verehrung der Eichenmistel eine große Rolle in dem Aberglauben der Kelten. Auch die Barden wurden in drei Klassen eingeteilt und die höchste derselben nahm den Rang von Druiden ein. Die Barden waren die Geschichtsschreiber und Dichter, welche die Erinnerungen der Nation bewahrten, ihre großen Taten und großen Männer priesen und die Herzen durch den Schwung ihrer Lieder rührten. Den Gesang begleiteten sie mit dem Spiel der Harfe und der Crodda*), eines der Violine ähnlichen Instruments mit vier Saiten. Die Form, in welcher Theologie, Dichtung und Naturwissenschaft mitgeteilt wurde, ist die den Kelten eigentümliche Triadenform. In „Trivedd Barddas" werden eine ganze Reihe von Triaden aufgezeichnet. Die unter dem Namen „Dyonwal Moelmud" erhaltene Gesetzessammlung stammt zum Teil aus der Zeit, bevor die Römer nach Britannien kamen. Die andere trägt den Namen des walisischen Königs Howel Dda und wurde 930 n. Ch. abgefaßt. Diese beiden Gesetzessammlungen sind ebenso wie viele andere Aufzeichnungen, von deren einige Beda Venerabilis erwähnt, in Triaden geschrieben. Ein altes, vom Barden Dallan verfaßtes Gedicht enthält wichtige historische Stellen über Streitigkeiten zwischen den britischen Schotten und den Männern von Erin**). Das Cambrische Gesetz, welches in christlicher Zeit niedergeschrieben wurde, obschon seine meisten Bestimmungen aus uralter heidnischer Zeit stammen, kennt die priesterliche Würde der Druiden nicht mehr.

Bereits in den walisischen Bardenliedern des 6. und 7. Jahrhunderts, in der „Myogrian archaeology of Walcs" gesammelt, wird der Nationalheld Arthur oder Artus mit seinen tapferen Zeitgenossen besungen. In den Chroniken des 9. Jahrhunderts zeigt sich der erste volksmäßige Ansatz zur Verbindung des Sagenkreises vom König Artus mit dem des Zauberers

*) Crioth, Chrotta britannica. Itinerarium des Giraldus Cambrensis.

**) Greith, I. Kap. 207—209.

Merlin. Diese britischen Sagen fanden zuerst Eingang in Frankreich und bürgerten sich sich dort hauptsächlich durch Chretien de Trois ein. Schon zu Ende des 12. Jahrhunderts kamen die französischen Kunstepen nach Deutschland und erfuhren in dem „Parzifal" Wolframs von Eschenbach, in Gottfrieds von Straßburg „Tristan und Isolt", im „Erek" und „Iwein" Hartmanns von Aue und in dem „Wigalois" Wirnts von Grafenberg Umwandlung und Vertiefung. Artus, welcher zum letzten Male das Nationalbewußtsein der Kelten vor ihrer völligen Unterdrückung erwies, soll 542 an einer schweren Wunde, die er in einem Gefecht gegen seinen aufständischen Neffen empfing, auf der Insel Avalon gestorben sein. Nach dem Volksglauben war Arthur nicht gestorben, und die Waliser hofften, daß er aus Liebe zu ihnen wiederkehren und sie aus der Not erretten würde. Jedenfalls galt er als Verfechter altbritischer Nationalität und christlicher Kultur gegen die heidnischen Angelsachsen, weshalb ihn die spätere romantische Poesie als Vorbild aller Ritterlichkeit und Gründer der Tafelrunde pries.

Aber auch die Sieger sollten bald auf friedlichem Wege durch Verkündung des Evangeliums besiegt werden. Das Missale, das Papst Gregor der Große im Jahre 596 dem hl. Augustinus mit auf den Weg gegeben hatte und mit dem dieser 597 auf der Insel Thanet zur Bekehrung der Angelsachsen landete, wurde später von dem Erzbischof Parker dem „Korpus Christi College" in Cambridge verehrt. Eine in einem größeren Werke enthaltene Reproduktion desselben übersandte das British-Museum 1897, also gerade nach 1300 Jahren seiner Bekanntmachung in England, dem hl. Vater nach Rom. Auch der alte Titel eines Abtes von St. Augustin zu Canterbury ist vor einiger Zeit wieder hergestellt worden. Im Jahre 1903 wurde die große katholische Kathedrale Londons vollendet, in der die Benediktiner gleichfalls einen hohen Ehrenplatz einnehmen.

Wohl keiner der christlichen Missionäre hat auf die keltische Literatur so eingewirkt wie der hl. Columbanus, der überhaupt der größte Dichter seiner Zeit in Britannien war. Mabillon, Montalembert, Greith und viele andere berühmte Schriftsteller haben so ausführlich über das Leben dieses Heiligen berichtet, daß, unter Hinweisung auf Jene, hier nur einige zur Sache gehörige Bemerkungen folgen sollen. St. Columbanus gehört wie der hl. Patrick zu den Säulen der Kirche des Nordens. In einem gälischen Manuskript in der Bodleian-Bibliothek befinden sich 136 Gedichte, die ihm in der Mehrzahl zugeschrieben werden, einige indessen mit Unrecht. Dagegen sind die meisten Gedichte, die zweifellos von ihm herrühren, in der Staatsbibliothek von Dublin und viele auch in der Burgundischen Bibliothek in Brüssel aufbewahrt worden. Ein sehr schönes, von Greith*) zuerst vollständig übersetztes Gedicht Columbans beginnt mit den Versen:

„Nach Erin ist mein Sinn gerichtet,
Nach dem See Levin, nach Line,
Nach dem Lande meiner Ultonier,
Nach der grünen Ebene von Münster und nach Math".

*) Greith, I. Kap. S. 190—192.

Wenn er zu den Kelten vom Papste spricht, so sagt er, um von ihnen verstanden zu werden: „Mein Druide, der große Abt". Die modernen englischen Schriftsteller schildern St. Columbanus in Bezug auf seinen Eifer, eine Schärfe, Milde und Liebe als die Mitte zwischen dem hl. Paulus und Johannes einnehmend.

St. Cuthbert, ein Apostel der Schotten, war selbst als Schriftsteller tätig, aber vor Allem gab sein Leben und Wirken die Veranlassung zu äußerst wichtigen illuminierten und mit Miniaturmalerei versehenen Werken. Ein herrliches Manuskript von St. Cuthberts Hand besitzt die Bibliothek des Jesuiten-Kollegs zu Stoneyhurst in Schottland. Der Heilige lebte als Einsiedler auf der kleinen schottischen Insel Lindisfarne, auch „Holy Island", genannt, die am Nordende von Northumberland liegt. An der Westseite liegt ein einsames Fischerdorf, in dessen Nähe sich die Ruinen des 635 von König Oswald gegründeten Benediktiner-Klosters „Lindesfarne Abbey" befinden, welches ursprünglich der Sitz des Bistums von Durham war, und dessen erster Bischof St. Cuthbert im Jahre 688 wurde. In kurzer Zeit darauf ernannte der König ihn zu seinem ersten Ratgeber. Als nach seinem Tode Aufrührer sein Grab zerstörten, trieb ein Nachen in wunderbarer Weise die Gebeine des Heiligen an das Festland. Später erhob sich dann über seiner Gruft die prachtvolle Kathedrale von Durham.

Die Legende dieses großen Heiligen bildete, wie bereits hervorgehoben, den Stoff für eine erhebliche Reihe bildlich ausgeschmückter Werke, die den Nachen meistens durch Seevögel geleitet darstellen, so namentlich Exemplare im British-Museum. Die Grundlage zu dieser Auffassung hat sicherlich der Umstand ergeben, daß der hl. Cuthbert auf der menschenleeren, öden Felseninsel Lindisfarne nur die Gesellschaft seiner Freunde, der Seevögel, genoß.

Aus dem bedeutendsten in letzterer Zeit in englischer Sprache abgefaßten Werk von Bruun*), das über illuminierte keltische Handschriften handelt, mögen einige auf den Gegenstand bezughabende Bemerkungen hier eingeschaltet werden. Bezeichnend spricht der Verfasser in seinem Buche von „Dialekten" der Miniaturkunst. Augenscheinlich will er damit andeuten, daß die Miniaturkunst des Mittelalters in ein und derselben künstlerischen Weise sich ausdrückt, allenfalls durch geringere, aber nicht durch fundamentale Eigentümlichkeiten, d. h. in ihrer Darstellung also nur graduell unterschieden ist.

Das Werk Bruuns besitzt den großen Vorzug, daß da, wo nur Hypothesen bestehen, er es nicht versucht, dieselbe in wirkliche Tatsachen umzuwandeln oder als solche erscheinen zu lassen. Das „Lindisfarne-Manuskript" kann mit ziemlicher Gewißheit in das 7. Jahrhundert verlegt werden. Nachdem einmal ihre Hand entwickelt war, haben die keltischen Schreiber von Generation zu Generation dieselbe Art beibehalten, und es wird deshalb die Zeit der Abfassung oft sehr schwer zu bestimmen sein. So sagt z. B. Dr. Bruun: „Von dem ‚Domnash Airgid'-Evangelium darf nicht mehr behauptet werden, als daß das Werk ebensogut im 6., aber mit derselben Wahrscheinlichkeit auch im 8. Jahrhunde t ausgeführt sein kann."

*) An Inquiri into the Art of illuminated Manuscript of the Middle Ages. Part I. Celtic Manuscripts. By John A. Bruun. Edinburg, D. Douglas 1898.

Als den Schwerpunkt der Forschungen Dr. Bruuns muß ich seinen Ausspruch betrachten, wonach er das Buch „Book of Kells" dem 9. Jahrhundert zuweist, während Westwood, Sir E. Maunde Thompson und andere Kenner dies prachtvolle Werk nicht später als in das 7. Jahrhundert versetzten. Ist die letztere Ansicht begründet, so sind die karolingischen Manuskripte entweder als eine Nachahmung der irischen Schriften anzusehen oder wenigstens als von ihnen abhängig zu betrachten. Gilt dagegen Doktor Bruuns Ansicht, zu der ich mich gleichfalls neige, so findet die Umkehrung des eben Gesagten statt für die hier in Betracht kommende Frage nach der Abfassung.

Sehr interessant sind einzelne Initialen des „Liber Hymnorum", das im Trinity-College in Dublin aufbewahrt wird. Als charakteristisches Merkmal keltischer Kunst sieht der Verfasser mit Recht die spiralförmig gewundene Ornamentierung und den prachtvollen, aber etwas überladenen Dekorationsstil an. Erst bei dem Übergange zum besseren byzantinischen Stil kommen biblische Sujets vor, die von künstlerischer Bedeutung sind.

Auch das British-Museum hat mit der Herausgabe einer Serie alter illuminierter Handschriften begonnen, auf die es vielleicht gestattet sein wird, in späterer Zeit zurückzukommen. Der Direktor der Handschriften-Abteilung, Mr. G. F. Warner, leitet das genannte Unternehmen. Über den Einfluß, den die keltische Kunst der Buchmalerei auf England ausgeübt hat, möchte ich kurz Folgendes anführen: Die älteste englische Miniaturmalerei weist zwei scharf von einander getrennte Schulen auf. Die eine blühte im Norden, die andere im Süden Englands. Der Charakter der ersteren prägt sich in der Hauptsache in der Ornamentik und nur nebenher durch figuralen Schmuck aus, während die andere Schule nach einer höheren Form der Kunst strebt und sich mit bewundernswerter Kraft in der Zeichnung der Figur entwickelt. Die nördliche Schule beginnt damit, und zwar früher als die südliche, nach alten keltischen Vorbildern zu arbeiten, aber selbst in dieser nachahmenden Kunst wird sie durch die letztere bald überflügelt.

Die freiere, beweglichere und erst wirklich bedeutende Auffassung der Illuminationskunst und die gute italienische Stilart wird durch römische Missionäre in England eingeführt. Besonders sind es die Benediktiner, die sich in der Ausübung dieses Kunstzweiges in England hervortun. Nach und nach arbeitet sich die Buchillumination zu einem eigenartigen Stile heraus. Die Werke, die so entstehen, sind auf die drei nachfolgenden, selbständigen Schulen zurückzuführen: Lindisfarne, Canterbury und Wincheſter. Die politischen Perioden des Landes lassen sich ebenso sicher in der Buchmalerei wie in den anderen bildenden Künsten feststellen. Der Krieg mit Frankreich und der Kampf der beiden Rosen scheint die letzten Anstrengungen der heimischen Künstler wenigstens in ihrer Eigenart vernichtet zu haben. Seit jenem Wendepunkt in der Geschichte Englands gewinnt der französische Einfluß und der Stil derart die Oberhand, daß am Ende des 15. Jahrhunderts keine charakteristisch englische Buchmalerei zu erkennen ist.

Einer der großen Maler, der sich auch mit Buchillustration im alten Sinne beschäftigte und wie kein anderer moderner Meister zur Wiederbelebung der alten keltischen Sagen beigetragen hat, war der 1898 verstorbene Sir

E. Burne-Jones. Der unvergeßliche Kardinal Manning pflegte, wenn er von einem neuen Bilde des Meisters hörte, trotz seiner Überbürdung in Ausübung amtlicher Pflichten ein solches in Augenschein zu nehmen. Wenn man es nicht schwarz auf weiß vor Augen hätte, würde man es kaum glauben, daß Burne-Jones mit seinem Freunde Morris, dem Begründer der „Kelmscott Preß", in unserer Zeit, bei ihrem hastigen Treiben und Drängen, trotz Dröhnen und Stampfen auf den Straßen, Zeit fand, um gemeinsam in mittelalterlicher Mönchsweise alte Manuskripte genau in der damaligen Schreibweise zu wiederholen und zu illustrieren. Als Burne-Jones' bedeutendstes Werk gilt das Bild „Arthur in Avalon". Ferner sind zu erwähnen die Kartons zur Gralsage „Merlin", „Tristram", „Gawein" und „König Arthur und seine Tafelrunde".

Als Beweis für die außerordentliche Bewegung, welche augenblicklich in England zu Gunsten der Wiedererweckung keltischer Literatur besteht, sollen summarisch folgende Daten verzeichnet werden:

Die Kunstfakultät der Universität in Liverpool gibt eine neue Zeitschrift heraus, betitelt „Merseina", in der Professor Kuno Meyer zwei sehr interessante und bisher nicht gedruckte altirische Manuskripte veröffentlichte. Das eine, dessen unbekannten Verfasser man als einen Vorläufer Dantes ansehen kann, führt die Überschrift »Old irish Vision of Hell« und stammt aus dem 9. oder 10. Jahrhundert. Das andere, »The Story of the old women of Beare«, ist ein wahrscheinlich aus dem 11. Jahrhundert herrührendes Gedicht, das literarische Ähnlichkeiten mit dem Poëm von François Villon »Regrets de la belle Héaulmière«, aufweist.

„Beltaine" ist der Name einer in Dublin neu erscheinenden Zeitschrift, die zugleich das Organ des ebenfalls neu ins Leben gerufenen »The Irish Literary Theatre« bildet. Beide Unternehmungen haben den Zweck, das Interesse für irisch-keltische Poesie und für das Drama anzuregen. Als erstes Stück wurde in dem genannten Theater das von Mr. Yeats verfaßte Schauspiel »The Countess of Catheleen« aufgeführt. Der Stoff ist einer alten keltischen Legende entnommen, nach welcher die Gräfin Catheleen ihre Seele dem Bösen verschreibt, um ihr Volk vom Hungertode zu retten. Schließlich aber wird sie trotz der Schuldverschreibung von einem Engel erlöst. Der Name „Beltaine" obiger Zeitschrift rührt von dem oberwähnten Fest „Bealtinne" her, bei dessen Wiederkehr kein Feuer angezündet werden durfte, bis der große Holzstoß vor dem königlichen Palast brannte. Sankt Patrick trotzt diesem Gebot, und als der König fragt, wer es wage, das Gesetz zu übertreten, antwortete ein Druide: „Das Feuer, welches wir sehen, wird alle Ewigkeit nicht gelöscht werden, ja es wird über alle unsere von Alters her üblichen Feuer hoch emporflammen".*)

Weiters hat sich in London eine „Wälsche dramatische Gesellschaft" gebildet, die das Stück »Y Bardd a'r Cerddor« zur Aufführung brachte. Endlich wurden in der neu gegründeten »Irish Literary Society« von M'Carthy, O'Brien, Rolleston und Ashe-King Vorträge gehalten über alle mit irischer Literatur zusammenhängende Stoffe.

*) Probus. Vita St. Patric. I. 35.

Unter den neu veröffentlichten oder in umgearbeiteter Auflage erschienenen Büchern sind besonders zu erwähnen: »Song and Poems in the Gaelic Language«, »Orain agus Dain«, beide von Rob Donn, »Songs of Erinn« von M'Call und »Literary History of Ireland« von Dr. Heyde verfaßt. Dr. O'Donoghues' wertvolles bibliographisches Werk »The Poets of Ireland« erhielt in einer neuen Auflage etwa 1000 Zusätze in den Anmerkungen. — Die irische „Text-Gesellschaft" publizierte zwei irische Sagen in der alten Urschrift und in der Übersetzung. Last not least möchte ich erwähnen, daß Dr. Finkes Werk über seine Untersuchungen hinsichtlich des auf der Insel Aran gesprochenen Dialekts hier durchwegs sehr günstig beurteilt wird.

Bedauerlich bleibt es, daß von den alten keltischen Manuskripten durch Unachtsamkeit in früheren Zeiten eine große Menge der Vernichtung anheim fiel. Würden von jeher die von Franz Ehrle, S. J., Präfekten der vatikanischen Bibliothek, in seiner Abhandlung „Über die Erhaltung alter Handschriften"*) empfohlenen Grundsätze befolgt werden, so wäre allerdings wenigstens von jetzt ab die Sicherheit für eine bessere Erhaltung von Handschriften zweifellos vorhanden.

Unter allen Umständen bedeutet die Betonung der Literatur einen Fortschritt in der modernen Geschichtsschreibung. Im Historiker spiegelt sich Vergangenheit und Gegenwart wieder, aber der Dichter wirft oft einen Blick in die Zukunft und die ersten Strahlen des Morgenrots einer neuen Zeit fallen auf seine Stirn.

An heiliger Stätte.

Von Ernst Thrasolt.

Die Sohlen löse, hier ist heil'ges Land,
Des Allerhöchsten Haus, des Himmels Pforte.
Furchtbarer, als den salbte Jakobs Hand
Ist dieser Ort, der Herr ist an dem Orte.

Die Stirne beuge tief hinab zum Staub
Und schließ' in Scheu der schwachen Augen Lider.
Vergiß die Welt, dem lauten Lärmen taub,
Hier steigen Engel Gottes auf und nieder.

Und wie der Zöllner bleibe schuldbewußt
In ferner Ecke reuig, zagend knieen,
Schlag stumm wie er an deine arme Brust
Und hoffe, liebe und dir wird verziehen.

*) Zentralblatt für Bibliothekswesen. Band XV, Heft 1 und 2.

Die Photographie in natürlichen Farben.

Von Prof. Th. Hartwig.

Es ist das Ideal der photographischen Kunst, Bilder herzustellen, welche die natürlichen Farben der Objekte zeigen. Diese Farben sollen aber nicht etwa durch künstliche Bemalung nachträglich einer Photographie hinzugefügt, sondern durch die direkte Tätigkeit des Lichtes automatisch erzeugt werden. Während die gewöhnlichen Photographien nur die Helligkeitsabstufungen der Objekte, die Verteilung von Licht und Schatten wiedergeben, könnte ein direkt erzieltes Farbenbild den ganzen farbenprächtigen Reichtum der Natur offenbaren. Ein verlockendes Ziel, doch fern, daß es auf den ersten Anblick unerreichbar scheint. Denn es ist nicht recht zu begreifen, wie man es anstellen könnte, daß ein roter Lichtstrahl, der auf eine empfindliche Platte fällt, gerade rote Färbung erzeuge, ein grüner wieder grüne und überdies in genau gleicher Nuance. Und doch machen es gewisse Erscheinungen in der organischen Natur wahrscheinlich, daß ein farbenempfänglicher Stoff existieren müsse, der durch direkte Belichtung die Farben der Objekte annehmen könne. Es ist ja bekannt, daß viele Tiere in der Farbe mit ihrer Umgebung übereinstimmen, wodurch sie leichter unbemerkt auf ihr Opfer lauern und den Verfolgungen ihrer Feinde entgehen können. Seit Darwin versucht man diese Eigentümlichkeit auf Grund der natürlichen Züchtung durch Auslese zu erklären, jedoch hat man vielfach auch rasche Farbenänderungen an Lebewesen beobachtet, welche auf eine direkte chemische Einwirkung des Lichtes schließen lassen. So werden beispielsweise gewisse Schmetterlingspuppen während ihrer Entwicklung von der Farbe ihrer Umgebung derart beeinflußt, daß sie deren Farbe annehmen, wie T. W. Wood bereits im Jahre 1867 beobachtet hat. Obwohl nun in diesem Falle physiologische Momente mitspielen, ist doch damit die mechanische Anpassung einer bereits vorhandenen Körperfarbe an die besondere Art der Belichtung nachgewiesen und wir werden umsomehr angeeifert, jenen Stoff zu suchen, der auf jedes Licht mit gleicher Färbung reagiert.

Aber die Natur arbeitet mit sehr komplizierten Mitteln, welche uns im Laboratorium noch lange nicht zu Gebote stehen. So reizt uns etwa auch der Flug der Vögel stets von Neuem, das Problem der dynamischen Luftschiffahrt zu lösen, doch die organische Maschine, deren Kräfte so wunderbar durch die verhältnismäßig geringe Nahrungsaufnahme regeneriert werden, übertrifft an Leistungsfähigkeit beiweitem unsere besten Motoren. Die einzelnen Teile dieser organischen Maschine sind von einer technischen Vollkommenheit, der wir nicht im entferntesten mit unseren rohen Mitteln nahe kommen können. Schon die einzelne Flügelfeder des Vogels ist ein vollendetes Kunstwerk an Leichtigkeit und Widerstandskraft, ein wahres technisches Wunder.

Und da wollen wir nachahmen, mit anderen Mitteln ebenso wirken wie die Natur? Doch vielleicht genügt unsere rohe Nachahmung, weil wir selbst die Natur durch die Sinne nur in beschränktem Maße wahrnehmen und auffassen. So vermag ja auch der Phonograph die menschliche Sprache wiederzugeben, weil die Membran des Apparates noch gerade so viel hört — vergleichsweise gesprochen — wie unser Trommelfell.

Immerhin stellt aber die Farbenphotographie in Hinsicht auf künstliche Nachahmung der Wirklichkeit sehr hohe Anforderungen an unser technisches Wissen und Können; schon darum, weil wir uns theoretisch über das Wesen der Farbenempfindung des Auges nicht klar sind. Daher bleiben alle Versuche in dieser Richtung noch ein unsicheres Tasten und das Auge korrigiert alle Experimente laienhaft bloß nach dem Gefühl, nach dem unmittelbaren Eindruck. Um sich zunächst über die Schwierigkeiten des dargelegten Problems klar zu werden, muß man bedenken, was die gewöhnliche Photographie leistet und was sie zu leisten hätte. Ein photographisches Bild, welches die richtige Verteilung von Licht und Schatten an einem Objekte festzuhalten hat, ist ja keine einfache Wiedergabe der schwarz-weißen Wirklichkeit. Es ist für unser Auge berechnet und soll die Natur gleichsam sinn-, nicht wortgetreu schildern, den natürlichen Eindruck der Gegenstände bis zu einem gewissen Grade vortäuschen. Die Gegenstände sind aber nicht einfach schwarz und weiß, sondern vielfach gefärbt. Jede Farbe hat nun für unser Auge, abgesehen von der besonderen Art der Farbenempfindung, einen bestimmten Helligkeitswert. Wenn wir verschiedene Farben von sonst gleicher Lichtintensität nebeneinander anordnen, so erscheinen sie verschieden hell, und zwar erscheint das Gelb am hellsten. Betrachten wir alle Farben, welche im weißen Licht enthalten sind, etwa ein Spektrum oder den Regenbogen, so steigt das Helligkeitsempfinden rasch vom äußersten Rot bis auf ein Maximum in Gelb, sinkt ebenso rasch gegen das Blau zu und verschwindet allmählich vollständig in Indigo und Violett. Wir sprechen daher auch richtig von einem Dunkelrot und Dunkelblau. Eine gewöhnliche photographische Platte hat hingegen ein ganz anderes „Empfinden". Die chemische Wirkung der Lichtstrahlen ist für die rote Farbe nahezu Null, weshalb man auch die Platten bei rotem Licht entwickeln kann. Sie wächst langsam bei Anwendung gelber, grüner und blauer Strahlen und erreicht ihr Maximum bei dunkelblauer Beleuchtung. Aber auch noch unsichtbare, ultraviolette Strahlen bringen kräftige chemische Eindrücke hervor.

Die photographische Platte sieht also gleichsam ganz anders als das menschliche Auge: weniger in dem Gebiet von Gelb, Grün, mehr in Blau, Indigo und Violett. Sie ist blind für Rot und Orange, während das Auge blind ist für das Ultraviolett.

Damit ist die Schwierigkeit der photographischen Reproduktion gekennzeichnet. Der Apparat ist kein Automat, er erfordert vielmehr zu seiner Handhabung Verständnis, Übung und Aufmerksamkeit. Wie aber sollen wir gar zu einer richtigen Wiedergabe der verschiedenen Farben gelangen, wenn die präparierte Platte nicht die gleiche Farbenempfindlichkeit besitzt wie das Auge?

Diese falsche Farbenwirkung ist ein empfindlicher Übelstand und macht oft eine richtige photographische Wiedergabe geradezu unmöglich, z. B. bei Gemäldereproduktionen. Die Erklärung der unliebsamen Erscheinung liegt

nun aber einfach darin, daß nur diejenigen Lichtschwingungen eine Zersetzung in der Bromsilberplatte bewirken, welche von dieser absorbiert werden. Das Bromsilber sieht im weißen Licht grünlichgelb aus, d. h. es reflektiert von allen Farben, die im Weiß enthalten sind, nur Rot, Gelb und Grün. Folglich muß es die andern Farbensorten, Violett, Indigo, Blau und zum Teil Grünblau verschlucken oder absorbieren, und diese Farben führen dann die chemische Wirkung herbei.

Mit der Aufdeckung dieser Ursache war zugleich eine Möglichkeit, dieselbe entsprechend korrigieren zu können, gegeben. Es gelang Dr. H. W. Vogel durch einen glücklichen Zufall ausfindig zu machen, daß nicht nur das direkt vom Bromsilber absorbierte Licht photochemisch wirkt, sondern auch solches Licht, welches durch beigemischte Farbstoffe in der Schicht festgehalten wird. Geeignete Beimengungen, „optische Sensibilatoren", hat man zum Beispiel im Erythrosin und Tetrabromfluorescein gefunden.

Auf der durch die Entdeckung von Dr. Vogel gegebenen Grundlage erhebt sich eine der größten Errungenschaften der Photographie, der sogenannte „Naturfarbendruck". Gehört derselbe als Dreifarbendruck zwar teilweise in das Gebiet der Reproduktionstechnik, so unterscheidet er sich doch von dem älteren chromolithographischen Verfahren dadurch, daß die Druckfarben selbstständig durch die Photographie ausgewählt werden. Und in gewissem Sinne muß der Naturfarbendruck auch als Entwicklungsstufe für die Lösung des Problems der Farbenphotographie betrachtet werden.

Bekanntlich kann man alle Farben durch Mischung von drei Grundfarben erhalten, indem man deren Intensität gegenseitig entsprechend abstimmt. Diese Tatsache ist auch die eigentliche Stütze der Farbentheorie von Helmholtz, wonach die Sehnervenenden im Auge in drei Fibrillen (Auslaufsfäden) geteilt sind, welche rot-, grün- und violettempfindlich sind. Die relative Stärke der Erregung dieser Fibrillen soll dann für den Totaleindruck der betreffenden Farbe maßgebend sein. Wie dem, physiologisch genommen, auch sei, die Dreifarbentheorie hat sich technisch vollauf bewährt. Um einen Gegenstand in annähernd richtigen Farben darzustellen, hat man nur drei Aufnahmen hintereinander zu machen, und zwar so, daß man bei der ersten ein rotes Glas, bei der zweiten ein grünes, bei der dritten ein blaues Glas vor das Objektiv der Kamera bringt. Die Farbentöne der Gläser müssen natürlich genau abgestuft sein.

Die erhaltenen drei Photographien werden nun, ihrer Entstehung entsprechend, in den Helligkeitsabstufungen erheblich von einander abweichen. Es erscheint z. B. eine rote Rose in der ersten Aufnahme hell, in der zweiten dunkel, in der dritten beinahe schwarz, weil nur das rote Glas die roten Strahlen hindurchläßt, das grüne aber dieselben teilweise, das blaue beinahe vollständig absorbiert und dadurch unwirksam macht. Wenn man nun die drei Aufnahmen entsprechend färbt und übereinander druckt, so erhält man das Bild der Rose in nahezu natürlichen Farben.

Etwas einfacher in der technischen Durchführung ist das Verfahren von Ives, wenngleich die Reproduktion der Farben nach seiner Methode nicht so täuschend gelingt, wie es etwa die schönen von Selle, Lumière, Miethe u. a. nach dem Vorgang des Dreifarbendruckes hergestellten Bilder zeigen.

Nach Ives wird der Gegenstand nur einmal photographiert, aber es wird vor dem Objektiv der Kamera eine Glasplatte angebracht, auf welcher dicht nebeneinander in periodischer Folge rote, grüne und blaue Linien gezogen sind, deren Farbentöne wie jene der drei Gläser der ersten Methode genau abgestuft sind. Die Aufnahme ist folglich von einzelnen Strichen durchzogen, deren Helligkeit von den durchgelassenen Strahlen abhängt. Um die Aufnahme in natürlichen Farben zu sehen, muß man dieselbe nur wieder durch eine Ives'sche Platte betrachten. Es erscheinen dann die Grundfarben in den richtigen Nuancen dicht nebeneinander, so daß sie sich für das unscharfe Auge zu einheitlichen Mischfarbentönen addieren. Man könnte diese Methode mit dem Pointillismus in der modernen Malerei vergleichen. Für Projektionszwecke ist sie sehr geeignet.

In diesen Dreifarbendarstellungen haben wir es aber noch immer nicht mit der eigentlichen Farbenphotographie zu tun, sondern nur mit Surrogaten, wenn diese auch in praktischer Hinsicht ihren Zweck derzeit besser erfüllen als die bisher erzielten direkten Farbenbilder.

Jedoch können die schönsten technischen Erfolge auf die Dauer nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Theorie andere Ziele verfolgt. Das Dreifarbenbild bietet nur die Illusion, — eine schöne Illusion, — wir aber wollen die Wahrheit: die direkte Photographie in natürlichen Körperfarben.

Schon liegen Resultate in dieser Richtung vor, keine Lösungen, aber doch bemerkenswerte Fortschritte, welche zu weiterem Suchen aneifern.

Zunächst beschränkten sich die ersten Versuche in dieser Richtung auf ein bloßes Experimentieren mit Substanzen und äußeren Bedingungen. Im Jahre 1810 entdeckte Seebeck in Jena die merkwürdige Eigenschaft des Silberchlorürs, unter dem Einfluße des Lichtes ähnliche Farben anzunehmen, wie sie die auffallenden Strahlen zeigen.

Eine ganze Reihe namhafter Forscher: Becquerel, Poitevin, Kopp u. a. suchte nun auf diese Tatsache ein Verfahren der Photographie in natürlichen Farben zu gründen, aber alle derartigen Versuche kamen über die Anfangsstadien nicht hinaus, weil es an einer leitenden Erklärung fehlte. Erst 1868 betrat Dr. W. Zenker in Berlin den richtigen Weg, indem er das Zustandekommen der Farben auf Grund der Interferenz der Lichtwellen erklärte. Wie bei einer Seifenblase hängt die Farbe von der Dicke der Schichten ab, welche das Licht zu durchsetzen hat und an deren Rückseite es reflektiert wird. Die Zenker'sche Theorie, durch die ausgezeichneten Experimente von Dr. O. Wiener gestützt, wurde aufs glänzendste bewiesen, als es im Jahre 1891 Professor Lippmann in Paris gelang, auf Grund derselben die erste fixierte Photochromie des Sonnenspektrums herzustellen.

Lippmann erzeugte in der Bromsilberemulsion stehende Lichtwellen, indem er die Platte durch die Glasseite belichtete und hinter der empfindlichen Schichte eine Quecksilberwand anbrachte, wodurch alle die Schichte durchsetzenden Strahlen in sich selbst reflektiert wurden. Solche stehenden Wellen sind dadurch ausgezeichnet, daß sie einen stationären Zustand repräsentieren, in dem einzelne Ruhepunkte (Knoten) in regelmäßigen Intervallen auftreten, wie dies in der Akustik an tönenden Seiten sichtbar gemacht werden kann. Stehende Wellen lassen sich auch leicht an einem gespannten Seile demonstrieren, indem man

ein Ende desselben gleichmäßig, aber schnell auf und nieder bewegt. Dann entstehen an gewissen Stellen in gleichen Abständen Ruhepunkte (Knoten), welche umso näher an einander liegen, je rascher die Schwingungen erfolgen. Zwischen zwei Knoten schwingen die einzelnen Teilchen auf und nieder, wobei die Bewegung in der Mitte am heftigsten erfolgt (Schwingungsmaximum).

In analoger Weise entstehen in der Bildschichte stehende Lichtwellen, wenn wir die einzelnen Lichtstrahlen, welche an der Quecksilberwand reflektiert, werden, vergleichsweise als gespannte Seile betrachten.

Diese Lichtteile werden aber nicht alle in gleicherweise bewegt, denn die Raschheit der Schwingungen ist für die Farben eine verschiedene. Daher ist auch der Abstand der Ruhepunkte, beziehungsweise der Schwingungsmaxima, ein verschiedener. Er beträgt für Rot 0·000380, für Gelb 0·000295, für Blau 0·000215 Millimeter u. s. w., daher wird auch die lichtempfindliche Schichte nicht überall in gleichen Abständen chemisch erschüttert. Die Ausscheidung des Silbers tritt vorzugsweise an den Stellen stärkster Bewegung ein, an den Schwingungsmaximis der stehenden Wellen, während an den Knoten überhaupt keine Zersetzung des Bromsilber erfolgt. Auf diese Weise entstehen in der Schichte dünne Silberlamellen, deren Abstände der Entfernung zweier Schwingungsmaxima des betreffenden Lichtes gleichkommen. Fällt nun auf diese Silberblättchen des fertigen Bildes weißes Licht, so bringt es durch die Schichte und wird an der Rückseite reflektiert. Wie an einer Seifenlase werden daher Interferenzfarben auftreten, welche an jeder Stelle den vorhandenen Abständen der Silberlamellen entsprechen. Dadurch werden die ursprünglichen Farben wiedergegeben.

Das Problem der direkten Farbenphotographie scheint daher durch Lippmanns Verfahren in glänzender Weise gelöst zu sein. Jedoch erfordert die Herstellung der Bilder einen großen Zeitaufwand und die Bilder sind nicht kopierfähig. Überdies erscheinen sie nur dann farbenprächtig, wenn das Licht unter einem bestimmten Winkel auffällt, denn die Farben entstehen durch Interferenz und sind keine Körperfarben. Davon kann man sich auch auf folgende Art überzeugen: Man haucht auf die Gelatineschichte des Bildes, wodurch dieselbe aufquillt. Die Silberlamellen werden daher verschoben und rücken aus einander. Das Bild erhält ein unmögliches Aussehen, was blau war, wird grün, grün wird gelb, gelb wird orange u. s. w., weil die Entfernungen nicht mehr den ursprünglichen Farben entsprechen.

Das Lippmann-Verfahren bezeichnet daher nur im Sinne der Theorie eine Lösung. Die Praxis aber stellt andere Anforderungen. Da ist es durchaus nicht gleichgiltig, ob die Exposition des Bildes Stunden oder Sekunden beansprucht, ob die Farben dauerhaft sind oder vergänglich, ob weitere Einflüsse das Bild verändern u. s. w. Darum muß das Problem für die Praxis noch einmal gestellt und gelöst werden. Weit ist man noch nicht gekommen, doch scheint der Weg, den Dr. R. Neuhauß eingeschlagen hat, einen Erfolg zu versprechen. Er hat versucht, Farbenphotographien durch Körperfarben zu erzielen, indem überflüssige Farbstoffe ausgebleicht werden. Auch in dieser Richtung gibt es Vorgänger und tastende Versuche. Nach den älteren Methoden läßt man Aristo- oder Celloïdinpapier im Lichte dunkel anlaufen, dann ist in der Bildschichte ein Gemisch sämtlicher Farben vorhanden. Legt man nun auf

das Papier ein farbiges Transparentbild, so erzielt man eine — wenn auch recht mangelhafte — Farbenwiedergabe. Das rührt daher, daß die vorhandenen Farbstoffe durch jenes Licht ausgebleicht werden, welches sie absorbieren. Unter einer roten Stelle des Transparentbildes bleibt demnach nur der rote Farbstoff unverändert, weil nur er die durchgelassenen roten Strahlen reflektiert, während alle anderen Farbstoffe zerstört werden.

Diese mechanische Farbenanpassung benötigt jedoch viel Zeit und die erhaltenen Bilder sind nicht fixierbar, daher auch nicht lichtbeständig. Es handelt sich also auf diesem Wege zunächst um eine Erhöhung der Empfindlichkeit der Farbstoffe und um die Fixierbarkeit des fertigen Farbenbildes.

Dr. R. Neuhauß hat nun nach langwierigen Untersuchungen Farbenmischungen hergestellt, welche annähernd die Empfindlichkeit von Albuminpapier haben, die verlangten Farben wiedergeben und fixierbar sind. Indem er auf die Mitwirkung von Silbersalzen verzichtete, fand er in Cyaningelatine einen lichtempfindlichen Stoff, in Chlorophyll und Wasserstoffsuperoxyd vorzügliche Sensibilatoren und in Kupferverbindungen wertvolle Fixiermittel.

Die bisher erzielten Resultate seiner Versuche, welche keineswegs abgeschlossen sind, hat Neuhauß in uneigennützigster Weise der Öffentlichkeit bekannt gegeben,*) um zu weiteren Arbeiten in dieser Richtung anzuregen.

So scheint auf dem Wege der Farbenausbleichung der Vorgang der mechanischen Farbenanpassung in der Natur nachgeahmt werden zu können. Der farbenempfängliche Stoff muß wohl erst durch mühselige Versuche festgestellt werden. Was aber bisher erreicht wurde, berechtigt zu den schönsten Hoffnungen. „Freilich ist hiermit" — wie Neuhauß selbst ausführt — „nur der erste Schritt zur endgiltigen Lösung des Problems getan, denn das Verfahren hat für die Photographie erst vollen Wert, wenn es gelingt, die Empfindlichkeit des Präparates derart zu erhöhen, daß sich kurze Kamera-Aufnahmen ausführen lassen. Wenn es jedoch gelang, die Expositionszeit von mehreren Stunden in direkter Sonne auf ungefähr fünf Minuten abzukürzen und gleichzeitig Fixierung der Farben herbeizuführen, so darf man sich der Hoffnung hingeben, daß weitere Vervollkommnungen nicht ausbleiben . . . Die hohe Lichtempfindlichkeit des Chlorophylls weist darauf hin, noch andere Farbstoffe als Anilinfarben, zum Beispiel solche aus der Blütenflora, in den Kreis der Untersuchungen zu ziehen. Vielleicht ist das Purpurrot der duftenden Rose einem ebenso schnellen Werden und Vergehen unterworfen, wie wir uns dies beim Blattgrün vorstellen müssen. Das nach der Belichtung fortschreitende Ausbleichen gibt die Hoffnung, daß es möglich wird, die Farben im Lichte auszukopieren und dann weiter zu entwickeln . . .

Manches Ungeahnte wird hierbei zutage kommen, aber es ist viel Arbeit erforderlich und ungemessene Geduld."

*) Photographische Rundschau, XVI. Jahrgang, Heft 1.

Ein Wort über kirchliche Statistik.

Von **Paul Maria Baumgarten.**

Statistik kann zunächst vom Staate getrieben werden und das ist jedes Mal wohl die sicherste Erhebung, weil der Staat durch seine Organe und die ihm zur Verfügung stehenden Machtmittel es durchsetzen kann, daß alle Staatsbürger die von ihm gewünschten Angaben machen. Daraus folgt, daß die staatliche Statistik die sicherste und beste ist, die wir zur Zeit besitzen.

An zweiter Stelle wird Statistik von sonstigen Behörden getrieben, die nach Maßgabe ihrer Machtmittel und der Ausdehnung ihres Einflusses in den meisten Fällen auch durchaus erfreuliche Resultate erzielen. Unter diese Behörden sind vor allem die kirchlichen zu rechnen, weil sie über ein Heer von Untergebenen verfügen, das gewohnt und gehalten ist, den Vorschriften der Vorgesetzten gut zu gehorchen. Die kirchliche Statistik ist darum, soweit als ausführende Behörden die Geistlichen in Frage kommen, in den weitaus meisten Fällen als eine in ihren Ergebnissen gesicherte zu betrachten. Voraussetzung hiefür ist, daß die zur Beantwortung vorgelegten Fragebogen sachgemäß und klar abgefaßt sind, damit die Verwertung der Zahlen eine wissenschaftlich gesicherte sein kann.

Als dritte Art von Statistikern sind Privatgelehrte anzusehen, die sich bemühen, durch Studium der zerstreut vorliegenden statistischen Daten und durch persönliche Umfrage, sei es mündlich, sei es brieflich, ein Material zusammenzubringen, das ihnen erlaubt, gute statistische Übersichten über irgend ein Gebiet aufzustellen.

Wenn die staatliche Statistik sich mit der Erhebung kirchlicher Angelegenheiten befaßt, so braucht dies nicht in jedem Falle von vornherein abgewiesen zu werden. Es gibt allerdings kirchliche Angelegenheiten, die sich jeder statistischen Erfassung von Seiten des Staates entziehen. Aber namentlich für die äußerlichen Betätigungen der Kirche in Erziehung und Unterricht, im Vereinswesen u. dgl. können statistische Erhebungen des Staates mit Erfolg gemacht werden. Die kirchlichen Behörden selbst aber haben meines Erachtens in jedem Falle die unabweisbare Pflicht, für ihren Sprengel alle diejenigen statistischen Erhebungen anzustellen, die geeignet sind, ein Bild von dem Wirken der Kirche in dem betreffenden Gebiete zu geben. Da nun aber erfahrungsgemäß viele General-Vikariate, sei es aus Überbürdung mit sonstigen Arbeiten, sei es aus Mangel an Verständnis für die Bedeutung der kirchlichen Statistiken diese Pflicht ganz oder zum Teile vernachlässigen, so dürfte die öffentliche Meinung mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln darauf dringen müssen, daß möglichst umfangreiche

statistische Aufnahmen in solchen Sprengeln gemacht werden. Dort kann nun, bis von behördlicher Seite eine Besserung der berechtigten Verhältnisse eintritt, von privater Seite viele statistische Arbeit geleistet werden, wenn jemand mit der nötigen Geduld und dem nötigen Verständnis die Sache in die Hand nimmt. Geduld ist deswegen erforderlich, weil der Hindernisse gar viele sich einem solchen Unterfangen entgegenstellen, und Verständnis ist erforderlich, um die naturgemäß lückenhaften Zahlen in wissenschaftlicher Weise so zu ergänzen, daß ein einigermaßen zutreffendes Bild sich aus den Zahlen ablesen läßt. Die Arbeit der privaten Statistiker ist eine sehr mühevolle, denn erfahrungsgemäß laufen neben verhältnismäßig geringen Resultaten unverhältnismäßig große Enttäuschungen, eine Anzahl unhöflicher Erwiderungen und häufige stillschweigende Nichtbeantwortung der Fragen einher. Wer es jedoch über sich gewinnt, trotz dieser Hindernisse unentwegt weiter zu arbeiten, wird mit der Zeit doch manches schöne Resultat verzeichnen können.

Wenn die kirchlichen Behörden sich nur auf die mit der geistlichen Amtsführung zusammenhängenden Fragen beschränken würden, so wäre das in solchen Zahlen ausgedrückte Bild einer Diözese sehr mangelhaft, denn heute gehören in eine solche Übersicht notwendig auch die Daten über das soziale, charitative und kirchenpolitische Vereinsleben. Ebenso sind eingehende Aufstellungen über Zahl und Tätigkeit der Ordensmitglieder nebst Einteilung in Kategorien dringend erforderlich. Bei den katholischen Vereinen irgend welcher Art kann die kirchliche Behörde sich nicht direkt auf den Zwang des Gehorsams berufen; vielmehr muß da durch Zureden und immer erneute Aufforderung zur Einsendung sachgemäßer Berichte bei den Vereinen erreicht werden, was gegenüber den Geistlichen durch Berufung auf die Gehorsamspflicht erzielt werden kann. Bei einer großangelegten Umfrage über die kirchlichen Verhältnisse des romanischen Amerika war die Antwort über das Bistum San Salvador unterschrieben vom „Direktor der Diözesanstatistik". Was in dieser kleinen Diözese unter viel schwierigeren Verhältnissen möglich ist, sollte bei uns überall möglich sein. Über diese Tatsache habe ich mich so gefreut, daß ich darüber die zahlreichen Enttäuschungen, die ich bei dieser großen Umfrage erlebte, beinahe vergessen hätte.

Für die Vereinsvorstände sei bezüglich ihrer Rechenschaftsberichte das Folgende bemerkt: Da alle Vereine mehr oder weniger mit Geldern zu tun haben, die Gelder für bestimmte Zwecke verwendet werden und alljährlich Rechenschaft abgelegt werden muß, so empfiehlt es sich: 1., daß die sämtlichen für Vereinszwecke ausgegebenen Summen von der Gründung des Vereines ab zusammengezählt werden; 2., daß diese Gesamtsumme der für Vereinszwecke verwendeten Gelder in dem jährlichen Rechenschaftsberichte unter den Jahressummen angeführt werde, damit der Leser des Rechenschaftsberichtes sofort sehen kann, wie umfangreich die Gesamttätigkeit des Vereins bisher gewesen ist. Sind andere Vereinszwecke, die nicht auf das Einsammeln von Vereinsgeldern auslaufen, vorhanden, so müssen auch diese in übersichtlicher Form von der Gründung des Vereines ab dargestellt werden. Ist die Arbeit der Zusammenstellung für das ganze Leben des Vereines einmal gemacht, so braucht man sie später nicht zu wiederholen, da die einzelnen Jahresberichte jedesmal die Gesamtergebnisse aufweisen. Weiterhin ist zu empfehlen, daß

diejenigen Vereine, die schon mehrere Jahrzehnte bestehen, diese Gesamtübersicht über die Tätigkeit des Vereines nach Jahrzehnten geordnet, sowohl bezüglich der Mitgliederzahl wie der Resultate, aufführen. Dadurch kommt dann auch die vergleichende Statistik zu ihrem Rechte.

Für die Oberen der Orden und geistlichen Genossenschaften mag hier gesagt werden, daß der Personalbestand sowohl im Ganzen wie nach Kategorien geordnet aufgeführt werden sollte, damit man sofort weiß, wie viele Priester, Laienbrüder, Novizen, Kleriker oder Chorschwestern, Laienschwestern u. s. w. in den verschiedenen Instituten sich vorfinden. Sind die einzelnen Orden und Genossenschaften auch in verschiedenen Tätigkeiten beschäftigt, so ist es notwendig, auch dieses zahlengemäß darzustellen, z. B, wie viele Patres dem eigentlichen Klosterdienst, der Schule, der Seelsorge, den Missionen ihre Zeit widmen, wieviele in der Verwaltung des Ordens oder der Genossenschaft beschäftigt sind u. s. w.

Die Bedeutung der kirchlichen Statistik ist eine große, wenn die Unterlagen 1. sichere und 2. abschließende sind, sowie 3. fachmännische Bearbeitung gefunden haben. Dort, wo die Erfordernisse nicht in ganzem Umfange vorhanden sind, behalten die Angaben immerhin eine gewisse Bedeutung bei, die jedoch bei Verwendung derselben genau zu umschreiben ist. Es wäre demnach dringend erforderlich, daß die Materialien nach Möglichkeit den beiden ersten Anforderungen gerecht werden.

Sind gute statistische Übersichten über die Vereine kirchlicher, charitativer, sozialer und kirchenpolitischer Art vorhanden, so kann man sicher sein, daß diese Zahlen die Runde durch die gesamte Presse machen. Die Presse ist stets bemüht, ihren Lesern interessantes Material vorzulegen. Gehen nun solche Ausarbeitungen durch die Presse, so ist dies ein Zeichen dafür, daß die weitesten Kreise des Lesepublikums diesen Fragen und ihren Lösungen sympathisch gegenüberstehen. Ich erinnere mich eines Falles aus meiner eigenen Praxis. Auf dem V. internationalen Kongresse katholischer Gelehrter hielt ich einen Vortrag über die Aufwendungen, die im 19. Jahrhundert für die katholischen Missionen gemacht worden waren. Meine Ergebnisse beruhten zur Hälfte auf genauen Rechnungen und zur Hälfte auf sorgfältiger Ermittlung von Schätzungswerten. Ich glaube nicht irre zu gehen, wenn ich behaupte, daß ein kurzer Auszug aus meinem Vortrage, der namentlich die Zahlen enthielt, durch die hervorragendsten Blätter der europäischen und amerikanischen Presse gegangen ist. In Deutschland und Österreich haben sich auch die kleinsten Blättchen mit diesen Zahlen befaßt, ein Zeichen, daß sich das ganze Publikum lebhaft dafür interessierte. Man sorge darum zunächst, daß eine kirchliche Statistik gearbeitet werde, da, wo sie fehlt, dann aber, und das ist beinahe gerade so wichtig, daß sie auch in knapper, sachgemäßer Form der Öffentlichkeit übergeben werde.

An zweiter Stelle hebe ich hervor, daß die Aufstellung genauer statistischer Angaben eine vorzügliche Gewissenserforschung für alle leitenden Kreise des katholischen Volkes bildet. Das gilt sowohl für das rein geistliche wie für das charitative und soziale Gebiet; denn die vergleichende Statistik ermöglicht es, sowohl die gemachten Fehler an den Zahlen abzulesen als auch herauszufinden, auf welchen Gebieten, die notwendig hätten angebaut werden

müssen, überhaupt noch nicht gearbeitet worden ist. Endlich aber auch glänzen die mit Eifer und Verständnis gepflegten Einrichtungen durch ihre in Zahlen ausgedrückten überraschenden Erfolge. Damit jemand das tun kann, ist eine kleine Übung im Lesen statistischer Tabellen erforderlich, die auch ohne besondere Anleitung unschwer erworben werden kann.

Da es bei schlecht gehenden Vereinsarbeiten häufig nicht klar ersichtlich ist, wo der Fehler liegt, kann man sehr oft an der Hand genauer statistischer Nachweise und Vergleichung derselben mit denjenigen anderer gleichartiger Organisationen den Fehler finden. Es ist deshalb für alle diejenigen, die an der Spitze einzelner oder einer in größere Verbände zusammengefaßten Mehrheit von Vereinen stehen, von großer Bedeutung, daß sie Freude und Verständnis an statistischen Untersuchungen gewinnen.

Ein dritter Punkt, der die Bedeutung der kirchlichen Statistik klar ins Licht setzt, liegt darin, daß durch sachgemäße Verbreitung einer klug kommentierten Statistik zahlreiche Personen für die betreffenden Bestrebungen gewonnen werden, die sich bisher davon fern gehalten haben.

An vierter Stelle betone ich, daß die Zahlen, die ein gutes, ein entsprechendes oder ein ungenügendes Verhältnis zwischen dem Bedarfe und Bedürfnis einerseits, sowie der Leistung und den Aufwendungen andererseits aufdecken, es ermöglichen, eine genauere Verwendung beziehungsweise größere Anspannung der in Frage kommenden Kräfte hervorzurufen.

Ein fünfter und sehr wichtiger Punkt ist der, daß genaue statistische Angaben über größere Gebiete es leicht verhindern, daß Gelder unnütz ausgegeben werden. Aus eigener Erfahrung kann ich sagen, daß die Unkenntnis der schon vorhandenen, noch ausbeutungsfähigen Einrichtungen und Betriebe, Neugründungen gleicher Art hervorgerufen haben, für die ein Bedürfnis noch nicht vorlag. Lediglich der Umstand, daß die betreffenden Persönlichkeiten keine Kenntnis davon hatten, daß in erreichbarer Nähe das von ihnen gefühlte Bedürfnis zu charitativen Tätigkeiten in der besonderen Richtung gedeckt werden könnte, hat es leider zuwege gebracht, daß Gelder, die für andere Zwecke viel dringender notwendig waren, auf diese Weise nutzlos angelegt worden sind. In Rom gibt es z. B. eine ganz erhebliche Zahl von Anstalten, in welchen man Waisen, Halbwaisen oder auch Kinder, deren Eltern noch leben, unterbringen kann. Ich habe in Rom niemand kennen gelernt, der alle diese verschiedenen Anstalten gekannt hätte. Jedesmal wenn von neuem die Frage auftauchte, wo man eines dieser unglücklichen Kinder unterbringen könnte, war man ratlos. Daß manche dieser Anstalten viel intensiver benützt werden könnte, steht fest. Wenn man sie nur kennte und mit den Aufnahmsbedingungen vertraut wäre, so würde manche Summe, die jetzt für *ein* Kind verwendet wird, für mehrere ausreichen. Die Charitas ist in Rom außerordentlich entwickelt. Dagegen besteht auch nicht der leiseste Schimmer einer Übersicht über dieselbe, so daß wirklich gesagt werden kann, daß man vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht. Wenn die kirchliche Behörde eine genaue Aufnahme aller charitativen Einrichtungen machen und veröffentlichen würde, so wäre damit eine verhältnismäßig recht große Gelderspannis angebahnt. Was ich für Rom aus eigener Erfahrung bezeugen kann, gilt mit den nötigen Abänderungen für alle größeren Gebiete.

Ich will beiläufig an sechster Stelle erwähnen, daß die Statistik der wirklichen Erfolge das beste Mittel ist, die Schaffensfreudigkeit aller Beteiligten zu erhöhen und sie für größere Dinge zu begeistern und empfänglich zu machen.

Endlich sei als letzter Punkt hervorgehoben, daß Vorstände und Obere aller Art, die eine umfassendere Organisation zu leiten oder zu beaufsichtigen haben, durch gute, genaue Aufstellung statistischer Uebersichten oft auf Dinge aufmerksam werden, die sonst ihrer Wachsamkeit entgangen wären.

Die vorstehenden Anregungen erheben keinen Anspruch darauf, nach jeder Richtung hin abschließend zu sein. Sie sollen nur dazu dienen, das Interesse weiterer Kreise für kirchliche Statistik zu wecken und denen, die es angeht, das Gewissen zu stärken für die Ausübung ihrer Pflicht, Rechenschaft abzulegen über ihre Tätigkeit, nicht nur mit schönen Worten, sondern vor allem mit Zahlen. Jede Zahl wirkt aber viel energischer, wie das in die schönste Satzperiode eingekleidete Prinzip.

Ich bin ein Baum.

Von F. X. Schrönghamer.

Ich bin ein Baum auf breiter Hochlandsfläche
Und rage einsam in das Ätherblau;
In weite Lande halt' ich hohe Schau,
Zu meinen Füßen singen Silberbäche.

Der Sturm umsang mich wild in jungen Tagen
Und hat mir manchen grünen Schmuck geraubt,
Doch hob ich hoch das wetterharte Haupt
Und ließ die Wurzeln ins Gefelse schlagen.

Ich gab mich nicht, wie stark der Sturm auch stöhnte,
Ich stemmte mich und wurde stolz und stark;
Doch weich und schmiegsam blieb mein Edelmark.
Dann kam die Sonne, die mich mild verschönte.

So steh' ich hier in schauerschönem Schweigen,
Tief unter mir verdämmert fern die Welt,
Hoch über mir wölbt sich ein blaues Zelt
Und nächtens schlingt sich mir ein Sternenreigen.

Der müde Wand'rer, der durchs Hochland schreitet,
In meinem Schatten hält er stille Rast
Und staunt zur Ferne, die voll Glanz und Glast
Ein Wanderheimweh in die Brust ihm leitet.

Mich stürzt kein Sturm. Ein Blitz nur fällt die Eiche,
Dann kracht sie nieder, sieghaft noch im Fall:
Durch alle Schluchten bricht der Wiederhall
Und Wolken weinen auf die Heldenleiche.

Heinrich von Ofterdingen.

Aus einer Reihe heimatlicher Erzählungen.

Von **Richard von Kralik.**

Ein paar Stündlein von der lieblichen Stadt Linz gegen Südwesten auf fruchtbarer Ebene zwischen dem Traunfluß und dem Kürenbergerforst liegt das Dorf Ofterding. Auf dem Abhang, wo sich jetzt das Pfarrhaus erhebt, stand vor siebenhundert Jahren eine hübsche Burg, von der aber jetzt kaum ein Stein mehr erhalten ist, und auf dieser Burg hauste das ritterliche Geschlecht der Ofterdinger. Niemand würde mehr davon reden, wenn nicht ein dichterischer Jüngling den Ruhm dieses Namens über die Jahrhunderte hinaus gerettet hätte, sowie sich etwa von einem großen Schatz nur eine Münze erhält. Und wodurch hat er seinen Namen so tief in die Himmelstafeln der Geschichte eingeschrieben, daß er nicht mehr verwischt werden kann als nur durch das Feuer des jüngsten Tages? Durch eine beispiellose Liebe zu seiner Heimat, der er Alles, sich selbst, seine Kunst, sein Leben und seine Liebe opferte. So trat der Jüngling an einem schönen Lenztag vor seinen Vater Adelram und seine Mutter, die beim Morgenimbiß in der Halle vor einem Krug Apfelmost saßen, und sprach: „Gebt mir Urlaub, Vater und Mutter, in die Welt hinauszuziehen! Ich bin alt genug, weiß mit Roß und Waffen umzugehen und kenne das ganze Jagdrevier zwischen Donau, Traun und den Alpen. Der Vogelsang, der Sonnenschein treibt mich weiter hinaus in die Welt. Ich will den Ruhm meiner geliebten Heimat verkünden, soweit die deutsche Zunge klingt. Wie könnte ich das aber besser, als indem ich die Hilfe der Dichtung dazu anrufe. Wohl hat mich mein Urgroßohm, der gute, alte Ritter von Kürenberg, schon manche Lieder und Sagen gelehrt, aber damit werde ich nicht weiter kommen als die Waldvöglein. Auch mancher fahrende Sänger kam zu unserer Burg, wie der gute Spervogel, und gab uns einen Nachhall all des Schönen, wovon draußen Höfe und Städte widerhallen. Das will ich nun selber erfahren und üben.“ Und der junge Heinrich zog hinaus über den Traunfluß bis an die Enns, bis zur Burg Steier, wo der Markgraf Ottokar hauste, nicht nur dem alten siechen Herrn als Knappe zu dienen, sondern um ihm auch Lieder und Schnaderhüpfel vorzusingen zur Erheiterung, wie er sie reichlich wußte, oder die alten Sagen des Landes von Biterolf und Dietleib von Steier, von seiner Schwester Similde, vom Zwergkönig Laurin. Und wenn die Sonne gar zu schön schien, so zog er hinaus nach Salzburg oder an den Traunsee und spielte den jungen Mädchen unter der Linde zum Tanze auf; und wo er nur hinkam, rief es einer dem andern zu: „Der Heini von Steier ist wieder im Land!“

Herr Ottokar starb und Heinrich kehrte wieder nach Burg Ofterdingen zurück zu Vater und Mutter, den Kopf voll von neuen Weisen, in der Satteltasche die eigenhändig aufgezeichnete Handschrift der Lieder vom Laurin und seinem Rosengarten, das Herz voll größerer Pläne. Und wieder trat er nach kurzem Verweilen vor seine Eltern, verlangte wieder Urlaub zur Ausreise und sprach: „Um die große Kunst würdig zu lernen, muß ich nach Wien an den Hof unseres glorreichen Herzogs Leopold, der selber die Dichtkunst pflegt und übt und alle trefflichsten Sänger bei sich versammelt. Dort ist Reinmar der Alte, dort Walther von der Vogelweide, der es bestätigt hat, daß man nur in Österreich singen und sagen lernen kann. Dort ist aller Glanz der Welt beisammen wie in einer Sonne, die den Schimmer von Millionen Sternen überstrahlt. Nur von dort aus kann ich das erreichen, was ich will, die Ehre der Heimat."

Der Vater und besonders die Mutter brachten noch manche Bedenken vor, nicht um den Sohn von seinem Streben abzuraten, sondern mehr um seine Festigkeit zu prüfen. Und nachdem sie sich überzeugt hatten, daß er wohl wisse, was er wolle, gaben sie ihm ihren Segen, einige Goldgulden, einige Pergamente an bekannte Ritter und Kaufleute in Wien, stopften ihm die Satteltasche mit guten, nahrhaften Sachen und entließen ihn noch denselben Tag, denn man soll nicht aufschieben, was schon reif ist. Er kam mit seinem Knecht Ruprecht gegen Abend nach Linz vor die herzogliche Burg, ward da vom Burggrafen, der ein Bruder seiner Mutter war, wohl empfangen, beherbergt und am nächsten Morgen mit weiteren Briefen beurlaubt. Am dritten Abend schon ritt der Eilige in Wien ein; dort ruhte er, suchte die Freunde auf, an die er Briefe hatte, stattete sich hofmäßig aus und ließ sich dann dem Herzog Leopold in seiner Burg auf dem Leopoldsberg vorstellen.

Er kam gerade zu einer unruhigen Zeit. Leopold war erst vor kurzem nach dem Tode seines Bruders Friedrich aus Graz gekommen, um die alleinige Herrschaft zu übernehmen. Er hatte alle Verhältnisse in größter Verwirrung vorgefunden. Das deutsche Reich war zwischen dem Staufen Philipp und dem Welfen Otto strittig und im nachbarlichen Ungarn kämpften die Brüder Emerich und Andreas um den Thron. Andreas hatte vor dem Bruder fliehen müssen und bei Leopold gastfreundliche Zuflucht gefunden. In seinem Gefolge war nun ein Mann nach Wien gekommen, der damals als der Weiseste der Welt galt. Es war das der berühmte Klingsor, der geheime Rat des Fürsten, für den er in Ungarn große unterirdische Schätze und ergiebige Goldbergwerke in Siebenbürgen gefunden und entdeckt hatte, aus denen er jährlich 3000 Mark Goldes zog. Ungeheuer war das Aufsehen, das er durch seine geheimen Wissenschaften in Österreich machte, und unser junger Heinrich von Ofterdingen schloß sich sogleich an ihn an. Durch die Kriegsunruhen war ja doch der ganze Sängerhof zerstreut worden, der kurz vorher so herrlich geblüht hatte, so daß sich nur Artus' Hof damit vergleichen ließ. Der junge Leopold hatte im Anfang auch gar zu reichlich ausgeteilt, als ob er, wie die Sänger rühmten, nicht länger leben wolle. Er hatte das Gold pfundweise, das Silber so reichlich gegeben, als ob es gefunden wäre, dazu auch die reichsten Gewänder.

Rosse führte man davon, als ob es Lämmer wären, so daß die Ställe fast leer wurden. Dazu zahlte er den fröhlichen Sängern ihre alten Schulden. Nun war die Kriegsnot übers Land gekommen. Mancher, der da nicht mehr genug bekam, hatte den Hof zu Wien verlassen, so auch Walther von der Vogelweide.

Da gab sich denn Heinrich in die Schule Klingsors von Ungarland. Von ihm konnte er ja mehr lernen als von allen andern. Nicht mit Unrecht hatte dieser sich den Namen jenes berühmten Zauberers Klingsor beigelegt, des Nachkommen des Meisters Virgilius; denn sowie jener zur Zeit des Artus und Parzifal der mächtigste Hexenmeister war, so vereinigte dieser jüngere Klingsor auch alles magische Wissen seiner Zeit. Übrigens leitete er seinen Stamm von einem Schreiber und Famulus jenes alten Klingsor ab, der die Erbschaft der Bücher und der Künste seines Herrn übernommen hatte. Klingsor war nicht nur ein Meister in der Kunst zu sagen und zu singen, er war auch in allen sonstigen Wissenschaften und Künsten gelehrt und erfahren. Und damals gab es noch mehr Künste nnd Wissenschaften als heutzutage, wo manches in Vergessenheit geraten ist. Er hatte nicht nur die landläufigen vier Fakultäten inne, war Doktor und Magister der Theologie, der Juristerei, der Medizin und Philosophie, er hatte auch die schwarze und weiße Magie aus dem Grunde studiert in Paris bei Meister Amalrich, in Toledo bei den Mauren und Juden, in Konstantinopel bei den Griechen, in Babylon und Baldag bei Zabulon, Flegetanis und Basiant; ja um von den Heiden alle Geheimnisse der Kunst zu erfahren, hatte er sich drei Jahre lang als Verehrer Machmets ausgegeben. Dann aber war er in den Dienst des Ungarkönigs getreten und war von ihm mit den Einkünften eines ganzen Bischoftums bedacht worden; 3000 Mark trugen ihm seine Güter jährlich ein. Diesem Manne war es gelungen, den Herzog Andreas vor seinem Bruder Emerich zu retten und ihm den Schutz des Herzogs von Österreich zu gewinnen. Dafür ließ er nun auch die Früchte seines Wissens dem wirtlichen Lande angedeihen. Durch seine Wundertaten half er kräftig mit, die Einfälle des Königs Emerich abzuwehren. Vergebens suchten Leopold und der Papst den Streit dadurch abzutun, daß sie auf die Notwendigkeit eines gemeinsamen Kreuzzugs hinwiesen. Da starb Emerich. Seine Witwe Konstanze suchte nun Leopold für sich und ihren Knaben zu gewinnen; als aber auch dieser starb, da war Andreas der einzige rechtmäßige König und er konnte nun unbestritten seine Herrschaft antreten. Da nahm er auch seinen getreuen Klingsor mit sich nach Ungarn. Das gab ein herzliches Scheiden zwischen dem Meister und seinem Lieblingsschüler, dem Junker Heinrich von Ofterdingen. Beim Abschied sagte Klingsor: „Kommst du einmal in Not, so sollst du an mir und meiner Kunst immer eine getreue Hilfe finden. Merke dir meine Lehre: die Poesie ist die größte Magie, beide sind Eins, sie bewegen die Welt, beleben das Tote, wirken Wunder, durchschauen alle Geheimnisse."

Nicht lange hielt es den Wiener Schüler am Hof zurück. Er hatte nun zehn Jahre dort zugebracht und seinem geliebten Herzog in Krieg und Frieden, mit dem Schwert und der Harfe gedient. Aber er hatte auch an dauernderen Ruhm gedacht. Die alten deutschen Heldensagen aus der Zeit der Völker-

wanderung waren in Vergessenheit gekommen, nur bei fahrenden Sängern, bei Bauern, in alten Klöstern fanden sich die Überreste davon zerstreut. Heinrich hatte es zu seiner Lebensaufgabe gemacht, alle diese Überbleibsel zu sammeln und neu zu dichten; so wollte er seinem Herrn ein Heldenbuch widmen, wie es größer und herrlicher keines gegeben. Auch Klingsor hatte ihm dabei mitgeholfen und manches von Etzel und den Heunen beigetragen. Aber bevor Ofterdingen die letzte Hand an das Werk legte, wollte er auch einmal den Hof des Landgrafen von Thüringen besuchen, wo unter vielen anderen Sängern Wolfram von Eschenbach weilte, der Sänger des Titurel und Parzifal. Mit ihm wollte er sich messen und seine Kraft prüfen. Aber noch ein anderer Umstand reizte ihn. In den Kriegen zwischen Staufen und Welfen hatte das Ansehen des Landgrafen Hermann sehr gelitten. Er schwankte wiederholt zwischen Philipp und Otto. Endlich hatte ihn Philipp der Staufer aufs tiefste gedemütigt, trotz der Hilfe König Ottokars von Böhmen. Er mußte dem Sieger zu Füßen fallen, der lange zögerte, ihn aufzuheben und ihm zu verzeihen. Philipp wurde darauf in Aachen mit seiner Gemahlin Irene gekrönt. Dadurch wuchs dessen Ansehen so sehr, daß sich das des Landgrafen verdunkelte; dieser hatte sich bisher als den Königsmacher angesehen. Um nun sein Ansehen wieder herzustellen, lud er alle Sänger an seinen Hof auf die Wartburg bei Eisenach; ihre Stimmen wollte er gewinnen; denn wen die Sänger lobten, der galt. Sie waren damals das, was heute die Zeitungen sind. Darum beschloß also Heinrich von Ofterdingen auch hinzugehen, um die Ehre seines Fürsten dort zu vertreten.

So war das Pfingstfest des Jahres 1206 herangekommen. Die Stadt Eisenach war voll von Gästen, auf dem Weg zur Wartburg hinauf vernahm man durch den Wald nichts als Fiedel und Harfenschall, Sing und Sang, und oben auf dem Schlosse wurden die Kommenden empfangen, nicht bloß mit schönen Worten, sondern mit Willkommstrunk, Imbiß, mit goldenen Ketten, Ehrenmänteln und so weiter.

Es kam da Ritterschaft genug,
Die alle ihr eigner Wille trug,
Daß sie gerne kamen dar,
Und Abenteuer nahmen wahr.
Man suchte der Wiganden
Aus allen teutschen Landen,
Ungarn und Reußen
Sachsen und Preußen,
Dänen und Winden
Ließen sich auch da finden.
Böheimer und Polane,
Grafen und Supane,
Dienstherren und Freie viel,
Sie alle suchten Ritterspiel.
Da war auch mannig höfischer Mann,
Der seine Künste hie begann,
Was man vor Herren pflegen soll.
Der fiedelte ausdermaßen wohl,

Man hörte Schalmeien hallen
Und Posaunen schallen.
Der schlug die Trommel, dieser pfiff,
Der andre süße Weisen griff
Auf Harfen und auf Rotten.
Franzosen und Schotten,
Deutsche und anders jedermann
Sein Amt zu weisen da begann.

So sagt der Chronist jener Tage.

Mit der größten Liebenswürdigkeit begrüßten der Landgraf und die Landgräfin Sophie die Gäste, besonders die Sänger, von denen sie eine wirkungsvolle Erwiderung ihrer Leutseligkeit erwarteten. Wolfram von Eschenbach aber, der seit Jahren hier als Hofdichter weilte, ließ sich die jungen Kollegen vorstellen und richtete an jeden herablassende Worte. Auch Walther von der Vogelweide war da. Um ihn war das größte Gedränge, um ihn bemühte man sich am meisten. Seine Lieder und Sprüche waren ja eine Großmacht geworden, die man nimmermehr verachten durfte. Wen er lobte, der blieb für alle Zeit gelobt, wen er tadelte, der war für alle Zeit gebrandmarkt. Er war auch der einzige, der es wagte, den Wolfram ein wenig aufzuziehen, und wenn dieser über den heimatlosen Vogelweider eine Bemerkung machte, nannte ihn der boshaft den von der Schnabelweide, dieweil sein Heimatsort Eschenbach an der Schnabelweide lag und der Ritter die bessere Schnabelweide am Thüringer Hofe gefunden hatte.

Aber man war ja nicht zum Scherzen hergeladen. Bald begann das Festsingen in der großen Halle. Ein Sänger nach dem anderen trat in die Laube und pries den freigebigen Wirt. Wolfram begann, indem er die Sangesgenossen willkommen hieß im Namen seines Herrn und sie aufforderte, ihm zu helfen, dessen Lob zu mehren. Er gestand, wie viel er ihm verdanke, von ihm habe er die schönen französischen Romane mitgeteilt erhalten, die er dann in die deutsche Sprache umgedichtet habe zum dauernden Ruhm seines Gönners. Wenn Heinrich schon über diesen Gesang wenig befriedigt war, so ärgerte ihn noch mehr der folgende Vortrag Walthers von der Vogelweide: der rühmte am Landgrafen besonders die Höfischkeit, daß er ungefüge Töne nicht dulde, nur hofeliches Singen, daß er die fernhalte, die das rechte Singen stören, daß er die Volkskunst schweigen lasse, und er schloß also:

Würden ihr die großen Höfe benommen,
Das wäre alles nach dem Willen mein,
Bei den Bauern ließ ich sie wohl sein;
Davon ist sie hergekommen.

Gern wäre er daher des milden Landgrafen Ingesinde, wenn man sich an seinem Hof nicht auch mit manchem Pfuscher drängen müßte, der die Kunst der Meister stört und wie ein Jagdhund auf falscher Fährte in der Irre läuft. Aber dessen Kunst gleicht der seinen wie Weizen der Spreu. Mit solchen Klopffechtern, die scharenweis Nacht und Tag ein und ausfahren, sollte der Landgraf nicht seine Habe vertun, wenn sie sich auch einbilden, Helden zu sein.

Heinrich von Ofterdingen fühlte gar wohl die Stiche, die ihm selber, seinem volkstümlichen Bestreben und dem Hof zu Wien galten. Er sprang empor und begann: „Nun will ich mein erstes Singen hier tun, und zwar dem Wirte zu Ehren in des edlen Fürsten Ton von Thüringerland zum Dank für seine Milde; aber diese Rücksicht soll nicht so weit gehn, daß ich meinen eigenen Fürsten vergäße. Ich will es vielmehr allen Singern gegenüber aufwerfen und als ein Kämpe behaupten, daß die Tugend des Herzogs aus Österreich alle anderen übertrifft. Könnt ihr mir einen, ja drei nennen, die zusammen die Tugend des Einen aufwiegen, so will ich mich euch wie ein Dieb gefangen geben, dann mag morgen der Henker Stempfel mit Weide und Seil kommen, um mich aufzuhenken. Wohlan, wer so wie ich sein Leben in die Wette wagt, der mag diese Fehde aufnehmen!“

Eine ungeheure Aufregung brachten diese Worte des Österreichers hervor. Die Ritter hätten ihn gerne gleich niedergestoßen, die Sänger blickten ihn neidlich an, die Frauen wußten nicht, ob sie süß oder sauer sehen sollten, der Landgraf wollte sogleich eine so unzukömmliche Herausforderung verbieten, aber es war zu spät; in ihrem gekränkten Sängerstolz wallten alle Dichter auf und schrien dem Kecken entgegen, sie nähmen die Herausforderung an: „Herbei, ihr Grießwärtel! Herbei mit dem Henker und den Schergen, daß der Unterliegende gleich seine Strafe erleide!“ Und einer nach dem anderen sprang hervor und begann seinen Streitgesang.

So begann Walther von der Vogelweide: „Wie kannst du wagen solches zu sprechen, der du nie über Österreich hinauskamst? Ich aber habe die ganze Welt durchfahren von der Seine bis an die Mur, ich habe viel der Lande gesehen und nahm der besten gerne wahr. Um von den deutschen Fürsten zu schweigen, so hat König Philipp August von Frankreich mehr des Preises als der Österreicher. Ich kenne diesen wohl, aber ich bin von seinem Land mit Zorn und Haß geschieden, weil ich dort nicht nach Gebühr behandelt ward.“ Heinrich aber blieb ihm die Antwort nicht schuldig: „O du Undankbarer, hast du nicht selbst gestanden: „In Österreiche lernte ich singen und sagen“? Kannst du so deine Heimat und Mutter schelten? Aber was kann man von dir besseres erwarten, der du um einen neuen Mantel oder ein paar Schillinge deine Herren wechselst! So hast du es abwechselnd mit Kaiser und Papst, mit den Staufen und Welfen, mit Österreich und Thüringen gemacht, mit weltlichen und geistlichen Herren. Wo man dich nicht genug füttert, da lässest du ein boshaftes Spottlied zurück. Hast du auch an hohe Minne und höfischen Sang gedacht, als du mit deiner Trauten unter der Linden an der Heide lagst und das Vöglein dazu Tandaradei zwitscherte?“

Walther schwieg, aber Konrad, der tugendhafte Schreiber genannt, der Kanzler des Landgrafen, sprang vor und rief: „Die beste Tugend meines Herren ist, daß er nach Gottes Hulden wirbt und doch der weltlichen Ehre nachstrebt; er ist ein Adelar gegen seine Freunde, ein Löwe gegen Feinde, wie König Alexander, von dem ich gelesen habe. Er ist es, der da Kaiser einsetzt, wie er will, nicht die sieben Kurfürsten. Du bist wie ein schlechter Jagdhund auf falscher Spur und verdienst Züchtigung. Auf den Gruß des Fürsten aus Österreich verzichte ich gern“. Ihm antwortete Ofterdingen: „Der Österreicher ist nicht so, daß er seinen Dienst zwischen

Gott und der Welt teilt, nein, er dient der Welt so, daß er sich damit die Krone im Himmelreich erwirbt. Er ehret alle Frauen, um der einen Magd willen, die Gott gebar. Den Klagenden büßt er ihr Leid, den Feinden gegenüber hat er nie seine Ehre verspielt. Du sprichst zu mir wie die Krähe zum Falken, dafür sollte dir mein Knecht Ruprecht das Haar gleich einem Toren scheren. Gegen den edlen Helden aus Österreich sind alle Fürsten nur wie der Nebel gegen die Sonne. Er beschenkt nicht nur den Mann, sondern auch sein Weib, dem schickt er die Gabe ins Haus. Ich habe euch aufgefordert, mir drei zu nennen, die ihm gleich sind. Ich geb euch noch den Vierten drauf. Er ist ein Adler, wenn andere Fürsten Falken sind. Alle Gehrenden ziehen zu ihm wie die Bienen zu ihrem Weisel."

Jetzund mußte Biterolf einspringen; der Zorn ließ ihn nicht länger schweigen. Wie ein Rabe auf ein Aas sich stürzt, so fiel er über Ofterdingen her: „Du bist wie der Kater, der die Sonne freien wollte und dann sich doch mit der Mausekatze zufrieden geben mußte! Nun komm' her, Stempfel, tritt mit deinem Richtschwert neben uns und schwinge mirs Haupt herunter, wenn ich nicht neben dem Thüringer noch einen Grafen wandelsfrei finde, der den Österreicher an Biedermut übertrifft; ich meine den von Hennenberg. Was er zu Mainz tat, das wäre dem Dietrich von Bern genug gewesen. Das sah damals der Held aus Österreich. Aber kann er dem etwas entgegensetzen?" Darauf erwiderte Ofterdingen: „Keiner von euch hat aber gesehen, was Leopold in Ungarn tat. Und dabei vergaß er doch seine Freigebigkeit nicht, nein, befahl mitten im Gefecht, den Sängern alle Schulden zu bezahlen. Auf, nehmt selbst den von Brandenburg noch dazu, sie kommen alle zusammen nicht auf gegen den von Österreich. Gott beschere ihm noch zwei Augen in seinem Nacken und noch zwei Hände mehr, daß er den Fahrenden gebe, während er sich vor den Feinden wehrt. Du hast mich mit einer Katze verglichen; merke dir, wenn Mäuse eine Katze anlaufen, so müssen es ihrer gar viele sein, wollen sie die Katze totbeißen."

Nun begann Reinmar der Alte: „O Knabe, deines Schallens wird zu viel! Du tust mir leid um deinen Übermut, aber du kennst nicht die rechte Kunst. Gehst du so weiter, wirst du als Bärenführer und Gaukler enden vor dem Jahrmarktspöbel. Ich scheue nur die Nähe der Fürsten und ihrer Frauen, um dich nicht ärger zu schänden. Wer seinen Wagen überladet, der bricht ihn. Dein Singen geht aus eines Toren Mund. Wenn alle Fürsten Engel wären, so wär der Thüringer Herr wohl ihr Gott." Aber Ofterdingen blieb die Antwort nicht schuldig: „Reinmar, du mußt vor Zorne zabbeln wie ein Kind, dem man das Ei versagt. Die Minne hat dich so kindisch gemacht, die du nach welscher Troubadourenweise den Hofdamen nachgeseufzt hast, ohne dir mehr als Spott zu gewinnen. Ich aber habe auf meiner Harfe noch der Saiten mehr, die bisher ungerühret sind."

Als letzter aber stand der ehrwürdige Eschenbach auf und sang: „Heinrich von Ofterdingen, sage, weißt du, wie Gott den Teufel um seinen Übermut band? So muß ich in Priesters Weise dich wie einen Besessenen aus unserem Kreise bannen. Fliehe so eilig du kannst, eh ich dir meinen Fluch wie Donner, Blitz und Hagel nachsende!" Aber Ofterdingen entgegnete:

„Ha, regst du dich, Herr Terramer, und schickst du die Scharen deiner barbarischen Helden über mich, die du aus Asien und Britannien beschworen hast? Ja, sie kommen, Kalogreanz, Brandelidelin, Meliakanz, und wie sie alle heißen, daher von Breziliande, von Karidol und was weiß ich noch! Schmach über dich, der du mit wälschem und heidnischem Wesen unseren deutschen Dichterhain überschwemmt hast!"

Eine Stille entstand darauf. Alle waren betreten, denn der Vorwurf war nicht ganz ungerecht, wenn auch einseitig, und man sah es den andern Sängern an, daß sie den Spott dem Sängermeister Wolfram gönnten. Da trat Walther wieder vor und versuchte eine ganz neue List. Er stellte sich halb überwunden und sagte: „Meine Zunge war früher ein wenig zu schnell, daß ich mich des Fürsten von Österreich so gar verziehen hatte. Zorn hatte mich übermannt über deinen Übermut, so ließ ich mich hinreißen und zu einer Schuld verleiten. Ich bereue das Wort und bitte den hochgelobten edlen Fürsten wert von Österreich um Vergebung. Du hast ihn früher mit der Sonne verglichen. Ja, ich gestehe, daß er sich zu der anderen Fürsten Menge verhält wie die Sonne zu den Sternen. Bist du damit zufrieden, Heinrich von Ofterdingen?" Und als dieser freudig bejahend in diese Falle ging, setzte Walther seinen Sang also fort: „Nun, wenn der von Österreich die Sonne ist, wie sein Kämpe zugibt, so erkläre ich vor all der Welt, daß der Tag noch strahlender, erfreuender und preisvoller sei, als die Sonne, der Tag wurde früher geschaffen als die Sonne, wie die Bibel sagt, der Tag geht der Sonne voraus, wie du jeden Morgen sehen kannst. Und der Tag, das ist der Fürst von Thüringen."

In der ganzen Halle erhob sich ein Jubelgebraus über dies Wort. Alles freute sich über die Lösung, über den Sieg des Landesherrn und höhnte den Ofterdinger. Nichts half es ihm, daß er über das falsche Spiel klagte, das man hier getrieben. Man schrie nach dem Henker. Der kühne Sänger schien verloren. Auch der Landgraf war weder gewillt, noch im Stande, ihn zu schützen. Da floh Heinrich von der Sängerlaube durch den Saal zur Landgräfin Sophie und flehte um ihren Schutz. Milde breitete sie zum Zeichen der Gewährung ihren Fürstenmantel um den Knieenden und bat, ihn noch zu hören. Einer Frau durfte man nicht versagen, was man dem Fürsten gewehrt hätte. Es entstand Stille und Ofterdingen sprach: „Ich läugne, daß der Tag preislicher und hehrer sei als die Sonne! Nicht er bringt diese, sondern wird von ihr gebracht. Ihr seid in falschem Wahn. Ich aber weiß die Wahrheit von Klingsor, dem weisesten Kenner der Himmelswelt. Ich berufe mich auf ihn". Ein längerer Streit entspann sich über diese Behauptung, denn die astronomischen und physikalischen Kenntnisse jener Zeit waren sehr verwirrte. Endlich aber einigte man sich doch dahin, die Berufung auf den berühmten Himmelskenner anzunehmen. Ofterdingen sollte ihn binnen Jahresfrist zur Stelle schaffen. Bis dahin sei der Sängerkrieg vertagt. Wie aber sollte er für seine pflichtgemäße Wiederkehr bürgen? Wieder ergriff die Landgräfin das Wort und sprach: „Mit seinem kostbarsten Gute bürge der Sänger. Was hat er aber wertvolleres als sein Werk? Das gilt ihm mehr als Weib und Kind, wie ich weiß. Nun höre ich, daß Ofterdingen hier eine große Heldensage habe, das Werk seines Lebens. Das

soll er ausliefern. Ich wills verwahren. Es wird nach vollem Recht als gute Bürgschaft gelten". Man war es zufrieden. Ofterdingen mußte, von den Häschern des Landgrafen begleitet, in seine Herberge „zum Hellegrafen" gehen und da sein Pergament ausliefern, dann erst wurde er freigelassen

Eilig zog er nach Wien und erzählte da dem Herzog, wie es ihm ergangen. Da dieser ohnedies einen Boten an König Andreas zu schicken hatte, gab er ihm einen Brief an Klingsor mit, der alles berichtete und ihn dringend bat, seine Hilfe, die versprochene, zu leisten. Bald kam auch die Antwort aus Ungarn. Der Herzog und Ofterdingen sollten ganz ruhig sein, er werde zur rechten Zeit nach Wien kommen, um seinen Schüler abzuholen. Es sei keine Gefahr, er habe schon wohl über zweiundfünfzig der besten Meistersänger zur Wette hinweggesungen. So vergingen die Tage, Wochen und Monde. Ofterdingen wartete des Helfers. Dieser zögerte aber immer. Um die große Aufregung, in der er war, zu bannen, setzte Heinrich seine Arbeit am Heldenbuch fort, dessen erste Hälfte als Pfand in Thüringen lag. Aber schier zur Verzweiflung brachte ihn das Zögern des weisen Freundes. Schon fehlten nur mehr Wochen, Tage bis zur Frist, nun verstrich auch der letzte Tag, an dem es möglich gewesen wäre abzureisen, um Eisenach rechtzeitig zu erreichen. Ofterdingen war dem Wahnsinn nahe. Er gab seine Sache verloren, hielt sich für ewig beschimpft, den Meister für treulos und wortbrüchig. Da plötzlich am Abend vor dem Termin, da er auf der Wartburg sich stellen sollte, stand Klingsor vor ihm, ruhig lächelnd, alle Vorwürfe und Anklagen abwehrend. Mit zwingender, gebietender Gewalt hieß er ihn ruhig sein, ging dann mit ihm zum Herzog, ihn zu begrüßen, und bat ihn um Herberge für diese Nacht, verbrachte den Abend mit weisen Gesprächen und Gesängen und legte sich dann schlafen. Dem Ofterdinger ließ er mit seinem Knecht auch bei sich das Bett bereiten. Dem war es mitten in der Nacht als ob sein Bett von unsichtbaren Händen aufgehoben und durch die Lüfte fortgeführt würde über Berg und Tal, Wasser und Wald. Und siehe da, als er munter ward und die Hähne krähen hörte und eine Morgenglocke läutete, da war das die Glocke von Sankt Georgen zu Eisenach und er lag in einem Gastzimmer seines früheren Wirtes Hellegraf daselbst. Klingsor hieß ihn aufstehen und sie ritten sogleich den Wartberg hinauf ins Schloß. Ihre wunderbare Ankunft wurde bald in der ganzen Gegend bekannt und alle Sänger und Ritter kamen herbei, um das Ende des Sängerkriegs zu vernehmen.

Nun hielt also Klingsor einen astronomischen Vortrag, indem er bewies, daß die Sonne allein es sei, die den Tag verursache; somit sei sein Schützling nicht übersungen, sondern Sieger geblieben. Und als die Gegner das bezweifeln wollten, berief sich Klingsor auf Aristoteles und seine Lehre vom Firmamentum, den Planeten, dem Polus Arcticus und Antarcticus. Da mußte Wolfram zugestehen, daß er darin nur ein Laie sei, er kenne keine anderen Sterne und Himmelszeichen als Gott mit seinen zwölf Aposteln und vier Evangelisten und neun Engelchören. Er versuchte es aber, den Klingsor der schwarzen Kunst zu beschuldigen, denn nur mit Hilfe des Teufels könne er solche Blicke in die Natur der Dinge gemacht haben. Klingsor gab zu, daß sein Wissen ihm von Geistern überliefert worden sei, aber nicht von

böſen, ſondern von guten oder doch von jenen lauen, die beim Fall Luzifers ſich nur durch Nichthandeln verſchuldet hätten. Sie walten und weben nun in den Elementen und verſuchen ihre Schuld dadurch gut zu machen, daß ſie Menſchen und Tieren, Pflanzen und Elementen helfen. Sind ſie auch vom Paradies ausgeſchloſſen, ſo wird ihnen doch zum Lohn hie und da ein Blick dahin geſtattet. Wer mit ihnen zu verkehren verſteht, dem zeigen ſie die Geheimniſſe der Natur und der Seele, indem ſie die Hülle von ſeinen Augen ziehen. Die Landgräfin wünſchte eine Probe zu ſehen. „Wohlan", ſagte ſie, „hier liegt der Kranz, der dem Sieger im Sängerkrieg beſtimmt war. Er ſoll nun mit Hilfe deiner Geiſter dazu dienen, die treueſte Liebende in dieſem Kreis zu entdecken, die ſich ſonſt ſcheuen würde, ihre Liebe zu geſtehen. Können deine Geiſter ſie ſo binden, daß ſie ihn nimmt und ihrem Geliebten aufſetzt?" Kaum hatte die Landgräfin dieſe Worte geſprochen und Klingſor ohne Antwort ſeine Hand über den Kranz geſtreckt, als bei der Tür des Saales wie ſchlafwandelnd ein Mädchen hereintrat, ohne Zögern auf den Kranz zuging, ihn ergriff und ſich damit dem Ofterdinger zuwandte. Aber die neidiſchen Gegner ſtürzten auf ſie los, entriſſen ihr den Kranz und die Jungfrau lag ohnmächtig am Boden. Es war Künhilde, die Tochter des edlen Wirtes, bei dem die beiden Fremden Herberge genommen hatten. Es wäre nun faſt zum Schwerterkampf gekommen, aber Klingſor warf ſich zwiſchen die Gegner und die Landgräfin führte die ihrer kaum bewußte Maid aus dem Saal. Eine tiefe Erſchütterung hatte ſich aller Anweſenden bemächtigt.

So brachte Klingſor den Streit allmählich auf ein anderes Gebiet, auf das des Wiſſens und Glaubens, und bewog alle Sänger, ſich auf dieſem Gebiet in friedlichem Wetteifer zu vereinigen. Da wurden von Allen um die Wette, Parabeln, Rätſeln, Gleichniſſe, Geſchichten voll von tiefem Sinn aufgeſtellt und erläutert, ſo daß man faſt des Streitgrunds vergaß, wenn nicht zum Schluß doch wieder der Dichterneid Nahrung gefunden hätte; denn Wolfram trug ſeine Geſchichten vom Gral, von Parzifal und Lohengrin vor, Ofterdingen ſeine vom Pfand befreiten und nunmehr vollendeten Heldenſagen, beſonders jenen Teil, den wir noch heute als das Nibelungenlied ſchätzen. Dabei kam aber auch wieder der politiſche Zwiſt zum Ausbruch, denn es zeigte ſich, daß Ofterdingen damit auch nur wieder die Verherrlichung Öſterreichs und des Wiener Hofs bezwecke. Zum Glück brach die Nacht herein, eine ſchöne, ſternenklare Nacht. Da führte Klingſor, wie von höherem Geiſt ergriffen, die ganze Geſellſchaft hinaus vor die Burg und zeigte ihnen an den Sternen und ihrem wunderbaren Stand, wie eben jetzt im fernen Ungarn ein Mädchen geboren werde, das beſtimmt ſei, als Heilige Thüringen zu verherrlichen. Es war die heilige Eliſabeth, die ungariſche Königstochter, die ſpätere Gattin von Hermanns Sohne Ludwig, die ſeine Weisſagung meinte.

Trotz der ſpäten Stunde behielten der Landgraf und die Landgräfin den weiſen Sterndeuter noch bei ſich, um ihn vollſtändiger über die Zukunft auszufragen. Die anderen Sänger und Ritter verabſchiedeten ſich und verließen die Burg. Auch Ofterdingen ritt mit ſeinen Liedern den Berg hinunter zur Stadt. Er war allein mit ſeinem Knappen Ruprecht. Denn die andern waren ihm doch noch gram. Ja, eine Schar von allzu eifrigen Dienſtmannen

des Landgrafen glaubte noch immer, sie hätten hier einen Schimpf zu rächen, der ihrem Herrn angetan worden. Sie ritten dem Sänger nach, forderten ihn auf, ihnen Stand zu halten und griffen ihn an. Nach heldenmütigem Gefecht ward er mit seinem Knecht von der Überzahl niedergehauen. Die Angreifer verschwanden sodann spurlos in Nacht und Wald und niemand hat ihre Namen erfahren.

Am nächsten Morgen fand man den Erschlagenen. Seine Lieder waren um ihn zerstreut. Man sagte es dem Landgrafen an. In der Verwirrung wurden die zerstreuten Handschriften nur unvollständig gesammelt, sie kamen in verschiedene Hände und der Name des Dichters blieb fast vergessen. Nur wie eine Sage ist er bis zu uns erklungen. Sein Grab blieb verschollen. Es ist begreiflich, daß man von ihm nicht gerne sprach, begreiflich, daß man sein Andenken unterdrückte. Auch von seinem Werk sind nur Bruchstücke uns erhalten geblieben, das Nibelungenlied, der Rosengarten u. s. w. Und auch das verdanken wir nur der treuen Sorgfalt jener liebenden Jungfrau, der Tochter seines Eisenacher Wirtes, die eine stille, nur durch den Zauber Klingsors geoffenbarte Neigung zum ritterlichen Sänger im Herzen trug. Sie hat sein Schicksal noch bis über den Tod hinaus mit ganzer Teilnahme verfolgt und sein Gedenken, sein Dichten still bewahrt. Erst in neuerer Zeit ist dem verschollenen Sänger wieder sein Recht geworden und unsere Dichter haben sich seiner mit Würde angenommen. Auch ich wollte das Andenken des Edlen ehren und habe nicht nur hier das Glaubwürdigste über seine Geschichte aus alten Quellen zusammengestellt, sondern auch versucht, sein in alle Winde zerstreutes Lebenswerk, so gut es eben noch möglich war, zu retten, zusammen zu suchen, zu sammeln, aneinander zu fügen, wieder herzustellen. Und ich habe vor kurzem begonnen es herauszugeben als unser „Deutsches Götter- und Heldenbuch".

Eine Fabel vom Meeresstrande.

Von **Selma Lagerlöf.**

Übersetzt von Ernst Ruben.

In Bruges in Belgien erzählt man sich eine Geschichte, welche also lautet:

Vor langer, langer Zeit kam das Meer um vieles näher an Bruges heran als jetzt. Da hatte man es nicht nötig, bis nach Ostende zu reisen, um an's Meer zu kommen. Man erblickte es von den Mauern der Stadt Bruges und bei Sturm und Hochwasser geschah es manchmal, daß die graugelben Meereswogen über die ebenen Felder vor der Stadt hinwogten und sich mit dem klaren Wasser in den Kanälen von Bruges und im Liebesteich mischten.

Man verstand sich in jenen Zeiten noch nicht recht dazu, das Meer durch Dämme und Wälle fernzuhalten.

Doch da also das Meer bis nach Bruges selbst kommen konnte, kann man genugsam verstehen, daß die Dörfer, welche von der Stadt aus gegen Westen lagen, stets Grund hatten, das Meer zu fürchten; und es war nicht zu verwundern, daß die Leute in einem solchen Dorf auf den Gedanken kamen, sich durch einen Wall vor dem Meere zu schützen.

Die ganze Dorfgemeinde kam eines Tages in der Frühe zusammen. Man steckte die Richtung für den Wall ab und begann mit der Arbeit. Die einen flochten Schanzkörbe, die anderen fuhren Erde und Sand heran und jene wiederum bauten den Wall selbst. Das ging schnell von statten, und man wandelte auf und ab und freute sich schon, wenn man an die Zukunft dachte, wo die Ackerfelder und Hütten sicher und geschützt hinter dem Wall liegen würden. Zugleich kam es den Bauern unglaublich vor, daß das riesige Meer sich würde absperren lassen. „Das ist doch schwer denkbar," sagten sie, „daß es sich dieses Zaumzeug gefallen lassen wird, ohne Widerstand zu leisten."

So gegen Mittag, als der Wall schon ziemlich hoch aussah, kam ein kleiner Hund auf die Arbeiter zugesprungen. Keiner kannte den Hund oder wußte, wem er gehörte; er kam von der Meeresseite her, wo niemand wohnte. Es war ein niedliches, behendes Tierchen, zu allerlei Spielen aufgelegt; einen lustigeren Hund hatten sie vordem noch nicht gesehen, und es machte den Arbeitern viel Spaß, mit ihm zu spielen. Tausend Künste konnte er, und es herrschte eine große Fröhlichkeit auf dem Wall, seitdem er gekommen war. Und so konnte es leicht geschehen, daß er die Arbeitsleute ablenkte und daß sie, als die Dämmerung hereinbrach, nicht soviel erreicht hatten, wie sie sollten. Über Nacht kam das Meer und spülte all ihre Arbeit fort. Keine Weidenkörbe waren mehr da und keine Rasenscholle auf dem Wall, als der Morgen kam.

Aber die Bauern begannen die Arbeit von neuem. Gegen Mittag, da der Wall in die Höhe zu steigen begann, kam wieder der Hund und spielte mit ihnen, und zur Nachtzeit kam das Meer und zerstörte den Wall.

Und ebenso ging es am dritten Tage und ebenso ging es am vierten Tage. Aber am fünften Tag packten die Arbeiter den schwarzen Hund, als er ihnen entgegengesprungen kam, um mit ihnen zu spielen. Sie warfen ihn zwischen die Schanzkörbe, schütteten Sand über ihn und begruben ihn lebendig; denn sie dachten, er müsse vom Meere ausgesandt sein, um die Arbeit zu hindern.

Und siehe, genau seit dem Augenblick, in dem sie den Hund begraben hatten, hatte das Meer keine Macht mehr über den Wall und der Wall blieb stehen.

Man kann den Wall noch heute sehen, aber man kann nicht mit gutem Gewissen schwören, daß die Geschichte mit dem Hund wahr ist. Jedenfalls erzählt man es sich so in Bruges; denn es liegt eine tiefe Bedeutung in dieser Fabel.

Der Sandwall, so sagen sie, sind die Gesetze und die Sitten und die Gebräuche, welche wir um uns aufführen als einen Schutzwall gegen die wilde Natur in uns und außer uns, welche allezeit auf der Lauer liegt, um Gewalt über uns zu bekommen.

Hinter solchem Walle können wir ruhig und behaglich wohnen, aber immer hat die wilde Natur ihre Boten, welche kommen, um die Arbeit auf den Wällen zu stören. Ach, nichts lieben wir mehr als sie, die uns verlocken, zu spielen und uns auszutoben, die da auch bewirken, daß wir uns als Menschen fühlen. Heute begräbt man sie nicht mehr lebendig, weder in Bruges noch anderwärts. Aber es wohnen auch dafür die Menschen nicht sehr ruhig hinter ihren Sandwällen.

Weißt du es noch? . . .

Von P. Schuck.

Sie hatten sich geliebt so manches Jahr.
Nun war vorbei das einsam stille Warten,
Jetzt brach die Myrthe sie in ihrem Garten
Und flocht als Brautschmuck sie ins dunkle Haar.

So schritten beide hin zum Traualtar. — —
Die Zeit verging. Sie mühten sich, sie sparten,
Sie kämpften mit des Lebens drückend harten
Und schweren Lasten — doch ein glücklich Paar.

Die Zeit verging. Gebeugt, das Haar schneeweiß
Geh'n heut' den Weg sie, den vor fünfzig Jahren
In sel'gem Glücke sie gegangen waren.

Nun stehn sie still und lauschen — lauschen leis'
Dem Lied des Vögleins aus den Lüften hoch
Und fragen selig lächelnd: „Weißt Du's noch?“ . . .

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien.

P. Hartmanns Oratorium «St. Petrus».

Von Dr. Josef Mantuani.

Ein Werk von P. Hartmann! Nach alledem, was wir vor etwa zwei Jahren in Wien erlebt haben, gehört heute Mut und Selbstverleugnung dazu, ja vielleicht sogar etwas Verwegenheit, sich mit den Kompositionen des biederen Franziskaners zu befassen. Wie erinnerlich, wurde der geistliche Komponist während seiner Anwesenheit in Wien mit überströmendem Haß und überquellender Liebe verfolgt; man nörgelte, erging sich in Haarspaltereien, schulmeisterte, schimpfte, zerriß das Gewebe und zeigte die Fetzen; andererseits verhimmelte man, lobte man und war begeistert. Auf keiner Seite aber nahm man sich die Mühe, das Werk selbst näher kennen zu lernen und es eingehend und objektiv zu prüfen. Zuneigung oder Abneigung für die Person oder die von ihr vertretene Sache kann ja wohl etwas mitreden: das ist das Subjektive am Urteil. Doch darf diese Sprache die Objektivität nicht übertönen. Wenn P. Hartmann den religiös-kontemplativen Ton wirklich ganz vortrefflich anzuschlagen versteht und uns damit in einen heute schon fremdgewordenen Kulturkreis zu versetzen weiß, so dürfen wir darob eine andere, auf solider Grundlage aufgebaute und von christlichen Prinzipien getragene Kunst, woher immer sie kommen mag, nicht unterschätzen. Und wenn wir die Monumentalität dieser Kunst vorbehaltlos empfinden und anerkennen müssen, dürfen wir auch in P. Hartmanns Werken die ehrliche Arbeit, die gesunde Logik, Zweckmäßigkeit und Formrichtigkeit nicht verkennen. Nicht eine Kunst, wie sie eben einer momentanen, präjudizierlichen Stimmung entspricht, dürfen wir suchen und verlangen, sondern müssen die Wirkung abwarten und uns ehrlich eingestehen, wie diese ausgefallen und ob sie dem Zwecke, den sich der Künstler gesetzt, nahegekommen ist.

Mit diesen allgemein angedeuteten Gesichtspunkten wollen wir an das jüngst in Wien aufgeführte Oratorium P. Hartmanns „St. Petrus" herantreten und eine Analyse und Würdigung desselben versuchen.

1. Der Text.

Den Grundzug von P. Hartmanns Muse zeigt der Worttext deutlich. Das denkbar Einfachste, was man sich von einem solchen vorstellen kann, liegt hier vor; einzelne Ausschnitte aus den Evangelien: Joh. 1, 35—42;

Luk. 5, 1—11; Matth. 16, 13—19; ferner die Verse 31—36 des 106. Psalmes, und zwar deswegen, weil sie zugleich auch im Offizium der Stuhlfeier Petri verwendet sind und im Meßtexte dieses Tages als Graduale und als Allelujavers (versus alleluiaticus) vorkommen; dann ist die achte Strophe des alten Johanneshymnus, der mit Ut queaant laxis resonare fibris beginnt, aufgenommen (Non fuit vasti spatium per orbis); weiter der Introitus für das Commune confessoris pontificis, das heißt jener Meßformel, die allen Festen der Bekenner, die zugleich Bischöfe sind, gemeinsam ist (Statuit ei Dominus) und schließlich das Responsorium (Tu es Petrus, pastor ovium, princeps apostolorum) nach der vierten Lektion (der zweiten Nokturn) am Feste der Stuhlfeier Petri (18. Jänner).

Das ist der Boden, auf welchem P. Hartmanns Musik Wurzel fassen und erblühen konnte. Denke man sich nun einen modernen, durch und durch tüchtigen, geschulten, theoretisch hochgebildeten, satztüchtigen, formsicheren, mit allen Feinheiten der Instrumentation vertrauten Musiker vor diese scheinbar unzusammenhängenden Bruchstücke gestellt, — heute, wo man vor Allem nach einem interessanten und packenden Libretto hastet, um die Musik von demselben tragen zu lassen und ihr zur Geltung zu verhelfen! Was würde ein Künstler damit beginnen? Nichts. Er würde entmutigt die Flinte ins Korn werfen und nicht einmal den Versuch einer Bearbeitung wagen.

An einen solchen Text kann sich nur Jemand heranwagen, dem die mystische Beziehung einzelner Teile klar geworden, der von der Logik der Zusammenhänge überzeugt ist, dessen Gemüt von diesen schlichten Worten erfaßt, von den daraus gezogenen Konsequenzen begeistert werden kann. Er muß in einer anderen geistigen Welt leben und dort ebenso heimisch sein wie zwischen den ihn umgebenden Wänden seiner Wohnung. Und wer könnte das besser als ein Mönch, ein Franziskaner, dem es seine Regel, sein Gelübde zur Aufgabe und Pflicht macht, abgewendet von dem rauschenden Treiben der Welt ein überwiegend geistiges und geistliches Leben zu führen und sich in die Mysterien des Christentums zu vertiefen? Und wenn dann ein solcher Mann künstlerisch fühlt, wenn es ihn drängt, das geistig Erschaute und Erkannte in Wort und Ton seinen Mitmenschen mitzuteilen, so hat er dazu ein Recht, ja er hat die Pflicht. Auch in dieser Form läßt sich predigen, lassen sich Glaubenssätze verkündigen — sogar für die nichtchristlich Gläubigen; denn die kulturellen und ethischen Potenzen sind für Alle, die gute Menschen sind, zugänglich, begreiflich und erhebend.

Von den Oratorien P. Hartmanns darf als allgemein giltig gesagt werden, daß seine Musik den Text hebt und trägt, ihm den Akzent verleiht und der sonst obsolet scheinenden Sprache jene Modulationsfähigkeit gibt, die der heutigen Welt zum Verständnis verhelfen kann. Wir werden uns bei der Analyse der Musik davon überzeugen.

2. Die Musik.

Präludium. Die Celli bringen als Motiv die Choralmelodie über den Worten: „Tu es Petrus“ (aus dem Offertorium am Feste Petri Stuhlfeier [18. Jänner]) in langsamem Adagio. Dieses Motiv wird dann von den Violen übernommen, darnach bringen es die Flöten, endlich die Bässe, umspielt von den Violinen und anderen Instrumenten. So gewinnen die nacheinander eintretenden Stimmen ihre volle Harmonie; nachdem die Bässe ihr Thema zu Ende geführt haben, hebt sich dasselbe, von den Hörnern und Fagotten gebracht, aus der harmonischen Hülle in der Dominante klar und nachdrücklich empor, während die anderen Stimmen mit einzelnen Phrasenteilen immer wieder an das Motiv anklingen. Nach der Durchführung des Satzes bringen die Hörner das ganze Thema nochmals, umwogt vom ganzen Orchester, und nachdem sie fertig sind, tritt mit einem „grave e maëstoso“ die Orgel ein und intoniert es mit voller Harmonie, abermals mit der Melodie in der Tonika. Ein Andante von 28 Takten unterbricht das langsamere Tempo; dann aber setzt wieder das erste Zeitmaß (Adagio) ein, wobei die Fagotte abermals das Thema (in der Dominante) aufnehmen und das ganze Orchester in Tätigkeit tritt, alle Stufen der Dynamik bis zum ff durchläuft, um dann von diesem Höhepunkte und von seinem königlichen Glanze wieder zur Milde und Ruhe zurückzustreben. Die nach der Höhe drängenden Akkorde der Violinen und Harfen zwingen den Zuhörer, sich ideal vom Irdischen loszulösen und zu den Himmelshöhen zu erheben. Mit einem mystischen ppp schließt das Vorspiel.

Im ersten Teile wird die Berufung Petri geschildert. Johannes predigt und weist auf Christus, der eben herbeikommt, als auf das Lamm Gottes, auf den Erlöser; zwei seiner Schüler hören das und folgen Christo nach. Dieser wendet sich um mit der Frage, wen sie suchten. Die beiden (einer von ihnen ist Andreas, der Bruder Petri) fragen den Herrn, wo er wohne; dieser ladet sie ein: Kommt und sehet! Nachdem sie einen Tag bei ihm verbracht, waren sie sicher, den Messias gefunden zu haben. Andreas ging auch zu seinem Bruder Simon, holte ihn herbei und brachte ihn zu Jesus, der ihm beim ersten Anblick sagte: „Du bist Simon, der Sohn Jonas; du sollst Cephas (Petrus) heißen.“ Hiemit ist die Berufung Petri festgelegt, der Grundstein zum Riesenbau der Kirche gefunden, der innerste Kern aller der Segnungen erschaut, welche diese Berufung zur Folge hatte. — In Freude darüber bricht der Chor in eine Lobpreisung Gottes aus: „Confiteantur Domino misericordiae eius!“ Und mystisch hinweisend auf die geistige und kulturelle Wirksamkeit der Kirche läßt der Komponist in den Worten des Psalmes 106 (V. 8.) den Segen schauen, den die Kirche, geleitet von ihrem Oberhaupte, schuf. Ein großer Chor fordert zum Dank für diese Institutionen auf.

Der erste Chor wird durch eine kurze Einleitung vorbereitet, in welcher bereits im dritten Takte die Mittelstimme mit dem Motiv der bekannten

Johanneshymne: „Ut quaeant laxis resonare fibris“ anhebt. Im 11. Takte löst die Orgel die Streichinstrumente ab und gleichzeitig setzt der Unisono-Chor breit und feierlich mit der achten Strophe des Johanneshymnus: „Non fuit vasti spatium per orbis sanctior quisquam genitus Joanne“ ein. Den Gesang begleitet die Orgel, die Zwischenspiele besorgen die Streicher in lebhafterem Fluß des Tempo. An diesen Hinweis auf die Heiligkeit Johannis, der allein würdig war, Christum zu taufen, knüpft nun die Storia (Sopran oder Tenor) an, um dessen Mission als Vorläufer Christi darzulegen. Ihre Melodie wird von Streichern denkbar einfachst retouchiert.

Dagegen werden die nun folgenden Worte Johannis: „Ecce Agnus Dei“, vom Tenor arioso gesungen, pomphaft von Streichern, Fagotten, Hörnern, Oboen und Klarinetten in chromatisch-farbenprächtiger Harmonie umwogt, dynamisch vom mf zum f gesteigert und analog der liturgischen Formel jedesmal um eine Stufe höher intoniert, dreimal wiederholt, als wollte der Komponist noch heute aller Welt vernehmbar diesen Hinweis Johannes des Täufers auf den Heiland nachdrücklichst zum Bewußtsein bringen.

Neben Johannes stehen zwei seiner Schüler und ziehen sofort mit Christus, wie die „Storia“ im schlichtesten Rezitativ berichtet.

Christus (Bariton) fragt die beiden: „Quid quaeritis“? Die Singstimme ertönt zurückhaltend, piano, und wird von der Orgel pp begleitet, was den Worten eine besondere Weihe verleiht, umsomehr, als die zwischen diesen und den nachfolgenden Worten Christi liegenden Partien der Storia und der beiden Jünger (Duett: Tenor und Baß) von Streichinstrumenten begleitet sind. Der Komponist läßt in diesen Wechselreden die Partie Christi an die eines anderen Rollenträgers nie unmittelbar anschließen, sondern bereitet sie durch einen Orgelsatz von mehreren Takten vor, um auch äußerlich die bevorzugte Stellung Christi anzudeuten.

Nachdem die Storia über den Erfolg des Besuches und eintägigen Verbleibens beider Jünger bei Christus berichtet hat, jauchzt Andreas (Tenor) in der Freude seiner Seele (animato f, gesteigert zu ff): „Invenimus Messiam“ seinem Bruder Simon zu. Die Begleitung zu dieser Melodie ist überaus wirkungsvoll: auf den schweren Taktteilen durch Pausen getrennte, gestrichene Akkorde, das stoßweise Empordringen der frohen Botschaft aus dem freudeüberfüllten Herzen andeutend.

Nach dem Berichte der Storia bereitet wieder ein feierlicher Orgelsatz die Worte Christi vor; dann aber weicht die Königin der Instrumente mit ihrem überwiegend kirchlichen Charakter dem modernen Orchester (Streich-, Holz- und Blechblasinstrumente), um die Verheißung Christi: „Tu es Simon, filius Jona, tu vocaberis Petrus“ in pompösester Weise mit Hilfe modernster Modulation umkleiden und heben zu lassen. Mit einem 6taktigen Nachspiel ist die monodische Abteilung abgeschlossen. Der ge-

schichtliche Abschnitt des I. Teiles ist vorüber; die dort auftretenden Personen gehören alle der triumphierenden Kirche an; die nun folgenden Chöre sind Dank- und Lobgesänge der streitenden Gemeinschaft an Christus für die Gründung der Kirche. Der Komponist wählte den Text des 106. Psalmes (V. 31—33, 35, 36): „Confiteantur Domino misericordiae eius, et mirabilia eius filiis hominum“. — „Et exaltent eum in Ecclesia plebis: et in cathedra seniorum laudent eum!“ — „Posuit flumina in desertum et exitus aquarum in sitim.“ — „Terram fructiferam in salsuginem a malitia inhabitantium in ea!“ — „Posuit desertum in stagna aquarum, et terram sine aqua in exitus aquarum.“ — „Et collocavit illic esurientes, et constituerunt civitatem habitationis“.

Die künstlerische Gestaltung liegt hier schon in der Anreihung des Stoffes: Gott soll gepriesen werden für seine Güte, da er durch die Berufung Petri eine feste, heilbringende Kirchengemeinschaft gegründet, dadurch alles vorher Gewesene umgeschaffen und für eine neue geistige und materielle Kultur frischen Boden gegeben hat. Die Chöre werden durch ein 7taktiges Vorspiel, das zuerst die Streicher beginnen, dann die Holzbläser vervollständigen, eingeleitet. Vor dem Einsatz des einstimmigen Vokalchores jubeln die Flöten in die Höhe und symbolisieren dadurch ungezwungen und leicht faßlich die gehobene Seelenstimmung, die den Chor durchweht oder beseelen soll, ja sie bringen dieselbe voraus.

Nun setzt der Chor maestoso ein; es ist ein f der Sänger mit einem ff der Orgel, welch letztere aber schon im dritten Takte von den unisono aufwärts stürmenden Streichinstrumenten abgelöst wird. Das ist überaus glücklich empfunden und trefflich charakterisiert: kein Mißton in der Harmonie der Empfindung unter den Christen und Einstimmigkeit derselben, wenn es gilt, den Herrn zu lobpreisen. Nun geht die Steigerung ihren Weg ungehemmt fort: nach dem ersten Absatz des Vokalchores treten die Holz- und Blechbläser in den Reigen, um bald wieder der Orgel den Vortritt zu lassen, welche dann die Begleitung wieder den Streichern überläßt, die sich ihrerseits mit den Tromben und Trombonen verbinden und, dynamisch fortwährend wachsend, im Vereine mit den Pauken den ff-Einsatz des zweiten Psalmverses vorbereiten.

Der Vers: „Et exaltent“ ist vierstimmig (gemischt) zunächst nur von kurzen Begleitungskörnern aufgeputzt, um vom achten Takte an unter stetem Wechsel der verschieden klangfarbigen Instrumente, dynamisch zwischen mf und ff wogend und vom vollen Orchester getragen, indem Bässe und Pauken schließlich in ihrer tiefsten Tiefe erdröhnen, die Violinen die höchsten Höhen erklimmen, zum Schlusse geführt zu werden.

Der Allabreve-Takt weicht nun dem wiegenden $^3/_4$-Takte; in einem sanften Andantino, nur von den Streichern begleitet, folgt nun der dritte, hier verwendete Vers des 106. Psalmes: „Posuit flumina“, von vier Frauenstimmen gesungen.

Beim folgenden Verse: „Posuit desertum“, ebenfalls für vier Frauenstimmen gesetzt, läßt der Komponist seiner Klangfarbenfreude vollen Lauf, indem er in der Begleitung Hörner, dann Fagotte mit den Hörnern, Trombonen und Tromben, Tuben, Oboen, Harfe nach einander in verschiedenen Kombinationen eintreten läßt, bis am Schlusse wieder Streicher die Harmonie übernehmen, die Harfe und die Oboe aber mit gebrochenen Schlußakkorden zu dem sich nun anschließenden Zwischenspiel überleiten.

Es folgt der letzte Absatz des Frauenchores „Posuit flumina in desertum et exitus aquarum in sitim“ (eine Wiederholung des ersten Absatzes). Harmonisch ist er genau so gestaltet wie dort an erster Stelle, aber die Begleitung ist anders. Sie wird von der Harfe geführt und von den Violinen vervollständigt; zuletzt tritt noch das Horn diskret hinzu: mit p beginnend und bis zum mf gesteigert, schließt dann der Chor mit einem verhauchenden ppp. Das 9taktige Nachspiel inauguriert wieder die Harfe mit einem Lauf, den sie mit immer höher drängenden Triolen fortsetzt, während die Streicher liegende Akkorde bringen, welche, sanft verhallend, ein Harfenlauf durchklingt, der in einem pp verweht.

Ein symphonisches Zwischenspiel, mit dem einfachsten Satz anhebend und sich zu einem immer komplizierteren Gewebe verdichtend, bildet den Übergang zum Schlußchor und Fuge.

Der Schlußchor vor der Fuge besteht aus der unveränderten Reprise der Verse: „Confiteantur“ (unisono) und „Et exaltent“ (4stimmig, gem. Chor). Noch während im Sopran, Tenor und Baß der letzte Akkord des Verses: „Et exaltent“ verklingt, bringt der Alt das frisch und frei erfundene Thema der 57taktigen Fuge auf die Worte: „Confiteantur Domino misericordiae eius“.

Dieses Thema wird nach je 3 weiteren Takten zuerst vom Sopran, dann vom Baß und endlich vom Tenor aufgenommen. Gleichen Schritt mit dem Ausbau der Fuge in den Gesangstimmen hält auch die Begleitung: sie beginnt mit den Streichinstrumenten, dann gesellen sich die Klarinette dazu, diesen folgen Oboen, Hörner, Trombonen, Tuben, Tromben und Pauken; das harmonische Gewebe verdichtet sich, das Tonmaterial der Begleitung gewinnt alle Lagen von der Tiefe zur Höhe; im stürmenden Allegrotempo braust das Lob Gottes dahin und das Fugenthema sticht bald oben, bald unten, bald im Vokalchor, bald in der Instrumentalbegleitung, wie der weiße Kopf einer überkippenden Welle auf wogender See klar und deutlich hervor (Engführung), um sich im nächsten Moment mit den mächtigen Akkorden zu amalgamieren. Zum Schluß ist alles in Tätigkeit: der erste Teil schließt auf der Tonika des Fugenthemas unisono, ff, unter dem Klange der Blechinstrumente und unter dem tiefsten Paukenwirbel.

Im zweiten Teile wird die Auserwählung Petri behandelt.

Der wunderbare Fischzug überzeugt Petrus, daß Christus der Sohn Gottes, er dagegen ein sündiger, der Gemeinschaft Christi nicht würdiger Mensch sei. Aber der Herr beruft ihn zu einem hohen Amte: „Von nun an wirst du Menschen fischen.“ Damit ist seine Berufung an die Spitze der anderen Jünger ausgesprochen.

Daher wird es zunächst verständlich, daß zuerst Petrus und, seinem Beispiele folgend, auch die anderen Jünger Christi alles lassen, um frei dem Herrn zu folgen. Petrus tritt mit diesem Augenblick an die Spitze der erlesenen Schar, die bestimmt war, „das Angesicht der Erde zu erneuern“.

Der Komponist sagt uns dieses mit den kurzen und kernigen Worten des Introitus an Festen der Bekenner, die zugleich Bischöfe sind: „Statuit“; der Herr schloß mit ihm einen Bund des Friedens und machte ihn zum Oberhaupte, damit ihm die Priesterwürde ewiglich verbleibe. (Nach Ecclesiastikus 45, 8, wo von Aarons Priesterschaft die Rede ist.)

Der Berufung im ersten Teile folgt hier die Schilderung der Erwählung.

Musikalisch versetzt uns der Komponist mit einem wiegenden Barkarolen-Thema an das Ufer des Sees Genezareth und führt uns das melodische Plätschern der spielenden Wellen tonmalerisch vor.

Das Thema bringen pp die Celli; die Klarinette bringen eine über den Figuren der kräuselnden Wogen sich wiegende und die Harmonie füllende Melodie. Dann treten noch Fagotte, Violen und Hörner hinzu: wir hören die Fluten steigen und sich wieder glätten.

Die Storia erzählt nun die im Evangelium (Luk. 5, 14) geschilderte Begebenheit. Das Rezitativ wird nur durch einige Akkorde nuanciert, die Zwischenspiele nehmen immer wieder das Barkarolenmotiv auf, während die dazu gehörige Harmonie abwechselnd in den Fagotten, Klarinetten, Flöten und Oboen liegt und in verschiedenen Kombinationen gebracht wird. Der Befehl Christi, auf die hohe See hinauszufahren, wird wieder durch die Orgel eingeleitet (2. Manual) und auch die Begleitung des Rezitativs und seiner überaus einfachen und anspruchslosen Melodie liegt hier in der Orgel.

Doch schon das Rezitativ der Erzählung (Storia) sowie die Worte Petri werden vom Orchester begleitet. Tonmalerisch glücklich ist das Emporheben der Netze zum Wurf, das Versenken derselben in die Tiefe, das Plätschern des Wassers, das Strudelrauschen in der Tiefe und das klingende Aufglucksen der Luftblasen aus dem Wirbel (Harfe), endlich das Durcheinanderwirren der großen Menge gefangener Fische und das gleichzeitige Emporziehen der vollen Netze (volle Akkorde!) geschildert. Im Schlußtakte dieser Erzählung wird nochmals das Barkarolenmotiv aufgenommen, worauf die Storia ihren Bericht fortsetzt. Aber die Melodie ihres jetzigen Rezitativs ist, um das Wunderbare anzudeuten, chromatisch,

dynamisch und agogisch ausgestattet, die Begleitung ist unruhig, überraschend; der Umfang der Rezitativmelodie, besonders in der Partie Petri, umfaßt eine None, während sich die Rezitative Christi innerhalb einer Quinte oder höchstens einer kleinen Sexte bewegen, um das Gemessene und Kernige von dessen Rede anzudeuten.

Besonders wirkungsvoll gestaltet ist der Gegensatz in den Worten der Storia und in der Sprache Christi; die ersteren sind in Melodie und Begleitung chromatisch und bewegt, der Gang der letzteren ruhig dahinfließend, fast stufenweise gebaut; die Begleitung hat die Orgel in ruhigem Satz auf einem Orgelpunkt und es ist ausdrücklich das zweite Manuale, für den Schluß das dritte vorgeschrieben.

Die Worte der Storia, in denen sie erzählt, daß die Jünger alles ließen und Christo folgten, sind wieder lebhafter vertont, die Begleitung (Streicher) ist komplizierter; die Dynamik wird vom mf zum ff gesteigert, um zum Schluß in ein Nachspiel, das ff anhebt und pp endet, überzugehen.

Den Beschluß des eben besprochenen zweiten Teiles bildet, analog wie im ersten, der Chor.

Ein 13taktiges instrumentales Vorspiel (beginnend mit Holzbläsern und Hörnern, später kombiniert mit Streichern und Tromben) leitet den kanonisch gebauten Chor ein.

Dieser zerfällt in zwei, formell verschiedene Teile. Der erste, längere Hauptteil ist ein ausgebauter Kanon. Die imitierende Stimme setzt erst 12 Takte nach der führenden ein, wenn diese schon die ganze Melodie fertig gesungen hat. Der Komponist führt auch bei der ersten Wiederholung die Melodie in derselben Stimme bis auf die letzten 4 Takte sehr streng, weicht aber da ab, um harmonisch wirksam zu bleiben.

Die Begleitung nehmen zuerst die Violinen auf, dann gesellen sich Flöten, Tromben, Oboen, Hörner und Fagotte hinzu.

Der zweite, kürzere Teil ist ein homophoner, vierstimmiger Chor, thematisch an den Kanon anklingend, ohne Begleitung; nur die Zwischentakte sind den Holzbläsern überantwortet. Die Schlußreprise ist wieder thematisch gestaltet; diesmal klingt das Thema an die Choralmelodie des Introitus „Statuit“ an. Dieser Schluß setzt gleich ff unter Orchesterbegleitung ein und klingt, im Tempo stetig und sehr merklich abnehmend (vom „Andante“ ♩ 69 kommt es bald darauf mit einem „molto più lento“ auf ♩ 54 und fünf Takte weiter auf ♩ 50 herab), breit und feierlich, ohne Begleitung, vom f auf pp herabsinkend, aus. Den letzten Akkord nehmen die Streicher nochmals auf, um ihn ebenfalls in einem pp zu verstreichen.

Der dritte Teil enthält das Bekenntnis Petri und die Verheißung Christi.

Zu Cäsarea Philippi fragt Christus seine Jünger, für wen die Leute ihn hielten. Nachdem sie ihm dieses berichtet, fragt Christus sie selbst

darum. Da erwidert im Namen aller Simon Petrus und bekennt: „Du bist Christus, Sohn des lebendigen Gottes." Daraufhin folgt die inhaltsschwere und für die Kirche so trostreiche Verheißung: da ihm Fleisch und Blut diese Erkenntnis nicht geben konnten, hat er diese Offenbarung nur von seinem Vater im Himmel erhalten können. Und da er von oben erleuchtet ist, soll er sein Werk, seine Kirche leiten. „Du bist Petrus (der Fels), und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. — Dir werde ich die Himmelsschlüssel übergeben; was Du auf Erden binden wirst, soll im Himmel gebunden sein, was Du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel gelöst sein."

Diese Verheißung Christi wird nur noch durch die Worte der Kirche: „Tu es Petrus, pastor ovium, princeps apostolorum. Tibi tradidit Deus omnia regna mundi" vervollständigt, um das zu berühren und anzudeuten, was schließlich durch die Berufung, Erwählung und Verheißung erreicht wurde im Christentum: dessen Einzug in alle Teile der Welt.

Eine Instrumentaleinleitung, von den Holzbläsern und Streichern pp begonnen, am Schlusse unter der Teilnahme des ganzen Orchesters zum fff gesteigert und rasch wieder zum pp zurücksinkend, führt in den dritten Teil ein.

Die Storia erzählt, wie Christus in das Gebiet von Cäsarea Philippi kam und dort an seine Jünger die Frage richtete, für wen ihn die Leute hielten. Dieses Rezitativ ist nur von einigen Akkorden der Streicher schattiert (analog der Cembalobegleitung der Alten). Die Worte Christi leitet die Orgel ein und bleibt auch deren Begleiterin. Nachdem die Storia durch die Worte: „At illi dixerunt" die Antwort der Jünger anbahnt, folgt der Wortlaut dieser Erwiderung als vierstimmiger Männerchor (allegro animato), polyphon verwoben, die Begleitung unter vorwiegender Anwendung von Blasinstrumenten.

Die Storia spricht „Dicit illis Jesus" — worauf die Orgel wieder die Worte Christi: „Vos autem, quem me esse dicitis?" einleitet und begleitet.

Das folgende Rezitativ der Storia: „Respondens Simon Petrus dixit" wird schon, um auf die Wucht der Bekenntnisworte vorzubereiten, von Streichern und Holzbläsern begleitet.

Das Bekenntnis Petri selbst: „Tu es Christus, filius Dei vivi" ist nun ein Markstein der Komposition.

Wie Fanfaren wirken schon die sich zweimal wiederholenden Quarten des Rezitativs, und der Oktavenfall wirkt entschieden und dezidiert, ein Ausdruck innerster Überzeugung. In der Begleitung sind die Massen und ist die ganze Kraft des Orchesters entfesselt: Hörner und Trompeten unisono bereiten vor, Fagotte, Celli, Bässe stimmen ein, Holzbläser und die übrigen Streicher treten dazu und in voller Harmonie wirbelt und

rauscht, fortwährend dynamisch gesteigert, von den dumpfen Tiefen bis zu den schnittigen Höhen stürmend, die Orchesterbegleitung und umwogt das dreimal wiederholte und jedesmal um eine Stufe höher angestimmte Bekenntnis Petri: „Tu es Christus, filius Dei vivi" — als ob es den Zuhörern eindringlichst wiederholt und eingeprägt werden sollte. Noch einige wuchtige Takte des Nachspiels, dann folgt die Verheißung. Erst die Einleitung der Soria, dann ein kurzes Instrumentalsätzchen, das sogleich von der Orgel abgelöst wird, um die Worte Christi einzuleiten und zu begleiten. Die Rede Christi: „Beatus es Simon, Bar-Jona; quia caro et sanguis non revelavit tibi sed Pater meus, qui in coelis est. Et ego dico tibi" ist durchwegs von der Orgel begleitet. Die Bedeutung derselben aber ist künstlerisch dadurch charakterisiert, daß ihnen der Komponist den Tonumfang einer None zugesteht, um die gehobene Seelenstimmung zu markieren. Vor den Worten „Tu es Petrus" entsteht eine sehr lange Pause; der Zuhörer horcht gespannt auf das Kommende: da ertönt mysteriös im pp das gregorianische Choralmotiv aus dem Offertorium der Messe zur Stuhlfeier Petri: „Tu es Petrus" ohne jede Begleitung. Das Motiv übernimmt sogleich ein gemischter Chor (Melodie im Sopran) und wiederholt es — ebenfalls ohne Begleitung.

Und während der letzte Akkord des Chores noch forttönt, intoniert Christus, diesmal mf unter Orgelbegleitung um einen Ton höher, nochmals dasselbe; und der Chor repetiert es, begleitet vom Orchester; zum drittenmale wiederholt Christus seine Worte, abermals um eine Stufe höher unter Orgelbegleitung und zum drittenmale bringt sie der Chor wie ein vielfaches Echo, welches sie seither in der Christenheit gehabt haben.

Und nun fährt Christus in seiner Verheißung, deren einzelne Teile vom Chore nachgesungen werden, fort, so daß wir musikalisch ein Baritonsolo mit Chor von guter Arbeit hören.

Nachdem Christus die Worte: „Et portae inferi non praevalebunt adversus eam" wiederholt hat, bringt sie ein sechsstimmiger Chor (2 Soprane, Alt, Tenor, 2 Bässe) abermals, durch die Massen des Tonmateriales die christliche Überzeugung ungezählter Scharen wiederspiegelnd. Erst homophon, dann polyphon verwoben, wogt die Verheißung Christi, nur von der lebendigen menschlichen Stimme gesungen, ohne Begleitung der Instrumente, als beseligender Ausdruck des Glaubens und Vertrauens, daß die finstere Macht niemals dieser Gründung etwas wird anhaben können.

Nach diesem Chore folgen jene Worte Christi, mit denen er dem hl. Petrus die Gewalt zu binden und zu lösen überträgt; diese läßt der Komponist den Heiland zusammenhängend sprechen. Sie werden von der Orgel begleitet, nur bei Abschlüssen treten noch Tromben und Trombonen hinzu. Wunderbar tonmalerisch ist der Schluß „in coelis", wobei die Streicher (pp) die Orgel ablösen und dann von der Tiefe nach der Höhe

zu nacheinander aussetzen, während die Harfen mit ihren aufwärts strebenden Triolen das Gemüt des Zuhörers im ppp zum Himmel hin dirigieren und heben.

Den Beschluß bildet ein Chor mit Fuge.

Zuerst ertönt ein homophoner Satz, vierstimmig (andante maëstoso) unter Begleitung der Streicher, Holzbläser, Hörner und der Orgel. Nach dessen Schluß bringen die Bässe als Fugenthema den Choral: „Tu es Petrus“. Dieses wird erst vom Tenor, dann vom Alt und endlich vom Sopran aufgenommen und fortgesponnen. Das Tongewebe verdichtet sich rasch und wächst dynamisch gewaltig an; bald stürmt der Gesang in kleinen Notenwerten lebhaft vorwärts, bald rauscht der Tonstrom breit und massig, nachdrücklich und feierlich dahin; es ist uns, als ob bald solche Gruppen sprächen, die viel zu sagen haben und nicht rasch genug fertig werden können, bald wieder solche, die uns jedes Wort und jede Silbe einprägen wollen. Der ganze Text der 87 Takte langen Fuge besteht aus den Worten: „Tu es Petrus. Alleluia!“

* * *

Dieses ist die Anlage des Oratoriums. Schon bei einzelnen Abschnitten habe ich hingewiesen, wie der Komponist dem Textgestalter entgegenkommt, d. h. welche künstlerischen Mittel er sich aus dem Reiche der Töne holt, um das Textmosaik zu einem künstlerischen Ganzen zu formen. Und dabei ist es nicht unwichtig, daß der Komponist selbst die Textesstellen gewählt und dann mit Hilfe der Musik vereinigt hat. Diese Textausschnitte sind für den Christen, und für den Katholiken insbesondere, an und für sich eine „res sancte tractanda“, weil sie der heiligen Schrift entstammen; aber weiter verpflichten und regen sie noch zu nichts an. So aneinandergereiht aber erhalten sie einen logischen Zusammenhang und diesem wieder wird durch die Macht des musikalischen Ausdrucks der Charakter eines untrennbaren Ganzen aufgeprägt. Durch diese Momente wird das Oratorium nicht nur für den Christen und speziell für den Katholiken, sondern für jeden Gebildeten überhaupt ein nach einem wohldurchdachten geistigen Plane angelegtes und mit verwendbaren technischen Mitteln ausgearbeitetes Kunstwerk.

Das sei für jene Kreise vorausgeschickt, welche den Franziskanermönch und dessen Schaffen um jeden Preis abgelehnt wissen möchten. Hier haben wir eben nicht nach dem Nationale, nach dem Charakter und nach der Beschäftigung des Autors zu fragen, sondern müssen seinem Werke vorurteilslos entgegentreten. Die Behauptung, daß wir ein Kunstwerk vor uns haben, wird, so glaube ich annehmen zu dürfen, im allgemeinen unwidersprochen bleiben.

Es kann sich demnach nur noch um den Grad der darin entwickelten Kunst handeln. Dieser hauptsächlich ist es, der auch weniger günstige Urteile — äußerlich wenigstens — rechtfertigen zu können scheint; und

darüber müssen wir uns verständigen, um P. Hartmanns Muse recht zu würdigen.

Das Kunstwerk wird seinem geistigen Wesen nach vom Zwecke, dem es dienen soll, bestimmt und modifiziert — denn sonst erfüllt es ja seinen Zweck nicht. Und eine Zweckkunst hat es immer gegeben, gibt es heute und wird es immer geben. Nach der größeren oder geringeren Zweckmäßigkeit richtet sich dessen Wert.

Das Ziel nun, das sich P. Hartmann steckt, der Zweck, den er erreichen will, ist ein religiöser und in zweiter Linie erst ein ästhetischer oder, wenn man will, ein hedonischer. Der Komponist will religiöse Gefühle wecken, will auf seine Art und mit seinen Mitteln in die Betrachtung von heiligen Dingen einführen und darin leiten. Er tritt hier — freilich mit den Schritten seiner subjektiven Eigenart — in die Spuren der klassischen Vertreter des Oratoriums von Animuccia und Cavalieri bis Bach und Händel. Diese alle schrieben ihre Oratorien zunächst zu religiösen Zwecken, erst in zweiter Linie — und darin unterscheiden sie sich ganz gewaltig von einander — zu ästhetischem Genuß. Allerdings ist bei den Großmeistern des Oratoriums vieles mit unterlaufen, wie persönliches Streben, Rücksichten auf den Künstlerruf und die materielle Existenz, Konzessionen an den Zeitgeschmack u. a., was alles beim Fertigstellen der Werke laut mitsprach. Es muß hier betont werden, daß dieselben sehr konzertmäßig empfanden und ihre Werke daher eher ansprechen als die rein meditativen Kompositionen Hartmanns.

Rein religiös und dem Wesen des Oratoriums, der Kontemplation, streng Rechnung tragend, sind die Werke Hartmanns für den Konzertsaal eigentlich nicht geeignet und er selbst denkt sich dieselben für die Kirche komponiert. Und für kirchliche Zwecke, für außerliturgische Kontemplation sind sie reich genug; denn sonst könnten sie ihren Hauptzweck, die Meditation, verfehlen.

Darin ist P. Hartmann freilich der anspruchslose Ordensmann und verlangt von seinen Zuhörern ein ebenso gestimmtes Gemüt, wie er selbst es besitzt, wenn er komponiert. Einfach, anspruchslos, frei von Grübelei und Sophistik, ohne weitausschauende Gedanken in Text und Ton vorspiegeln zu wollen, so steht er vor uns mit seinem Werke und will es vom Zuhörer so rezipiert wissen. Und nur dann hat dieser auch einen Genuß davon, wenn er es unter diesen Voraussetzungen aufnimmt.

Die künstlerischen Mittel, mit denen Hartmann sein Ziel zu erreichen sucht, sind zwar keine außerordentlichen, aber durchwegs individuell verwendet. Monodie und Chorgesang wechseln, ökonomisch verteilt, untereinander ab; homophoner und polyphoner Bau des Satzes sind vertreten, thematische und impromptuistische Instrumentalsätze, endlich Individualisierung der Klangfarben und Charakteristik der Rezitative und Chöre nach den Stimmen. In seinen Mitteln ist P. Hartmann modern, sowohl bezüglich

der sogenannten strengen Schulregeln im harmonischen Satze als auch in seiner Stimmführung und im Prinzipe der Melodiebildung.

Und nun entsteht die schwierige Frage, ob das alles auch den heutigen hohen Anforderungen Genüge leisten und sie befriedigen kann.

Es sei mir gestattet, auf diese Frage zunächst mit P. Hartmanns eigenem Bekenntnis zu antworten. In einer eingehenden Besprechung seiner Kunst und nach Durchsicht mehrerer kleinerer Arbeiten sprach er: „Ich strebe nichts an; ich will nur erbauen, sonst nichts. Was ich für diesen Zweck für zuträglich erachte, das habe ich angewendet und gegeben; mehr will ich nicht und würde es auch nicht erreichen.“ Das heißt also: für den erbaulichen Zweck ist alles, was zu verwenden ist, geboten worden; glänzender und freier darf ich nicht werden, ohne meinen Hauptzweck zu schädigen.

Dieses Bekenntnis unterstützen die Werke unseres Komponisten durchwegs. Mit moderner Technik und zeitgemäßen Stimmungen wirtschaftet er zurückhaltend, arbeitet ehrlich und will nicht besser, größer, moderner und anziehender scheinen, als er es ist und sein will. Und in dieser Hinsicht steht er auf seinem Standpunkte wirklich auf der Höhe. Nur muß man ihn nicht mit kleinlichen (Sechter)chikanen verfolgen, man darf nicht ängstlich nach Quintenparallelen, Terzen und Oktaven fahnden, man soll harmonische Anakoluthe und modulatorische Synekdochen nicht als schülerhafte Unbehilflichkeiten, sondern als bewußt angewendete Mittel ansehen, — und man wird an diesen Arbeiten mehr ungetrübten Genuß haben. Um eine Parallele in einem naheliegenden Beispiele zu ziehen: ist Annette v. Droste-Hülshoff deswegen weniger Dichterin, weil sie sich nach ihrem eigenen Ausspruch in der Interpunktion absolut nicht zurecht findet? Sicher nicht. Und ist — um mich mutatis mutandis selber zu wiederholen — Fra Angelico weniger Künstler, weil er es verschmäht, das Überirdische durch Gegensätze in ein wirksames Licht zu stellen, weil er seine Seelenstimmungen wohl dem Gesichtsausdrucke seiner Gestalten in unendlich feiner Abstufung einzuzaubern weiß, dagegen der Bewegung der menschlichen Gestalt rührend befangen gegenübersteht? Wen Fra Angelico, so wie er sich gibt, anwidert, der steht der Kunst und deren Wirkung überhaupt ferne und trägt — wenn man einen unterstrichenen Ausdruck brauchen will — seinen Seelenbarbarismus offen zur Schau.

Vielleicht wird es scheinen, daß ich des Guten zu viel tue, wenn ich den komponierenden Franziskaner mit dem malenden Dominikaner, zwei künstlerisch schaffende Männer also, zwischen denen eine Zeitdifferenz von einem halben Jahrtausend liegt, hier in eine Parallele zusammenzuzwingen wage. Und doch scheinen sie mir in ihrem Gemüte, in ihrer Kunstauffassung und ihrer Kunstsprache so viel Gemeinsames zu haben, daß nach meinem Gefühle dies Wagnis kein salto mortale ist. Innerlich bieder und herzensfromm sind beide, von Irdischem abgewendet; Finsteres, Düsteres, Leidenschaftliches und alles Nachtschattige ist ihrer Kunst fremd; der liebliche

Charakter in Angelicos Köpfen kommt in den aufwandlosen Melodien Hartmanns zum Vorschein, die hellen, freundlichen Farben Fra Giovannis lachen uns aus der Instrumentation Hartmanns entgegen, die maßvoll, aber entschieden dramatische Komposition des Dominikaners von San Marco finden wir in den Tutti-Chorstellen des Franziskaners von Araceli wieder; einer wie der andere will erbauen: und dieser Standpunkt bleibt immer unverändert. Auch wenn die Künstler durch Jahrhunderte getrennt sind, hier können und müssen sie sich treffen — dieses Ziel bleibt stetig und unverrückt wie der unerschöpfliche Born, aus dem sie beide schöpfen: die heilige Schrift, die Legende und die Liturgie der katholischen Kirche.

Eine andere Frage ist jedoch die, ob nach solchen Werken heutzutage noch ein Bedürfnis vorhanden ist, in unserer hastenden, materiellen Zeit, die an alles eher denkt als an die seelische Erbauung? Es mag recht paradox klingen, wenn ich behaupte: ja doch! Und wenn schon nicht vom religiösen Standpunkte — (man darf ja beispielsweise einem Nichtchristen, dessen ganzes Wesen im Streben nach Erwerb aufgeht, nicht zumuten, daß er in ein Konzert gehen werde, um dort frommen Andachtsübungen zu obliegen) — so doch aus rein künstlerischen und seelendiätetischen Gründen. Es wird in unserer Zeit viel konzertiert und man erhält die ganze Saison hindurch wahrlich der überwürzten Musikgerichte genug kredenzt; man wird mit Nektar und Ambrosia berauscht, mit Kaviar, schlitzrigen Austern und Mixed Pickles überfüttert und durch die hinterher der Kritik entquellenden Parteisumpfgase betäubt. Durch einen herben Zitronensaft allermodernsten Dissonanzengelärmes muß man dann halbwegs wieder zur Besinnung gebracht werden. In solchen Zeiten tut ein Stückchen Hausbrot sehr gute Dienste, schützt vor Ernüchterung und Blasiertheit und macht den Zuhörer aufnahmsfähiger und — toleranter, selbst gegen solche, die uns Kaviar und Nektar kredenzen.

Je weiter das Herz auch den Intentionen des Tondichters folgt, umso tiefer und genußreicher ist die Wirkung des Werkes auf ein christlich fühlendes Gemüt auch solcher Zuhörer, die nur ad hoc Christen werden.

Was wir lesen.

Blätter aus meinem Merkbuche.

Von

Anton E. Schönbach.

III.

Sollte man es angesichts unserer heutigen Literatur glauben, daß es einmal eine Zeit gegeben hat, wo die Frauen an der Beschäftigung mit Poesie so gut wie gar keinen Anteil nahmen? Nicht etwa, daß sie in der Dichtung selbst nicht vorgekommen wären — für den Bestand einer solchen Epoche ist kein Zeugnis überliefert —; das griechische Heldenepos, dessen Katastrophen durch Helenas Geschick ausgelöst wurden, hebt an mit dem Zorn des Achilleus über die verlorene Briseustochter und von da reißt die Kette der Verflechtung des Weibes in die Männerkämpfe nicht mehr ab. Allein, wenn der blinde Demodokos im Saale des Phäakenherrschers Alkinoos von der männermordenden Schlacht, von der Fesselung der Aphrodite und des Ares durch das Netz des lahmen Hephaistos, von den Listen des vielklugen Odysseus gesungen hat, dann hat man sich zwar die Fürstin Arete anwesend zu denken und die dienenden Mägde in der Nähe — doch von der Wirkung des Heldenliedes auf die Herrin wird uns nichts überliefert. Anders im Epos der Angelsachsen: der furchtbare Riese der mörderischen Meerflut, Grendel, ist erschlagen und der Dänenkönig Hrodgar sammelt die Seinen zu einem Festmahl, bei dem der siegreiche Held Beowulf geehrt und gepriesen wird; als nun das traurige Kampflied von Finn und Hnäf verklungen ist und neuer Jubel durch die Halle rauscht, da erhebt sich des Königs Gemahlin, Wealhtheow, geschmückt mit dem goldenen Kronreif, reicht dem Herrscher den weingefüllten Goldbecher, dem Helden Beowulf aber mit preisenden Worten eine reiche Armspange. Und in Beowulfs Heimat ist es wiederum die Königin Hygd, die den kampfmüden Helden die Schale mit Wein darbietet und dem Berichte des Siegers lauscht, der aus den Spenden Hrodgars, dem Lohne der Befreiung von den Wasserungetümen, auch ihr ein kostbares Stück übergibt, ein herrliches Halskleinod und drei sattelblinkende Rosse. So scheint es fast, als ob bereits im Heldenzeitalter der Völkerwanderung bei den germanischen Stämmen die Frau

von der Männerkunst der Poesie mehr genossen hätte als in den heroischen Jahrhunderten der Griechen und als ob nicht bloß die vielzitierten Worte des Tacitus über das deutsche Weib, sondern auch der Satz Bertholds von Regensburg aus dem Interregnum für jene entlegenen Epochen gegolten hätte, wornach die Frauen bei den Deutschen eine höhere und bessere Stellung einnehmen als bei den benachbarten romanischen Kulturnationen. Männerkunst aber blieb die deutsche Dichtung auch während des Mittelalters. Denn sehr vereinzelt nur bricht gelegentlich das Gemüt einer deutschen Frau in einem Reimgebet, öfter in einer lyrischen Strophe durch: der höfische Minnesang und der Artusroman sind zwar dem Frauendienste geweiht, werden hauptsächlich von gebildeten, vornehmen Frauen angehört und gelesen, verfaßt jedoch haben die Lieder und Epen nur Männer. Und so ist es geblieben bis weit herauf gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts und eigentlich, genau besehen, nicht bloß in Deutschland, sondern auch in den übrigen alten Kulturländern Europas. Die Namen schriftstellernder Frauen, die gelegentlich da und dort auftauchen — am frühesten in Frankreich —, bezeichnen doch Persönlichkeiten, die im ganzen mehr bestaunt werden, als daß sie, in Büchern verkörpert, auf weite Kreise dauernd gewirkt hätten. Frau von Staël wird so ziemlich die erste sein, die unter die Autoren mit dem selbstverständlichen Anspruch auf Gleichberechtigung tritt. Und bei uns hat der gesteigerte Individualismus der Romantik die Schriftstellerinnen von Beruf wachgerufen. Von damals ab mehrt sich ihre Zahl langsam und stetig, mit den Siebzigern des verflossenen Jahrhunderts aber in fast unheimlicher Raschheit. Die Ziffern sind mir unbekannt, aber wenn man den dickleibigen Kalender der deutschen Literatur, den Kürschner herausgab, langsam durchblättert, so gewinnt man beinahe den Eindruck, als ob die Zahl der aufgenommenen Frauennamen hinter den männlichen nicht allzuweit zurückbleibe; und läßt man die Personen weg, die zum Zeitungsbetrieb im engeren Sinne gehören, so wird es sich vielleicht wirklich so verhalten.

Für diese Tatsache bildet eine andere, kaum weniger wichtige, den Hintergrund. Das lesende Publikum setzt sich heute ganz besonders aus Frauen zusammen, beinahe in ähnlichem Verhältnis wie während des dreizehnten Jahrhunderts, wofern man die theologische, die wissenschaftliche Lektüre in lateinischer Sprache, dort ausschließt. Gewiß gibt es bei uns jetzt noch viele Männer, die Zeit finden zum Durchfliegen eines Romanes neben der Zeitung und den Berufsschriften; den festen ausdauernden Stock von Lesern jedoch, auf den der Verleger zählt, bildet das weibliche Geschlecht. Und zwar nicht bloß in jenen Schichten der Bevölkerung, wo die häuslichen Pflichten entweder gar nicht für die Frau bestehen oder sie doch sehr wenig belasten,

auch dort, wo die Arbeit der Frau und der Töchter innerhalb der Familie oder außer ihr einen notwendigen Beitrag für den Bestand des Haushaltes ausmacht, gedeihen die Leserinnen über Erwarten. Darf dies ruhigen Beobachtern als ein unzweifelhaftes Faktum gelten, so ist die nächste Frage von Bedeutung: welchen Einfluß übt dieser Umstand auf die Beschaffenheit unserer schönen Literatur, um welche allein es sich dabei — leider — handeln kann? Sprechen wir nicht vom Theater, denn dieses ist auch auf deutschem Boden vor unseren Augen in stetem Sinken begriffen, es hört immer mehr auf, eine ernste Angelegenheit der nationalen Bildung zu sein — mit Ausnahme von Richard Wagners Lebenswerk —, es wird ein nervenabspannender Zeitvertreib für den Abend, das Variété rottet die dramatische Bühne aus und unser Schauspiel wird bald den tiefst möglichen Stand erreicht haben, auf dem sich das Englands und der Vereinigten Staaten seit geraumer Zeit befinden: Posse und Farce. Nur die erzählende Dichtung wollen wir in's Auge fassen: weist sie Züge auf, die dem Geschmacke und den Neigungen, dem Kaufbedürfnis einer überwiegend weiblichen Lesewelt entgegenkommen? Solche Frage wird nicht leicht mit Entschiedenheit zu beantworten sein, weil so viele Verhältnisse darauf hin erwogen werden müssen, ob sie nicht auch zu den einwirkenden Ursachen gehören, Dinge, die mit der Eigenheit unseres ganzen sozialen Organismus zusammenhängen und durch seine feinsten Gewebe sich hin verflechten. Hier nun können keine umsichtigen und eindringlichen Untersuchungen gepflogen werden, nur einiges läßt sich mitteilen, Wahrnehmungen, welche durch die broad facts sich aufdrängen, die eine lang gepflegte Überschau des Büchermarktes gewährt.

Da verdient es zuvörderst erwähnt zu werden, daß in unseren Romanen und Novellen die Phänomene der Geschlechtsempfindung oder, einfacher und hübscher ausgedrückt, Schicksale der Liebe den Hauptstoff für die ungeheure Mehrheit neuer Schöpfungen ausmachen; neben ihnen schwinden alle übrigen Themata zu einer lächerlich unbedeutenden Minderheit zusammen. Das war nicht immer so. Goethe, die Romantik, das junge Deutschland, Freytag und Spielhagen, Keller und Anzengruber, sie haben Erzählungen hervorgebracht, in denen die großen Fragen und Aufgaben des deutschen Volkslebens durch dichterische Gestaltung verhandelt wurden; mit Recht, wie mich dünkt, denn die Poesie steckt doch nicht bloß in den jungen Tagen der Schwarmzeit, sie wird nicht am Abend der Hochzeit ausgesperrt, und es stünde übel um uns, wenn sie nicht darnach uns auf den Straßen und Pfaden unserer Entwicklung geleitete. Damit soll die große Stellung der Liebesgeschichte in der Dichtung aller Völker nicht bestritten, auch nicht töricht versucht werden, sie einzuengen, nur ihr Bestreben, sich ausschließlich zur Geltung zu bringen, scheint mir

nicht sehr verheißungsvoll für das Gedeihen unseres Geisteslebens. Gewiß möchte ich schon dieses Vorwiegen der Erotik in der modernen Poesie nicht allein auf die Übermacht des weiblichen Lesepublikums zurückführen, sicher scheint mir ihr wohlgemessener Teil daran.

Damit hängt es genau zusammen, wenn die Helden der Erzählungsliteratur der Gegenwart ganz ausnehmend jung dargestellt werden. Die Jugend ist an sich schon der Zeitabschnitt, wo gewöhnlich am meisten erlebt wird, für die Epochen der Heroenpoesie liefert sie hauptsächlich die notwendige Kraft der Krieger. Und nachmals läßt man auch die Romanhelden am liebsten jugendlich erscheinen, weil sie nur dann die rechte Freiheit der Bewegung haben, die sie für den Dichter besonders brauchbar macht. Solche technische Gründe, und nicht bloß die Macht der Tradition, waren auch für Walter Scott und Dickens maßgebend, wenn sie uns ihre jungen Helden und Heldinnen vorführen: sehr häufig sind aber diese gar nicht wirklich die Hauptfiguren, sondern ihre Schicksale dienen nur dazu, die wichtigeren Persönlichkeiten und Geschehnisse mit einander zu verknüpfen; gerade bei Scott ist ihre Blässe und ihr Mangel an Individualität dafür ungemein bezeichnend. Wie viel anders in den Romanen unserer Zeit! Der junge, der ganz junge Mensch ist für sich der Gegenstand der Poesie, er allein, und die übrigen Figuren gewähren nur den Hintergrund, und je unreifer, desto interessanter. Auch hier wird man zunächst die literarische Bewegung verantwortlich machen dürfen, die vor zwanzig Jahren etwa aufkam; das Geschlecht, welches nach dem großen Kriege emporwuchs, war eben selbst ein jugendfrisches, und wenn der Student Novellen schrieb, so ließ er darin natürlich mit Vergnügen auch den Studenten die Geschicke beherrschen. Und doch glaube ich mich nicht zu täuschen, wenn ich meine, daß die Erzähler damit auch den stillen Wünschen ihrer Leserinnen entgegen kamen: hier mischt sich in der seltsamen Weise, wie das bei den wichtigsten Angelegenheiten der Menschen zu sein pflegt, der sinnliche Reiz mit dem mütterlichen Bedürfnis des Erziehens und erzeugt vereint ein starkes Interesse.

Man wird endlich auch den weiblichen Teil der Lesewelt nicht unterschätzen dürfen, wenn es sich darum handelt, die Ursachen zu zergliedern, welche die Nervosität hervorbringen, die unserer modernen Literatur ihren Stempel aufprägt. Obgleich es in der Gegenwart kaum noch einen Menschen gibt, der seinen Nerven völlig vertrauen darf, — vielleicht ist diese Verallgemeinerung der Neurasthenie auch nur eine Frucht unzureichender medizinischer Kenntnis, und was heute ein einziger krankhafter Schwächezustand scheint, mag später in verschiedene Gruppen und Arten zerfallen — sind ‚Nerven' doch ganz vorzugsweise eine Qual (?) des Frauenlebens. Und so wird doch

wohl auch etwas von der nervösen Unruhe der modernen Belletristik, von dem ängstlichen Beobachten und Zerfasern jeder Seelenregung, von dem geringen Vermögen des Entschlusses und des Handelns — eben das, was wir vielleicht nur aus der Eitelkeit des stärkeren Geschlechtes gerne das ‚Unmännliche' nennen — auf die Rechnung der Frauen als des bestimmenden Teiles des Lesepublikums zu setzen sein.

Und wenn nun die Frauen selbst schreiben, wie sehen diese Novellen und Romane aus? Tragen sie dann wirklich mit besonderer Schärfe die Züge, die sich vermuten lassen, wenn die vorgetragene Auffassung richtig war? Ich meine doch, und um die theoretische Erörterung durch praktische Beispiele zu beleben, soll nun von etlichen Büchern aus weiblicher Hand gesprochen werden, wie sie der Zufall der letzten Zeit auf meinen Büchertisch geworfen hat. Wir fangen ziemlich tief unten an.

Zwei bequeme, leichte Bände, vortrefflich ausgestattet (Leipzig, Paul List), auf dem Vorderdeckel die Masten eines gesunkenen Schiffes, in denen einige Menschen hängen, denen ein Rettungsboot naht, zierlich entworfen vom Marinemaler Willy Stöwer; Titel: ‚Die Bären von Hohen-Esp', darnach ein Blatt dickes Glanzpapier, worauf, umrahmt von den Reichsinsignien, Krone, Szepter, Schwert und Apfel, die Widmung: ‚Seiner Majestät dem deutschen Kaiser und König von Preußen, Wilhelm II., in tiefster Ehrfurcht zugeeignet. Nataly von Knobelsdorff-Brenkenhoff, geb. von Eschstruth. Schwerin, Juli 1902.' Unwillkürlich hält der Leser den Atem an, ein leiser Schauer rieselt durch sein Gebein, und erst wenn nach merklicher Pause diese Erschütterung überwunden ist, wagt er es, mit der höchst gespannten Erwartung die nächste Seite aufzuschlagen und sich in das über alle Maßen grandios eingeführte Werk zu vertiefen. Sei ganz ruhig, lieber Leser, spanne Dich ab, hemme Deinen Sprung, denn diese Wasser sind nicht tief, hier rauscht nicht das heilige Meer; auf dem Goldfischteich dieses aristokratischen Parkes plätschert nur ein Kähnchen, in dem die vornehme Autorin und ihre vornehmen Leser vergnügt umhergondeln. Das ist lange her, daß ich das erste Buch der Frau Nataly von Eschstruth in der Hand hielt, — ich glaube, zwanzig Jahre schreibt sie gewiß schon, — sie hat sich nicht wesentlich geändert während dieser Jahrzehnte, die Gute. Man sagt, sie sei die meist gelesene Schriftstellerin in deutschen Landen, und das will etwas heißen! In der Tat, fast kann man ihr nicht mehr entrinnen: im Salon der bürgerlichen Hausfrau liegt eines ihrer Bücher, jetzt durch ein gesticktes Lesezeichen aufgespeilt, neben dem Körbchen mit der Handarbeit; das adelige Fräulein fliegt sie durch in den Pausen zwischen Lawntennis und Pingpong — irre ich nicht, sogar draußen die Zofe verdirbt sich die Augen darüber, wenn sie des Nachts beim Auerlicht

auf die Herrschaft wartet. Auf den Leseständern der Eisenbahnhöfe liegt sie, und wenn man den Scheußlichkeiten der pornographischen Literatur aus dem Wege gehen will, wählt man doch zuweilen einen Band, um das alsbald zu bereuen; in den Leihbibliotheken ist sie allzeit vergriffen, in der Sommerfrische bringen die müden Damen ihre schweren Tage darüber hin — kurz, wo wäre sie nicht, Frau von Eschstruth, die Treffliche?

Nun habe ich immer die Ansicht vertreten, daß man nicht bloß die großen Meister der Poesie studieren darf, wofern man ihre Zeit richtig verstehen und würdigen will, sondern auch die Massenschreiberei, die wirklich im großen Publikum gelesen wurde und dessen Alltagsnahrung bestritt: nicht nur Goethe und Schiller, auch Benedikte Naubert und Julius von Voß; nicht Victor Hugo allein, daneben noch Alexander Dumas, Eugen Sue und Paul de Kock. Und so bekäme auch der künftige Literarhistoriker unserer eigenen Tage ein sehr falsches Bild von ihnen, wenn er sich bloß um die ernsthaften Künstler bemühte, die nach dem dauernden Kranz ringen, und nicht um die mit den großen Erfolgen gesegnete Frau von Eschstruth, die stolz verschiedene Töpfe zugleich auf ihrem Herde brodeln hat. Freilich, freilich, ein erquickendes Lesen ist das nicht für einen deutschen Kritiker, aber für die Fastenzeit recht dienlich, wo demütige Einkehr in sich selbst empfohlen wird und die Kasteiung, die zur Bescheidenheit führt. Denn bei Frau von Eschstruth hört das vornehme Wesen sofort hinter ihrem Namen auf dem Titelblatt auf, es schließt durchaus nicht ihre Auffassung von ihrer Arbeit ein, das hält sich von ‚Kunst' sehr weit entfernt. Wer je ein spöttisches Wort über Frau Marlitt, über Emilie Werner oder Ludwig Ganghofer geschrieben hat, der gehe in sich und bereue die Kränkung, die er diesen Braven antat, sobald er des ungeheuren Lesekreises ansichtig wird, den Nataly von Eschstruth um ihre Bücher versammelt. Das ist die goody-goody-Literatur in ihrer Entartung, von einer fast unbeschreiblichen Gedankenlosigkeit, kindlich auf die gröbste Stoffwirkung berechnet; wäre nur wenigstens die Form ein bischen durchgebildet, aber an diesen Bänden könnte sich ein tüchtiger Schulmeister gute Tagelöhne verdienen, wenn er Blatt für Blatt mit streng gespitztem Bleistift die grammatischen und stilistischen Schnitzer anstriche, die da unterlaufen. Allerdings hat jeder dieser Romane auch große Vorzüge: zu denken braucht man bei keinem davon; hat man ein paar Druckbogen gelesen, so kann man die ganze Handlung des Werkes mühelos vorhersagen; gerade das aber will dieses Publikum, für dessen geistige Funktionen eine solche Erzählung wirken muß wie doppelkohlensaures Natron auf einen magenschwachen Gourmand. Und weiters: es ist wahr, das sind goody-goody-Romane, aber — man merke! — ins Adelige übersetzt; das sind Kinderschriften,

jedoch für Gardeleutnants. Was anständig ist unter den Figuren der Frau von Eschstruth, das ist hoffähig, das übrige ist Plebs, ordinär und schlecht: die Menschen sondern sich in edle, die Gefühle haben und sich bedienen lassen, und in gemeine, die fürs Bedienen gezahlt werden (leider! einstens brauchte man ihnen nur mit der Hundepeitsche zu winken). Gerade dieser schier unbegrenzte, bis zur Heiterkeit naive Hochmut ist es, der solchen Romanen auch die weitesten bürgerlichen Kreise wirbt: kann man nicht zur ‚Gesellschaft' gehören, so möchte man doch von ihr lesen, wie der Lehrjunge sich sein Vesperbrot dadurch bessert, daß er es an der Tür des Küchenschrankes reibt, in den die Meisterin den Häring versperrt hat. So lesen die englischen Nähmädchen am liebsten die Novels, in welchen die Herzoge und Marquisen auf jeder Seite spazieren, flirten und heiraten, und so wollen die deutschen Arbeiter Gerhart Hauptmanns ‚Weber' nicht ansehen mit dem wohlbekannten Elend, sondern ziehen solche Stücke vor, wo Bourgeoisie und Noblesse flott durcheinanderquirlen. Der ‚Snobbism' Thackerays ist eben ein der Menschheit angeborner Krankheitsstoff. Und so mag auch Nataly von Eschstruth schreiben und schreiben, sie wird gelesen werden; und hört sie einmal zu schreiben auf, dann wird sich dieselbe Art in jemand anderm fortsetzen, der auch seine Leser finden wird und den Fähnrich ‚von' trösten, der sich nach den Romanen aus kleinen Garnisonen, die ihn doch ein bischen schaudern machen, so gern an einem Bilde der eigenen Herrlichkeit erholen möchte. Vor achtzig Jahren hat Wilhelm Hauff den ‚Mann im Monde' geschrieben, um die Romane von Clauren zu persiflieren und durch diese homöopathische Tinktur womöglich auszurotten. Was ist ihm begegnet? Die deutschen Leser haben seine Satire für Ernst gehalten, haben seine Geschichte begierigst gelesen, weil sie in der beliebten Manier abgefaßt war; und Hauff blieb der Dupierte, der so dem verhaßten Ungeschmack zu noch längerer Dauer verhalf. Daran hat auch seine prächtige ‚Kontroverspredigt' wider Clauren nichts geändert, die das Publikum aufklären sollte, und nur auf uns, die späten Nachfahren, im Sinne ihres Verfassers wirkt als eines der vergnüglichsten Stücke deutscher Prosa. Und so mag auch Nataly von Eschstruth in Frieden ziehen und ihre ‚Prahlbohnen' (mit Fritz Reuter zu sprechen) weiter dort pflanzen, wo sich die rechten Bewunderer dafür treffen.

Uns aber sei es gestattet, daß wir zur Erholung ein anderes Aristokratenbuch auf den Abendtisch legen, den Roman ‚Trix' der Frau Eufemia von Adlersfeld, gebornen Gräfin Ballestrem (Leipzig, Reclam 1903). Auch da geht es sehr vornehm zu, es wimmelt von Freiherrn und Grafen, zwischen durch leuchtet sogar ein englischer Herzog und es treten just genug Bürgerliche auf, um das noble Relief recht heraus zu treiben. Doch ist der Ton, auf

den das Ganze gestimmt wird, wenigstens jovial und lustig. Seit der Fadette von George Sand, der genialen Typenschöpferin, ist der Naturbursche, der als junges, reizendes Mädchen auftritt, immer besonders anziehend geblieben; der Gegensatz zwischen der weiblichen Zartheit und unweiblichen Derbheit und Ausgelassenheit verfehlt nie seine Wirkung, schlägt er doch am Ende gewiß in einen befriedigenden Ausgleich um, bei dem durch das Medium der Liebe das ursprüngliche Lämmchen zum Vorschein kommt. Die Verfasserin führt uns in ihrer Trix-Beatrix ein ganz wohlgelungenes Exemplar dieser dankbaren Spezies vor. Schülerstreiche, studentenhaft ulkige Redeweise und vor allem eine ganz abnorme Gefräßigkeit — was dieses Mädchen für Kaviarbrötchen ißt, läßt sich gar nicht bemessen — einen sich mit der hübschen Gestalt und dem feinen Blondkopf, mit rührsamer Ehrlichkeit und einem weder feinen, noch neuen Humor zu einer recht behaglichen Erscheinung, die man trotz ihrer inneren Unwahrheit gerne vor sich hin und wieder gaukeln sieht. Im übrigen hat sich Frau von Adlersfeld ihre Aufgabe nicht zu schwer gemacht. Gerne knüpft sie an bewährte Überlieferung an. Der biedere Pater Müller ist ein ins Katholische übertragenes Nachbild des unsterblichen Dominie Sampson in Walter Scotts ‚Astronomen'. Das tötliche Halsband des Cesare Borgia ist einem recht ehrwürdigen Apparat alter Erzählungen entlehnt. Die gesamte Technik dieses Romanes gehört überhaupt einer entschwundenen Epoche an: die Helden sind ganz weiß, die Missetäter sind ganz schwarz, über die Meinung der Autorin von ihnen kann kein Zweifel aufkommen. Damit aber der Leser doch an die Gegenwart erinnert werde, findet sich da und dort eine pikante Anspielung eingestreut: wenn die halbenglische Komtesse Rablonowska den Kosenamen ‚Phroso' führt, so soll damit sicherlich auf den künstlichen Automaten hingewiesen werden, der jüngst die moderne Welt entzückte. Immerhin, wer beim Lesen von Romanen nicht an die Kunst denkt und die müßigen Stunden mit zufriedenem Behagen ausfüllen will, der wird bei ‚Trix' auf seine Rechnung kommen. Den fatalen, ernsthaften Leuten, die von einem Roman überlegte Komposition, durchgebildete Sprache u. dgl. begehren, wird ‚Trix' geringe Freude machen, aber diese Leute befinden sich ja glücklicherweise in einer Minderzahl, um die Verleger und Autor sich nicht zu kümmern brauchen.

Auch der Buchhändler, der die Menge jährlich abgesetzter Bände der Werke Ossip Schubin's überschlägt, wird ohne Sorge ein neues Werk von ihr auslegen, zumal, wenn es sich nicht mehr so sehr ausbreitet, sondern als ein handliches Buch präsentiert. Das ist der Fall bei „Refugium peccatorum" (Berlin, Paetel 1903). Auch eine Mode, diese lateinischen Titel; erstens klingt es gut, selbst wenn man's nicht versteht; zweitens verleiht es dem

Autor eine gewiſſe Diſtinktion überlegener Bildung, von der dann auch auf den Leſer ein bischen abglänzt, der die ſeltenen Worte mit vollen Backen herausrollt. Darob entſchuldigt man gern einen Haufen ſchlechter oder verworrener Konſtruktionen, die ja überdies gerade ſo die feine Geſellſchaft charakteriſieren, in der ſich der Leſer des Buches bewegt, wie das neueſte Parfüm und die jüngſte Sorte Zigaretten, die darin verbraucht werden. Dieſe Romane wollen gekauft werden, ſie ſprechen die Bezeichnung als Kunſtwerke gar nicht an; wozu ſich dabei mit Stil und Grammatik plagen? Nun ſchreibt ja Oſſip Schubin nicht eigentlich ſchlecht, nur liederlich und nachläſſig oder, um es mit einem unerſetzbaren öſterreichiſchen Wort zu benennen: ‚ſchlampert'. Es iſt immer eine ſchlauderige Wirtſchaft in dieſen Büchern. Und doch iſt auch das neue mit einer gewiſſen flotten Eleganz gemacht, welche die erworbene Routine verrät. Der Stoff iſt dünn, bei ſolider Arbeit gäbe das eine gute Novelle, und die Geſchichte muß ſtark aneinander gezogen werden, um den notwendigen Band zu füllen. Wo es der Erzählung an Tatſachen gebricht, den Charakteren das Intereſſe mangelt, — vertiefen laſſen ſie ſich nicht, die ganze Technik rechnet nur mit der Oberfläche, — dort werden die Lücken mit Stimmungen ausgefüllt. Die Hauptperſonen ſind ſtets überreizt, beſtändig vibrieren die Nerven, eine Stimmung löſt die andere aus, und was braucht es da für viele Worte und Sätze, in denen eigentlich nichts ſteht! Trotz alledem gibt auch dieſer Roman wiederum Zeugnis von den urſprünglichen Talent der Verfaſſerin, die nur jetzt ſich etabliert weiß und daher keine überflüſſige Mühe mehr an ihre Sachen wendet; ſie bringt keine neue Figur in dem Buche und zählt ſo ſehr auf die nonchalante Denkfaulheit ihrer Leſer, daß ſie die baren Unmöglichkeiten gar nicht berichtigt und verbeſſernd gegeneinander ausgleicht, die in der Geſtalt der Jadviga und ihren Erlebniſſen vorkommen. Einigermaßen verſtimmt mich auch die Rolle, die Kirche und Religion hier zugedacht iſt. Die Verfaſſerin hat die innere Notwendigkeit dem Leſer nicht klar gemacht, die Marinja zwingt, am Schluß in ein Kloſter zu gehen, ein wenig geeigneter Aufenthalt für ein ſo nervöſes Geſchöpf. Die Marinja, welche uns im Verlaufe der Erzählung bekannt wurde, hätte doch den Grafen Ernſt geheiratet. Sie braucht den katholiſchen Glauben wie ein ſchmerzſtillendes Anodyn, und dafür iſt er zu gut. Wünſcht jedoch die Autorin überhaupt, daß ihre Leſer ſich dieſe Frage ſo genau überlegen? Hat ſie doch ſelbſt für gute Lokalfarbe nur in der Partie des Buches geſorgt, die in Prag ſpielt, nicht aber bei der Landſchaft des Lornitz'ſchen Gutes. Ob Frau Oſſip Schubin heute noch beſſere Bücher ſchreiben kann als dieſes ‚Refugium peccatorum', weiß ich nicht; daß ſie es gekonnt hat, iſt gewiß, denn mit

mehreren seiner Vorgänger läßt sich ihr neuester Roman in bezug auf lebhafte Darstellung, bewegt bunten Inhalt, Witz und Pointen nur zu seinem Nachteil vergleichen.

Wir bleiben in der Adelsgesellschaft, wenn wir uns mit dem Roman der Frau Gabriele Reuter ‚Liselotte von Reckling' befassen, der schon in dritter Auflage erscheint (Berlin, Fischer 1904). Freilich wird darin ein ziemlich abschreckendes Bild von der altväterischen Borniertheit des Landadels entworfen und die Großmutter ist in Wittigenfelde die einzige sympathische, ja nur erträgliche Persönlichkeit. Die Heldin des Buches (man macht jetzt gerne Romane ‚in zwei Teilen', das erleichtert die Komposition bedeutend und enthebt den Autor der Verantwortung für mancherlei Sprünge und Brüche in seinen Charakteren) enttäuscht uns, und zwar zunächst durch die unglückliche Wahl des Namens. Wer ‚Liselotte' auf einem Buchtitel findet, muß alsbald an Elisabeth Charlotte von Orleans denken, jene deutsche Prinzessin am Hofe Ludwig XIV., deren allmählich publizierte Briefe die wertvollsten Dokumente für unsere Kenntnis der herrschenden Schichten Frankreichs abgeben. Das war eine gescheite, wackere Frau, derb und lustig, nicht unterzukriegen, aber echt und tüchtig in ihrem ganzen Wesen, von scharfem Witz und Urteil und bei allen Sonderbarkeiten ihrer Schreibweise von ganz persönlichem Ausdruck des Stiles. Gedenkt man dieser Frau, so stellt sich Liselotte von Reckling als ein recht kümmerliches, mißratenes Püppchen vor, ohne Halt und Rückgrat, alle Augenblicke weint sie und nirgends vermag sie ordentlich zuzugreifen, auch wenn sie nicht von ihrer erbärmlichen, deklassierten Mutter geplagt wird. Sie ist blutarm und nervenleidend und stammt offenbar direkt von der armen Person ab, die uns als Heldin des Romanes ‚Aus guter Familie' noch im Gedächtnis schwebt. Von diesem hysterischen Fräulein hat sie noch andere Allüren ererbt: eine krankhafte Sinnlichkeit, die nicht stark genug ist, um ihr Wesen zu spannen, aber doch aufdringlich genug, um ihr Leben zu verderben. Es scheint, daß Frau Gabriele Reuter aus dem Gedankenkreise, in den sie sich mit jenem sehr erfolgreichen Buche eingesponnen hat, nicht mehr recht herausfindet. Das wäre vom Übel, denn das Buch ‚Aus guter Familie' dankt die Aufmerksamkeit, die es geweckt hat, nicht seinem poetischen Wert, — es ist allerdings mit der Wärme eines aufrichtigen Herzens geschrieben, — sondern den sozialen Mißständen, die es aufdeckt. Es schildert das bedauerliche Schicksal eines Mädchens aus besserer Gesellschaft, das in einer engen, ärmlichen Jugend zwar alle Aufregungen unterdrückter Sinnenglut durchmacht, aber in erzwungener Jungfräulichkeit verkümmert und dahinsiecht. Das ist ein trauriger Zustand, der nach Hilfe schreit, aber auch ein pathologischer.

Die Defekte des sozialen Organismus, die Gabriele Reuter damals bloßlegte, bedürfen dringend der Sorge von Ärzten, von Geistlichen und von allen, denen die Gesundheit unseres Bürger- und Beamtentums am Herzen liegt. Ob sich etwas an Besserung wird erhoffen lassen, ist mir allerdings fraglich: in einem Zeitalter, wo unter den Fittichen des preußischen Aares die ‚Gesellschaft für sexuelle Zwischenstufen' ihr grauenhaftes Unwesen ungestraft ausbreiten und ihre, die Ehre der Menschheit schändende Propaganda betreiben darf, wird kaum eine wohltätige Beachtung den blutarmen, bleichsüchtigen Mädchen zu teil werden, die unter dem Drucke der Verhältnisse verwelken und absterben. Das Thema jenes Romanes gehörte viel eher in den Bereich der sozialen Ethik und Politik als in den der Poesie. Darum schiene es mir verhängnisvoll für die fernere Schriftstellerei von Frau Gabriele Reuter, wenn sie aus dem Banne dieses Stoffes sich nicht ganz zu befreien vermöchte. Sie hat ja in dem neuen Buche versucht, sich auch andere aufzuschließen und sich mit anderes gearteten Menschen und Bewegungen zu beschäftigen. Dankbar kann ich ihr allerdings für die hier getroffene Wahl unmöglich werden. Es sind die modernsten religiösen und ethischen Strömungen Berlins, in die uns das Buch einführt. Nicht zum erstenmal: Felix Holländer hat im ‚Thomas Truck' dieselben Schichten beschrieben. Ich bekenne, daß mir diese ganze Sippschaft im höchsten Grade widerwärtig ist. Gerne glaube ich, daß einzelne wirklich wertvolle Menschen bisweilen in dieser Jauche waten, sie gehen aber sicherlich darin unter, wofern sie sich nicht rechtzeitig durch einen Sprung daraus retten. Diesen Leuten fehlt es an Einsicht und Willenskraft. Nur deshalb ertragen sie es, in dem schrecklichen Gemisch von widerspruchvollsten Meinungen zu leben, das sich aus faulenden Resten von Philosophie und Naturwissenschaft, aus Sektiererei, Hypnotismus, Okkultismus und weiß Gott was für Abschaum des modernen Geisteslebens zusammenbraut, behütet und gefördert durch radikale Sozialdemokraten und Nihilisten. Slaven im allgemeinen, Russen im besondern, steuern ganz vornehmlich zu dieser undeutschen, internationalen Gesellschaft. Betrogene und Betrüger, vertrauensvolle Dummheit und erwerbssüchtige List wirken zusammen und erzeugen hauptsächlich dadurch für die Schwächlinge unserer Bildung einen starken Anreiz, weil in ihren Kreisen die Kunst gelehrt wird, die gemeinsten Instinkte durch Phrasen zu einer neuen Ethik des Lasters emporzuheben. Was ist dieser Graf Altenhagen für ein erbärmliches Subjekt! Er bläst als Führer die Lärmtrompete der sittlich ‚Erneuerten', und geht dann seiner armen Liselotte mit einer jüdischen — Dirne durch. Und was sagt Liselotte dazu? Sie findet das Verhalten ihres Gemahls ganz in der Ordnung, denn jene Nichtswürdige war ‚auch

eine Erſcheinungsform Gottes'. Als ich das las, hat mich ein ſo tiefer Ekel erfaßt, wie er ſich einem vielgewanderten Literaten nicht gerade oft aus modernen Büchern aufdrängt. Und dazu dann die Abſchiedsworte dieſes armen Wurms von betrogener Frau auf einer nächſten Seite: „‚Lorenz', ſagte Liſelotte und in ihre Augen kam ein heller, goldener Glanz, ‚du fürchteſt dich noch vor der Einſamkeit. Das iſt es. Aber du mußt tief hinein. Du haſt dich noch mit manchen Hoffnungen ſpielend betrogen. Aber du mußt tief hinein in alle ihre Schauer. Du mußt ganz klar und frei und ſicher in dir ſelbſt werden, und dann erſt zur Tätigkeit! Ich will dich wiederſehen als den ſtarken Meiſter, den ich jubelnd verehren darf! O du — du über alles geliebter Menſch'! Und ſie fiel ihm um den Hals und küßte ſeinen Mund." — Brrr! Glücklicherweiſe iſt das Buch nach einer halben Seite zu Ende und ich durfte es raſch zuklappen. Aber — dritte Auflage! dritte Auflage! Nun, laſſen wir ihnen dieſes reinliche Vergnügen: de gustibus non est disputandum. —

Ein niedliches Buch ſtellt Fräulein Marie von Bunſen zuſammen: ‚Allerhand Briefe, Novellen und Skizzen' (Berlin, Grote 1903). Das Hauptſtück ſind ‚Allerhand Briefe' der verſchiedenſten Leute, anſcheinend wirr durcheinander geworfen, genau beſehen jedoch mit Abſicht geordnet, die durch ſchmale Spalten raſche, aber doch ganz ausreichende Einblicke in ſehr mannigfache Stufen des modernen Lebens gewähren. Die Idee iſt nicht neu, die Ausführung gut, bisweilen mit graziöſem Geſchick. Überhaupt weiß die Verfaſſerin vortrefflich zu beobachten, das zeigt z. B. ‚Elſe Lilienthals Entſchluß', eine ſehr feine Arbeit, in der die Abhängigkeit von der Verwöhnung durch den Reichtum ganz wahrhaft beſchrieben wird. Wenig erfreulich war mir ‚das Malfräulein' — da iſt mir doch unſere ‚Komteſſe Muſchi' vielmals lieber als dieſe gottesläſterliche Hoffart. Und auch ‚Der Väter Gut' fordert zu einem Vergleich heraus, der nicht recht günſtig für die an ſich gewiß gute Darſtellung der Verfaſſerin ausfällt: im 29. der ‚Briefe, die ihn nicht erreichten' wird auch ein Beſuch in dem alten Schloß der Kinderzeit geſchildert, und von dieſen wenigen Blättern ſcheint mir eine tiefere Wirkung auszugehen.

Ja, dieſe ‚Briefe'! Ich halte den Band in Händen, der 1903 (Berlin, Paetel) ausgegeben wurde, darauf ſteht: ‚Einundfünfzigſte Auflage'. Auch dieſer Erfolg iſt, wie der von ‚Jörn Uhl', ſozuſagen von ſelbſt gekommen ohne viele Rezenſionen aus den regierenden Cliquen, und er iſt auch nicht bei der Klaſſe von Leſern ſtehen geblieben, denen die Verfaſſerin ſelbſt entſtammt, ſondern er hat ſich auf alle Gebildeten erſtreckt. Gebildete Leſer freilich verlangt das Buch, die Menge der Fremdwörter — das artet zu-

weilen in Jargon aus —, die geographiſchen Sprünge, die Anſpielungen aus Geſchichte und Literatur, ſie ſtellen zuſammen das Gewebe einer feinen Konverſation unſerer allerbeſten Geſellſchaft dar, in deren ebenmäßigem Plauderton auch der größte Teil der Briefe gehalten iſt. Der feine Duft dieſer Konverſation — wo ſind die Zeiten, da ich ihn ſchlürfte? — bildet einen Hauptreiz des liebenswürdigen Buches, aber keineswegs den ſtärkſten. Der liegt in dem tiefen Einblick, den die Briefe in die ſtarke und doch ſo zarte Seele einer wahrhaft vornehmen Frau verſtatten, die ein grauſamhartes Schickſal erdulden mußte, davon allmählig freier aufatmet und langſam, langſam zögernd den Pfad betritt, der zu dem Ausblick auf ein großes, inniges Liebesglück hinaufleitet. Echte, klare Empfindung durchflutet dieſe Briefe, deren Wärme ſich allgemach ſteigert. Unter den zierlichen Melodien und Arpeggien, die Arabesken gleich aufſteigen und ſich herabneigen, wird ein dumpfer Ton der Melancholie feſtgehalten, ein basso ostinato, der gegen das Ende hin ſich verſtärkt, in einen Aufſchrei der Verzweiflung ausbricht, ſanft abſchwillt und verklingt. Die Schreiberin hält ihr Herz feſt in der Hand, man darf es nicht ſehen, daß Blutstropfen zwiſchen den weißen Fingern durchquellen. Und darum iſt Einzelnes ſo ergreifend: jenes Du, das plötzlich erſcheint, als die Nachricht von dem Tode des geliebten Mannes eingetroffen iſt. Das iſt Weichheit und Stärke, das iſt die mulier fortis der Salomoniſchen Sprüche, gehüllt in die glänzende Toilette einer modernen Weltdame. Dabei rede ich gar nicht von dem Vergnügen, das die ſcharfumriſſenen Bilder aus China bereiten, die humoriſtiſche Beſchreibung der Ladies von New-York, welche die Beefſteakſeite des menſchlichen Lebens nicht kennen, die Silhouetten von Herman Grimm und Walter Robert-tornow, die echt weibliche Beurteilung des Ringens zwiſchen Aſien und Europa. Dem Buche danke ich einige ſelten gute und reine Stunden, wie ſie einem abgehärteten Leſer kaum je durch ein Erſtlingswerk bereitet wurden.

Anders iſt das Empfinden, mit dem man die Doyenne der heutigen Ausleſe von deutſchen Schriftſtellerinnen, Frau von Ebner-Eſchenbach, angeſichts eines neuen Werkes begrüßt: ‚Die arme Kleine‘ (Berlin, Paetel 1903). Das iſt ein frohes Erwarten in der Sicherheit wohltuenden Genuſſes. Es wird nicht enttäuſcht, und daß wir die vertrauten Fluren der Landſchaft Mährens vor uns liegen ſehen, das ruhige Nebeneinander der ‚Herrſchaften‘ ſich aufrollen, die uns alle unter wechſelnden Namen wohlbekannt ſind, das mindert die Spannung, aber nicht das Behagen der Lektüre. Und immer wieder weiſt das kleine Kaleidoſkop, von gewandter Hand ein bischen geſchüttelt, neue, reizvolle Bilder. Die greiſe Dichterin liebt die Kinder; wer das nicht längſt wüßte, lieſt es hier auf jedem Blatte des Buches, das nur eine

wirkliche Kinderfreundin schreiben konnte. Die kleinen Streiche und Geschichten, die putzigen Reden des winzigen Fräuleins, das Anwachsen und Reifen unter Erfahrung und Schmerz, sie fesseln, rühren, erfreuen. Hinter ihnen treten die anderen Figuren zurück, der uns schon befreundete gabenlose Herr von Kosel mit dem kindischen Steckenpferd und dem weichen, treuen Gemüt, der dürftige, tapfere Hauslehrer, die prächtigen Tanten, der etwas nach einer alten Schablone geschnittene Bornholm, die böhmischen Dienstleute und Dorfbuben. Ganz mühelos rieselt das Geplauder zwischen den Menschen und den leisen Wendungen des Schicksals dahin, und doch haben alle Gestalten ihre sicheren Linien und alle bewegen sich aus der eigenen Kraft, welche die Liebe der Verfasserin zu ihnen und zu den Menschen allerwärts ihnen eingeflößt hat. Man lobt Frau von Eschenbach nicht höher, als wenn man diesem Buche nachsagt, daß es ihrer würdig ist. Bis auf Eins, was ich nicht verschweigen darf. Drei Farbendruckbilder und 22 Textillustrationen sind dem Bande beigegeben. Sie sind alle recht hübsch, technisch ohne Fehler, im Geiste der Autorin gedacht, mit sichtlicher Begeisterung entworfen. Und doch! Das ist kein Kinderbuch, denn Kinder sehen sich selbst nicht gerne treu aufgenommen, und sei es noch so herzlich, sie wollen von den Großen wissen, weil es sie nach dem Leben der verhüllten Zukunft lüstet, mit dem sie zu spielen hoffen, wie die Erwachsenen mit ihnen spielen. Warum die Illustrationen? Sie verschließen dem Leser den rechten Quell des Vergnügens an dem Buch, weil sie seine Phantasie binden; kein Maler malt und zeichnet so schön, wie sie es vermag. Und sollte es wirklich Leser geben, die einer Anregung durch Illustrationen bedürfen, um ihrer Einbildungskraft einen unentbehrlichen Schwung zu verleihen, so sind das nur solche, für die Frau von Ebner-Eschenbach nicht zu schreiben braucht. Diese Modelaune ist, wenn ich nicht irre, aus Frankreich gekommen, es ist aber eine häßliche Mode, die ein Publikum nicht mitmachen muß, dessen Gehirn noch nicht durch Absinth ausgelaugt ist. Überlassen wir die Illustrationen den Dichtern, deren Worte ohne solche Krücken nicht aufrecht wandeln und den Beifall der Leser selbst einheimsen können.

Nicht ohne gewisses Bangen nehme ich wahr, daß diese Übersicht etwelcher neuer Bücher wirklich nur von Frauen handelt, und zwar — das ist nicht ganz ein Zufall — beinahe nur von Frauen aus altem Adel, aus der Creme der Gesellschaft. Da muß denn doch zum Schlusse wenigstens ein Mann zu Worte kommen, und zwar ein richtiger. So trifft es sich gut, daß ein alter Bekannter uns über den Weg tritt: die 6 Bände, aus denen Eyths ‚Wanderbuch eines Ingenieurs' bestand, sind in zwei zusammengezogen worden, die jetzt heißen: ‚Im Strom unserer Zeit' (Heidelberg, Winter 1904).

Es nimmt ſich ein bischen nach Eſſenz aus, dieſes neue Buch, wie es aus dem alten extrahiert wurde durch Weglaſſung der Exkurſe und Epiſoden, mit denen vieles Perſönliche verloren ging. Die netten Bildchen, etwas zu rundlich, entſchädigen nicht dafür. Aber es bleibt ein wackeres, ſtarkes Buch, das Buch eines Mannes, den das Leben, indem es ihn auf der Erde umherwarf, nur in ſeiner feſten Tüchtigkeit erprobt hat. Darin ſchlägt ernſtlich der kraftvolle Puls der modernen Arbeit, darin weht der Atem einer Tatenluſt, die über die müßiggängeriſche Nervoſität der ‚Entarteten' ſiegeslächelnd hinwegträgt. Und damit ich auch eine kleine Nebenfreude ausplaudere: daß Max von Eyth, einer unſerer tüchtigſten Männer, es einen ‚Zopf' nennt, wenn die deutſchen Ingenieure der Gegenwart ihren ſchwer errungenen Ehrennamen gegen den ſtilloſen ‚Doktor' eintauſchen müſſen, der aus einem anderen Weſen und einer anderen Geſchichte kommt — eine Quittung der Vergangenheit, keine Anweiſung auf die Zukunft —, das hat mir eine ſtille Genugtuung bereitet.

Abend.

Von E. Hildebrand.

Die Abendglocken hallen
Leis über's wiegende Korn.
Die Sonne ſank. Es ſingen
Die Grillen und der Born.

Es ſtehen rings die Felder
Von Gottesſegen ſchwer;
Ich ſchreite durch die vollen
Goldenen Wogen her.

Viel lichte Wolken treiben,
Die Ränder glutentfacht —
Und über Feld und Aue
Hebt ihren Mohn die Nacht.

Die ungariſche St. Stephans-Geſellſchaft.

Von Dr. Ant. Notter.

Die St. Stephans-Geſellſchaft wurde im Jahre 1848 durch den damaligen Dekan der Peſter theologiſchen Fakultät und ſpäteren Biſchof von Siebenbürgen, Johann v. Fogaraſy, im Verein mit einigen Geſinnungsgenoſſen gegründet in der Abſicht, dem damals alles verheerenden antichriſtlichen und beſonders antikatholiſchen Geiſte eine Gegenwehr zu ſetzen durch einen katholiſchen Verein, deſſen Aufgabe darin beſtände, durch Herausgabe und Verbreitung guter Schriften katholiſches Denken im Volke ſowohl als auch bei den gebildeten Ständen zu fördern. Der Verein führte urſprünglich den Namen: »Jó és olcsó könyvkiadó társulat« („Geſellſchaft zur Herausgabe guter und billiger Bücher"), was den Zweck desſelben ſo ziemlich zum Ausdruck bringt; erſt einige Jahre ſpäter erhielt er den Namen »Szent-István-Társulat« („St. Stephans-Geſellſchaft"), ſo benannt nach dem erſten Könige Ungarns, dem hl. Stephan.

Die Geſellſchaft begann ihre Tätigkeit am 1. Mai 1848; jedoch wurde dieſelbe alsbald durch die politiſchen Ereigniſſe unterbrochen. Durch dieſelben erlitt der junge Verein auch an ſeinem Vermögen namhaften Schaden, indem das ungariſche Papiergeld auf ein Viertel ſeines früheren Ausgabswertes ſank. Auch nach Beendigung der 48er Kämpfe war der Verein einige Zeit hindurch in ſeinen Beſtrebungen behindert. Seine Publikationen wurden von der Polizei beſchlagnahmt, der Verkehr mit den Mitgliedern unterſagt. Erſt nachdem die Ruhe im Lande einigermaßen hergeſtellt war, durfte der Verein ſeine Tätigkeit wieder aufnehmen. Und nun trat die merkwürdige Erſcheinung zutage, daß die St. Stephans-Geſellſchaft zum Mittelpunkt faſt der geſamten literariſchen Tätigkeit in Ungarn während der Zeit des Abſolutismus wurde.

Da nämlich die Polizei jedes Vereinsleben hemmte und jede literariſche Tätigkeit mit Mißtrauen verfolgte, vermochte lediglich die St. Stephans-Geſellſchaft zu beſtehen und ſich zu betätigen, ſowohl zufolge ihres ausgeſprochen katholiſchen Charakters und ihres Verhältniſſes zur katholiſchen Hierarchie, — die Biſchöfe ſind ſtatutengemäß die Protektoren des Vereines, —

als auch wegen des Umstandes, daß die als treue Anhänger des Thrones anerkannten konservativen Politiker Graf Johann von Cziráky, Baron Johann von Sennyey, Georg von Mailáth, Paul von Somssich auf die Tätigkeit des Vereines einen entscheidenden Einfluß ausübten (Graf Joh. von Cziráky war der erste Vizepräsident). Ja es wurde dem Vereine die Auszeichnung zuteil, daß der damalige Militär- und Zivilgouverneur von Ungarn, Erzherzog Albrecht, durch persönliche Verfügung manche polizeilichen Maßnahmen der St. Stephans-Gesellschaft gegenüber aufhob. So wurde z. B. der Gesellschaft die Begünstigung eingeräumt, daß ihre Wochenblätter ohne Kaution erscheinen durften. Erzherzog Albrecht empfing zu wiederholten Malen Abordnungen der St. Stephans-Gesellschaft in Audienz und versicherte dieselben nicht nur seiner eigenen Gewogenheit, sondern auch der besonderen Huld des Königs.

Diese sozusagen privilegierte Lage der St. Stephans-Gesellschaft brachte es mit sich, daß sich ihr in den Jahren des Absolutismus alles anschloß, was Ungarn damals an politischen und literarischen Größen aufzuweisen hatte. Außer den genannten konservativen Politikern, welche auf die Leitung und den Geist der Gesellschaft einen entscheidenden Einfluß hatten, finden wir im Direktionsausschusse derselben auch die Namen Franz Deák, Baron Josef von Eötvös u. a. Auch protestantische Schriftsteller traten der Gesellschaft bei, obwohl dieselbe niemals ihre katholischen Tendenzen verleugnete, sondern im Gegenteil stets streng als katholische Gesellschaft sich betätigte und dies durch ihre Teilnahme an den Feierlichkeiten anläßlich der Verkündigung des Dogmas der unbefleckten Empfängnis und durch ihre literarische Agitation im Interesse der weltlichen Souveränität des Papstes in unzweideutiger Weise bekundete.

Außer verschiedenen Werken, die für das Volk und für die Intelligenz berechnet waren, gab die Gesellschaft in jener Zeit mehrere Wochenblätter heraus, u. zw. zwei ungarische (»Kath. Néplap« und »Családi Lapok«), ein deutsches („Katholischer Christ") und ein slovakisches.

Nach Herstellung der ungarischen Verfassung gewann die St. Stephans-Gesellschaft ein weiteres Feld für ihre Betätigung. Hatte sie sich schon früher mit Herausgabe von Schulbüchern befaßt, so war diese ihre Tätigkeit gar sehr beeinträchtigt durch kleinliche Maßnahmen der absolutistischen Unterrichtsverwaltung. Diese Gebundenheit hörte auf, als Ungarn seine eigene Unterrichtsgesetzgebung entfaltete. Im Sinne des ungarischen Volksschulgesetzes vom Jahre 1868 erhielten die Konfessionen die Befugnis, ihre Schulen selbst mit Lehrbüchern zu versehen. Infolgedessen wurde der Verlag von Lehrbüchern für die katholischen Volksschulen zu einer hervorragenden Tätigkeit

der St. Stephans-Gesellschaft; und gegenwärtig sind in fast allen katholischen Volksschulen Ungarns ihre Lehrbücher eingeführt.

Neben diesen Schulbüchern und neben verschiedenen Volksschriften wurde die Tätigkeit der Gesellschaft in den 70er uud 80er Jahren hauptsächlich durch Herausgabe von Werken für die gebildeten Klassen in Anspruch genommen. Eine umfangreiche ungarische Enzyklopädie, die ungarische Übersetzung der Weltgeschichte Cesare Cantus, die »Házi Könyvtár« (Hausbibliothek) mit ihren stattlichen Bänden, welche verschiedene kirchengeschichtliche und apologetische Gegenstände behandelten, sind dauernde Beweise der weitausgreifenden und nachhaltigen Wirksamkeit der Gesellschaft. In den 80er Jahren wandte sich die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auch der Jugendliteratur zu.

Zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung in katholischem Geiste wie der Belletristik wurde im Jahre 1887 eine eigene Abteilung ins Leben gerufen, die „Wissenschaftliche und literarische Abteilung der St. Stephans-Gesellschaft", zu deren Mitgliedern seither die bedeutendsten Gelehrten und Schriftsteller des katholischen Ungarn gehören. Die Abteilung besteht aus zwei Sektionen, deren erste Theologie, Philosophie, Naturwissenschaften, Pädagogik und Schulwesen, religiöse Volks- und belletristische Literatur umfaßt, während die zweite Geschichte und deren Hilfswissenschaften, Rechts- und Staatswissenschaften und Soziologie einschließt. Außer den Vorträgen ihrer Mitglieder hat diese Abteilung auch einige größere Publikationen durchgeführt, so z. B. die Denkwürdigkeiten (Monumenta) der Reformation in Ungarn, wovon bisher der erste Band erscheinen konnte.

Infolge der Munifizenz des hochwürdigsten Episkopats und des opferwilligen katholischen Volkes von Ungarn besaß die Gesellschaft schon seit Jahren ihr eigenes Heim. Das zweistöckige Haus in der früheren Schützengasse, jetzt Paul Királyi-Gasse, erwies sich jedoch mit der Zeit als zu klein, umsomehr da die Gesellschaft, welche bei ihrer Verlagstätigkeit jährlich tausende an Druckkosten zahlte, den Plan faßte, eine eigene Druckerei zu errichten.

Dank der neuerlichen Munifizenz des Episkopats und des selbstlosen Eifers ihres Präsidenten, des Grafen Ferdinand v. Zichy, des Führers aller katholischen Aktionen in Ungarn, konnte die St. Stephans-Gesellschaft nach Veräußerung ihres früheren Hauses ihr eigenes großes Heim mit einer modern eingerichteten Druckerei erbauen. Seit Ende des Jahres 1898 vollzieht sich die Tätigkeit der Gesellschaft in diesem Palais (Budapest, VIII., Szentkirályi-utcza 28).

Hand in Hand mit der räumlichen Ausbreitung ging auch die Erweiterung der Tätigkeit der Gesellschaft. Seit zirka sechs Jahren erscheinen in ihrem Verlage außer den Lehrbüchern für Volksschulen auch solche für

die Mittelschulen, welche nicht nur seitens der (dem Katholizismus im übrigen nichts weniger als gewogenen) Fachreferenten des ungarischen Unterrichtsministeriums Anerkennung finden, sondern außer an den meisten katholischen Mittelschulen auch an mehreren staatlichen Unterrichtsanstalten eingeführt sind.

Um dem gebildeten Publikum eine vom religiösen und sittlichen Standpunkte aus einwandfreie belletristische Lektüre zu bieten, erscheint im Verlage der Gesellschaft eine »Családi Regénytár« („Familien-Romanbibliothek") betitelte literarische Unternehmung, deren Bandserie jedes Jahr um einige Werke bereichert wird. Für das Volk werden kleine Broschüren herausgegeben, welche je um einige Heller (4—20 H.) erhältlich und in tausenden von Exemplaren verbreitet sind, namentlich auch nach Amerika versendet werden. Diese Volksschriftenserie zählt bereits mehrere hundert Nummern. Außer religiös-sittlichen Gegenständen werden in diesen Schriftchen wirtschaftliche und soziale Fragen in gemeinverständlicher und unterhaltender Darstellung erörtert, z. B. das Genossenschaftswesen, die Sozialdemokratie, die Auswanderung, der Alkoholismus, die Seidenzucht usw. Gleichfalls den Bedürfnissen der breiten Volksschichten dient das Unternehmen »A magyar nép könyvtára« („Bibliothek des ungarischen Volkes"), welches in kleinen, hübschen Bändchen gemeinnützige Themata erörtert. Dazu gibt die Gesellschaft eine pädagogische Wochenschrift «Népnevelő» („Volkserzieher") heraus, welche an sämtliche katholische Volksschulen Ungarns unentgeltlich versendet wird. Die betreffenden Ordinariate vergüten für je ein Exemplar als Portoäquivalent jährlich eine Krone. Ferner erscheint im Verlage der Gesellschaft eine Monatsschrift »Katholikus Szemle« („Katholische Revue"), welche instruktive Artikel über die aktuellen Fragen der Gegenwart und außerdem Erzählungen, Rezensionen, eine politische Revue („Zeitläufte") u. a. m. bringt und den Mitgliedern der Gesellschaft als Gratisgabe geboten wird.

Was schließlich die Druckerei der St. Stephans-Gesellschaft, das „Stephaneum" anbelangt, so rangiert dieselbe dank ihren technischen Einrichtungen, dem Umfange ihres Betriebes und der Mustergiltigkeit ihrer Leistungen unter den ersten Druckereien von Budapest. Dieselbe dient nicht bloß den Bedürfnissen der St. Stephans-Gesellschaft, sondern arbeitet auch für auswärtige Kunden. Gegenwärtig werden auf den Maschinen der Druckerei außer den Büchern 4 Tageszeitungen, 11 Wochenblätter, 5 vierzehntägige und 13 Monatsschriften hergestellt. Der Jahresumsatz der Druckerei betrug im J. 1902/3: K 1,455.257.

Die Ausdehnung ihrer Wirksamkeit veranlaßte die Gesellschaft, auch ihre Statuten, welche im Laufe der Jahre des öfteren in einzelnen Punkten

novellarische Abänderungen erfuhren, einer gründlichen Revision zu unterziehen. Die neuen Statuten wurden von der am 10. Dezember 1903 abgehaltenen außerordentlichen Generalversammlung angenommen und am 29. Februar 1904 vom Ministerium genehmigt.

In den neuen Statuten wird der Zweck und die Organisation der Gesellschaft folgendermaßen normiert:

1. Der Zweck der Gesellschaft ist: unter dem Schutze der Patronin Ungarns, der seligsten Jungfrau Maria, und unseres ersten apostolischen, heiligen Königs St. Stephan die katholische Literatur zu pflegen und zu verbreiten. Zu diesem Behufe dienen in erster Linie folgende Mittel:

a) In ihrer wissenschaftlichen und literarischen Abteilung pflegt sie die Wissenschaft und die Literatur in katholischem Geiste und ist bestrebt, dieselbe durch Vorträge, ferner durch Herausgabe wissenschaftlicher und belletristischer Werke zu verbreiten;

b) gibt sie kirchliche, wissenschaftliche, erbauliche, nützliche oder unterhaltende Bücher, Zeitschriften, periodische Blätter und Broschüren heraus;

c) im Auftrage und nach Anweisung des ungarischen Episkopats besorgt sie die Herausgabe und Verbreitung von Schulbüchern und Lehrmitteln für die katholischen Schulen Ungarns.

2. Was die Organisation der St. Stephans-Gesellschaft betrifft, so hatte dieselbe bisher vier Arten von Mitgliedern: Ehrenmitglieder, gründende Mitglieder, ordentliche Mitglieder und Mitglieder der wissenschaftlichen und literarischen Abteilung.

Die gründenden Mitglieder zahlten eine Gründungstaxe von 210 Kronen; die ordentlichen Mitglieder zahlten einen jährlichen Mitgliedsbeitrag von 6 Kronen 30 Hellern. Die Mitglieder der wissenschaftlichen und literarischen Abteilung zahlten keinen Mitgliedsbeitrag, sondern wurden auf Grund ihrer wissenschaftlichen oder literarischen Tätigkeit über Vorschlag der Abteilung durch den Direktions-Ausschuß der Gesellschaft gewählt, vom Fürstprimas Ungarns bestätigt und auf der Jahres-Generalversammlung promulgiert.

Laut den neuen Statuten beträgt die Gründungstaxe 400 Kronen und der jährliche Beitrag der ordentlichen Mitglieder 10 Kronen; die Mitglieder der wissenschaftlichen und literarischen Abteilung aber werden von dieser selbst (und nicht vom Direktions-Ausschuß) gewählt. Außerdem wurde eine neue Kategorie von Mitgliedern eingeführt, u. zw. trat unter der Benennung „Fördernde Mitglieder" eine volkstümliche Mitgliedschaft ins Leben mit einem jährlichen Beitrage von 2 Kronen.

Alle Mitglieder erhalten eine jährliche Vereinsgabe, bestehend aus verschiedenen literarischen Werken, u. zw. sind für die fördernden Mitglieder volkstümliche Erbauungs-, Unterrichts- und Unterhaltungsschriften bestimmt (für heuer ist eine volkstümliche Ausgabe der historischen Bücher des Neuen Testaments, ein Büchlein über die Heilkräuter, ein Kalender für das Jahr 1905 und ein später zu bestimmendes Unterhaltungswerk ins Auge gefaßt), die übrigen Mitglieder dagegen erhalten wie bisher, so auch in Hinkunft die Monatsschrift »Katholikus Szemle« („Kath. Revue"), ferner ein für das gebildete Publikum berechnetes wissenschaftliches, religiöses oder belletristisches Werk.

Zur Einführung der billigen Volksmitgliedschaft wurde die Gesellschaft durch den Umstand veranlaßt, daß es unmöglich ist, als jährliche Vereinsgabe solche Werke zu bieten, welche die geistigen Bedürfnisse der gebildeten Klassen und der breiten Volksschichten in gleichem Maße zu befriedigen geeignet wären.

Die Verwaltung der St. Stephans-Gesellschaft liegt in den Händen der Generalversammlung, des Direktionsausschusses und des Präsidiums, welch letzteres aus einem oder zwei Präsidenten und einem geschäftsführenden Vizepräsidenten, der immer ein Geistlicher sein muß, besteht. Der hochw. Episkopat Ungarns hat statutengemäß das Protektorat über die Gesellschaft. Zur Zeit sind Präsidenten der Gesellschaft: Graf Ferdinand v. Zichy, Ritter des goldenen Vließes, Geheimrat und Mitglied des Magnatenhauses, und Graf Nikolaus Moriz v. Esterházy, k. u. k. Kämmerer und Mitglied des Magnatenhauses; Vizepräsident ist Abt-Domherr Dr. Alexander Gießwein. Ferner hat die Gesellschaft einen Direktor, welcher gleichfalls dem geistlichen Stande angehören muß, einen Sekretär und mehrere Ober- und Unterbeamte. Der derzeitige Direktor der Gesellschaft ist Josef Kaposi, Sekretär der Schreiber dieser Zeilen.

Die „Wissenschaftliche und literarische Abteilung der St. Stephans-Gesellschaft" besteht, wie bereits erwähnt, aus zwei Sektionen mit einem Referenten an der Spitze einer jeden. Die Angelegenheiten der Abteilung leitet die Versammlung derselben. Außerdem werden Sektionsversammlungen gehalten, welche vorbereitenden Charakter haben. Die Versammlung der Abteilung leitet als Präsident der Abteilung der Vizepräsident der Gesellschaft, welcher mit Rücksicht auf diese seine Stellung selbst ein gewähltes Mitglied der Abteilung sein muß und also immer aus der Reihe der wissenschaftlichen und literarischen Kapazitäten des ungarischen Klerus erwählt wird. Die wissenschaftliche und literarische Abteilung hält mit Ausnahme der Sommermonate allmonatlich eine Sitzung ab, in welcher ein Mitglied

der Abteilung oder ein Gast einen Vortrag hält. Diese Vorträge werden in je einem Hefte veröffentlicht.

Der Präsident (oder die beiden Präsidenten) der Gesellschaft werden von der Generalversammlung auf Lebensdauer, der Vizepräsident, der Direktor und der Sekretär werden auf sechs Jahre gewählt, bezw. neuerdings bestätigt.

Was den Vermögensstand der Gesellschaft anbelangt, so betrugen laut der vorjährigen Bilanz die Aktiven . . . . 2,304.887 K 41 h
die Passiven . . . . 1,101,217 K 34 h
das Reinvermögen . . 1,203.670 K 07 h

Die Einnahmen der Periode 1902/3 (vom 1. April 1902 bis 31. März 1903) beliefen sich auf . . . . . 293.808 K 29 h
Die Ausgaben beliefen sich auf . . . . . 154.923 K 59 h
Der Reinertrag . . 138.884 K 70 h

Die Zahl der Mitglieder beläuft sich gegenwärtig auf rund 4800; doch ist zu hoffen, daß die Einführung der volkstümlichen Mitgliedschaft ein Anschwellen der Zahl der Mitglieder zur Folge haben werde. Ist doch diese Mitgliedschaft berufen, die tausende des katholischen Volkes in Ungarn unter das Banner der St. Stephans-Gesellschaft zu scharen, ja sogar die in Amerika lebenden ungarischen Katholiken in die Ideen unserer Gesellschaft einzubeziehen und sie derart dem Katholizismus wie dem Vaterlande zu erhalten.

Damit diese berechtigten Hoffnungen sich erfüllen, ist natürlich eines erforderlich: daß die Bestrebungen der St. Stephans-Gesellschaft allseits die verdiente Würdigung finden und namentlich bei der ländlichen Geistlichkeit durch jenes Entgegenkommen unterstützt werden, ohne welches auch die redlichsten Bemühungen scheitern müssen. Und hier nehme ich Anlaß, auch die Schwächen im Leben der St. Stephans-Gesellschaft wie überhaupt des ungarischen Katholizismus in Kürze zu berühren. Es liegt mir ferne, von der Tätigkeit der St. Stephans-Gesellschaft eine nur in rosigen Farben gehaltene Darstellung zu geben und die Schattenseiten zu verschweigen. Wir wissen sehr gut, daß die reiche literarische Produktion der Gesellschaft fast ausschließlich dadurch möglich war, daß die ungarischen Bischöfe ihr Protektorat über die Gesellschaft in ausgiebiger, sowohl moralischer wie materieller Unterstützung betätigten und ferner, daß die Gesellschaft als fast allein in Betracht kommende Verlegerin von Lehrbüchern für die katholischen Volksschulen Ungarns durch diesen Zweig ihrer Tätigkeit über eine reichliche und gesicherte Einnahmsquelle verfügt, durch welche sie in den Stand gesetzt wird, eine umfangreiche literarische Produktion zu entfalten. Wäre sie lediglich auf den Eifer der Katholiken geistlichen und weltlichen Standes angewiesen, so

würde ihr Leben wahrſcheinlich ebenſo ein Vegetieren und Dahinſiechen ſein, wie dies hier zu Lande leider bei vielen anderen katholiſchen Vereinen der Fall iſt. Dieſen Mangel an Intereſſe und werktätiger Mitwirkung beim großen katholiſchen Publikum betrachten wir, wie geſagt, als eine Schwäche in der Tätigkeit unſerer Geſellſchaft. Und ſollten wir namentlich bei der neuerlich in Angriff genommenen Einführung der „volkstümlichen Mitgliedſchaft“ in den Peripherien von den berufenen Leitern des Volkes nicht in gehöriger Weiſe unterſtützt werden, ſo würde zwar immerhin der Eifer der Zentralleitung nicht fruchtlos ſein, aber keinesfalls jene Früchte tragen, welche er zeitigen könnte, wenn das katholiſche Bewußtſein und das ganze katholiſche Leben in Ungarn lebhafter in den Adern der Nation pulſierte.

Nach langem Leid.

Von Alex. Krapp.

Ich hab' mein Leid ins tiefe Grab gelegt,
Mein Leid, das mir mein Freund war lange Jahre.
Nun ſteh' ich an dem Grabe unbewegt,
Der Sturm des Lebens fährt mir durch die Haare.

Ich wollte ſteigen in das goldne Licht,
Ein müder Adler mit zerſchoſſ'nen Flügeln.
Doch ſeine Schwinge trug den Adler nicht,
Stets riß ſein Leid ihn zu den Erdenhügeln.

Drum grub mein Leid ins tiefe Grab ich ein;
Es nimmt die Kraft, die Sonne zu erreichen.
Denn nur wer jubelnd ſtürmt zum Kampf hinein
Kann Sieger werden und zu Sternen ſteigen!

Die Wahl.

Von Franz Eichert.

Ein Wille ſoll geboren werden
Aus tauſend Willen, ſtark und ſchwach;
Drum ſchläft die Glut auf allen Herden,
Drum iſt ein wildes Zittern wach.

Von Haus zu Haus des Wühlens Feuer,
Bis all' die Schläfrigen entflammt,
Für ihren Teil an Zins und Steuer
Zu teilen des Regierens Amt.

Plakate, ſchreiend auf den Gaſſen;
Im Haſten raucht der Preſſen Erz,
Bis aufgewühlt vom Grund die Maſſen,
Bis bloßgelegt des Gegners Herz.

Straßauf, ſtraßab der Roſſe Stampfen:
Auf, Mann des Volks, die Fahrt iſt frei!
Aus tauſend Kehlen ſchrei'n und dampfen
Die Wahlparolen der Partei.

Beringte Finger, fein geſchniegelt,
Sie drücken heut' die ruß'ge Hand.
In lauten Schänken, ungezügelt,
Wächſt Klaſſenhaß zum Maſſenbrand.

Des Schmährufs Groll, befleckte Ehre,
Des Neides Glut, Geſinnungskauf —
Das alles drängt im wilden Heere
Zum helmumblinkten Saal' hinauf.

Dort fällt das Los, die Zettel ſinken.
Hier kreißt die Zeit! Die Glocke ſchellt.
Viel Augen glüh'n, die Wächter winken.
Die Wage ſteigt, die Wage fällt.

Ein heißes Wirken, hämmernd' Weben
Aus tauſend Seelen, ſorgenſchwer.
Ein Wille kreiſt in tauſend Leben!
Man zählt. — Gewitterruh' umher.

Der letzte Schein! — Er iſt erkoren —
Man jauchzt, man ſchmäht, man druckt das Blatt.
Aus tauſend Willen iſt geboren,
Der ſelber keinen Willen hat!

Joſeph Freiherr von Helfert.

Erlebniſſe und Erinnerungen.

VI.

Die Kataſtrophe.

1.

Die Verhandlungen über den Entwurf der Grundrechte ſollten beginnen. Der Präſident Strobach eröffnete die Sitzung des 4. Januar 1849 mit der Mitteilung, daß in der Generaldebatte eingeſchrieben ſeien: gegen den Entwurf der Abgeordnete für Krems Jur. Dr. Wildner, für denſelben die Abgeordneten Borroſch, Szábel und Klaudy. Er wollte eben dem Abg. Wildner das Wort erteilen, als ſich Graf Stadion vom Miniſterſitze erhob. Er verlangte im Namen des Geſamt-Miniſteriums zu ſprechen und trug jene Erklärung gegen den im § 1 des Entwurfes ausgeſprochenen Grundſatz „Alle Gewalten im Staate gehen vom Volke aus“ vor, die im letzten Miniſterrate beſchloſſen worden war.

Das Auftreten des Miniſters ſowie die miniſterielle Erklärung kamen dem Hauſe völlig unerwartet. Mit lautloſer Stille wurden Stadions Worte vernommen, man konnte eine Nadel auf den Boden fallen hören; keine Hand rührte ſich, aber auch kein Zeichen des Mißfallens wagte ſich heraus, ſo auf's tiefſte ergriffen waren alle von dem folgenſchweren Ernſt des Vernommenen.

Der Präſident ging nun, als ob er den Zwiſchenfall für erledigt anſähe, zur Tagesordnung über und rief zum zweitenmal Wildner auf die Rednerbühne. Es war recht albernes Zeug, was dieſer vorbrachte; Lachen und ſelbſt Ziſchen ertönte wiederholt. Aber die meiſten hörten nicht auf ihn, es laſtete auf ihnen das Gewicht der Worte, die Stadion geſprochen hatte, und es war für alle eine Erlöſung, als Borroſch, an den nun die Reihe kam, ſeine Rede zu halten, die Rednerbühne mit den Worten betrat: „Was wir kurz zuvor aus dem Munde des Miniſters vernommen, iſt ſo überaus wichtig, daß eine Fortſetzung der Debatte im jetzigen Augenblicke ganz unmöglich iſt. Ich beantrage daher, daß die Verhandlung abgebrochen, die miniſterielle Erklärung in Druck gelegt und unter alle Mitglieder verteilt und die nächſte Sitzung auf den 8. Januar angeſetzt werde.“

Es folgten nun Tage heftigster Aufregung und unruhigster Bewegung; und selbst manche von den Konservativen teilten den erbitterten Unmut über das Vorgehen der Regierung. „Es ist unerhört", hörte man sagen, „wie man die Freiheit der Beratung auf solche Art beengen, die Meinung der Volksvertreter einschüchtern will!" Wenn unser junger Konstitutionalismus mehr parlamentarische Einsicht und Erfahrung gehabt hätte, so würde man sich haben sagen müssen, daß die Regierung loyal und korrekt vorgegangen sei, indem sie von vornherein, um es nicht zu einer unpraktischen und nutzlosen Debatte kommen zu lassen, offen erklärte, was sie annehmen und was sie nicht annehmen könne. Aber die Abgeordneten hatten sich von Wien her so sehr in den Glauben verrannt, der konstituierende Reichstag sei „souverän", sei unantastbar in seinen Beratungen und Beschlüssen, daß sie in dem Auftreten der Regierung geradezu einen Angriff auf die Prärogative der Versammlung erblickten.

Man redete sich immer mehr in die Hitze hinein. Am Abend desselben Tages trat der slavische Klub zusammen, wo die tollsten Projekte auftauchten. Einige meinten, man solle insgesamt den Reichstag verlassen, nach Hause gehen und die Wähler zusammenrufen, um sie zu Richtern in dieser Sache zu machen. Andere gingen viel weiter: man solle das Volk zu den Waffen rufen, ihnen Sensen und Dreschflegel in die Hände geben; der Augenblick sei günstig, denn das Land Böhmen sei von Truppen fast entblößt. Es heißt im Sprichwort: Keine Suppe wird so heiß gegessen, wie sie angerichtet worden. Brauner sagte zu Klaudy: „Unsere Tschechen sind wie ein Hengst, der in einen Wagen eingespannt ist. Kommt ihm das Leitseil unter den Schweif, dann schlägt er aus, haut über die Stränge und ist nicht zu bändigen; läßt man aber das Leitseil los und bringt es zurecht, dann geht er wieder gemütlich und artig seinen gewohnten Trott fort." Es ward Abend und es ward Morgen, das Blut wurde ruhiger; im slavischen Klub wütete man nicht mehr, man grollte nur und schmollte. Die Mitglieder, die bei den Ministern gern gesehen waren, Přibyl, Wocel, Jonák, wurden Verräter an der Sache des Volkes genannt. Strobach war in den letzten Tagen zum Appellationsrat in Prag ernannt worden; er glaubte, zum Justizminister nicht früher gehen zu dürfen, um sich für die Ernennung zu bedanken, bevor nicht die Spaltung zwischen seinem Klub und dem Ministerium ausgeglichen sei.

Doch die Angelegenheit ging ja nicht den slavischen Klub allein an, der ganze Reichstag war daran beteiligt. Die schroffsten Parteiunterschiede schienen zu schwinden, die slavische Rechte trat mit der deutschen Linken in Berührung; man wollte einen gemeinsamen Schritt gegen das Ministerium

unternehmen. Aber allmählich kamen die Bedenken. Wie die Dinge lagen, hatte das Ministerium aus der Annahme oder Nichtannahme des § 1 eine Kabinettsfrage gemacht. Doch war es nicht im Grunde eine Reichstagsfrage? Wenn es zum Bruche zwischen beiden käme, werde es nicht vielleicht der Reichstag sein, der werde springen müssen? Darauf wollte man es denn doch nicht ankommen lassen, am allerwenigsten die Linke, die sehr wohl wußte, daß, wenn heute der Reichstag aufgelöst werde, morgen die Gerichte auf mehr als einen aus ihrer Mitte greifen würden.

* * *

So wurde denn in der Sitzung vom 8. Januar sehr viel Pulver verschossen, aber in die blaue Luft; wenn die Schüsse jemanden verwundeten, so waren es die Schützen selbst; getötet wurde niemand. Pinkas hatte eine Erklärung entworfen, die von den meisten Mitgliedern des slavischen Klubs und von der gesamten Linken angenommen wurde; es waren 178 Unterschriften. Die Erklärung wurde zu Beginn der Sitzung verlesen, sie lautete:

> Die hohe Reichsversammlung erklärt, sie erkenne mit Bedauern in der durch das Ministerium am 4. Januar 1849 vor Beginn der Debatte über den § 1 des Entwurfes der Grundrechte abgegebenen Erklärung, infolge deren die Darlegung selbst der loyalsten Gesinnung bei Abstimmung über diesen Paragraph nicht mehr als freier unbehinderter Entschluß, sondern nur mehr als der Ausdruck einer aufgedrungenen Meinung erscheinen muß, eine sowohl nach dem Inhalte als auch nach der Fassung und Motivierung dieser Erklärung der Würde freier Volksvertreter unangemessene und mit der dem konstituierenden Reichstage durch des Kaisers Manifest vom 16. Mai und 6. Juni eingeräumten Stellung unvereinbare Beirrung der freien Meinungsäußerung.

Das war also ein Mißtrauensvotum in optima forma. Aber das sollte es doch nicht nicht sein, man wollte ja mit der Regierung nicht brechen; man wollte sich nicht der Gefahr aussetzen, nach Hause geschickt zu werden. So hatte denn Pinkas, der als erster Redner die Erklärung verteidigen sollte, eine heikle und höchst schwierige Aufgabe. Er entwickelte dabei einen Witz und Geist, der wiederholt den Beifall der Versammlung wachrief; aber es war doch nur die Geschicklichkeit eines Seiltänzers, die er zeigte, es war ein unterhaltender Eiertanz, den er aufführte. Er teilte einen Hieb nach dem andern dem Ministerium aus, aber seine Hände waren in Handschuhe von weichem Sammet gehüllt; und dabei kam er immer wieder darauf zurück, daß das ja kein Mißtrauensvotum sein wolle; die Regierung möge der loyalen Gesinnung des Hauses versichert sein.

Anders war es mit Fischhof. Wir erinnern uns, daß er gern Hofrat im Ministerium des Innern geblieben wäre und daß Stadion nichts dagegen hatte, doch unter der selbstverständlichen Bedingung, daß Fischhof die Grundsätze der Regierung teile, daher seinen radikalen Standpunkt aufgebe. Nach wochenlangen Verhandlungen darüber hatte dann Fischhof, der seine politischen Gesinnungen nicht verleugnen wollte, seine Resignation eingereicht und die Regierung dieselbe angenommen. Das war in den letzten Tagen geschehen, und nun trat er mit einer Rede auf, in welcher er den Standpunkt des Ministeriums sowie dessen Politik vom Anfang bis zu Ende verwarf und namentlich gegen die Helfert'schen Abänderungsvorschläge loszog, deren Bestimmungen so weit und dehnbar seien, daß man, wie er sagte, mit einem vierspännigen Wagen darin herumkutschieren könnte. Seine ganze Rede hatte einen höhnischen Charakter, der in diesem Augenblicke selbst von seinen Parteigenossen nicht gebilligt wurde. Es ertönten nur vereinzelte Bravo von den Bänken der Linken, und auf der Rechten war es nur Klaudy, der „politische Polisson", wie ihn einige, oder „der ins Tschechische übersetzte Goldmark", wie ihn andere nannten, der den Ausfällen Fischhofs seinen Beifall zubrüllte. Schuselka, also einer von Fischhofs Partei, rügte es als Generalredner ausdrücklich, daß der Abgeordnete für Matzleinsdorf keineswegs im Sinne der Mehrzahl der Linken gesprochen habe, da diese durchaus weder gemeint noch gewillt sei, in die Haltung des Ministeriums von vornherein Mißtrauen zu setzen und dessen Politik im ganzen anzugreifen. Auch Pinkas verwahrte sich gegen Fischhofs Ausfälle: „Ich kann es nur tief bedauern, daß der Herr Abgeordnete, der unmittelbar nach mir gesprochen, die loyale Richtung meines Antrages ganz verkehrt hat."

Der einzige Redner, der den Mut hatte, unumwunden gegen die beantragte Erklärung der 178 aufzutreten, war Gredler, der im Namen des Zentrums sprach. Er nannte das Bündnis der Rechten mit der Linken ein „unnatürliches"; die Befürchtungen wegen Einschränkung der Redefreiheit seien grundlos; Pinkas' und Schuselkas wiederholte Versicherungen, man wolle der Regierung kein Mißtrauensvotum geben, seien nicht haltbar; die Erklärung, wenn sie angenommen werde, sei tatsächlich ein solches. Mit großer Geschicklichkeit wußte er beiden Seiten des Hauses zu schmeicheln: „Eine Beschränkung der Redefreiheit befürchten Sie? Nun, meine Herren, die heutigen Reden haben den Gegenbeweis geliefert; solche Exspektorationen, wie wir sie heute vernommen, haben wir in diesem Hause schon lang nicht gehört (Beifall). Eine Einschüchterung befürchten Sie? Sehen etwa die Herren der Linken, die im Oktober unter dem Donner der Geschütze in Wien ausgehalten haben, darnach aus, als ob sie sich so leicht einschüchtern ließen?!

(Großer Beifall von den Bänken der Linken). Und Sie, meine Herren von der Rechten, Sie, die das volle Vertrauen Ihres Volkes besitzen, haben Sie es zu befürchten, daß Ihre Kommittenden an der vollen Freiheit ihrer Meinungsäußerung zweifeln, daß Sie in den Verdacht kommen sollten, sich durch eine ministerielle Erklärung einschüchtern zu lassen?!" (Großer Beifall rechts und im Zentrum).

Eine Abschrift des Antrages Pinkas war dem Ministerium schon vor der Sitzung mitgeteilt worden. Ich weiß nicht, geschah es über Aufforderung Stadions oder aus eigenem Antrieb, daß ich folgende Gegenerklärung des Ministeriums zu Papier brachte:

> Das Ministerium hat in seiner Erklärung vom 4. Januar d. J. das Recht der Krone wahren zu müssen und dadurch seiner Stellung sowohl dem Throne wie dem Volke gegenüber zu entsprechen geglaubt.
>
> Von dieser Überzeugung ist das Ministerium seither nicht einen Augenblick zurückgekommen.
>
> Getreu seinem Programm, das von der überwiegenden Mehrheit dieser hohen Versammlung mit entschiedener Zustimmung aufgenommen worden ist, hat es gehandelt und würde, wenn es irgend wann in eine ähnliche Lage käme, in derselben Weise handeln.
>
> Die Unterstellung, als ob es bei dieser Erklärung in der Absicht des Ministeriums gelegen gewesen wäre, die Würde freier Volksvertreter zu verletzen und die hohe Reichsversammlung in dem freien Ausdruck ihrer loyalen Gesinnung zu beirren, weist es mit Entschiedenheit zurück.

Stadion war mit meiner Auffassung einverstanden, allein meine Formulierung war ihm zu schroff; er änderte den Wortlaut und hob besonders das Ereignis vom 27. November hervor, wo der Reichstag dem Ministerium ein so entschiedenes Vertrauen entgegengebracht habe. Allein weder seine Worte, noch die so beifällig aufgenommene Rede Gredlers konnte etwas an dem Entschlusse der Opposition ändern. Ja, als es zur Abstimmung durch Kugelung kam, war die Zahl der weißen Kugeln sogar größer als die Zahl der Unterzeichner des Antrages Pinkas: es waren 196 Stimmen für und 99, die Stimmen des Zentrums, gegen dessen Annahme.

* * *

Durch die Zwischenfälle am 4. und am 8. Januar war die Beratung der Grundrechte unterbrochen worden. Am 9. wurde sie wieder aufgenommen. Die General-Debatte nahm nicht viel Zeit in Anspruch und man schritt zur Spezialdebatte, also zur Beratung des Unglücks-Paragraphen 1. Fünfzehn Redner hatten sich pro, die doppelte Anzahl contra einschreiben lassen und unter den letzteren merkwürdigerweise auch solche, welche die Erklärung vom

8. Februar unterschrieben und für den Antrag Pinkas gestimmt hatten: Brauner und Oherat vom slavischen Klub, Machalski von den Polen und Demel von den Deutschen. Das Schlußwort hatte der Berichterstatter des Konstitutions-Ausschusses Rieger. Er sprach bei zwei Stunden lang feurig, schlagfertig, zündend, gewürzt mit vielen gewagten Behauptungen und mitunter nicht sehr loyalen Ausfällen gegen das geistliche und weltliche Regiment. Es kam zur Abstimmung; verschiedene Anträge waren eingebracht worden, von den einen zur Rettung, von den andern zur Beseitigung des verhängnisvollen Paragraphen. Der Präsident brachte den Antrag Ullepitsch „als den weitest gehenden" zuerst zur Abstimmung. Er lautete:

> Der § 1 des Entwurfs der Grundrechte sei als nicht hieher gehörig wegzulassen und der Verfassungs-Ausschuß zu beauftragen, bei den Bestimmungen im zweiten Teile des Verfassungswerkes eine geeignet scheinende Textierung vorzuschlagen.

Es war keine ausdrückliche Ablehnung des § 1, wohl aber eine stillschweigende; denn wo sollte man im zweiten Teile des Verfassungswerkes einen Grundsatz unterbringen, der doch unleugbar in den ersten Teil, unter die Grundrechte, gehörte? Ullepitsch' Antrag war also eine halbe Maßregel, ein verschämter Rückzug. Doch gerade dies war im Augenblicke der passende Ausweg, da die Versammlung nicht den Willen hatte, die Regierung durch Annahme des von ihr abgelehnten Grundsatzes zum Kampf herauszufordern während sie anderseits eine gewisse falsche Scham abhielt, diesen von ihr bisher hochgehaltenen Grundsatz geradezu zu verwerfen. So war man denn allseits froh, einen Mittelweg gefunden zu haben, bei dem man sich, wie man meinte und sich sagte, nach keiner Seite hin etwas vergab. Man schritt zur Abstimmung. Der Antrag auf Namensaufruf, wie das sonst bei wichtigen Angelegenheiten zu geschehen pflegte, wurde von keiner Seite gestellt. Ein Antrag auf Abstimmung durch Kugelung wurde von einem Abgeordneten gestellt, fand aber nicht die geschäftsordnungsmäßige Unterstützung. Also ganz einfache Abstimmung durch Aufstehen oder Sitzenbleiben! Das Zentrum erhob sich wie ein Mann, der größere Teil der Rechten desgleichen. Der Präsident konstatierte die Mehrheit der Stimmen, Gegenprobe wurde nicht verlangt, und so war die Sache abgetan. Das Ergebnis wurde schweigend hingenommen, aus dem Zentrum ertönte kein Beifall, von den Bänken der Linken ließ sich kein Zeichen des Mißfallens vernehmen.

2.

Hatte der Reichstag durch die Abstimmung am 9. Januar seinen Frieden mit dem Ministerium gemacht? Das Ministerium selbst faßte die Sache anders auf. Dadurch, daß es den Helfert'schen Abänderungsantrag

einbrachte, hatte es ſeinen ernſten Willen kundgegeben, die Verfaſſung Hand in Hand mit dem Reichstag zuſtande zu bringen. Aber fand es von ſeiten des Reichstages ein willfähriges Entgegenkommen? Die mit ſo großer Mehrheit angenommene Erklärung vom 8. hatte das Gegenteil bewieſen und einen weitern Beweis dieſer ablehnenden Stimmung lieferte der ſlaviſche Klub, der den Beſchluß faßte, keines der Amandements, die im miniſteriellen Abänderungsantrag enthalten waren, anzunehmen. Mußte ſich unter ſolchen Umſtänden das Miniſterium nicht die Frage vorlegen, ob mit dieſem Reichstag weiter zu kommen ſei? Vorderhand war von einer Verſtimmung des Miniſteriums nichts zu merken. In der Sitzung vom 11. Januar erſchienen faſt alle Miniſter. Auch Fürſt Schwarzenberg zeigte ſich wieder einmal bei dieſer Gelegenheit und ſein Erſcheinen erregte immer einen gewiſſen Reſpekt. Dann kamen aber Tage, wo die Sitze der Miniſter leer waren oder nur einer der Miniſter allein erſchien, Bach oder Stadion oder Thinnfeld. Das, was im Reichstage jetzt verhandelt wurde, war allerdings nicht von ſolcher Art, um ein beſonderes Intereſſe einzuflößen, weder den Miniſtern, noch den Abgeordneten ſelbſt, am allerwenigſten draußen den Völkern Öſterreichs. Es waren endloſe Reden über die angeborenen Menſchenrechte, über die konſtitutionelle Freiheit, über den „Rechtsſtaat“ im Gegenſatze zum frühern „Polizeiſtaat“. Daß durch die miniſterielle Erklärung vom 4. Januar die freie Meinungsäußerung beirrt worden wäre, ließ ſich wahrhaftig nicht behaupten. Die Linke war wohl im allgemeinen etwas ſtiller, als ſie ſeinerzeit in Wien geweſen war; allein der Grund davon war ein ganz anderer als jene Kundgebung des Miniſteriums. Die heftigſten Reden waren faſt immer die Riegers, des Berichterſtatters, aber auch meiſt die intereſſanteſten. Schuſelka ergriff das Wort, um das Miniſterium wegen des Belagerungsſtandes, wegen der Todesurteile u. a. zu interpellieren, und er wurde dann recht heftig. Leopold Klaudy war der leibhaftige ex libro doctus. Im Reichstagsſaale war mein Sitz von dem ſeinigen nur durch den Zwiſchengang getrennt; und da ſah ich ihn denn täglich mit einem Hefte in rotem Umſchlag erſcheinen: es war das Staats-Lexikon von Rotteck und Welcker, welches damals in zweiter Auflage in Lieferungen erſchien und aus welchem Klaudy ſeine Weisheit für ſeine nächſte Rede ſchöpfte. Immer ſpielten das Hauptwort „Freiheit“ und das Beiwort „frei“ darin eine große Rolle. Dr. Grebler kopierte ihn einmal, während Klaudy im Sitzungsſaale ſprach, im Leſezimmer vor mehreren Kollegen: „Das freie Wort der freien Vertreter der freien Völker“ ꝛc.

* * *

Das gesellschaftliche Leben in Kremsier war einförmig, ein Tag glich dem andern. Vormittags Sitzungen im Saale oder in den Ausschüssen; zu Mittag in der Reichsrats-Restauration, im Gasthaus „zur Sonne" u. a.; gegen Abend ein Spaziergang im Freien, einsam oder in Gesellschaft; darnach wieder in der Restauration und zuletzt nach Hause. Nur selten gab es ein außergewöhnliches Ereignis, wie am 18. Jänner, dem Dreikönigstag nach orientalischem Kalender. Der ruthenische Bischof Jachimowicz beging die Wasserweihe am offenen Wasser der March, im erzbischöflichen Park; Szaszkiewicz assistierte, die Kremsierer Nationalgarde gab das Ehrengeleite. Es war eine schöne Feierlichkeit, der die meisten Abgeordneten und viele Leute aus der Stadt und Umgegend beiwohnten; sie hatten eine heilige Zeremonie solcher Art nie gesehen. Nach beendeter Feier kamen Frauen aus dem Volke mit Gefäßen herbei, die sie mit dem vom Bischofe geweihten Wasser füllten.

Eine Abwechslung in das tägliche Einerlei brachte abends das Theater. Es war eine wandernde Truppe, die kleinere Lustspiele und Possen, wie Nestroys „Einen Jux will er sich machen", aufführte; mitunter auch ernstere Stücke: von der Birch-Pfeiffer „Dorf und Stadt", nach der Auerbach'schen Erzählung „Die Frau Professorin", von Raupach „Die Schule des Lebens", von Bauernfeld „Ein deutscher Krieger", von einem gewissen Dr. L. Schubar „Keine Jesuiten mehr!"

Der „Bruder Lustig" der böhmischen Kompagnie war der Professor Koubek aus Prag, der viel gereiste, viel belesene, viel wissende. Auf seinem Antlitz war selten ein trübes Wölkchen zu sehen, seine Augen blickten stets munter in die Welt hinein, seine Redeweise übersprudelte von Witzen und vorzüglich von Zitaten. Dabei war er mit aller Welt Freund, selbst mit den ärgsten Deutschtümlern der Linken. Eines Tages ging er mit Füster spazieren, als ihnen Tomek entgegenkam. Sie blieben stehen, Koubek sprach Tomek böhmisch an und brachte allerhand Possen vor, von denen auch sein geistlicher Begleiter nicht verschont blieb, nur daß er dessen Namen nicht aussprach. Als Tomek darüber in helles Lachen ausbrach, wandte sich Koubek ganz gutmütig zu Füster und sagte deutsch: „Du verstehst doch böhmisch, Bruder? Du bist ja auch ein Slave!" Füster nickte verdutzt mit erzwungenem Lächeln zu. Natürlich hatte er von dem, was Koubek über ihn gesagt hatte, nicht ein Wort verstanden.

Von den Tiroler Abgeordneten ließe sich mancherlei erzählen. Es waren in der Regel ebenso tüchtige und biedere, als heitere und witzige Leute. Dabei hatten viele dieser Söhne des Gebirges einen Kindersegen,

der staunenswert war. Einmal saßen ihrer drei abends am Wirtshaustisch beisammen und da kam heraus, daß sie zusammen dreißig Kinder hatten; einer von ihnen, Hellrigl aus Brunneck, hatte nur eins, dafür hatte der Innsbrucker Haßlwandter deren zwölf und der Vorarlberger Ratz gar siebzehn. Als Haßlwandter ein oder zwei Jahre später das dreizehnte bekam, schrieb er an Gredler: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist — stark".

Der komischeste unter seinen Landsleuten war der lange Strasser aus Schwaz. Er war es leider mitunter auch auf der Rednerbühne und mußte, wenn er ohne Erlaubnis seiner Landsleute als Redner auftrat und dabei etwas recht Ungeschicktes vorbrachte, manchen Wischer von ihnen hinnehmen. Er war voller Späße und Schnaken, besaß ein großes Nachahmungstalent und war unerschöpflich im Wiedererzählen von lustigen Streichen, die er erlebt und meist selbst mitgemacht hatte. Um nur eins zu erwähnen: als er beim Pfleggerichte in Lienz praktizierte, befand sich daselbst ein Arzt, dem man nachsagte, daß seine Patienten nicht lang zu leiden hätten. Er hatte an seinem Hause ein Schild mit seinem Namen:

Georg Steiner,
Doktor der Medizin.

Eines Morgens fand man darunter mit Kreide geschrieben:

Geht's nur keiner einer,
's wird a jeder hin.

Der Doktor läuft wütend zum Gericht. Strasser verspricht ihm strengste Nachforschung zu halten, aber es blieb alles ohne Erfolg — weil Strasser selbst in nächtlicher Weile der Spitzbub gewesen war.

Ich ging viel mit den Tirolern um. Gredler hatte mich in sein Herz geschlossen und machte mich mit ihnen bekannt. Es ist ein eigenes Völkchen, denen ihr „Landl" über alles gilt; wer nicht innerhalb der Tiroler Grenzpfähle geboren ist, gilt ihnen als Ausländer. „Ich gratuliere Dir zu Deiner Verlobung", sagte ein Innsbrucker zu einem anderen, „und mit einer Landsmännin!" „Danke für den Glückwunsch, aber eine Tirolerin ist meine Braut nicht, ihr Vater ist ja ein Schwab". Der Vater der Braut war seit vierzig Jahren in Tirol ansässig, die Braut selbst in Innsbruck geboren! Sittlichkeit und Ehrlichkeit sind in Tirol zu Hause, aber Ausnahmen gibt es wie überall. Als mein Kollege Michael in Innsbruck Professor war, kam eines Tages ihre Magd vom Markt nach Hause und erzählte ihrer Frau, es sei ein Kassendiebstahl begangen worden: „Das war gewiß keiner von den unsrigen", setzte sie bei. Zufällig, wie sich bald zeigte, war es aber doch einer „von den unsrigen". Am meisten er-

götzten mich viele ihrer Familiennamen, wie man sie kaum anderswo antrifft: Schönafflinger, Oberlindober, Jobstreinitzer, Tschurtschenthaler, Turneretscher, Mitterrutzner, Unterstrumpfleser u. dgl. m.

* * *

Und wie stand es mit den Duellen, die doch, so lang es Parlamente gibt, eine gewisse Rolle zu spielen pflegen? Ausgeführt wurde in Kremsier keins, angedroht oder wenigstens angedeutet waren drei. Von dem zwischen Grebler und Peitler, das in eine komische Spitze auslief, war schon die Rede*). Von einem zweiten, in das Klaudy verwickelt werden sollte und von dessen vermittelnder Ausgleichung liefen nur dunkle Gerüchte durchs Haus. Von einem, das zwischen Smolka und Rieger in der Schwebe war, wußten nur drei Personen. Es war, wenn ich nicht irre, in der Sitzung vom 11. Dezember, wo über das Ergebnis einer Abstimmung eine etwas scharfe Meinungsverschiedenheit zutage trat und wo der heftige Rieger dem Präsidenten die Mahnung zurief, „in zweifelhaften Fällen für die Zukunft etwas vorsichtiger zu sein". Stimmen aus dem Hause „Oho, oho!" Smolka faßte dies als persönliche Beleidigung auf und ließ Rieger durch Ziemialkowski sagen, er wolle für diesmal darauf nicht antworten; sollte sich aber noch einmal etwas ähnliches ereignen, so werde er ihn nicht als Präsident, sondern als Smolka zu finden wissen und Satisfaktion verlangen. Die Geschichte endete damit, daß Rieger dem Smolka Abbitte leistete**). Da mir von der Sache nie etwas zu Ohren gekommen war, so wandte ich mich im vorigen Jahre brieflich an Rieger, der mir am 3. Januar 1903 mit schon zitternder Hand antwortete — es war der letzte Brief, den ich von dem lieben Freunde erhielt —: „Die Affäre hat sich offenbar sehr schnell abgespielt, da sie mir keinen Eindruck gelassen hat; es schwebt mir nur sehr dunkel vor, daß sie überhaupt stattgefunden hat. Ich habe für Smolka stets eine sehr hohe Achtung gehabt und es war mir jede Absicht ferne ihn beleidigen zu wollen, daher ich denn so gerne als aufrichtig die Versicherung derselben abgeben konnte".

* * *

Wenn ich in Kremsier war, wohnte ich den Sitzungen des Reichstages regelmäßig bei, hielt von Anfang bis zu Ende aus und entzog mich nie der Abstimmung. An den Arbeiten der Abteilungen nahm ich in der Regel keinen Teil, in den Ausschüssen erschien ich nur, wenn ich als Vertreter der Regierung dahin geladen war. Im Hause trat ich als Redner nur selten

*) Die Kultur, III. S. 345 f.

**) Widmann, Smolka. S. 218.

auf, da ich nur zu solchen Paragraphen des ministeriellen Abänderungsvorschlages sprechen wollte, mit deren Fassung ich vollkommen einverstanden war.

Das war unter anderem bei dem § 2 der Fall, der nach dem Entwurfe des Verfassungsausschusses folgende Fassung hatte:

Alle Standesvorrechte sind abgeschafft.

Adel darf fortan weder verliehen, noch anerkannt werden.

Das war so recht ein Tummelplatz für Enzyklopädisten à la Borrosch und für unerfahrene Doktrinärs à la Klaudy; sie sprachen beide ein Langes und Breites über diese „Einrichtung der Laune und der Unvernunft", häuften gegen den Adel alle erdenklichen Anklagen und priesen die Abschaffung desselben als den Gipfel politischer Weisheit. Der plumpe Sierakowski, selbst ein Schlachtzig, leitete alles Übel in der Welt von den Adeligen her, „von den römischen Patriziern bis zu den Baronen des Mittelalters, von den venetianischen Nobili bis auf unsere Zeiten". Auch Szábel sprach für Abschaffung des Adels, obwohl er nicht leugnen konnte, daß die Bevölkerung selbst sich diese Abschaffung keineswegs verlange. Gerade in den Tagen, wo in Kremsier über den § 2 verhandelt wurde, wurden unter den Bürgern Wiens Unterschriften für eine Petition an den Kaiser gesammelt, er möge, falls die Mehrheit des Reichstags für die Abschaffung des Adels sein sollte, dem Beschlusse die Sanktion verweigern. Mir erschien die Forderung der Liberalen als ein Nonsens. Wie wolle man etwas abschaffen, was sich seit Jahrhunderten in der Bevölkerung eingelebt hatte? Und meine man, durch das Diktat eines Paragraphen den Chalupner und Holzhauer mit einem Fürsten Kinsky oder Lobkowitz auf eine Stufe stellen zu können? Gleichheit vor dem Gesetze, ja; alte Vorrechte, die mit diesem Grundsatze im Widerspruche sind, sollen fallen. Aber ererbte Namen, Titel, Wappen solle man dem Adel lassen, weil man sie ihm nicht wegdekretieren kann und weil sie der konstitutionellen Freiheit keinen Eintrag tun. Ich schloß meine Rede mit den Worten: „Ich wünsche, daß die Konstitution, die wir jetzt zu bauen haben, keine Zwingburg sei, von deren Pforten Personen gewisser Klassen mit den Donnerworten zurückgescheucht werden, die am Eingang von Dantes Hölle stehen: Lasciate ogni speranza, voi ch' entrate! Ich wünsche, daß unsere Konstitution ein freundliches Haus werde, welches die Personen aller Klassen mit den Worten begrüßt, die vor dem Stifte Kremsmünster zu lesen sind:

Dies Tor soll gastlich jedem offen stehn,
Der friedlich mag durch selbes gehn . . ."

Wie ich voraussehen konnte, blieben meine Worte ohne Erfolg. Der erste Satz des § 2: „Alle Standesvorrechte sind abgeschafft", wurde einstimmig

angenommen. Über den zweiten Satz: „Adelsauszeichnungen jeglicher Art werden vom Staate weder verliehen, noch anerkannt", wurde Kugelung verlangt. Das Ergebnis war: 231 Stimmen für, 84 gegen die Abschaffung des Adels.

3.

Wenn ich mich jetzt an den parlamentarischen Verhandlungen weniger beteiligte, so lag das wohl auch darin, daß mich die Angelegenheiten meines Ressorts mehr und mehr in Anspruch nahmen. Häufig nahm ich mir Akten in den Reichstagssaal mit und studierte sie, während ich den schönen und nicht-schönen Reden, die von der Tribüne gehalten wurden, mit halbem Ohre zuhörte. Es ließen sich auf diesem Wege allerdings manche Gegenstände erledigen. Es wurden Verfügungen über verschiedene Angelegenheiten teils getroffen, teils vorbereitet: ein Disziplinargesetz für die Studenten; die Bedingungen für den Fortgenuß der Stipendien und die Befreiung vom Unterrichtsgelde an Universitäten, da die bisherigen Semestralprüfungen abgeschafft waren; die gänzliche Ausschließung von den Studien sollte nicht ohne Genehmigung des Ministeriums erfolgen*); mit Erlaß vom 16. Januar (R.-G.-Bl. Nr. 91) erfolgte eine provisorische Regelung des tierärztlichen Studiums. Ich arbeitete an Entwürfen über die Kollegiengelder, über das Privatdozententum u. dgl. m. Allein das genügte doch nicht überall, und Exner drang fortwährend in mich, nach Wien zu kommen, da sich die wichtigsten Dinge nicht auf dem Wege bloßer Korrespondenz abmachen ließen. So reiste ich denn, drei Tage, nachdem ich meinen Speech in der Adelsfrage gehalten, von Kremsier ab und traf am 20. Januar in Wien ein, wo ich diesmal im Gasthause „zum König von Ungarn" in der Schulerstraße einkehrte. An den Verhandlungen im Reichstag verlor ich nichts. Ich hatte vor, erst zum § 15 zu sprechen; als gewesener Professor juris canonici konnte ich wohl nicht ausweichen, meinen Standpunkt in der Kirchenfrage zu präzisieren. Über das, was inzwischen in Kremsier vorging, hielt mich Baron Riefel im laufenden.

In Wien arbeitete ich täglich mit meinen Referenten, vor allem mit Exner, dem namentlich die Wiedereröffnung der Wiener Universität am Herzen lag. Allein Welden wollte davon nichts wissen. Er stellte eine Bedingung nach der andern. Vor allem sollten alle auswärtigen Studenten ausgeschlossen bleiben, in die juridische Fakultät nur solche, die in Ober- und Niederösterreich, zu der philosophischen und chirurgischen gar nur solche, die in Wien und Niederösterreich ihren bleibenden Wohnsitz hätten, zugelassen werden. Dann verlangte er, daß ihm zuvor genaue Verzeichnisse der jungen Leute angelegt würden, die sich zum Besuch der Vorlesungen melden würden. Er wollte

*) 3. und 4. Januar 1849, R.-G.-Bl. Nr. 68, 85.

dieſe Verzeichniſſe genau prüfen und die Namen aller, die ſich an den Wirren des Jahres 1848 beteiligt hatten, ſtreichen laſſen; das hätte ſich dann auf alle bezogen, die Mitglieder der akademiſchen Legion geweſen. Welden ließ ſich bewegen, die Ausſchließung auf jene zu beſchränken, denen Wühlereien zur Laſt zu legen waren, und auf alle, die ſich an den Oktoberkämpfen beteiligt hatten. Die Vornahme dieſer Unterſuchung mußte natürlich die Sache ungeheuer in die Länge ziehen. Exner machte folgenden Vorſchlag: Man möge die Univerſität proviſoriſch eröffnen und die Erhebungen über das Vorleben der eingeſchriebenen Studenten ſodann beginnen; wer in der Unterſuchung nicht rein befunden werde, könne noch immer ausgeſchloſſen werden; würde man hingegen die Purifizierung vor Beginn der Vorleſungen vornehmen wollen, ſo würde die Eröffnung der Univerſität auf Monate hinaus aufgeſchoben bleiben. — Allein auf dieſen Vorſchlag wollte Welden nicht eingehen.

* * *

An den anderen Univerſitäten des Reiches fand der Wiederbeginn der Studien keine Schwierigkeit, die Vorleſungen kamen in allen Fakultäten in regelmäßigen Zug. In Prag war glücklicherweiſe kein Welden. Es gab dort zwar auch einen ſchneidigen General, der der Univerſität und den Studenten gewiß ebenſo mißtraute und abhold war wie Welden in Wien. Allein Graf Khevenhüller war nicht Zivil- und Militär-Gouverneur und hatte folglich mit bürgerlichen Angelegenheiten nichts zu tun. Das war Sache des Gubernial-Vizepräſidenten Mecſéry, der am liebſten Aufſehen vermied und gewaltſamen Maßregeln durchaus abhold war. So hatten die Vorleſungen an der Prager Univerſität zwar etwas ſpäter begonnen als in anderen Jahren; aber im Dezember 1848 und im Januar 1849 waren ſie bereits in vollem Gange, und zwar faſt ganz in der alten Weiſe: dieſelben Profeſſoren, dieſelben Fächer, dieſelben Studenten. Eine Ausnahme machte nur die philoſophiſche Fakultät, die, wie wir wiſſen, nicht mehr Vorbereitungs- und Abrichtungsanſtalt für die „Brodſtudien“ ſein, ſondern Hochſitz der Wiſſenſchaft werden ſollte. Noch ein Jahr früher waren die Hörſäle der „Logik“ mit nahezu 500, der „Phyſik“ mit 200 bis 300 Zuhörern gefüllt; jetzt waren die nicht univerſitätsreifen Jünglinge in die Lyzealklaſſen der verſchiedenen Gymnaſien verwieſen, in den beiden rieſigen Sälen des Klementinums ſaßen nur die Schüler der 7. und 8. Gymnaſialklaſſe des „akademiſchen Gymnaſiums“, alſo in jedem der beiden genannten Säle etwa 80 bis 100 Schüler.

Bald nach den verhängnisvollen Junitagen hatten die in Prag anweſenden Studenten einen proviſoriſchen Ausſchuß „zur allſeitigen Wahrung und Vertretung ihrer Rechte“ gewählt: Vorſitzender Phil. Dr. Eduard Bruna,

Sekretär Techniker Kleinert. Er galt für alle Universitätshörer ohne Unterschied der Nationalität. Im Dezember darauf setzten aber die deutschen Studenten einen besondern Ausschuß ein und zeigten dies dem akademischen Senate behufs Anerkennung desselben als einer dem sogenannten Studenten-Ausschuß koordinierten Körperschaft an, zugleich mit der Bitte, ihnen zu ihrer Plenar-Versammlung allwöchentlich einen Hörsaal zur Verfügung zu stellen; unterfertigt R. Schlick als Vorsitzender, Matthias Koref als Schriftführer, nebst acht anderen.

Überhaupt herrschte in Prag ungeachtet der im allgemeinen gedrückten Verhältnisse ein ziemlich reges geistiges Leben. Die Studentenverbindung Lotos — Obmann (Staroſta) Kolenatý, Obmannstellvertreter Krejčí — widmete sich der Pflege der Naturwissenschaften und legte Sammlungen an, für die sich opferwillige Spender fanden. In dem akademischen Lese- und Redeverein hielt Anton Springer geistvolle Vorträge über die französische Revolution, die eine starke Zugkraft ausübten. Selbst außerhalb der Universität regte es sich in weiteren Kreisen. Der schulfreundliche Amerling verlegte sein Budeč*) zu den Piaristen in der Heinrichsgasse, wo es näher dem Zentrum der Stadt lag. Es war die erste böhmische Musterhauptschule, zugleich Anstalt zur Heranbildung böhmischer Lehrer. Amerling selbst übernahm für den Anfang den Unterricht in der Pädagogik, in der Psychologie und Logik, in der Naturgeschichte, Physik und Chemie. Für die andern Fächer, Religion, Geschichte und Geographie, Mechanik und Maschinenlehre ꝛc., sowie für die Volksschulklassen gewann er Kräfte, die mit uneigennützigem Eifer den Unterricht besorgten. Es war ein bescheidener Anfang, der aber schöne Früchte versprach.

Die gelehrte Welt Prags erlitt um die Jahreswende drei schwere Verluste. Am 12. November 1848 starb der vielseitig gebildete und verdiente J. G. Sommer, seines angestammten Namens Wolte, nachdem er kurz zuvor den letzten, sechzehnten Teil seiner topographisch-statistischen Beschreibung von Böhmen handschriftlich vollendet hatte; im Druck erschien der Band erst nach seinem Tode 1849. Eine ungleich empfindlichere Lücke hinterließ für die gebildeten Kreise der Hauptstadt und des ganzen Landes der Tod Bernhard Bolzano's, der am 18. Dezember das Zeitliche segnete und drei Tage später unter großer Beteiligung wahrhaft Leidtragender zur letzten Ruhe getragen wurde. Er war ein universeller Kopf, Mathematiker, Philosoph, Theolog; er hat eine Schule gegründet und Anhänger erworben, die noch Jahrzehnte nach seinem Tode mit pietätvoller Ausdauer an seinen

*) S. Die Kultur, III. S. 452.

Lehren hingen, ungeachtet der Meister längst vom Lehrstuhle entfernt und mit einer kärglichen Pension in den Ruhestand versetzt war. „Einen Mann, der so hoch über all dem Tagestreiben stand," so ließ sich eine Prager Stimme des „Österr. Korresp." vernehmen, „muß man jetzt doppelt schmerzlich vermissen! Der unermüdliche Denker hat lange auf eine freiere Stellung im Leben gewartet, bis sie ihm, im Jahre der Freiheit jenseits zuteil werden sollte . . ." Der Dritte in diesem Totenreigen war der hochbegabte Wenzel Aloys Swoboda, Humanitätslehrer am Kleinseitner Gymnasium, der in der Nacht von 8. zum 9. Januar 1849 starb. Er war Dichter, fruchtbarer Schriftsteller und origineller Witzkopf, von dem viele geflügelte Worte in Umlauf kamen. Weil er der erste gewesen, der die Königinhofer Handschrift ins Deutsche übersetzt hatte, haben ihn manche mit ihrer Schöpfung in Verbindung gebracht; er soll die epischen Stücke verfaßt haben: credat Judaeus Apella!

* * *

In dem Organisations-Entwurfe für die Unterrichts- und Erziehungsanstalten und ebenso in dem staatlichen Grundrechte war der Grundsatz ausgesprochen, daß jedem Volksstamm der Monarchie die Mittel zur Ausbildung seiner Nationalität geboten werden sollten. Das wurde nun tatsächlich dem deutschen Volke in ausreichendem Maße, dem tschecho-slavischen und dem polnisch-ruthenischen Volke vorläufig mindestens bruchstückweise zuteil. Die ersteren hatten in Wien, Graz, Prag, Olmütz und Innsbruck, die zweiten in Prag*) und Olmütz, die dritten in Lemberg und Krakau ihre Hochschulen; in Innsbruck und in Graz wurde auch der italienischen Nationalität einige Berücksichtigung zuteil. Nur die Südslaven, die zahlreichen Slovenen, die Kroaten und Serben entbehrten einer solchen Anstalt, als des Gipfels und Abschlusses des gesamten Unterrichtswesens, vollständig. Sie hatten nur ihre Volks- und Mittelschulen, die jetzt auf nationalen Fuß gestellt werden sollten; außerdem bestanden noch in Zara, in Klagenfurt, in Görz und Laibach k. k. Lyzeen, in Laibach und in Klagenfurt auch chirurgische Lehranstalten. Aber die bisherigen philosophischen Lehranstalten gingen in der siebenten und achten Klasse der reorganisierten Gymnasien auf und die chirurgischen sollten aufgehoben werden, „um allen Staatsbürgern das gleiche Recht auf Behandlung durch Doktoren der Medizin und Chirurgie als vollkommen ausgebildete Ärzte zu gewähren".

*) In Prag hatte Jan Slav. Tomiček schon am 10. November 1848 seine Vorlesungen über böhmische Sprache und Literatur zur großen Freude seiner Konnationalen eröffnet; Posel z Budče 1848 str. 8—11, 21—25.

In der Reichstagssitzung vom 24. Januar brachte der Abgeordnete für Adelsberg Jur. Dr. Karl Ullepitsch diesen Gegenstand zur Sprache. Er verlangte die Errichtung einer Universität für die österreichischen Südslaven und beantragte Laibach als Sitz derselben. „Laibach", so führte er aus, „besitzt gegenwärtig schon das theologische, das philosophische, das niedere medizinisch-chirurgische Studium; es bedarf also nur einer Vervollständigung des letzteren zu einem medizinischen und der Einrichtung einer juridisch-politischen Fakultät, um eine vollständige Universität herzustellen. An Lehrmitteln besitzt Laibach ein naturhistorisches Museum, einen rühmlichst bekannten botanischen Garten, ein erst neu eingerichtetes chemisches Laboratorium, ein physikalisches Kabinet, eine reichhaltige Lyzeal-Bibliothek, eine Bibliothek des historischen Vereines nebst einem Antiquarium und einer numismatischen Sammlung; eine medizinische und eine chirurgische Klinik, eine Gebär- und Findelanstalt und eine Veterinärschule. Es sind das Institute, welche der Errichtung einer Universität gewiß sehr förderlich sind und die Kosten der Errichtung bedeutend herabmindern würden." Er schloß mit der Anfrage an das Unterrichts-Ministerium, ob es gesonnen sei, „auf die Errichtung einer Universität in Laibach hinzuwirken?"

Die Beantwortung dieser Interpellation wurde von Stadion mir zugewiesen. Ich anerkannte im Grundsatze die volle Berechtigung dessen, was Ullepitsch verlangte. Ich hob hervor, daß das Unterrichtsministerium durch seine bisherigen Vorkehrungen den Beweis geliefert habe und fortwährend liefere, daß es ihm ernstlich darum zu tun sei, allen Nationen des Reiches gerecht zu werden. Aber die Errichtung einer vollständigen Universität setze so viele und verschiedene Bedingungen voraus und sei mit einem so großen Kostenaufwande verbunden, daß sie sich nicht über Nacht dekretieren lasse. Auch hänge eine so wichtige Veranstaltung mit der Erweiterung und Vervollständigung des gesamten Unterrichtswesens zusammen und könne daher kaum im Verwaltungswege getroffen werden, sondern nur im Wege der Gesetzgebung erfolgen. Das Ministerium könne daher nur im Prinzipe erklären, daß es die Gründe, welche für die Errichtung einer Universität in Laibach sprechen, vollkommen anerkenne und daß es diese wichtige Angelegenheit im Auge behalten werde. Als eine Vorbereitung dazu habe das Unterrichts-Ministerium jetzt schon die Bewilligung erteilt, daß in Laibach Vorträge über bürgerliche und strafliche Gesetzgebung in slovenischer Sprache erteilt werden. Die offizielle Beantwortung der Interpellation Ullepitsch sollte in einer Reichstagssitzung durch den Grafen Stadion als provisorischen Minister des Unterrichts erfolgen.

* * *

In der Tat hatte das Ministerium vorläufig mit der Obsorge für die bestehenden Universitäten genug zu tun. Es mußten an allen Fakultäten neue Lehrkanzeln errichtet, es mußten frische Lehrkräfte herbeigezogen werden, um die österreichischen Hochschulen nur halbwegs auf jenen Stand zu bringen, in welchem sich seit langer Zeit die deutschen Universitäten befanden. Namentlich mußten die philosophischen Fakultäten, nachdem sie in der vormärzlichen Weise aufgehört hatten, fast neu geschaffen werden. Die Lehrkanzeln der Philosophie, der Geschichte und Philologie, der Mathematik und der Naturwissenschaften mußten nach den Anforderungen der fortgeschrittenen Wissenschaft mit geeigneten Männern besetzt, die bisher meist kümmerlichen Laboratorien und Kabinette sowie die Bibliotheken reichlicher dotiert und ausgestattet, philologische und historische Seminare und Übungskurse eingerichtet werden. Noch eine wichtige Änderung stand bevor. Unter den bisherigen Fächern der medizinischen Fakultät befanden sich die drei Reiche der Naturgeschichte, Chemie, Anatomie und Physiologie, also nicht eigentlich ärztliche Disziplinen, sondern solche, welche die theoretische Grundlage für die ärztliche Ausbildung abgeben. Sie sollten darum der medizinischen Fakultät entnommen und zur philosophischen Fakultät geschlagen werden.

Eine Angelegenheit, die damals mit vielem Eifer angefaßt wurde, war die Einrichtung zweckmäßiger und vollständiger ausgestatteter Sternwarten, wenigstens an den größeren Universitäten. In Wien und Prag waren die Observatorien in der ungeschicktesten Weise placiert. Referent war Marian Koller, früher Direktor der Sternwarte von Kremsmünster und daher von Haus aus für diesen Gegenstand sehr eingenommen. Für Wien wurde ein ganz zweckmäßiger Platz außerhalb der Hernalser Linie gewählt; allein eben diese Entfernung aus dem Mittelpunkte der Stadt scheint der Familie des regierenden Astronomen*) nicht gemundet zu haben und so wurden von seiner Seite nur Bedenken gegen die getroffene Wahl, aber keine passenden anderweitigen Vorschläge vorgebracht. Für Prag hatte man zuerst die sogen. Marienschanze im Auge. Allein „das allmächtige Militär", wie mir Freund Kunes**) schrieb, erhob Einsprache dagegen, „obgleich unparteiische Fortifikationsoffiziere sub rosa gestehen, daß die Errichtung einer Sternwarte den militärischen Zwecken keinen Eintrag tun würde"; auch er, Kunes, habe bei dem „historischen Prager Bombardement" gesehen, „daß die fragliche Bastion von den Truppen nicht besetzt wurde. Schon seit dem Jahre 1804", fuhr Kunes fort, „gaben sich die Prager Astronomen alle

*) Karl Ludwig Edler v. Littrow, Sohn und Nachfolger des berühmteren Joseph Johann, eines geborenen Bischof-Teinitzers.

**) Assistent der Prager Sternwarte.

erdenkliche Mühe, eine neue Sternwarte zu erhalten; vergebens. Und doch ist die Sache umso dringlicher, als Österreich in dieser Wissenschaft gegen andere Staaten weit zurück ist, die Türkei nicht ausgenommen, wo ebenfalls jetzt eine neue Sternwarte gebaut wird". Als es mit der Marienschanze nicht recht vorwärts wollte, wurde ein Platz ober der Bruska, gegen den Kaisergarten hin, in Aussicht genommen, worüber das Hof-Ärar zu gebieten hatte. Auf diese Weise zog sich diese Angelegenheit in die Länge.

* * *

Von den an unseren Universitäten vorhandenen Lehrkräften waren viele, die den erhöhten Anforderungen der Wissenschaft unverkennbar nicht genügen konnten. Ich habe schon erwähnt, daß wir dem Beispiele Feuchtersleben's, sie einfach fortzuschicken, nicht folgen wollten. Wir ließen sie, sofern sie nicht freiwillig in den Ruhestand traten, auf ihren bisherigen Posten und wollten nur dafür sorgen, daß tüchtige, ihrem Fache vollkommen gewachsene Männer neben sie hingestellt wurden. Trotz des Geistesdrucks, der unter dem früheren System alle freiere Bewegung an unseren höheren Lehrstellen hemmte, hatten sich doch an ihnen viele tüchtige Gelehrte herangebildet. Sie sollten jetzt eine ihren Kenntnissen und Fähigkeiten entsprechende Verwendung finden. Der Professor der Chemie in Prag Joseph Redtenbacher sollte nach Wien gezogen werden, wo sich ihm ein erweiterter Wirkungskreis eröffnete. Der geniale Endlicher, in der Philologie gleich bewandert wie in den Naturwissenschaften, erbot sich, Vorlesungen über Tacitus zu halten; als Akademiker bedurfte er dazu keiner besondern Gestattung; allein er hatte sich mit seinen Kollegen überworfen und war aus der Akademie der Wissenschaften ausgetreten. Für Franz Miklosić sollte eine Kanzel der Slavistik an der Wiener Universität errichtet werden. Wir hatten dafür einige Zeit an Jan Kollár gedacht; allein er war doch in der Wissenschaft zu sehr Dilettant; man konnte ihn höchstens für schöne Literatur verwenden. Dilettant in der Philologie war im Grunde auch Čelakowský; allein er war für Prag von zu hoher Bedeutung, als daß er hätte übergangen werden können.

Auch für die theologischen Fächer fehlte es nicht an tüchtigen Kräften. Es seien nur Dr. Th. et Phil. Sebastian Brunner und Dr. Th. Johann Michael Häusle erwähnt. Brunner hatte in der Zeit, wo alles auseinanderzufallen drohte, die „Wiener Kirchenzeitung" gegründet und hier mit ungebrochenem Mut, mit Geist und Witz die Rechte der Kirche gegen alle Angriffe, die sie teils von Bosheit, teils von mangelndem Verständnis erfuhr, verteidigt. Man pflegt die lehrende von der streitenden Kirche zu

unterſcheiden, ecclesia docens, ecclesia militans. Brunner war ohne Frage eine ſtreitbare Natur erſten Ranges, und eben dieſes ſein kraftvolles, unbeugſames Weſen hatte ihn in einen perſönlichen Streit mit dem Konſiſtorium verwickelt. Es ſoll hier nicht unterſucht werden, ob er in dieſem Falle recht hatte oder nicht; jedenfalls war unter ſolchen Umſtänden an ſeine Berufung auf einen Lehrſtuhl an der Wiener Univerſität nicht zu denken.

Dr. Häusle, zweiter Studien-Direktor im Auguſtineum, war Brunners treuer Kampfgenoſſe und fleißiger Mitarbeiter der „Kirchenzeitung". Auch Häusle verteidigte die Rechte der Kirche; allein er vermied den Streit gegen Perſonen, ihm war es einzig um die Sache zu tun. Das nächſte Ziel, das er verfolgte, war eine Reform der theologiſchen Studien, gleich dem berühmten Profeſſor Joh. Baptiſt Hirſcher in Freiburg, deſſen Anſichten er teilte. Häusle wurde mir von Dr. Aloys Fiſcher, damals Statthalter in Linz, aufs wärmſte empfohlen. Häusle beſitze Talent und Kenntniſſe, ſchrieb mir mein lieber Freund „Alf" — ſo nannte ich ihn, wie er mich „Helf" —; er ſei ein Mann von Charakter, er habe ſeinen Mut in den Oktobertagen bewieſen, wo er im Gemeinderat den Anmaßungen der Revolutionäre entgegengetreten ſei; er wäre, meinte Fiſcher, für die Reorganiſation der Studien, beſonders der theologiſchen Fakultät mit Nutzen zu verwenden. Häusle ſtellte ſich mir vor und überreichte mir zwei ſeiner Aufſätze, Separat-Abdrücke aus der „Kirchenzeitung". Er machte auf mich einen vorteilhaften Eindruck. Allein er war beim Erzbiſchof Milde nicht gut angeſchrieben. Als ich meinem Referenten in theologicis von Häusle ſprach, warnte mich Zenner vor ihm und ſagte mit Leidenſchaft: „Er ſoll froh ſein, daß wir ihm nicht den Prozeß machen!" Alſo auch bei Häusle konnte gegen den ausgeſprochenen Willen des Konſiſtoriums von einer Anſtellung keine Rede ſein.

In den weltlichen Fächern reichten wir mit unſeren inländiſchen Kräften nicht aus; es mußte an Berufungen aus dem Auslande gedacht werden. An Anerbietungen und Empfehlungen fehlte es uns nicht, wie ich ſchon früher berichtet habe. Auch von der beabſichtigten Repatriierung Oppolzers war ſchon die Rede. Graf Stadion war für die Berufung Fallmerayers, eines geborenen Tirolers; Baron Hammer-Purgſtall ſollte in dieſer Richtung bei Fallmerayer anfragen. Aus Stuttgart meldete ſich Wolfgang Menzel; er erbot ſich für eine Lehrkanzel der Literatur und Äſthetik an der Wiener Univerſität. Exner meinte, das wäre eine glänzende Akquiſition; allein Stadion trug Bedenken, er müſſe ſich die Sache überlegen. In Wien trat der Profeſſor der klaſſiſchen Philologie und Literatur Franz Ficker in Penſion und machte dadurch Bonitz Platz, deſſen Ernennung Se. Majeſtät vorgeſchlagen wurde; er konnte ſeinen gegenwärtigen

Posten erst nach Ostern verlassen. Der deutsche Reichsminister Robert von Mohl und der preußische Gesandte in der Schweiz Ritter von Bunsen sprachen eifrig für Professor Zündel als tüchtigen Helleniſten und Ägyptologen. Es war das ein erfreulicher Beweis, mit welchen Erwartungen man im außer-österreichischen Deutschland den Aufschwung unserer Universitäten verfolgte.

* * *

So gingen mir in Wien die Tage in Geschäften dahin. Mein Wirkungskreis war ein schöner, die Erfüllung meiner Amtspflichten, da ich mit allen meinen Referenten auf bestem Fuße stand, eine angenehme. Doch außer dem Bureau fühlte ich mich einsam. Mein ganzer Frohsinn schien zu schwinden. Von Jugend auf an gesellige Freuden, an Umgang mit lieben Freunden gewöhnt, entbehrte ich jetzt alles. Das einzige, was ich mir gönnen konnte, war nach des Tages Mühen ein Abend im Burg- oder im Kärtnertortheater. Wenn Stadion in Wien war, lud er mich, einen oder den andern Minister, aber auch Personen seines Ministeriums, mitunter zu einem Diner im Hotel Münch. Auch Gredler befand sich in Wien; er hatte wegen seiner Advokaturgeschäfte für einige Tage Urlaub vom Reichstage genommen. Am 28. Januar waren Stadion, Bach, Thinnfeld und ich bei Gredler auf „Tiroler Knödl" geladen; auch Graf Bissingen, für den Statthalterposten in Tirol ausersehen, war von der Gesellschaft. Am untern Ende der Tafel saßen die beiden Töchter des Hauses, zwischen ihnen der erste Konzipient Gredlers Dr. Weibel, der mit ihnen allerhand spaßte. „Fräulein Julie", sagte er zu der jüngeren in gedämpftem Tone, „unter den Herren dort oben sitzt ein Witwer und zwei Unverheiratete; welchen würden Sie wählen?" Natürlich, daß sie auf mich als den jüngsten deutete. „Tut mir sehr leid", sagte Weibel, „aber gerade der ist nicht mehr zu haben". Das muntere Lachen des jungen Mädels drang bis zu uns herauf, zum großen Ärger der Eltern über dieses vorlaute Benehmen, aber zur noch größeren Belustigung Stadions, der von Haus aus ein Gönner und Verehrer des sogenannten schwachen Geschlechtes war. Der Arme hatte ja jetzt so wenig heitere Augenblicke, er wußte nichts von Theater oder Gesellschaften, er kannte nichts als sein ernstes Amt! . .

Ich habe früher erwähnt, wie behaglich ich mich in meinen Bureauräumen im Modeneser Palaste fühlte. Ich sollte mich ihrer nicht lange erfreuen. Schon Ende November 1848 hatte mir der Handelsminister von Bruck seinen Wunsch ausgedrückt, daß ich ihm diese Lokalitäten einräume, da er sie für sein Ministerium brauche; er wollte mir dafür bequeme Räume im sogen. Bancogebäude in der Singerstraße überlassen. Er trat mit Exner

in Unterhandlung, der mir darüber berichtete. Im Banco-Gebäude waren große und lichte Zimmer, manche waren Säle zu nennen; aber sie waren im zweiten und dritten Stock. Die Hauptstiege war schön, ja großartig, 120 Stufen; in die rückwärtigen Räume führten schmälere Stiegen, meist Wendeltreppen, einige davon sehr eng, „für einen Minister sogar unanständig", wie mir Exner schrieb. So war denn der angebotene Tausch nichts weniger als lockend. Nebenbei beunruhigte es Exner, daß die Übersiedlung vielleicht acht Tage in Anspruch nehmen könnte, eine fühlbare Einbuße in einer Zeit, wo die Geschäfte so drängten. Anderseits war wohl nicht zu verkennen, daß unsere jetzigen Räume nicht ausreichten. Die Räte der Studien-Hof-Kommission hatten zu Hause gearbeitet und waren nur zu den Sitzungen zusammengekommen; jetzt aber sollte jeder Referent sein Bureau und sein Personal haben. Wie nun erst, wenn die Referate, wie sehr wahrscheinlich, vermehrt wurden?!

Ich konnte mich zu dem angebotenen Tausche schwer entschließen. Indessen Bruck drängte und machte mir für die Übersiedlung alle möglichen Verheißungen; ich mußte nachgeben. Die Vorbereitungen wurden gleich getroffen, nachdem ich Wien wieder verlassen hatte. Exner nahm sich dieser leidigen Angelegenheit eifrig an, doch klagte er über die Schwierigkeiten, die ihm der Dikasterial-Gebäudedirektor Peter Schürer v. Waldheim mache. Ich wandte mich an Bruck, erinnerte ihn an das Opfer, das ich ihm gebracht, an die Versprechungen, die er mir gemacht, und Waldheim erhielt durch den Unterstaatssekretär im Handels-Ministerium Michael Rueßkäfer Ritter v. Wellenthal die Weisung, keine weiteren Schwierigkeiten zu erheben.

4.

Während dieser ganzen Zeit schleppten sich im Reichstage die Verhandlungen über die Grundrechte langsam weiter. Selten ein Paragraph, der in einer Sitzung erledigt wurde. Es war eigentlich keine Debatte, wo der folgende Redner seinen Vorgänger repliziert, schlagfertig dessen Argumente widerlegt, ihm seine eigenen Gründe und Erwägungen entgegenhält, es gab nur eine Reihe von Monologen. Es waren akademische Ausarbeitungen und rhetorische Leistungen, auf die sich der Redner tagelang vorbereitet, die er eingelernt und eingeübt hatte. „Ja, wenn alle Herren Abgeordneten so fleißig wären, wie der bei mir wohnt! Halbe Nächte bleibt er oft auf und übt sich, laut redend, vor dem Spiegel", äußerte sich die Zimmerfrau Szábels und bald war das in ganz Kremsier bekannt. An einem schönen Winternachmittag ergingen sich einige Tiroler Abgeordnete im großen Park, als sie von einem entlegenen Punkte her heftiges Reden, ja Schreien vernahmen.

Fürchtend, daß irgend ein Unglück geschehen sei, eilen sie dem Orte zu, von wo der Lärm kam, bringen vorsichtig immer näher und halten plötzlich inne; denn da gewahren sie ihren Kollegen Dr. Purtscher, einige Bogen Papier in der Hand — er trägt mit seiner Stentorstimme der lautlos horchenden Natur die Rede vor, die er in einer der nächsten Sitzungen einem lebendigeren Publikum zum besten zu geben gedachte. Leise und das Lachen kaum verhaltend, ziehen sich jene wieder zurück, um ihren Landsmann, der im Eifer seines Perorierens ihr Kommen und Gehen gar nicht bemerkte, nicht weiter zu stören.

Unter solchen Umständen gab es wohl Redner pro und Redner contra, aber jeder stand für sich allein, jeder hatte seine Meinung im vorhinein festgestellt, die er, ohne Rücksicht auf die Argumente der Gegenseite, herabsagte. Er erntete den Beifall der Seinen, aber ohne die geringste Wirkung auf jene, die entgegengesetzter Meinung waren. Der alte Kudler brachte, als er über die Abschaffung der Todesstrafe perorierte, alle die Witze und Schlagworte vor, die er seit vierzig Jahren von der Lehrkanzel herab seinen Zuhörern zum besten gegeben hatte. Auch Löhner, der, wenn er vom Moment hingerissen aus dem Stegreif sprach, hinreißend wirken konnte, hielt jetzt vorbereitete Reden, die ebenso ermüdend wie die der anderen waren. Von Klaudys Staatslexikon-Weisheit war schon die Sprache. Das Gegenteil von allen diesen war Schuselka, ein Stegreifredner, der von sich selber gestand, er wisse bei Anfang seiner Rede nie, wie weit er kommen und womit er enden werde. Pillersdorff nannte ihn die geläufigste Zunge des Reichstages. Die Stenographen hatten bei ihm ihre liebe Not. Er war der Abgott der oberösterreichischen Bauern, obwohl sie von dem, was er vortrug, das wenigste verstanden. Als einer von ihnen, während Schuselka von der Tribüne sprach, den Saal verließ, rief er draußen einem Abgeordneten, der eintreten wollte, zu: „Gehn S' nur hinein, der sagt's ihnen heut!" „Was sagt er ihnen denn?" „Na, er sagt's ihnen halt."

* * *

Bei den einzelnen Grundrechten handelte es sich wesentlich um das größere oder geringere Maß von Freiheit, die man dem Staatsbürger verschaffen wollte. Denn nur um die Individuen handelte es sich; jede Korporation war nach der Auffassung der Liberalen nichts als eine Behinderung der Freiheit des Individuums. Die Liberalen waren allen Körperschaften grundsätzlich feind, der Kirche, den Klöstern, den Zünften, der ständischen Gliederung. Sie ließen nur solche Vereinigungen gelten, wo jedes Individuum seinen freien Willen hatte; sie waren für unbeschränktes Vereins- und Versammlungsrecht.

Doch dieser Freiheitsdrang hatte seine Grenzen; er mußte schweigen, wo gewisse persönliche Interessen im Spiele waren. Das Stadion'sche Rekrutierungsgesetz hatte die Gleichheit aller Staatsbürger zur Basis; das bisherige Privilegium des Adels sollte aufhören. Nun aber rührten sich die Prager Studenten und würden sich ohne Zweifel auch die Wiener gerührt haben, wenn die Universität nicht geschlossen gewesen wäre; in zahlreichen Petitionen wandten sie sich an den Reichstag um Befreiung von der Wehrpflicht, und der freiheitsliebende Schuselka war ihr Fürsprecher.

Gegen Ende Januar kam der § 10 der Grundrechte zur Verhandlung. Er betraf die Freizügigkeit der Person und des Vermögens; diese Freizügigkeit sollte, so lautete der Entwurf, einzig „den im Gemeindegesetz enthaltenen Beschränkungen" unterliegen. Im slavischen Klub kam man jedoch überein, nicht das Gemeindegesetz sollte darüber entscheiden, sondern die Gemeindeordnungen, so daß es also jeder Gemeinde anheimgestellt war, die Aufnahme neuer Mitglieder nach ihrem eigenen Ermessen zu regeln.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß es sich dabei um die Juden handelte. In Böhmen gab es Städte, die von alten Zeiten her das Privilegium besaßen, daß sich kein Jude in ihren Mauern ansiedeln, ja nicht eine Nacht in ihnen zubringen durfte. In den königlichen Bergstädten war dies ausnahmslos der Fall; aber auch andere Städte hatten dieses Vorrecht, z. B. Budweis. Auch in anderen Ländern war die Judenfrage nicht ohne Bedeutung. Die „Polen im Frack" hielten es diesmal mit den Tschechen. Die ruthenischen Bauern wurden gewonnen, indem man ihnen vorhielt, daß sonst ihre Gemeinden von Juden überschwemmt würden. Dieses Argument wirkte selbst bei den sonst durchaus liberalen Oberösterreichern. Der Abgeordnete Herndl besaß einen Kleinhandel in der Stadt Stein an der Donau. Er war einer der radikalsten. Als ihn aber eines Tages Dr. Gredler fragte, was er denn anfangen würde, wenn sich ein und der andere Hebräer in seiner Vaterstadt ansiedelte und ihm vor der Nase einen Laden eröffnen würde, da machte Herndl ein langes Gesicht. Wie er dann gestimmt hat, läßt sich allerdings nicht sagen. Wenn die Abstimmung durch Erheben von den Sitzen oder gar durch Namensaufruf erfolgt wäre, so würde er sich wahrscheinlich nicht getraut haben, den Grundsätzen der Linken untreu zu werden. Allein es wurde die Abstimmung durch Kugelung verlangt und ausreichend unterstützt; und das Ergebnis war, daß die Mehrheit für die Abänderung des § 10 war, d. h. dafür, daß die Freizügigkeit von Person und Vermögen den durch die Gemeindeordnungen ausgedrückten Beschränkungen unterworfen sein sollte.

In den Reihen der Linken herrschte große Bestürzung, besonders die Juden waren außer sich. Mein Präsidialist vernahm aus Fischhofs Munde:

wenn es so fortgehe, so sei eine Oktroyierung wünschenswert. Dasselbe sagte ein anderer Abgeordneter dem Professor Haimerl, der, gleich den meisten aus dem Zentrum, für den § 10 in dessen ursprünglicher Fassung gestimmt hatte. Selbst Violand äußerte, daß die Journale recht hätten, wenn sie gegen den Reichstag loszögen.

Es hatte damals den Anschein, als sollte sich die Gruppierung der Parteien ändern. Die Slovenen und die Ruthenen machten Miene, aus dem slavischen Klub auszutreten, wo sie von den zahlreichen Tschechen majorisiert wurden. Von dem Zentrum hieß es, es habe im Sinn, sich in einzelnen Fragen mit der Linken zu verständigen. Die Polen und die Mitglieder der Rechten suchten sich zu nähern. Palacký erschien eines Tages in der Restauration im fürsterzbischöflichen Palais, um mit den Polen zu speisen. Baron Riefel berichtete mir getreulich über alle diese Vorgänge — ich war damals noch in Wien — und schloß mit den Worten: „Es herrscht wirklich eine solche Spaltung in der Kammer, daß kein gutes Ende zu erwarten ist. Seit einigen Tagen nehmen die Gerüchte wegen Auflösung des Reichstages sehr zu."

* * *

Auflösung des Reichstages!

Tatsache war, daß die Abgeordneten den Aufenthalt in Kremsier ziemlich satt hatten. Es gab da, außer ihren eigenen Kreisen, keine geistige Anregung, der Aufenthalt war teuer, die Verköstigung mittelmäßig. Bei vielen Abgeordneten, nicht bloß böhmischen, tauchte die Idee auf, den Reichstag in eine größere Stadt zu verlegen; von Wien konnte, da es unter dem Kriegsgesetz stand, keine Rede sein, also etwa nach Prag!

Die Gescheiteren konnten sich nicht verhehlen, daß es so nicht weiter gehen könne, und scheuten sich nicht, es den Ministern zu sagen, natürlich nur unter vier Augen. „Ihr könnt nichts besseres tun", sagte Pinkas im Zwiegespräch zu Bach, „als uns nach Hause schicken und selbst das Heft in die Hand nehmen." Eines Tages hatte der „schwarze Mayer" bei Stadion zu tun. Der Minister kam auf Verhandlungen des Reichstages zu sprechen, die kein Ende nehmen wollten und nichts Ersprießliches zustande brächten. Mayer stimmte ihm zu und hielt ihm mit komischem Ernst die gefalteten Hände bittend entgegen: „Euer Erlaucht, lösen S' uns auf!"

Einzelne Abgeordnete verließen den Reichstag, wie Ratten das sinkende Schiff. Dr. Joh. Bapt. Spangher aus Görz erschien in meinem Bureau und ließ mir, da er mich nicht traf, durch Baron Riefel sagen, er habe sich von mir verabschieden wollen, er wisse nicht, ob er wieder-

kommen werde. Palacký reiſte in dieſen Tagen nach Prag; es hieß, ſeine Frau ſei krank, aber viele zweifelten, ob er nicht ganz dort bleiben werde.

Bach ſchrieb an Aloys Fiſcher in Linz: „In Kremſier will es nicht mehr gehen!“ Fiſcher, der eine feine Naſe hatte, — emunctae naris, wie Horaz ſagt, — ſpürte ſogleich, was hinter dieſer Phraſe ſteckte: „Wenn Ihr oktroyieren wollt“, ſchrieb er mir, „wohlan ſo ſeid frei, ſehr frei, und wolltet Ihr das Entſchädigungsgeſetz machen, ſo ſeid auch darin frei, ſehr frei; jenes darf ohne dieſes nicht geſchehen!“

Donaugold.

Von Franz Eichert.

Es flammt an heimlicher Stelle
Ein güldener Königshort,
Der Donau grünliche Welle
Fließt drüber in einem fort;
Die Wellen ſind wack're Brecher,
Sie rauben viel güld'nen Schein,
Drum funkelt ſo ſonnig im Becher
Am Donauufer der Wein.

In ſtillverſchwiegenen Nächten,
Wenn Nebel den Strom umzieh'n,
Da ſteigt aus verſchütteten Schächten
Hervor ein wonniges Glüh'n;
Die Lüfte ſtehlen den Flimmer
Und tragen ihn uferwärts,
Vergolden mit ſonnigem Schimmer
Das fröhliche Wiener Herz.

Und ſind die Tage gekommen
Und haben des Reiches Port
Verwegene Feinde erſchwommen,
Steigt aus den Wellen der Hort.
Wer findet das funkelnde Zeichen,
Der rettet der Krone Schein —
Das letzte von allen Reichen
Des Erdballs wird Öſterreich ſein!

Johann Joachim Becher.

Ein Beitrag zur Geschichte des Merkantilismus.

Von **Hans Rizzi.**

Bevor ich es unternehme, das Leben und Wirken sowie die Lehre eines Mannes zu schildern, der mehr als ein anderer auch in seinen persönlichen Schicksalen den unruhevollen Geist seiner Zeit wiederspiegelt, sei es mir gestattet, einige Erörterungen über diese Zeit selbst, sowie über die Beurteilung, die sie bei der Wissenschaft der Folgezeit gefunden, vorauszuschicken. Es handelt sich hiebei um folgende Fragen: Hat die Zeit vom 15. bis 18. Jahrhundert eine Wirtschaftstheorie besessen, und wenn ja, welches war das Wesen dieser Theorie?

Diejenigen Volkswirtschaftstheoretiker, die man an die Spitze einer Geschichte der Nationalökonomie als Wissenschaft zu stellen pflegt, die auch jedenfalls als die ersten die Bezeichnung einer wissenschaftlichen Schule für sich in Anspruch nehmen können, die französischen Physiokraten sind sich nicht bewußt, einer Wirtschaftslehre gegenüberzustehen. Sie kennen nur ein politisches System, gegen das sich ihre Angriffe richten; dieses System bezeichnen sie, indem sie es in seinem Hauptmittel oder in seiner Haupterscheinung charakterisieren, als système protecteur oder reglementair. *)

Sie sind Kinder einer Gegenwartszeit, Schüler des naturrechtlichen Individualismus. Als solche stehen sie einer historisch-genetischen Forschungsmethode wie einer synthetischen Gesellschaftsauffassung gleich fern. Das System der abgelaufenen Zeit verkörpert sich ihnen im Namen Colbert. Es hatte merkwürdigerweise in Frankreich, wo es praktisch zu seiner schärfsten Ausprägung kam, keinen einzigen bedeutenden Theoretiker gezeitigt. Es hatte in dieser praktischen Durchführung durch Vernachlässigung der natürlichen Produktionsfaktoren, durch Bindung des Individuums zu Gunsten eines Staatsidols, bald aber nur mehr der an seine Stelle getretenen herrschenden Klassen, den wirtschaftlichen Pulsschlag Frankreichs lahmgelegt. Von diesem Standpunkt aus betrachten und bekämpfen sie es. In England war die wirtschaftliche Entwicklung und mit ihr die Wirtschaftstheorie einen wesentlich anderen Weg gegangen. Das Schutzsystem hat sich hier bedeutend früher als in Frankreich, zu Beginn des 16. Jahrhunderts etabliert, dafür aber sehr bald an Schärfe eingebüßt.**) Schon früh machte sich die Auffassung geltend, man müsse den Import aus wirtschaftlich schwächeren Ländern gestatten, um

*) Vgl. Oncken, Geschichte der Nationalökonomie, 1. Bd., S. 148.

**) Vgl. hiefür Adolf Held, Zwei Bücher zur sozialen Geschichte Englands. 1881.

diese für die eigenen Erzeugnisse aufnahmsfähiger zu machen. Die eigene wirtschaftliche Übermacht werde schon von selbst die Handelsbilanz diesen Staaten gegenüber günstig gestalten. So öffnete man das Land der holländischen und deutschen, verschloß es der französischen Einfuhr.

Der Kampf um die Beherrschung der Seehandelsstraßen, um den Vorrang in der Erschließung und Ausbeutung der großen transatlantischen Urproduktionsländer, also wesentlich handelspolitische Bestrebungen, charakterisieren die englische Wirtschaftspolitik des 17. und 18. Jahrhunderts. War dies Ziel erreicht, so mußten die letzten Schranken im internationalen Wettbewerb als überflüssige Fossilien einer wirtschaftlichen Werdezeit von selbst fallen. Der Friede von Versailles 1763 besiegelte die maritime Vorherrschaft Großbritanniens; 13 Jahre später, 1776, erschienen die Untersuchungen von Adam Smith „Über die Ursachen des Reichtums der Nationen", welche die Ära der individuellen Wirtschaftsfreiheit einleiteten.

Ebenso war die englische Theorie ihre eigenen Wege gegangen. Wenn wir noch bei John Locke den Doktrinarismus der festländischen Schriftsteller finden, so ringt sich doch bald ein auf praktischen Gesichtspunkten fußender Eklektizismus durch*), so daß Roscher die älteren englischen Wirtschaftstheoretiker wie Mun, Child, Davenaut und Temple geradezu als englische Schule den deutschen Kameralisten entgegenstellen konnte**). Ja der Schluß des 17. Jahrhunderts, die Blütezeit des deutschen und französischen Protektionismus, steht auf englischem Boden bereits zwei Freihandelstheoretiker: William Petty und Dudley North***). So sehen wir, daß Adam Smith bereits auf Vorgängern, die allerdings keine Systematiker waren, fußte. Wir haben ferner gesehen, daß das System der englischen Wirtschaftspolitik ein hauptsächlich handelspolitisches war. Als solches faßte es Adam Smith in den Namen system of commerce und übertrug diesen Namen auf die gesamte Wirtschaftstheorie der drei vorangegangenen Jahrhunderte. Der Theorie, die wie er annahm, im größtmöglichen Besitz von Edelmetallen den Reichtum eines Landes erblickte und die als den Weg zu diesem Reichtum die günstige Handelsbilanz bezeichnete, stellte er als Reichtumsquelle die einem Lande zur Verfügung stehenden Produktionsmittel, als Weg zum Reichtum die gewerbliche Arbeit gegenüber.

Bei der allgemeinen Verbreitung, die Smiths Lehre als klassische Nationalökonomie am ganzen Kontinent fand, ist es nur natürlich, daß auch seine Charakterisierung der abgelaufenen Periode übernommen wurde. Man gewöhnte sich von da an, von einem Handelssystem zu sprechen, ohne die Bezeichnung auf ihre Berechtigung zu prüfen. Dem wieder erwachenden historischen Sinn in der ökonomischen Wissenschaft blieb es vorbehalten, an dieser Bezeichnung zu rütteln. Wilhelm Roscher in Deutschland, auf ihn gestützt John Kelley Ingram in England bemühten sich, einer richtigeren Auffassung Bahn zu brechen. Es ist ihnen und ihren Nachfolgern gelungen, die

*) Vgl. J. K. Ingram, Geschichte der Volkswirtschaftslehre. Übersetzt von Roschlau. Tübingen 1890, S. 62 ff.

**) B. Erdberg, Joh. Joach. Becher. Jena 1896, S. 3.

***) Ingram a. a. O., S. 67 ff.

Anschauungen über das Wesen des Systems richtig zu stellen, die Bezeichnung Merkantilismus ist geblieben.

Wir haben früher die Frage aufgeworfen, ob man von einer merkantilistischen Wirtschaftstheorie sprechen könne. Die Frage beantwortet sich vom Standpunkte des Forschers aus: stellt man an eine ökonomische Theorie den Anspruch, sie müsse eine klar ausgebildete Produktions- und Verteilungslehre enthalten, so ist sie entschieden zu verneinen; trägt man, und für den Historiker ist dies Pflicht, dem Entwicklungsgedanken Rechnung, so werden wir sie bejahen können. Der Beweis hiefür ist mit der Beantwortung der zweiten Frage nach dem Wesen dieser Theorie erbracht.

Hören wir zuerst die Stimmen einiger Forscher aus dem 19. Jahrhundert. Kautz*) und Rau**) begnügen sich mit der von Smith gegebenen Definition. Roscher gibt in seiner Kritik des Merkantilsystems eine Reihe von Sätzen, von denen er glaubt, sie seien in mehr oder minder ausgeprägtem Maße allen Schriftstellern des Systems gemeinsam***). Er zählt auf: 1. Überschätzung der Volkszahl und Dichtigkeit, 2. Überschätzung der Geldmenge, 3. Überschätzung des auswärtigen Handels, 4. Überschätzung der Verarbeitungsgewerbe, 5. Überschätzung der Staatstätigkeit. Fügen wir hinzu, daß diese Superlative nur teilweise Berechtigung haben, daß sich die also kritisierte fünffache Überschätzung als das notwendige Produkt eines historischen Entwicklungsganges herausstellt, so können wir uns mit dieser Charakterisierung einverstanden erklären.

Ingram begnügt sich, den Merkantilismus historisch darzustellen §), und verzichtet auf jede Definition, ebenso Schmoller §§). Beide erkennen ihm aber, abgesehen von Übertreibungen, die jeder jugendlichen Entwicklung anhaften, Berechtigung für seine Zeit zu.

Oncken sieht im Merkantilismus nur „ein System der praktischen, nicht der theoretischen oder wissenschaftlichen Nationalökonomie"; er bezeichnet es als „System der landesfürstlichen Wohlstandspolizei" §§§). Es ist dies der Standpunkt, den hauptsächlich die neuere historische Schule, sich hier von Roscher trennend, vertritt†). Wie ich glaube mit Unrecht; denn wenn auch bei

*) J. Kautz, Die geschichtliche Entwicklung der National-Ökonomik und ihrer Literatur. Wien, 1860. S. 247 ff.

**) K. H. Rau, Grundsätze der Volkswirtschaftslehre. Heidelberg, 1847. S. 34 ff.

***) W. Roscher, Geschichte der National-Ökonomie in Deutschland. München, 1874. S. 229, 230, 231.

§) Ingram, a. a. O., S. 47—72.

§§) G. Schmoller, Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre. Leipzig, 1900. S. 84—88. — Derf., Studien über die wirtschaftliche Politik Friedrichs d. Gr. und Preußens überhaupt, 1680—1786. Jahrb., 8. Jahrg. S. 15—61.

§§§) Oncken, a. a. O., S. 158.

†) Vgl. auch Dühring, Kritische Geschichte der Nationalökonomie und des Sozialismus. Leipzig, 1900. S. 27 ff. Er läßt zwar dem Merkantilismus gerechtere Würdigung zuteil werden, doch kommt er durch fast ausschließliche Benützung der französischen Literatur und Vernachlässigung der deutschen ebenfalls zu der Ansicht das Charakteristikum des Merkantilismus sei die Geldüberschätzung.

den meisten merkantilistischen Schriftstellern die theoretischen hinter den praktischen Erörterungen an Umfang und Bedeutung zurücktreten, so ist dies doch nur ein relativer und gradueller Unterschied gegenüber der heutigen Nationalökonomie. Und mit demselben Recht oder Unrecht, mit dem die heutige Wissenschaft dem Merkantilismus wissenschaftlichen Charakter abspricht, wird vielleicht eine spätere, organisch ausgebaute Gesellschaftslehre über die Wissenschaft unserer Tage den Stab brechen. Sie könnte ihr mangelnde Tiefe in der Darstellung des Verhältnisses der Individuen untereinander sowie vollständige Vernachlässigung des Verhältnisses zwischen Individuum und Gesellschaft vorwerfen, und nur als weiße Raben, wie die heutige Nationalökonomie Forbonnais und Stuart, vielleicht Schäffle, Wagner und Sombart gelten lassen.

Dem gegenüber möchte ich doch eine ebenso tiefe als treffende Bemerkung des Altmeisters der historischen Schule zitieren: Roscher sagt in einem Resumé seiner Charakterisierung des Merkantilismus: „Während die scholastische Wirtschaftslehre eigentlich nur den wirtschaftenden Einzelmenschen, und zwar in Beziehung auf sein Gewissen berücksichtigte, während die neuere kosmopolitische Ökonomie wieder eine große Neigung hat, nur die einzelnen, und zwar in Bezug auf ihren Vorteil, zu berücksichtigen, ist das Merkantilsystem der Anfang der wirtschaftlichen Volksbetrachtung“ *). Wenn ich dem noch hinzufüge, daß sowohl die Theorie als die Praxis unserer Tage alte, längst verlassene Pfade wieder zu wandeln beginnt, — die Theorie, indem sie zur Basis ihrer Untersuchungen die Volkswirtschaft und nicht die Individualwirtschaft nimmt, die Praxis, indem sie volkswirtschaftliche Organisationsformen, die der Individualismus zerschlagen, allerdings in veränderter Form wieder aufnimmt, — so glaube ich damit den Weg zu einer besseren Würdigung des Merkantilismus als Wirtschaftstheorie gezeigt zu haben.

Es erübrigt noch, in einigen knappen Strichen ein Bild des Merkantilismus als historischer Erscheinung zu zeichnen.

Man hat die Entstehung des Merkantilismus in Zusammenhang gebracht mit dem Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft, indem man auf die finanzpolitische Seite des Systems das Hauptgewicht legte. Dieser Übergang vollzog sich aber in den großen deutschen und italienischen Städten schon vom 13. bis zum 15. Jahrhundert, und tatsächlich weist Schmoller in der mittelalterlich städtischen Wirtschaftspolitik schon eine Reihe merkantilistischer Züge nach **). Und so entwickelte sich auch von Oresmius im 14. Jahrhundert an durchs ganze 15. Jahrhundert hauptsächlich in den wirtschaftlich fortgeschrittenen oberitalienischen Städterepubliken eine ziemlich reichhaltige finanzpolitische Literatur. Betrachtet man aber den Merkantilismus als Volkswirtschaftssystem, so kann man selbstverständlich nicht von der Stadtwirtschaft ausgehen, sondern man wird als Ausgangspunkt den Übergang von der Stadt- zur Territorialwirtschaft ***) nach Schmoller, zur Volks-

*) Roscher, a. a. O., S. 232.

**) Schmoller, Jahrb. 8. S. 18 ff.

***) Schmoller, Grundriß, S. 299 ff.

wirtschaft*) nach Bücher annehmen müssen. — Nebenbei bemerkt, berührte diese Differenz zwischen Schmoller und Bücher nur die Bezeichnung, nicht aber das Wesen der Sache. — Dieser Übergang vollzog sich im europäischen Westen im 15. und 16. Jahrhundert, in Deutschland und Österreich im 17. und 18. Jahrhundert. Man muß sich aber hüten, ihn durchwegs mit dem Übergang zum absoluten Regime, der sich z. B. in Frankreich viel früher vollzog, zu identifizieren. Auf diesem Wege kommt man allerdings zur Bezeichnung des Merkantilismus als „landesfürstliche Wohlstandspolizei". In Spanien, das durch den Merkantilismus vor anderen Staaten einer wirtschaftlichen Blütezeit zugeführt wurde, ging die Anregung zu dem System von der ständischen Vertretung, den Cortes, aus und wurde dann von Isabella von Castilien im Gegensatz zu ihrem absolutistischen Gemahl Ferdinand aufgenommen**). Gerade in Spanien aber finden wir eine Reinkultur der merkantilistischen Grundsätze. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts war das Land nur reich an Rohprodukten, unter denen Wolle, Wein und Eisen die erste Stelle einnahmen; dagegen bezog es alle Industrieprodukte aus dem Ausland. Unter Isabella, in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, bürgerte sich die merkantilistische Wirtschaftspolitik ein. Ein reich gegliedertes Zollsystem, Geldausfuhrverbote wurden erlassen. Man zwang die Ausländer, den Wert der eingeführten Artikel in Landesprodukten auszuführen***); diesen und anderen Maßregeln im Verein mit dem reichen Geldzufluß aus Amerika gelang es in verhältnismäßig kurzer Zeit, den spanischen Markt vom Auslande gänzlich zu emanzipieren und eine blühende Industrie ins Leben zu rufen§). An dem raschen Niedergang des spanischen Volkswohlstands kaum ein Jahrhundert später ist nach Häbler weniger eine Überspannung einzelner merkantilistischer Grundsätze, als der übertriebene Fiskalismus Philipps II. und seiner Nachfolger schuld§§). In Holland war der Merkantilismus ganz unabhängig von einer staatlichen Zentralgewalt aufgekommen. Er hat hier ganz eigene Züge angenommen und eine reiche Literatur gezeitigt.

Ja sogar in Deutschland, wo mangels eines kräftigen, einheitlichen Volkstums die Neigung zum Absolutismus, zur bindenden Staatsgewalt, besonders stark hervortrat, kann uns Roscher in Veit Ludwig von Seckendorf, einem der bedeutendsten Kameralisten, einen entschiedenen Gegner der Staatsomnipotenz aufzeigen§§§).

Jede organische Neubildung wird zuerst das Bestreben haben, sich nach außen abzuschließen, im Innern zu vereinheitlichen. Die Organe, deren sich ein Staat zur Durchführung dieses Prozesses bedienen konnte, waren das

*) K. Bücher, Entstehung der Volkswirtschaft. 3. Aufl. Tübingen, 1901. S. 107 ff.

**) Konrad Häbler, Die wirtschaftliche Blüte Spaniens im 16. Jahrh. und ihr Verfall. Berlin, 1888. S. 7.

***) Häbler, a. a. O., S. 9 ff.

§) Häbler, a. a. O., S. 15.

§§) Häbler, a. a. O., S. 19 ff.

§§§) Roscher, a. a. O., S. 249, 250.

Heer und die Verwaltung. Da in einer geldwirtschaftlichen Zeit aber die alten Formen der feudalen Heeresordnung und der Naturalabgaben versagen mußten, erhielt das Geld als Mittel, Heere und Beamte zu besolden, eine früher ungekannte Bedeutung. Aber auch in den Einzelwirtschaften machte sich die Macht des Geldes weit mehr als je fühlbar, nachdem die gewaltige Preisrevolution des 16. Jahrhunderts*) fast alle Preise um 100—200% hinaufgeschraubt hatte. Naturgemäß wandte sich die Theorie dem neuen Problem zu. Die Länder, denen zuerst der reiche Goldstrom aus den neuentdeckten Gebieten zugeflossen war, waren schnell reich geworden; ebenso diejenigen, welche den Verkehr der Länder vermittelten und sich den Überschuß ihrer eigenen Produktion in Gold und Silber bezahlen ließen. Edelmetallproduktion und Außenhandel schienen also die Reichtumsquellen: diese Theorie zieht sich wie ein roter Faden durch die ganze merkantilistische Literatur. Deswegen identifizierten sie jedoch noch keineswegs Geld und Reichtum, wie A. Smith behauptete. Sie sahen in dem Gelde erstens ein staatliches Machtmittel, zweitens einen mächtigen Produktionsfaktor. Deshalb legten sie auch, wie Biedermann in seinem Vortrag über den Merkantilismus an der Hand zahlreicher Zitate nachweist**), das Hauptgewicht auf die rasche Zirkulation des Geldes und verurteilten jede Immobilisierung desselben.

Mit der Theorie der günstigen Handelsbilanz war auch die Anschauung von dem notwendigen Interessenkonflikt der einzelnen Volkswirtschaften verknüpft, ein Gedanke, dem schon Montaigne in den Worten „le profit de l'un c'est le dommage de l'autre" und Lord Bacon „quidquid alicubi adjicitur, alibi detrahitur" Ausdruck verliehen***). Demgegenüber erkannten sie die Gemeinsamkeit der Interessen der einzelnen Individuen sowie der Nährstände innerhalb einer Volkswirtschaft. Hier schälten sie kräftig den Gedanken der produktiven Stände im Gegensatz zu den den Güterverkehr nur vermittelnden heraus und wiesen dem Staat die Aufgabe zu, jeden Stand in seiner Produktivität zu fördern, das Prinzip des Kaufs aus erster Hand zu wahren, die Bedingungen der wirtschaftlichen Tätigkeit für die einzelnen möglichst auszugleichen und so womöglich jede Konkurrenz, in der sie nur Kräfteverlust erblickten, auszuschalten. Die einzelnen hiezu vorgeschlagenen Maßregeln werden bei der Besprechung von Bechers Lehre zur Erörterung kommen.

Hier möchte ich nur noch auf den Hauptfehler in den wissenschaftlichen Erörterungen wie in den praktischen Vorschlägen aller Merkantilisten hinweisen.

Es ist dies die mangelnde Einsicht in das Verhältnis von Ursache und Wirkung, der Glaube an die Allmacht der vorgeschlagenen Mittel, abgesehen von den natürlichen Bedingungen. Für eine Zeit, der noch die wichtigsten Natur- und Denkgesetze unbekannt waren, kann dies nicht befremden.

---

*) Vgl. G. Wiebe, Geschichte der Preisrevolution des 16. u. 17. Jahrhunderts. Leipzig, 1895, besonders S. 184 ff.

**) H. J. Biedermann, Über den Merkantilismus. Innsbruck, 1870.

***) Bei Roscher, a. a. O., S. 224.

II.

Man pflegt die Gruppe nationalökonomischer Schriftsteller, die auf deutschem Boden die merkantilistischen Prinzipien vertrat, unter dem Namen Kameralisten zusammenzufassen.*) Da die ihr angehörigen Schriftsteller zum größten Teil an Fürstenhöfen und in den Diensten fürstlicher Kammerpolitik schrieben, ist diese Bezeichnung nicht ohne Berechtigung. Roscher unterscheidet innerhalb dieser Gruppe drei Richtungen**): eine rein wissenschaftliche, fast ganz norddeutsche; ihre Hauptvertreter sind Pufendorf und Conring; — eine praktisch-konservative, die ihren Sitz in Mitteldeutschland hat, und in der Veit Ludwig v. Seckendorf den ersten Rang einnimmt; — endlich eine praktisch-progressive Gruppe, die hauptsächlich am Wiener Hof wirkte, und der Becher, Hornigk und Schröder angehören.

Die Daten, die wir über Bechers Lebensgang besitzen, sind nicht sehr zuverlässig. Sie stammen zum weitaus größten Teil aus seinen eigenen Werken, auch seine Biographen aus dem 18. Jahrhundert, Zincke und Bucher haben aus dieser Quelle geschöpft***). Die wenigen Äußerungen, die aus der zeitgenössischen Literatur über Becher erhalten sind, gehören der niedrigsten Pamphletistik an, so daß sie zur Vervollständigung seines Lebensbildes nicht herangezogen werden können.

Dr. v. Erdberg-Krczenciewski hat in einer Einzeldarstellung die in den verschiedenen Werken Bechers zerstreuten Daten gesammelt und uns ein ziemlich vollständiges Bild des Gelehrten daraus zusammengestellt. Seiner Darstellung folge ich hier, soweit sie sich auf Bechers Leben und Wirken bezieht.

Joh. Joachim Becher wurde wahrscheinlich 1625 in Speyer geboren. Er selbst gibt in seinen Schriften zwar 1635 als sein Geburtsjahr an; aber aus der Vergleichung anderer Stellen ergibt sich die Unrichtigkeit dieser Angabe, zu der ihn wahrscheinlich seine Eitelkeit bewog, ein damals bei Gelehrten gebräuchlicher Vorgang. Seinen Vater, der Lehrer in Straßburg, später Geistlicher in Speyer gewesen, verlor er frühzeitig. Nach seinen Angaben wurde die Familie in äußerst dürftigen Verhältnissen zurückgelassen, und er so früh auf eigene Füße gestellt. Seine ausgebreiteten Kenntnisse in Mathematik, Physik, Chemie, Medizin, Politik und Jurisprudenz erwarb er sich größtenteils als Aut didakt, erst lernend, dann selbst lehrend; auch Theologie betrieb er kurze Zeit, doch sagte ihm diese Wissenschaft weniger zu. Später studierte er noch einige Zeit an der Mainzer Hochschule. Sein Leben während dieser Lehr- und Wanderjahre scheint ein sehr bewegtes gewesen zu sein. In Mainz sollte er endlich für kurze Zeit zur Ruhe kommen: er trat hier in kurfürstliche Dienste, heiratete die Tochter des Hofrats Wilhelm von

*) Oncken, a. a. O., S. 227.

**) Roscher, Die österr. National-Ökonomik unter Leopold I. (Hildebr. Jahrb. 2. Jahrg., 1. Bd. S. 25 ff.)

***) Vgl. Roscher in Hildebr. Jahrb.; Erdberg, a. a. O.; Oncken, Rezension der Erdberg'schen Monographie in der Deutschen Ztschr. f. Gesch.-Wissenschaft. Jahrg. 1897/98.

Hornigk und rückte bald zur Stelle eines kurfürstlichen Leibmedikus und Professors institutionum medicinae auf. Hier trat er auch zum Katholizismus über. Aber infolge eines, wie er behauptet, durch Hofintriguen mißglückten Versuches mit einem perpetuum mobile, das sich als perpetuum stabile herausstellte, verlor er die Gunst des Kurfürsten, so daß seine Stelle in Mainz unhaltbar wurde. Er nahm sein Wanderleben wieder auf. 1664 treffen wir ihn in Unterhandlungen mit Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz, in dessen Diensten er neue Manufakturen, hauptsächlich Wollenwirkerei, Seidenfabrikation und Lederbereitung in Mannheim einzuführen übernahm. Es scheint davon aber nicht viel zur Ausführung gekommen zu sein, denn kurz darauf ist er in Ausübung des ärztlichen Berufs wieder in Würzburg. Hier macht er sich durch Anatomierung einer hingerichteten Person unehrlich und muß die Stadt verlassen. Er wendet sich nach München und wird Leibmedikus des bayerischen Kurfürsten. Aber auch hier wendet er sich bald wieder wirtschaftspolitischen und finanziellen Projekten zu, für die er beim Kurfürsten ein geneigtes Ohr findet. Neben einem nicht ernst zu nehmenden Vorschlag der Besoldung der gesamten kurfürstlichen Diener- und Beamtenschaft aus einem von dieser selbst aufgebrachten fundus, der sich mit 100% verzinsen solle, macht er beachtenswerte Vorschläge, zur „Aufnehmung derer Kommerzienſachen". Es sollte in München ein Kommerzkollegium errichtet, ein allgemeines Kaufhaus und Kompagnien zum Betrieb des Außenhandels begründet, Monopolium und Propolium mit unnachsichtiger Strenge bekämpft werden. Durch diese Vorschläge zog er sich den grimmigsten Haß der Kaufmannschaft zu, der ihn von nun an durch sein ganzes Leben verfolgte. In der Gunst des Kurfürsten aber stieg er. Dieser sandte ihn nach Holland, der damaligen Hochschule für Politiker, um dort Studien zur Durchführung seiner Projekte zu machen und das nötige Geld zu beschaffen. Hier trat er mit bedeutenden Gelehrten in Verbindung und die Eindrücke, die er von diesem ersten Aufenthalt in Holland gewann, klingen noch in vielen seiner späteren Schriften nach. Bei seiner Rückkehr fand er die Situation wesentlich verändert. Es war seinen zahlreichen Gegnern, die er sich auch zum größten Teil durch sein wenig konziliantes Auftreten geschaffen, gelungen, ihn in der Gunst des Kurfürsten zu verdrängen. Das Kaufhaus wurde zwar gegründet, aber ohne seine Mitwirkung; es konnte jedoch nicht prosperieren und ging bald wieder ein. Man wandte sich nun wieder an ihn, und er übernahm es, vorderhand nur die Seidenmanufaktur einzuführen; die Produkte derselben sollten in den österreichischen Erblanden durch eine Kompagnie vertrieben werden, und Becher wurde nach Wien geschickt, um für diese Kompagnie am kaiserlichen Hofe Privilegien zu erwirken. Im Jahre 1666 betritt er das erstemal österreichischen Boden. Am Wiener Hof war man aber nicht gesonnen, einen so lukrativen Erwerbszweig Ausländern zu überlassen; man trug sich hier selbst mit dem Gedanken, eine Kompagnie zum Betrieb des Seidenhandels zu gründen und suchte Becher hiefür zu gewinnen. Dieser spielte nun ein doppeltes Spiel. Während er in seinen Berichten nach München angab, im Interesse der dortigen Kompagnie tätig zu sein, übernahm er in Wien die Gründung einer österreichischen Kompagnie; ja er trat sogar als Kommerzienrat in österreichische Dienste und arbeitete hier die Instruktion für ein Kommerzkollegium aus, die auch

am 22. Februar publiziert wurde. Der Hofkammerpräsident Graf Ludwig v. Zinzendorf wurde zum Präsidenten, Gabriel v. Selb und Becher zu Räten der Kommission ernannt. Über den nächsten Jahren von Bechers Leben ruht ein eigentümliches Dunkel, das auch Erdberg nicht zu erhellen gelungen ist. Während nach seiner Darstellung Becher sich durch sein treuloses Verhalten die Ungnade des Münchner Hofes zuzog, zeigt Oncken in seiner Rezension der Erdbergschen Monographie durch ein von diesem übersehenes Schreiben Bechers an den bayerischen Geheimen Rat von Fürstenberg, daß Becher nach wie vor in freundlichem Verhältnis zum bayerischen Hof stand. Auch hielt er sich während dieser Jahre längere Zeit in München auf und gab hier seine Physica subterranea heraus. Ferner schrieb er in diesen Jahren, um den Anfeindungen seiner Gegner entgegenzutreten und ihnen zu beweisen, daß es ihm nicht an Verständnis für Politik und Handel fehle, sein politisch-ökonomisches Hauptwerk, den „Politischen Diskurs". Wegen der gereizten Polemik, die das Werk enthielt, wurde es bald nach seinem Erscheinen unterdrückt. Doch konnte schon 1672 eine zweite Auflage des Buchs erscheinen, das dann bis 1756 noch sechsmal aufgelegt wurde.

Trotz seiner umfassenden theoretischen Arbeiten finden wir ihn aber auch während dieser Jahre mit Projekten beschäftigt. Vor allem schwebte ihm die Gründung einer großen westindischen Handelskompagnie nach dem Muster der beiden holländischen Indien-Kompagnien vor. Sie war ursprünglich für's ganze Reich geplant, und es schien auch anfangs, als ob der Kaiser dafür zu gewinnen sei. Durch Vermittlung des Bischofs Rochas wurden die Verhandlungen geführt; auch Bayern und Spanien, vor allem aber der große Kurfürst interessierten sich für die Sache und stellten ihre Beteiligung in Aussicht. Ein Zerwürfnis Bechers mit dem Hofkammerpräsidenten, Graf Zinzendorf, kam dazwischen, und als dieses beigelegt war, war die günstige Konstellation wieder verschwunden; schließlich fand er nur mehr den Grafen von Hanau bereit, auf sein Projekt einzugehen. Unter dessen Protektorat trat wirklich eine westindische Gesellschaft ins Leben, um jedoch bald wegen Unzulänglichkeit der Mittel wieder vom Schauplatz zu verschwinden.

1671 finden wir Becher in kaiserlichem Auftrag wieder in Holland; er hatte sich erboten, hier ein Absatzgebeit für österreichischen Wein, Stahlwaren, böhmische Wolle und Leinen zu schaffen. Als Probe führte er 50 Eimer österreichischen Wein mit sich. Außerdem war er noch beauftragt, für den Kaiser in Holland ein Darlehen von einer Million Reichstaler aufzunehmen. Das Resultat war für die österreichischen Weine günstig. Auch Angebote eines kurzfristigen Darlehens zu 4% oder einer gleich hohen 40jährigen Leibrente zu 15% brachte er mit.

Schon vor seiner Abreise nach Holland war Becher im Verein mit Bischof Kollonitsch von Wiener-Neustadt an die Gründung eines Manufakturenhauses in Wien geschritten; seine Abreise unterbrach die Ausführung; auch bestand schon längere Zeit der Plan, in Wien ein großes kaiserliches Werkhaus zu errichten. In den Jahren 1674 und 1675 wurden die Verhandlungen darüber geführt. Das Werkhaus sollte in einer „curiosen Academy, Kunsthaus, Correspondenz mit allerhand ingeniosen Arbeiten, Experientz von vielerhand Curiosen, mathematischen, chimischen Sachen und Manufakturen

bestehen". Vor allem hatte man es abgesehen auf „Einführung der Farbenmanufactur, Bereitung der Majolic, Verstärkung der Weine, Zeitigung der Metallen, vorteilhafter Gold- und Silberscheidungen, Wollspinnereien und Weberei von Zeugen, die bisher im Lande noch nicht bekannt sind". Inspektor wurde Albrecht von Zinzendorf. Becher erhielt 4000 Rh. Thaler zur Errichtung des Hauses, dem er und seine Erben als Direktoren vorstehen sollten. Außerdem wurde ihm und seinen Erben der 10. Teil des resultierenden Gewinnes versprochen. Der Plan wurde nur zum Teil ausgeführt. Die Kosten überstiegen die präliminierte Summe bedeutend, der Becher feindlich gesinnte Hofkammerpräsident Ludwig von Zinzendorf hintertrieb die Bewilligung weiterer Subventionen und schließlich überließ die Hofkammer das ganze Unternehmen Becher allein. Dieser war 1776 wieder nach Deutschland geschickt worden, um der Reichskommission zur Außerhandelsetzung französischer Waren als Beirat zu dienen. Seine Abwesenheit von Wien wurde nun von seinen zahlreichen Feinden, an deren Spitze Ludwig v. Zinzendorf, benützt, ihm durch Aussprengung von Gerüchten über seinen Bankerott und durch andere Beschuldigungen die Rückkehr an den Wiener Hof unmöglich zu machen. Was an diesen Beschuldigungen Tatsächliches ist, darüber erfahren wir nichts; hier versagt die Darstellung v. Erdbergs.

In einem, unter anderen auf Becher Bezug habenden Akten abgedruckten Memorial*), das der Gelehrte von Amsterdam aus an den Kaiser richtet, fand ich folgende Darstellung der Anklagen seiner Gegner:

1. Er habe die k. Kommission zur Konfiskation der französischen Waren ausgebettelt, expraktizieret, dem Reichsvizekanzler einen blauen Dunst vorgemacht.

2. Er habe Einrichtung und Leitung des Manufakturenhauses übernommen, dasselbe aber dann im Stiche gelassen, seinen Kontrakt gebrochen und so zum Ruin des Werkhauses beigetragen.

3. Er habe vom Kaiser zwar eine große Besoldung empfangen und habe viele Projekte gemacht, diese aber immer wieder stehen lassen, so daß er eigentlich nichts geleistet habe, wie man das auch anderwärts von ihm zu sehen gewohnt sei.

4. Er habe dem Fiskus und vielen Privaten viele tausend Gulden herausgelockt und dieselben leichtsinnig vertan.

Becher verlangt demgegenüber Einsetzung einer Untersuchungskommission, vor der er den Gegenbeweis erbringen wolle. Dazu kam es aber nicht.

Die folgenden Jahre finden wir Becher in Holland mit zahlreichen Projekten beschäftigt. Er vermaß sich, aus holländischem Sande Gold machen zu wollen, wenn man ihm nur die nötigen Mittel zur Verfügung stellte, erfand eine Maschine zur Abwicklung feiner Seide und ein Wasserwerk, das man mit nur 100 Eimern Wasser in Bewegung setzen und erhalten könne. Ebenso trat er wieder mit mehreren deutschen Fürsten in Beziehung. Aber alle seine hochfliegenden Ideen und angefangenen Projekte mußte er liegen lassen, da ihn die Feindschaft seiner Wiener Gegner, die ihn auch hier mit ihrem Haß verfolgten, zwang, Holland zu verlassen. In England,

*) In der Wiener Universitäts-Bibliothek I, 168942.

wohin er sich von hier begab, lebte er in großer Dürftigkeit, auf die Wohltätigkeit einiger Freunde angewiesen. Auch der Sturz des Grafen Zinzendorf, seines erbittertsten Gegners, konnte, so sehr er ihn begrüßt, seinen gesunkenen Lebensmut nicht mehr aufrichten. In seinem, während einer Seereise nach Schottland verfaßten Buch „Närrische Weisheit und weise Narrheit" gibt er eine Übersicht all seiner Unternehmungen und kommt dabei zu dem Fazit, er sei, immer dem Volkswohl in der selbstlosesten Weise dienend, schließlich der Niedertracht seiner Gegner unterlegen.

Schon einige Jahre früher hatte er, wahrscheinlich in Mecklenburg, zu dessen Fürsten er in freundschaftlichen Beziehungen stand, seine Psychophysia herausgegeben. Noch 1682 trug er sich mit dem Plan, mit einigen guten Freunden nach Mecklenburg zu gehen und dort die in diesem Buche geschilderte, auf Güter- und Konsumptionsgemeinschaft aufgebaute psychophysische Gesellschaft zu gründen. Doch im selben Jahre noch machte der Tod seinem vielbewegten Leben ein Ende. Er starb in London in größter Dürftigkeit; seine Familie ist verschollen.

* * *

Bechers schriftstellerische Tätigkeit erstreckt sich fast auf alle Gebiete der damaligen Wissenschaft; seine bedeutendsten Leistungen aber liegen auf dem Gebiet der Chemie und der politischen Ökonomie. Auf ersterem gilt er als der Begründer der Phlogistontheorie, die später von Stahl zur Vollendung gebracht wurde. Dieser hat auch sein chemisches Hauptwerk die Physica subterranea neu herausgegeben und bei dieser Gelegenheit bekannt: „Becheriana sunt quae profero".

Seine politisch-ökonomischen Ansichten entwickelt er hauptsächlich im „Politischen Diskurs". Derselbe erlebte, wie schon erwähnt, zahlreiche Neuauflagen bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts und wurde sowohl für die deutsche Kameralistik wie auch für die Regierungspraxis des aufgeklärten Absolutismus von grundlegender Bedeutung.

Sein Verhältnis zu der vielzitierten Schrift seines Schwagers und Nachfolgers im Kommerzkollegium, Ph. W. v. Hornigk: „Österreich über alles, wann es nur will" ist noch nicht klar gestellt, obwohl die Bedeutung dieser Schrift und der praktische Einfluß, den sie gewann, diese Klarstellung dringend erfordern. Während v. Erdberg in seiner Monographie Bechers und Inama-Sternegg in einem Artikel über Hornigk in Hildebrands Jahrbüchern*) die Autorschaft Hornigk zuschreiben, nimmt sie Oncken aus sehr beachtenswerten Gründen für Becher in Anspruch**).

III.

Ich wende mich nun der Darstellung von Bechers Wirtschaftslehre zu. Der Gelehrte hat uns eine eingehende, systematische Darstellung derselben in seinem Politischen Diskurs gegeben. Das Buch führt den Titel: „Politischer Diskurs von den eigentlichen Ursachen des Auff- und Abnehmens der Städt, Länder und Republiken, in specie, wie ein Land volkreich und nahrhaft zu machen und in eine rechte societatem civilem zu bringen."

*) Jahrb. f. Nationalök. N. F. Bd. II, S. 194 ff.

**) Oncken, Rezension der Erdberg'schen Monographie, Dtsche Ztschr. f. Gesch.-Wiss. 1897/98.

Ich zitiere, wie Erdberg und Roscher, die dritte Auflage von 1688.

In der Einleitung bietet er uns eine Definition der Gesellschaft als einer „volkreich nahrhaften Gemein". Also nicht die Volksvermehrung allein, sondern auch die der Bevölkerungszahl entsprechende Quantität der Konsumptivgüter wird hier erfordert. Und gleich darauf hören wir auch seine Produktionstheorie: „Gleichwie nun die Volkreichmachung aus der Nahrung eines Ortes quellet, also entspringet die Nahrung aus der Gemeind." Den Ursprung dieser Gemeind leitet er aus der sozialen Natur des Menschen ab. Zum Bestande der Gemeind sind zweierlei Arten von Menschen nötig. Einerseits die Obrigkeit, die eine Dienerin der Gemeind sei, und die freien Stände: Geistliche, Gelehrte, medici, Apotheker, Barbiere und Soldaten. Ihre Zahl muß eine beschränkte, den Bedürfnissen der Gesellschaft angepaßte sein.

Die andere Art von Menschen, die societatem civilem essentialiter konstituieren, sind die drei Nährstände: der Bauern-, Handwerks- und Kaufmannsstand. Ersterer ist der nötigste und daher der zahlreichste, der Kaufmannsstand der geringste: „dieweilen ein einziger Kaufmann verhandeln kann, was 100 Handwerksleut verarbeiten, und ein Handwerksmann verarbeiten, was 100 Bauern ihm an rohen Materien zu verarbeiten geben können." Eine etwas schematische Auffassung. Der Bauernstand „ist also nicht allein das fundamentum vom Adelsstand, sondern auch der Grund von dem Civilstand und dessen Societät."

„Die Handwerksleut seynd diejenigen, welche in der Stadt wohnen und die Civilsocietät nicht wenig vermehren helfen; und weil das Absehen der Civilsocietät auf die Vielheit der Menschen zielet, werden billich solche Handwerksleut in unterscheidliche Klassen geteilt und nicht jedem zugelassen, allein alles zu tun, damit nemlich andere auch etwas zu leben und Ursach dahin zu kommen haben."

Der Kaufmannsstand setzt sich zusammen aus den Verlegern, Kaufleuten und Wechslern, die die Diener der beiden erstern sind. Das Wohl und Gedeihen eines Staats hängt nun davon ab, daß diese drei Stände in die richtige Proportion gebracht und in ihren Funktionen gegeneinander genau abgegrenzt werden. Das Bindemittel der drei Stände ist die Konsumption. Sie hängt von der Volkszahl und der Möglichkeit der Versilberung und Verkaufung ihrer Güter ab. Steuern und Binnenzölle, die die Konsumptionsfähigkeit schwächen, sind möglichst zu verringern. „Mit einem Wort, die Konsumption erhält diese drei Stände, die Konsumption ist ihre Seel, die Konsumption ist der eintzige Bindeschlüssel, welcher diese Stände aneinander bindet und hefftet und von einander leben macht."

Dies im Wesen die theoretischen Anschauungen Bechers über die Volkswirtschaft. Sie gipfeln in dem Satze von der volkreich nahrhaften Gemein. Die Bevölkerungsvermehrung wird als das Endziel, die Güterproduktion als Mittel dazu betrachtet. Diese Verwechslung des Wirtschaftszweckes mit einem damals allerdings in erster Linie stehenden Produktionsfaktor ist kennzeichnend für die ganze deutsche Kameralistik bis zu Sonnenfels, der volle 100 Jahre nach Becher und 10 Jahre nach dem Erscheinen von A. Smiths Buch noch denselben Grundsatz vertritt. Nur Justi macht mit seiner verschwommenen Glückseligkeitstheorie hierin eine Ausnahme.

Die Konsumption nimmt keine selbständige Stelle in Bechers System ein, sie wird vom Standpunkte der Produktion als deren wesentliche Vorbedingung angesehen.

Die Maßnahmen der praktischen Volkswirtschaftspolitik nehmen den größeren Teil von Bechers Werk in Anspruch. Sie sind auf den oben gekennzeichneten theoretischen Anschauungen aufgebaut, und wenn man auch über die Möglichkeit ihrer Durchführung verschiedener Ansicht sein mag, Folgerichtigkeit wird man ihnen nicht absprechen können.

Die Produktionspolitik wird in Anschluß an die drei produktiven Stände erörtert. Diese sind aufeinander angewiesen und sollen daher unter derselben Obrigkeit stehen, das heißt, sie sollen in jedem geschlossenen Territorium gleichermaßen vertreten sein. „Vor allen Dingen aber soll die Obrigkeit sehen, daß sie die Stände also traktiere, wie es das End der bürgerlichen Gemeinschaft erfordert, nemlich, daß sie sich täglich je mehr und mehr vermehren und die Gemeind größer werde, welches, wie vorgesagt, geschieht, wenn man der Gemeine ihre Nahrung lässet und befördert."

Die drei Hauptfeinde der drei Stände sind das Monopolium, das Polypolium und das Propolium. Das erste schmälert die Populosität, das zweite die Nahrung. Als Remedium gegen erstere zwei Übelstände haben die alten Obrigkeiten die Zünfte und Gülten erfunden. Dieses Remedium „ist aber heutigen Tags zu einem bösen Mißbrauch worden, denn die hauffen Handwerksgerechtigkeiten, Gebräuch, Lehrbrief, Geburtsbrief, Meisterstück, schelten, unehrlich und durch eine Sauferey wieder ehrlich machen, geschenkte Handwerk, der Gesellen Muthwill und hunderterley andere Dinge machen, daß kein ehrlicher armer Gesell zum Meister oder Bürger werden kann: ja unter allem diesem steckt ein heimliches Monopolium."

Wolle man aber wie in Holland die Zünfte ganz kassieren, so entstände ein Polypolium, und auch die Holländer werden darunter, wenn sie der fremden Konsumption, wie jetzt schon in Kriegszeiten, beraubt sind, schwer zu leiden haben. Man dürfe daher nur die Zunftmißbräuche abschaffen, vor allem aber muß die Bestimmung der Meisterzahl der Zunft genommen und in die Hände der Obrigkeit gelegt werden.

Als Mittel gegen Mono- und Polypolium im Kaufmannsstande werden die Kompagnien empfohlen. Sie verfügen über größeren Kredit und reichere Mittel, können „einer Sache auswarten" und gehen nicht so leicht zugrunde wie ein Privathandelsmann. Eine Kompagnie muß aus einer genügenden Anzahl von Teilnehmern bestehen, die nur nach Maßgabe ihrer Einlagsquote, keinesfalls aber solidarisch haften; sie muß eine Vertretung zur Vornahme aller Administrativhandlungen besitzen und bedarf landesherrlicher Lizenz und Privilegien.

Das Propolium ist der gefährlichste Feind der Gesellschaft, denn es zertrennt die Gemeinschaft.

Zur Verhütung des Propoliums im Bauernstande soll in der Mitte je eines Distrikts von 20 Meilen Durchmesser ein Provianthaus errichtet werden. Die für dasselbe bestellten Deputierten und Visitatoren treten jährlich einmal mit allen Landleuten ihres Distrikts zusammen und bestimmen gemeinschaftlich mit diesen die Preise. Diese Preise darf der Bauer, auch wenn er

nicht an das Magazin verkauft, nicht überschreiten. Das Magazin ist verpflichtet, zu diesen Preisen dem Bauer alle landwirtschaftlichen Produkte abzunehmen; es kann sie aber zu jedem erzielbaren Preise weiterverkaufen. Ferner kann es auch Vorschüsse auf die stehende Frucht gewähren. Die nötigen Barmittel hat das Magazinsdirektorium zu beschaffen, indem es nach Bedarf fremdes Geld aufnimmt und ehrlich verzinst. Alle Magazine eines Landes sollen einem Haupt- und Zentral-Magazin unterstehen, dem sie über den Stand ihrer Vorräte Bericht zu erstatten haben.

Gegen das Propolium im Handwerk wird ein allgemeines Werk- und ein Zuchthaus empfohlen. In das Werkhaus sollen Bettelleute, wanderndes Gesinde und Waisen, die hier zu nahrhaften Bürgern herangezogen werden könnten, gewiesen werden. Ins Zuchthaus sollen Betrüger, Diebe und andere Verbrecher kommen: „denn, was nutzet ein Dieb, der um fünffzig Gulden ist gehenckt worden, sich oder diesem, dem er gestohlen? Da er doch im Werkhause in einem Jahr viermal so viel wieder verdienen kann .... Zumalen, da ein Dieb ein gewisses Zeichen eines Müßigganges oder Armut ist, die von der Obrigkeit herquellet."

Als Mittel, die kaufmännischen Propolia zu verhüten, empfiehlt er ein allgemeines Stapel- oder Kaufhaus, „da nemlich jede und alle Kompagnien der Verleger und Handelsleut, nemlich der Grossirer ihre Gewölb haben, davon der Obrigkeit oder der von denen dazu Verordneten die Güter beschauet, gemärket und taxiert werden." In diesem Kaufhaus könne sich jeder a fonte mit Waren versehen und man könne dann füglich Warenimport und Jahrmärkte verbieten. Auch Handwerker könnten hier ihre Manufakturen zu festgesetzten Preisen absetzen.

„Wann nun Bürger, Bauern, Junge und Alte, Handwerksleut und Kaufleut versorgt sind durch vorige Mittel, so ist noch nöthig, daß man auch den reichen und bedürftigen Leuten an die Hand gehe und Hilfe verschaffe." Diesem Zwecke hat eine Landesbank zu dienen; sie soll von reichen und verständigen Männern, den Bankherren, geleitet werden. Für die Einlagen, deren Verzinsung das gewöhnliche Interesse nicht übersteigen darf, leistet der Staat Garantie. Hauptfunktionen der Bank sind Kreditgewährung an Kaufleute und Handwerker, sowie das Pfandleihgeschäft.

Alle diese Anstalten werden von einem staatlichen Kommerz-Kollegium überwacht.

Als Maßnahmen der Konsumptionspolitik empfiehlt er, wie schon oben erwähnt, eine Herabminderung der damaligen Hauptsteuer, der Akzise, sowie eine Erleichterung des Verkehrs im Lande. Luxusverbote befürwortet er, da sie einerseits die Entziehung von Gold und Silber aus der Zirkulation, andererseits den Zufluß fremder Waren verhüten. Doch hält er sie nicht für sehr wirksam.

In seinen zoll- und handelspolitischen Vorschlägen befürwortet Becher prohibitive Eingangszölle und möglichste Herabminderung der Ausfuhrzölle. Einer gänzlichen Aufhebung der letzteren sowie der Binnenzölle widersprach damals noch zu sehr das fiskalische Interesse.

In seiner Staatsanschauung folgt Joh. Joachim Becher aristotelisch-scholastischen Ideen. Bezeichnend hiefür ist, daß er den Hauptteil seines

politischen Diskurses in die Lehre von der Form und der Materie der Republik einteilt. Von den 4 Staatsformen, der monarchischen, aristokratischen, demokratischen und gemischten gibt er der letzten als der des römisch-deutschen Kaisertums den Vorzug. Ob er nicht dabei mehr der Rücksicht auf den Kaiser, dem sein Werk gewidmet ist, als seiner ehrlichen Überzeugung gefolgt ist, wage ich nicht zu entscheiden; ein Ausfall gegen den „fälschlichen Mozambano" Pufendorf, dessen Schrift sich gegen das Kaisertum wandte, spricht dafür. Die Geltung der Gesetze ist ihm im Naturrecht begründet.

Wir sind mit der Schilderung von Bechers Leben und Lehre zu Ende. Wir haben in ihm eine reich und vielseitig veranlagte Individualität kennen gelernt. Der Zug ins Maßlose, Mangel an Selbstbeschränkung und die Zerfahrenheit, die sein Zeitalter charakterisieren, haben auch sein Leben begleitet, seinen Werken ihren Stempel aufgedrückt, seinem Wirken Schranken gesetzt und sein persönliches Lebensschicksal schließlich zum Scheitern gebracht. Das Interesse, das wir ihm entgegenbringen, konnten sie nur erhöhen; ganz ein Kind seiner Zeit steht er doch in manchen seiner volkswirtschaftlichen Anschauungen über ihr und hat es verstanden, sie leitend zu beeinflußen.

Sommernacht.

Von Alex. Krapp.

Die Nacht ist über die Ähren gegangen,
Die stille, große Königin Nacht,
Von Sternrubinen das Haar durchhangen,
In dunklen, wallenden Mantels Pracht.

Die Rätsel der Nacht, wer hat sie ergründet?
Wer hat verstanden, was leis sie spricht?
In allen Herzen hat sie entzündet
Geheimnistiefer Sehnsucht Licht.

Die Königin Nacht hat ihre Reise
Gelenkt zu mir auch ernst und mild.
Sie küßt und streichelt die Stirn mir leise:
„Auch deine Sehnsucht wird gestillt."

Pius IX. in Gaëta (1849—1850).

Nach den amtlichen Berichten des preußischen Gesandten Guido von Usedom.

Von **Dr. Sigismund Freiherrn von Bischoffshausen.***)

Herr von Usedom kehrte zu Beginn des Jahres 1849 an seinen Posten beim heiligen Stuhle zurück. In diesen Tagen, wo mächtigere Monarchen die Krone auf ihrem Haupte wanken fühlten, war das aus seiner weltlichen Herrschaft vertriebene Oberhaupt der Kirche der Gegenstand einer allgemeinern, aufrichtigern Teilnahme, als es vielleicht sonst der Fall gewesen wäre; die Fürsten huldigten seiner Legitimität, indem sie ihre Gesandten beauftragten, dem Papste an den Ort seiner Verbannung zu folgen. Wie Frankreich Avignon und Spanien die Balearen zur Verfügung stellte, machte auch der König von Preußen ein ähnliches Anerbieten. Einige Stunden nach seiner Ankunft in Gaëta wurde der preußische Gesandte durch den Kardinal-Staatssekretär Antonelli beim Papste eingeführt. Er überbrachte ein Handschreiben, in welchem der protestantische König seiner Teilnahme am Schicksale des Papstes Ausdruck verlieh und ihm für den Fall, daß er außerhalb Italiens eine Zuflucht suchen sollte, das Schloß Brühl bei Köln zur Verfügung stellte. Wie überhaupt seit dem Regierungsantritt Pius IX. war in diesem Schreiben des Königs die passendere Anrede »Très auguste Pontife« und »Votre Saintété«, statt der früher vom preußischen Hofe gebrauchten (lateinisch: Serenissime Princeps) angewendet worden.

„Die Lage des Papstes bessert sich nicht", schreibt Herr von Usedom am 21. Januar nach Berlin, „der Augenblick, wo er von hier aus in irgend einen Teil des Kirchenstaates hätte zurückkehren können, ist versäumt. Im ganzen Lande gehorcht man der revolutionären Regierung und wählt zur Constituante; die bisherigen Anhänger des Papstes fallen einer nach dem andern ab. In Rom geht die Regierung immer wilder vor; sie hat soeben das Standrecht verkünden lassen, um jeden, welcher die neue Ordnung anficht, militärisch zu richten. Der Terrorismus ist dort — theoretisch wenigstens — auf seinem Gipfel. Dem weiß man nun in Gaëta nichts anderes entgegenzusetzen als Proteste, Exkommunikationen u. dgl. Diese Maßregeln stellen,

*) Vergl. „Die Kultur" IV, S. 420—434, 484—499 und V, S. 70—85. Für das vorliegende Kapitel wurden 20 Berichte des Gesandten v. Usedom (vom 14. Januar bis 27. Februar 1849) an den Unterstaatssekretär Grafen v. Bülow, 18 Berichte (vom 17. März bis 22. Mai) an den Minister des Äußern Grafen v. Arnim und 15 Berichte (vom 24. Mai bis 27. Juli) an den Ministerpräsidenten Grafen v. Brandenburg benützt.

indem sie erfolglos bleiben, die Ohnmacht ihrer Urheber erst recht ans Licht. Die Hoffnung beruht hier, wie auch der Papst es mir aussprach, allein auf fremder Hilfe. Der heil. Stuhl hat in seinem Zirkular die meisten Mächte Europas darum ersucht, glaubt damit genug getan zu haben und wartet ab, was darauf geschieht; denn Pius IX. scheut sich, die bewaffnete Intervention gegen sein Land herbeizurufen, wiewohl er sie annehmen wird, wenn man sie ihm von der rechten Seite anbietet. Neapel und Spanien haben Anerbietungen gemacht, allein die neapolitanische Hilfe ist bedenklich, die spanische problematisch."

Die sogenannte „Vermittlung", welche Sardinien angeboten, „hat man natürlich sogleich von der Hand gewiesen". Österreich und Frankreich, die für Italien — und zumal in dieser Frage — in erster Linie in Betracht kamen, taten noch nichts. Eine einseitige Intervention der einen Macht hätte einen gefährlichen Protest der andern hervorgerufen und zu einer gemeinsamen Aktion fehlte die Verständigung. In dem ersten seiner Berichte aus Gaëta, die nun in deutscher Sprache an den Unter-Staatssekretär Grafen von Bülow gerichtet sind, nennt Usedom die Verhältnisse „bei eigentlich einfacher Sachlage sehr unangenehm kompliziert". „Die Diplomatie ist uneins, durch Intriguen zersplittert, von ihr selbst schwerlich etwas zu erwarten. Es muß guter Rat von Außen kommen", und in dem Berichte vom 21. Januar fährt er fort: „Inzwischen ist die fremde Diplomatie hier in verschiedenem Sinne tätig; dies ist das eigentliche Unglück der Sache. Käme es bloß darauf an, den Papst wieder in Rom einzusetzen! Aber es will nebenbei jeder seinen Vorteil daran haben, bei des Papstes Unglück sein Geschäft machen. Frankreich, Spanien, Neapel wollen ihn bei sich haben, damit er ihren politischen Zwecken diene, ihre Regierungen durch seinen Aufenthalt in der Meinung ihrer katholischen Untertanen befestige; dieser Gedanke liegt selbst bei allen Anerbietungen für die Rückkehr des Papstes im Hintergrunde. So viel ist indes schon jetzt ausgemacht, daß der Papst fürs erste entschlossen ist, nirgends hinzugehen, sondern in der Nachbarschaft seiner Staaten sein Schicksal zu erwarten. Ich kann diesen Entschluß nur billigen, wenngleich Frankreichs Hilfe durch die Hoffnung, den Papst vorher nach Frankreich zu ziehen, dies gleichsam zur Vorbedingung französischen Beistandes zu machen, verzögert werden sollte." Der Egoismus und die Rivalität erschwerten die einfache Sache. Sah man doch, daß in Frankreich die beiden Kandidaten, Cavaignac und Louis Napoleon, ihr Eintreten für den Papst vor allem für ihre Wahlkampagne um die Präsidentschaft der Republik ausbeuteten, daß aber von beiden nichts geschah. Usedom beklagt es, daß der Papst anscheinend selbst noch nichts tue, um eine Verständigung zwischen den beiden katholischen Mächten zu erzielen, von denen Österreich in den Legationen und Frankreich in Rom Ordnung machen könnte. Dann spricht er sich wieder dahin aus, der Papst solle vor allem an einen Ort des Kirchenstaates, am leichtesten nach Civitavecchia, zurückgeführt werden. „Keine Herrschaft läßt sich vom Exil aus behaupten: man kann wohl sein Recht verwahren, aber ohne persönliche Anwesenheit geht die Ausübung verloren." Allein dann muß der Gesandte wieder zugeben, daß die Umstände bei der Abreise des Papstes so dringend waren, daß nur an eine schleunige Flucht gedacht werden konnte, nun aber

eine Rückkehr nach Civitavecchia nicht zu erhoffen sei. Frankreich würde ihn mit einer Flotte nicht dahin bringen, weil es ihn lieber bei sich sehen wolle, und aus demselben Grunde würde Neapel den Papst nicht ziehen lassen.

Welche der Mächte sollte dem Papste zu Hilfe kommen? „Der König von Neapel", schreibt v. Usedom am 24. Januar, „war der erste Souverän, welcher dem Papst in der ersten Begeisterung seiner Aufnahme seine ganze Macht zur Verfügung stellte." Der erste Gedanke Antonellis war auch gewesen, wenigstens ein neapolitanisches Schweizerbataillon anzunehmen, das in Verbindung mit den päpstlichen Fremdenregimentern von Civitavecchia aus Rom sehr leicht unterworfen hätte. Allein der König, der sich auf seine einheimischen Truppen nicht allzusehr verlassen konnte, vermochte die Schweizer am wenigsten zu entbehren und Italiener wollte man nicht gegen Italiener führen. Spanien hatte durch seinen Botschafter Martinez de la Rosa sogar ein Hilfsheer von 10.000 Mann in Aussicht gestellt, das von Barcelona und den Balearen aus gelandet werden sollte. „Allein", bemerkt Herr v. Usedom, „wer die Spanier kennt, wird wohltun, diese Versprechungen nicht in zu buchstäblichem Sinne zu nehmen; eine Expedition von solchem Umfange in so kurzer Zeit, als gewünscht wird, auszurüsten, hiezu dürfte das spanische Gouvernement schwerlich im Stande sein." Wie sollte auch der Papst das Anerbieten einer einzelnen Macht annehmen? Sardinien protestierte energisch gegen eine solche einseitige spanische Intervention und die Anmaßung einer nicht-italienischen Macht, in Italien intervenieren zu wollen. Sardinien hatte, wie erwähnt, seine „Vermittlung" angeboten. „Allein der Papst hatte nicht um Vermittlung zwischen ihm und der revolutionären Regierung ersucht, sondern um Beistand gegen dieselbe und hat dies dem Turiner Hof geantwortet." Was für ein Vertrauen konnte der Papst zu dem sardinischen Minister, dem revolutionären Priester Gioberti, haben?

Für eine bewaffnete Intervention mußten Österreich und Frankreich in erster Linie in Betracht kommen, sowohl als die größten katholischen Großmächte als wegen ihrer entscheidenden Wichtigkeit für Italien. Ihr Auftreten konnte auch nicht den Neid kleinerer Staaten erregen. Eine einseitige Intervention des Kaiserstaates mußte, so verhaßt dieselbe auch den Italienern sein mochte, für den Papst insofern erwünschter sein, als dieselbe mehr Hoffnung bot, daß die innern Verhältnisse des Kirchenstaates in dem ihm erwünschten Sinne geordnet würden. Eine Teilnahme Frankreichs, das den Anstoß zu einer Revolution gegeben, an der Wiederherstellung eines legitimen Thrones war anscheinend für die europäische Politik von nicht geringer Bedeutung; die neue Republik hätte damit eine konservative Richtung eingeschlagen. Eine einseitige Intervention einer der beiden Großmächte erschien aber schon dadurch ausgeschlossen, daß dies die andere zu einem gefährlichen Protest bestimmt hätte. „Der französische Botschafter Duc d'Harcourt", schreibt v. Usedom, „behandelt die einseitige Intervention Österreichs im Römischen geradezu als casus belli. Allein selbst im Falle, daß der Krieg vermieden werden könnte, wird jeder Versuch, Frankreich aus der Frage hinauszudrängen, nur die traurige Folge haben, daß die französische Politik in Italien eine revolutionär-propagandistische wird, daß auf den Übergang der Österreicher über den Po binnen 8 Tagen eine französische Expedition

vor Civitavecchia erscheint und Rom besetzt, daß alsdann die beiden Mächte sich feindlich gegenüberstehen, die im freundlichen Einverständnis handeln könnten, und zuletzt dennoch Frankreich die Sache, worauf es ankommt, nämlich die Einsetzung des Papstes in Rom, allein vollzieht." Mußte Frankreich dieser Anteil an der Aktion von vornherein gelassen werden, so konnte Österreich am besten in den benachbarten Legationen und der Romagna Ordnung schaffen. Eine Verständigung zwischen den beiden Mächten, deren gemeinsames Vorgehen die Frage allein lösen konnte, ließ aber auf sich warten. „Ich habe den Eindruck," heißt es weiter am 24. Januar, „daß die Schwierigkeiten, welche das französische Gouvernement in der öffentlichen Meinung seines Landes gegen ein Zusammenhandeln mit Österreich in Italien findet, größer sind, als man hier meint. Ich glaube auch, daß man irrt, wenn man, wie der Papst noch gestern selbst sagte, die Dauer des jetzigen Exils nur noch auf zwei Wochen anschlägt."

Schon die inneren Schwierigkeiten, mit denen Österreich kämpfte, und der Umstand, daß mit Sardinien nur ein Waffenstillstand abgeschlossen war, mußten es erklären, daß diese Großmacht in der römischen Frage nicht viel Eifer bewies. Es war auch eine heikle Aufgabe für die Österreicher, die ohnehin als die nationalen Feinde in der ganzen Halbinsel verschrieen waren, sich durch ein bewaffnetes Einschreiten für den Papst an der italienischen Frage noch weiter zu beteiligen, als der Besitz der Lombardei schon ohnehin nötigte. Ende Januar kam Graf Moriz Esterházy als neuer außerordentlicher Gesandter beim Papste in Gaëta an. Er war persönlich von der Notwendigkeit einer Verständigung mit Frankreich so sehr durchdrungen, daß er zu diesem Ende über Paris hatte gehen wollen. „Der Minister Schwarzenberg mochte sich indes nicht so weit avancieren." Er trat seinen Posten ohne jede bestimmte Instruktion an und hatte nur mündliche Weisungen erhalten. „Natürlich sei der Kaiser bereit," bemerkte der Graf zum preußischen Gesandten, „— und er sei beauftragt, es zu versichern, — alles für den Papst zu tun und materielle Mittel dazu anzuwenden. Allein, wie der Papst sich früher zu Österreich gestellt habe, wie namentlich auch die päpstlichen Truppen in der Lombardei mitgemacht, so schien ihm hiernach eine bestimmte Erklärung des Papstes, daß er Österreichs Hilfe wünsche, unumgänglich nötig. Der Papst habe im Laufe des lombardischen Krieges einen römischerseits sofort veröffentlichten Brief an den Kaiser geschrieben, worin der Kaiser zum Aufgeben Ober-Italiens ermahnt, die Rechtmäßigkeit des Verbleibens Österreichs in Italien ziemlich unzweideutig in Abrede gestellt wurde. Das Wort des Papstes habe bei vielen immer noch sein Gewicht und müßte durch eine neue Erklärung des Papstes gleichsam außer Kraft gesetzt werden." Für eine bewaffnete Intervention bedürfe Österreich somit einer bestimmten Aufforderung durch den Papst und der Sicherheit, daß Frankreich ihm dabei nicht feindlich entgegentrete; dafür sei es gerne bereit, dieser Macht jede Garantie gegen die ihm beigelegten ehrgeizigen Absichten auf Gebietserweiterungen in Italien zu geben.

In Frankreich hatten die Hoffnungen, welche die Katholiken auf Louis Napoleon als den Wiederhersteller der päpstlichen Herrschaft setzten, diesem am 10. Dezember zur Präsidentschaft verholfen; doch beeilte er sich durchaus

nicht, sie zu erfüllen. Nach dem Vermächtnis seines Oheims betrachteten ihn vielmehr die Italiener als einen Patron ihres Einheitstraumes; er selbst hatte ja im Jahre 1831 an der Erhebung der Legationen gegen Gregor XVI. teilgenommen. In der Kammer wurde dem Prinz-Präsidenten der allerdings von seinem Standpunkt unwiderlegliche Einwand gemacht, die französische Republik könne doch nicht zu Gunsten des Papstes als weltlichen Souveräns eintreten, da die Römer denselben mit ebenso gewissem Recht abgesetzt hätten wie die Franzosen ihren Juli-König. Für den Prätendenten, der vor allem seine Pläne im Auge hatte, war es somit schwierig, der römischen Frage näherzutreten und zugleich die Gunst der Republikaner und Katholiken zu bewahren. Es wurde der Ausweg einer piemontesischen Intervention unter französischer Garantie versucht. Der Papst hatte das Anerbieten Sardiniens, ein Korps von 12.000 Mann zu seiner Wiedereinsetzung und zur Garantie der konstitutionellen Freiheiten im Kirchenstaat zur Verfügung zu stellen, abgelehnt und einem Diplomaten gegenüber bemerkt, „einem Manne wie Karl Albert könne niemand trauen". Nachdem der piemontesische Minister auch bei der revolutionären Regierung in Rom kein Gehör gefunden, da er eben ein einheitliches Italien mit monarchischer Spitze im Gegensatz zu der in Rom geplanten großen Republik vertrat, wandte er sich an Frankreich. Das Bekanntwerden dieser Pläne, die Gioberti selbst persönlich in Paris betrieb, führten jedoch seinen Sturz herbei.

Gioberti hatte bei den Kabinetten die Auffassung durchzusetzen versucht, die römische Frage sei lediglich eine italienische und könne somit nur durch Intervention eines italienischen Staates, Piemont, gelöst werden. Mit ungleich größerer Berechtigung hielt die Diplomatie und der päpstliche Hof daran fest, daß die Sache des Papstes von internationaler Bedeutung sei. Diesen Charakter verlieh ihr nicht bloß die internationale Stellung des Papstes, des Oberhauptes aller Katholiken, dessen Freiheit in geistlichen Dingen nur durch eine entsprechende weltliche Souveränität verbürgt wird, sondern auch die Lage der allgemeinen europäischen Politik. Alle Staaten waren bei der Bekämpfung der italienischen Revolution gleich interessiert. Vor allem aber konnte eine einseitige Intervention ohne vorhergehende Verständigung Europa in Flammen setzen. Ein schnelles Vorgehen Österreichs im Kirchenstaat konnte ebensogut eine sofortige Erneuerung der Feindseligkeiten mit Sardinien hervorrufen, hinter dessen Politik wieder Lord Palmerston stand, als zu einem Kriege mit Frankreich führen. Und wie ein Überschreiten des Po durch die Österreicher zu einem Gegenübertreten der Franzosen führen konnte, hätte dieses wieder zu einem Überschreiten des Rheins durch die Preußen führen müssen. Es handelte sich also um eine europäische Frage.

Unter solchen Umständen war es nicht zu verwundern, daß Wochen und Monate vergingen, ohne eine Änderung in der Lage des Papstes herbeizuführen. Am meisten Eifer konnten noch die kleineren katholischen Staaten beweisen, deren Auftreten weniger Verwicklungen nach sich ziehen konnte. König Ferdinand beider Sizilien wollte wiederholt zu bewaffneter Intervention schreiten, mußte aber im Hinblick auf die Gefahr, sein durchwühltes Land von Truppen zu entblößen, und mit Rücksicht auf die Abmahnungen, die auch Antonelli deshalb ergehen ließ, davon abstehen. Als Zeichen ihrer Willfährigkeit ließ die

spanische Regierung am 24. Januar Kriegsschiffe vor Gaëta erscheinen und in Barcelona wurden Truppen zusammengezogen. Allein Pius zögerte, das entscheidende Wort zu sprechen. Dann erhielt Martinez de la Rosa wieder den Auftrag, sich mit dem Grafen Spaur ins Einvernehmen zu setzen zur Veranstaltung einer gemeinsamen Aktion Spaniens und Bayerns.

Wie Spanien schon im Dezember die katholischen Mächte zu einem Kongreß zur Lösung der römischen Frage eingeladen, erging von Neapel eine ähnliche Aufforderderung an die Mächte. Das beständige Zögern der Großmächte ließ den Gedanken eines europäischen Kongresses auch bei Antonelli reifen. Ein Kongreß, der allerdings mit den großen Weitläufigkeiten einer vorhergehenden Verständigung verbunden war, sollte über die weitere Entwicklung des Kirchenstaates und besonders seiner Verfassung schlüssig werden. Das Ersuchen um bewaffnete Intervention hingegen wollte Antonelli nur an eine beschränkte Anzahl katholischer Mächte stellen.

Usedom beklagte es, daß die päpstliche Kurie dieses Ersuchen nicht gleich an die beiden katholischen Großmächte gerichtet und sich nicht selbst um eine Verständigung zwischen ihnen bemüht hatte. Hatte der Papst die Anwendung dieses Mittels gegen seine Untertanen bisher gescheut, so wurde dies nun immer mehr erleichtert, je mehr die revolutionären Gewalthaber in Rom das Unrecht voll machten. Die päpstlichen Schweizerregimenter, die sich den Weg auf neapolitanisches Gebiet bahnen sollten, wurden in Bologna und Forli von Volk und Behörden am Abmarsch verhindert. Im ganzen Kirchenstaat (und auch in Toskana) wurde zur römischen Konstituante gewählt und ein solcher Terrorismus ausgeübt, daß auch Geistliche und Bischöfe ihre Stimme abgeben mußten. Diese Versammlung trat am 8. Februar zusammen und proklamierte am folgenden Tage in einem Dekret, dessen erster Artikel den Papst seiner weltlichen Herrschaft für verlustig erklärte, die römische Republik.

Pius IX. setzte diesem Beginnen einen neuen Protest entgegen.

„So erhielten", schreibt Herr von Usedom, „die Repräsentanten sämtlicher Mächte durch ein Zirkular des Kardinals die Einladung, sich am 14. Februar mittags in Gegenwart Seiner Heiligkeit zu vereinigen. Wir erschienen sämtlich und wurden nach der Anciennität zur Linken des Papstes aufgestellt, während die Kardinäle nach ihrer Altersreihe die rechte Seite des Saales einnahmen. Der Papst las die Protestation in italienischer Sprache vor, mit dem milden und reinen Ton der Stimme, der ihm eigen ist. Nur bei der Stelle, wo die Attentate des Novembers erwähnt wurden, zeigte Seine Heiligkeit eine tiefe Bewegung." „Sie meine Herren," wandte sich der Papst an die Diplomaten, „waren Zeugen der Ereignisse des 15. und 16. November des vergangenen Jahres und haben dieselben beklagt und verurteilt. Sie haben in diesen traurigen Tagen Uns aufrechterhalten und sind Uns in dieses Land gefolgt, wohin die Hand Gottes Uns geführt hat, der erhöht und erniedrigt, aber niemals den verläßt, der auf Ihn vertraut."

Bald folgte ein entscheidenderer Akt. Eine Note des Kardinal-Staatssekretärs vom 18. Februar, die allen in Gaëta anwesenden Vertretern der Mächte zugestellt wurde, richtete an Österreich, Frankreich, Spanien und Neapel das bestimmte Ansuchen um ihre bewaffnete Intervention. Alle übrigen

Mächte wurden um ihre moralische Unterstützung ersucht. Der Plan einer Konferenz war damit wieder in den Hintergrund geschoben.

„Eine Frage, die in so ereignisreicher Zeit von sehr untergeordneter Wichtigkeit erscheinen könnte," beschäftigte das in Gaëta versammelte diplomatische Korps durch acht Tage. Sie entbehrte nicht der heiteren Seite. „Es handelte sich um das Herunternehmen der päpstlichen und nationalen Wappen von den Gesandtschaftshäusern in Rom." An denselben waren nach römischem Gebrauch überall das Wappen des Papstes und daneben das der betreffenden Nation angebracht. Als die Diplomaten dem Papst nach Gaëta folgten, hätten die meisten ihr Wappen entfernen lassen wollen, konnten es aber nicht, weil der Papst seine Wappen zur Erinnerung an seine weiter bestehende Souveränität nicht verschwinden lassen wollte. Ein Wappenschild konnte ohne das andere nicht entfernt werden. Nun war aber die römische Republik proklamiert worden und die neue Regierung hatte die päpstlichen Wappen nur an den Kirchen und geistlichen Stiftungen und an den Gesandtschaftshäusern belassen, weil dieselben auch beim Papste, als geistlichem Oberhaupte, beglaubigt wären. Jetzt wünschte aber der Papst die Entfernung seiner Wappen, um nicht anscheinend diese Beschränkung seiner Macht auf das geistliche Gebiet zu akzeptieren. Damit entstand die Frage, was mit den Landeswappen geschehen solle. Das diplomatische Korps war geteilter Meinung. Ein Teil, an seiner Spitze der spanische Botschafter, meinte, die Abnahme der Wappen sei ohnehin schon zu lange verzögert worden; man müsse wenigstens jetzt, indem man das Gegenteil von dem tue, was die republikanische Regierung wolle, derselben die Verachtung Europas zu erkennen geben. Andere meinten, man habe dieser Regierung schon genügende Beweise gegeben, daß man sie nicht anerkenne, man solle nicht die letzte äußere Spur des verlangten völkerrechtlichen Schutzes von den Gesandtschaftshäusern entfernen. Herr von Usedom machte hingegen die Meinung geltend, in der Sache sei der Wunsch des Papstes maßgebend. Es wurde endlich für Entfernung der Wappen entschieden, nur behielt sich der Vertreter Frankreichs die Beibehaltung der Tricolore, welche seine Landsleute sonst doch wieder anbringen würden, auf seinem Palais vor.

Die Antworten der Kabinette auf die von Spanien und Neapel an sie gerichtete Einladung zu einem Kongreß liefen nur langsam ein. Österreich antwortete noch immer nicht. Frankreich erklärte sich mit dem neapolitanischen Vorschlag eines Kongresses einverstanden, jedoch mit dem Vorbehalte, seine Entschlüsse darnach einzurichten, wie seine Vorschläge anderwärts aufgenommen würden. Damit war wohl das Kabinett von St. James gemeint, das sich ganz im Einverständnis mit dem oben bereits erwähnten Wunsche Louis Napoleons befand, Sardinien bei der Intervention vorzuschieben. Dieses war aus begreiflichen Gründen beim Appell des Papstes ganz übergangen worden, konnte auch nicht mit Österreich, mit dem es sich im Kriegszustande befand, in einer Konferenz über eine italienische Frage zusammensitzen. Neapel selbst schien von einem Kongreß zurücktreten zu wollen und wäre am liebsten sogleich mit bewaffneter Hand eingeschritten, ohne dies eigentlich ausführen zu können. Die kleinern katholischen Mächte, vor allem Spanien, suchten den Kongreß auf die katholischen Staaten zu beschränken, um dabei

eine größere Rolle zu spielen. Andere hatten wieder das Bedenken, daß eine Konferenz von etwa zwölf Diplomaten doch eine etwas unbequeme Körperschaft zur Leitung der Angelegenheit wäre. Auch Antonelli legte nicht viel Wert auf eine Konferenz und betonte die dringende Notwendigkeit einer schnellen Hilfe. Allein wegen der Wichtigkeit der Frage für ganz Europa war von einer Teilnahme aller Großmächte kaum abzusehen und erschien eine Siebenerkonferenz der vier angerufenen Staaten mit Beiziehung der drei andern nichtkatholischen Großmächte wohl als der beste Ausweg. Vorläufig hing alles von einer Verständigung zwischen Wien und Paris ab und begrüßte man es in Gaëta, daß Esterházy und Harcourt Ende Februar das erste Mal in einen Meinungsaustausch zu treten schienen.

Erst in der zweiten Hälfte März konnte der preußische Gesandte melden, daß die Sache einer Lösung entgegengehe. Der Sturz Giobertis und der Wegfall seiner Pläne hatten dieselbe erleichtert. Frankreich erklärte sich wenigstens im allgemeinen für eine Intervention. Österreich wurde wieder bedenklicher, da es seine Truppen bei dem nahen Ablauf des Waffenstillstandes gegen Sardinien brauchte. Der Plan beider Mächte ging daher nun dahin, Neapel und Spanien intervenieren zu lassen und selbst in der Reserve zu bleiben. Wußte man auch, daß Neapel durch die innern und äußern Verwicklungen lahmgelegt sei und daß Spanien die genügende Truppenmacht nicht aufbringen werde, so hatten die beiden Großmächte jetzt den Appell des Papstes doch wenigstens angenommen und war alles Weitere von der nun gesicherten Konferenz der vier Interventions-Staaten zu erwarten.

Da schien ein Zwischenfall diese günstigern Aussichten im letzten Augenblick zu bedrohen. Das französische Kabinett erhielt auf einmal vom österreichischen Ministerpräsidenten die überraschende Mitteilung, daß der Papst gegenwärtig die Hilfe Österreichs *allein* in Anspruch nehme, weshalb es angemessen sei, jetzt alle anderweitigen Projekte fallen zu lassen; österreichische Truppen sollten auf Rom marschieren und, wenn es Frankreich so gefalle, französische in Civitavecchia landen. An die Möglichkeit eines solchen Schrittes von Seite des Papstes, der mit seinem Anrufen der vier Mächte und einer Konferenz derselben in Widerspruch stand, war nicht zu glauben, zumal da der Nuntius in Paris nichts davon wußte. Das Pariser Kabinett antwortete daher, daß es den Vorschlag ablehne und bei der letzten Kombination einer vierfachen Intervention beharre. Es war dies wieder ein Beispiel des gutgemeinten Eingreifens Pius IX. in die wichtigsten Angelegenheiten, das manchmal erfolgte, ohne daß er seinen Minister nur verständigte. Zu derselben Zeit, als der Papst die Note vom 18. Februar an die Mächte richtete, hatte sich eines Abends Graf Esterházy beim Papst in Audienz befunden und Pius in der Bekümmernis über die zu befürchtende Langsamkeit der Intervention es für das Beste erklärt, wenn der nächste und mächtigste der angerufenen Staaten sofort eingreife, ohne auf die andern zu warten. Esterházy zweifelte so wenig an dem Ernst des päpstlichen Wunsches, daß er darüber nach Wien berichtete, obwohl dies gleichzeitig mit der Absendung der offiziellen Note geschah; und darauf hatte Schwarzenberg seinen neuen Vorschlag gegründet. Am päpstlichen Hofe suchte man die Sache nun so zu erklären, daß es sich dabei nur um einen persönlichen, durch den Drang der Umstände

ausgepreßten Wunsch des Papstes handelte, der damit seinen offiziellen Schritt nicht widerrufen wollte. Frankreich hatte die Äußerung des Papstes durch seine Zögerung wohl verdient, fühlte sich aber durch das seinem Rivalen bezeugte Vertrauen ebenso zurückgesetzt, als Österreich, besonders nach dem bisherigen Verhalten der Kurie, nur befriedigt sein konnte.

Glücklicherweise verursachte der Zwischenfall keine Trübung zwischen beiden Mächten. Bald, am 20. März, fand in Anwesenheit des Kardinal-Staatssekretärs in Gaëta die erste Konferenz der Vertreter der vier vom Papste angerufenen Staaten statt. Antonelli erklärte eine Truppenmacht von 30.000 Mann als das mindeste Erfordernis, um den Kirchenstaat zur Unterwerfung zu bringen, was nicht zu viel erschien, wenn Toskana hinzugerechnet wurde. Der Vertreter Neapels gab zu verstehen, daß sein Staat in diesem Augenblicke durch die Vorgänge in Sizilien gehindert und überhaupt nur auf etwa 6000 Mann gerüstet sei. Spanien sah sich zu dem Geständnis genötigt, daß es keineswegs die erforderlichen, sondern höchstens 7000 Mann herbeischaffen könne. Die größere Hälfte der erforderlichen Truppen hätte somit sogleich von den beiden Großmächten beigestellt werden müssen. Österreich erklärte, daß es für den Augenblick wegen des lombardischen Krieges nur eine geringe Truppenzahl übrig habe. Der französische Botschafter sprach sich nicht darüber aus, was Frankreich tun wolle; eine alleinige Intervention dieser Macht konnte aber Österreich nicht günstig aufnehmen. Ein Vorschlag des Kardinals, den Kirchenstaat zwischen den vier Staaten gleichmäßig zu verteilen und Rom von allen zugleich besetzen zu lassen, begegnete, abgesehen davon, daß die kleinern Staaten den vierten Teil der Truppen nicht stellen konnten, darin einer Schwierigkeit, daß dies einer vollkommenen Intervention Österreichs gleichstand; denn um 2000 Österreicher nach Rom zu bringen, mußte man vielleicht die ganze Länge des Kirchenstaates mit 12—15000 Mann durchziehen und den Weg besetzt halten. Die Teilnehmer der Konferenz trennten sich daher nur mit dem Ergebnisse, daß ein jeder an seine Regierung Bericht erstatten und Instruktionen einholen müsse.

Frankreich nahm in diesem Konzerte der Mächte eine isolierte Stellung ein. Österreich, Spanien und Neapel gingen im besten Einverständnis vor und machten mit dem päpstlichen Hof gemeinsame Sache gegen die französische Republik, die zur Intervention gegen Gewalten berufen war, denen sie selbst eben ihr Entstehen verdankte. Begreiflicher Weise sahen der Papst und die Kardinäle einer Wiedereinsetzung durch die französische Regierung, die bei ihrem Werke auf die Gefühle ihres Landes Rücksicht nehmen mußte, mit Besorgnis entgegen. Österreich konnte den Papst ohne alle Bedingungen über die künftige Verfassung des Kirchenstaates, über eine Amnestie für die Republikaner u. s. w. wieder einsetzen, aber Frankreich nicht. Tatsächlich hatte einer seiner Vertreter in der Konferenz schon von Garantien gesprochen, die Frankreich für die Römer verlangen müßte, während Graf Esterházy betonte, alle weiteren Fragen müßten einer größeren diplomatischen Konferenz vorbehalten bleiben. Eine einseitige Intervention, die Frankreich nach dem Vorschlage Schwarzenbergs nun mit eben so gutem Rechte unternehmen konnte, war hingegen vom *europäischem* Standpunkt weniger bedenklich als ein alleiniges Handeln Österreichs. Man war nun gespannt, ob Frank-

reich den günstigen Augenblick rasch benützen werde; denn Österreich war eben am Handeln verhindert.

An demselben 20. März 1848, an dem die Konferenz in Gaëta stattfand, ging der Waffenstillstand zwischen Österreich und Sardinien zu Ende. König Karl Albert war zur Wiederaufnahme des Krieges genötigt; denn, wie Piemontesen anerkannten, war er ohne Krieg des Verlustes seines Thrones gewiß, während ein Krieg nur eine Gefahr bedeutete, denselben zu verlieren. Die Siege Radetzkys bei Mortara und Novara entschieden schon in den nächsten Tagen das Wagnis zu seinen Ungunsten und er dankte ab. Damit stand Piemont einer Züchtigung durch die Österreicher offen. Dies mußte den Prinz-Präsidenten zum Kriege gegen Österreich bestimmen, dem er ohnehin zuneigte. Einer der Punkte des Programmes, mit dem die französische Republik vor einem Jahre gegründet worden, war „die Befreiung Italiens", und daran wurde der Präsident in der Kammer erinnert. Seine drohende Haltung bewog den Kaiserstaat, sich mit einer geringern Geldentschädigung zu begnügen und Frieden zu schließen. Damit war ein Zusammengehen in der römischen Frage wieder ermöglicht, — umsomehr als die Niederlage Piemonts auf die römische Republik einen mächtigen Eindruck machen mußte, — aber noch nicht gegeben. „Von einem Ende der Halbinsel zum andern ist Österreich", schreibt Usedom am 31. März, „jetzt durch Neigung oder Furcht seiner bisherigen Gegner die prädominierende Macht". Auf beiden Seiten wurden nun die Prätensionen höher gespannt: die Österreichs wegen seiner Erfolge, die Frankreichs, um durch eigene ein Gegengewicht zu finden. Die einseitige Intervention wurde somit von Frankreich nur um so eifriger betrieben.

Am 14. April fand in Gaëta eine zweite Konferenz statt. Der französische Botschafter stellte das Anerbieten, Frankreich solle allein die Rückführung des Papstes und die Vernichtung der mittelitalienischen Republiken übernehmen und werde dabei Österreich dessen italienische Besitzungen garantieren, wenn es Frankreich im Kirchenstaat freie Hand lasse. Obwohl darin im Hinblick auf die bisherige französische Politik eine nicht unbedeutende Konzession lag, wurde das Anerbieten von dem Vertreter Österreichs und von den anderen Diplomaten abgelehnt. Ebenso verwahrten sie sich gegen die französische Zumutung, die den päpstlichen Untertanen zu gewährenden Garantien ihrer politischen Freiheit zu vereinbaren. Die Konferenz endete somit mit Betonung des Standpunktes der beiden Großmächte, zwischen denen es kaum eine Vermittlung und jedenfalls in der Konferenz keinen Vermittler gab.

Was durch Konferenzen nicht erreicht wurde, kam auf dem einfacheren Wege der Tat zu Stande. Am 25. April kam General Oudinot, Duc de Reggio, mit dem französischen Expeditionskorps vor Civitavecchia an und landete sofort einen Teil seiner Truppen. Nun war es den andern drei Mächten unbenommen, sich ebenfalls ihres Anteiles an der Intervention zu versichern. Eine Verständigung war dann zwischen den einzelnen Korps vielleicht unschwer zu erzielen.

Auf die unerwartete Nachricht von der Ankunft der Franzosen hätte die Konferenz in Gaëta deren Abmarsch auf Rom wenigstens solange ver-

zögern wollen, daß wenigstens neapolitanische Truppen gleichzeitig in die Hauptstadt des Papstes einziehen könnten. Die päpstliche Kurie hatte zwar noch neulich der französischen Regierung ihre Unschlüssigkeit vorgeworfen, im übrigen aber die Restauration für so sicher gehalten, daß sie die Teilnahme Frankreichs an derselben eigentlich als einen Übelstand ansah und gerne entbehrt hätte. Als man nun sah, daß die Truppen dieser Macht, ohne Befehle der Konferenz abzuwarten, auf eigene Hand gegen Rom losgingen, war man von allen Seiten wahrhaft aufgebracht und suchte nur noch an der Sache soviel Anteil zu gewinnen, als möglich war.

Der König von Neapel, der nach Beendigung der sizilischen Insurrektion über mehr Truppen verfügen konnte, hatte in aller Eile am 29. April mit einigen hundert Mann unter seinem persönlichen Oberbefehl die römische Grenze bei Terracina überschritten. Am unangenehmsten wurden die Spanier von der neuen Wendung der Dinge berührt, da sie bei der großen Entfernung nun am leichtesten des Ruhmes verlustig gehen konnten, den Papst zurückzuführen. Der spanische Botschafter nahm es auf sich, die kleine vor Gaëta liegende Flotille seines Landes sogleich nach Barcelona zu senden, um die spanischen Expeditionstruppen abzuholen. Auf dem Wege legten die 6 Schiffe bei Terracina an und setzten ein paar hundert Mann ans Land. Diese nötigten die Municipalität und Nationalgarde, eine mitgebrachte päpstliche Fahne aufzustecken, die von den Schiffen mit 21 Kanonenschüssen begrüßt wurde. Im Laufe des Vormittags traf der König von Neapel dort ein und fand diese äußern Zeichen der päpstlichen Herrschaft bereits vor.

Civitavecchia hatte vor den Franzosen kapituliert. Die politische Handlungsweise des französischen Generals drückte alsbald der ganzen Unternehmung einen Charakter der Zweideutigkeit auf, der den Interessen des Papstes großen Schaden tat, aber in der schiefen Stellung seiner Auftraggeber vollauf begründet war. Die Instruktionen, die Oudinot in Paris erhalten hatte, bezeichneten es als den Zweck der Expedition, „den rechtmäßigen Einfluß Frankreichs in Italien aufrechtzuerhalten und unter Berücksichtigung der Rechte der Bevölkerung die Ordnung im römischen Gebiet wieder herzustellen"; von der Wiederherstellung des Papstes sagten sie kein Wort. Im Gegenteil hatte der General die Erlaubnis, mit den römischen Autoritäten in Verkehr zu treten, jedoch ohne sie förmlich anzuerkennen. Die Instruktionen erwarteten, daß die Ankunft der Franzosen in Civitavecchia eine Reaktion gegen die bestehende Regierung in Rom wachrufen werde; der General solle allenthalben so handeln, daß er womöglich „der freien Meinungsäußerung des Volkes Raum schaffe, ohne ihr Gewalt anzutun". Die Regierung der Republik wollte wohl aufrichtig die Wiederherstellung des Papstes, hielt es aber ihrer Volkssouveränitäts- und Nichtinterventionstheorie zu Liebe nicht für ratsam, dies ausdrücklich zu sagen; und auch der General machte dieser Zweideutigkeit nicht durch durchgreifendes soldatisches Handeln ein Ende. Eine feindliche Aufnahme der französischen Truppen hätte deren Stellung geklärt. Oudinot wagte es aber nicht, die Autorität und die Farben des Papstes in Civitavecchia herzustellen. Auf dem von französischen Truppen besetzten Hafenkastell ließ er die groß-italienische Trikolore wehen, ohne sie auch nur durch die französische zu ersetzen. Die Soldaten eines Romagnolischen Frei-

schärler-Bataillons, das entwaffnet worden war, fraternisierten mit den französischen und desertierten ungehindert nach Rom. Msgr. Valentini, der im Auftrage des Papstes die Regierung in Civitavecchia übernehmen sollte, wurde vom General zurückgeschickt mit dem Bedeuten, darum handle es sich nicht; Frankreich sei gekommen, um Rom zu nehmen und dem Papst unter solchen Bedingungen zurückzugeben, als es selbst für angemessen halten werde.

Im Hauptquartier von Palo fand Herr von Usedom noch einige Tage später auf einem Freiheitsbaum die nun auch in Frankreich verpönte rote Jakobinermütze. Die „gesta Dei per Francos", als welche diese Expedition zur Wiederherstellung der päpstlichen Herrschaft von den guten französischen Katholiken aufgefaßt wurde und noch gefeiert wird, hatten darum einen viel nüchterneren Charakter.

Dieselben Widersprüche herrschten in den Proklamationen, welche die Franzosen an das römische Volk erließen. Einmal erklärten sie, „die nicht anerkannte römische Regierung nicht verteidigen zu wollen", und sprachen sie von der „générosite de Pie IX" und der „anarchie de ces derniers temps", und das nächste Mal verrieten sie die Absicht, „die existierenden römischen Behörden zu belassen" und „die französischen Truppen mit den römischen zur Herstellung von Ordnung und Freiheit zu vereinigen". Auf die ernsten Vorstellungen des französischen Botschafters ließ Oudinot später in einer Proklamation wieder den „généreux Pie IX" auftreten und nannte die Regierung der „nicht anerkannten römischen Republik" ein „fantôme de gouvernement", welches die Versöhnungsversuche des Generals mit Bravaden beantworte.

Durch den Versuch von Unterhandlungen mit der römischen Republik, an deren Spitze Mazzini stand, hatten sich die Franzosen nicht weniger kompromittiert. Die römischen Volksvertreter betrauten ihr Triumvirat mit der „Aufgabe, die Republik zu retten und die Gewalt mit Gewalt zurückzuweisen". Nun, nach den erfolglosen „Versöhnungsversuchen", die Garibaldi Zeit gelassen, mit 1500 seiner Leute in Rom einzuziehen und den Kern für einen ernsten Widerstand zu bilden, brach das Korps von der Küste auf und rückte am 30. April von Castel Guido und Mala Grotta gegen Rom vor, um an diesem Tage den viel besprochen Unfall zu erleiden, der sich den falschen diplomatischen Manövern würdig an die Seite stellte.

Noch immer in der falschen Erwartung befangen, die Römer würden die Franzosen als Befreier begrüßen, und über die in der Stadt vorhandenen Streitkräfte ungenügend unterrichtet, wurde Oudinot mit dem größten Teil seines Korps zurückgeschlagen. Eine Abteilung von 250 Franzosen ließ sich durch römische Soldaten, die weiße Tücher schwenkten, zum Betreten der Stadt verleiten und wurde, nachdem ihr Führer getötet worden, gefangen genommen.

Über diesen Vorfall, der in Gaëta wie in Frankreich Bestürzung hervorrief und hier die Regierung dem Vorwurfe der Radikalen preisgab, französische Soldaten kämpften für die Sache der Knechtschaft und hätten sich dabei noch eine schmähliche Niederlage geholt, konnte sich Herr von Usedom einige Tage später im französischen Lager in Palo, bis wohin Oudinot zurückgewichen war, ein sicheres Urteil bilden:

„Was das Gefecht vom 30. April betrifft, so habe ich die früher ausgesprochene Ansicht von dem unverzeihlichen Leichtsinn, mit welchem französischerseits hiebei verfahren worden, leider mehr als bestätigt gefunden. Wenn Ew. Excellenz" — der Gesandte schreibt an den Grafen Arnim — „in französischen Blättern den offiziellen Bericht des Generals über diese Affaire finden werden, den er uns aus dem Journal des Hauptquartiers verlesen ließ, so bitte ich, demselben nur denjenigen Glauben beizumessen, den ein solches für die Öffentlichkeit zurechtgemachtes Aktenstück verdient. Es ist unverzeihlich, wenn jenes Gefecht darin eine der rühmlichsten Waffentaten genannt wird, welche die Franzosen seit den letzten Kriegen bestanden haben. Es ist ferner nicht zu rechtfertigen, wenn die Unternehmung vom 30. April als eine „forte reconnaissance" dargestellt wird. Niemand hat ein Recht, es eine Rekognoszierung zu nennen, wenn der General en chef an der Spitze von zwei Drittel seiner gesamten Macht gegen die feindliche Stadt vorgeht und während eines mehr als fünfstündigen Gefechts mit Gewalt in die Thore derselben einzudringen sucht. In diesem Fall befand sich aber an jenem Tage der General Oudinot. Er war mit ungefähr 6000 Mann von Castel di Guido aufgebrochen und erschien auf der Straße von Civitavecchia vor der Porta Cavalleggieri. Dieses Tor liegt in einem tief einspringenden Winkel, der dort ansehnliche Fortifikationen hat, bietet also bekanntermaßen den ungünstigsten Angriffspunkt dar. An jener ganzen Erzählung von dem offenstehenden Thore, wo zwei Kompagnien arglos eingezogen und einem guet-apens zum Opfer fielen, ist kein Wort wahr . . . Die Täuschung fand allein auf Seiten der Franzosen als Selbstbetrug statt. Man hatte gehofft, ohne weiteres, tambour batant, in die Stadt ziehen zu können und eine freundliche Aufnahme zu finden. Allein diese Hoffnung war unverzeihlich leichtsinnig, nachdem das römische Gouvernement durch alle möglichen Anstalten und Proklamationen seinen Entschluß zu verteidigen kundgegeben, nachdem man erst an demselben Morgen ein kleines Tirailleurgefecht mit den feindlichen Vorposten in der Campagna gehabt . . . . Von der Porta Cavalleggieri durch ein heftiges Kartätschen- und Musketenfeuer von den Bastionen der Stadtmauern herab zurückgewiesen, hatten die Franzosen sich links um die Befestigungen des vatikanischen Berges zerteilt, um in andere Tore einzudringen. Man sprach mir viel von der Porta Pertusa, einer porte condamnée, ein wohl schon über ein Jahrhundert vermauertes Thor, hinter welchem gar keine Straße in die Stadt führt und dessen Existenz den wenigsten Einwohnern Roms bekannt ist. Hier gleichfalls abgewiesen führte der General Vaillant seine Brigade noch weiter links unter der Stadtmauer oder durch das Val d'inferno herum nach der Porta Angelica, unablässig verfolgt von dem Feuer der Römer, welches in völliger Sicherheit von den Mauern auf die umherirrenden Franzosen unterhalten wurde. Bei der Porta Angelica fanden sich fast dieselben Schwierigkeiten wie bei Cavalleggieri. Zwei Geschütze, von denen alle Pferde erschossen waren, blieben auf dem Wege stehen und wurden später in der Dunkelheit in Ermanglung von Pferden von französischen Infanteristen weggezogen, wobei die Offiziere die Aufopferung und Kaltblütigkeit der Leute nicht genug rühmen konnten. Überhaupt gaben sie den Truppen das Zeugnis der Bravour in diesem Gefecht, wenn man ein plan-

loses Herumschießen um die Mauern so nennen kann. Als man endlich davon abgestanden, war von den Garibaldischen Truppen aus dem Cavalleggieri ein Ausfall gemacht, jedoch von den Franzosen sogleich zurückgewiesen worden . . . Am nächsten Morgen ging man nicht nur in die frühere Stellung bei Castel Guido, sondern darüber hinaus nach Palo zurück, ohne den Versuch zu erneuern. Den Verlust gab der General bei weitem niedriger an, als die frühern Berichte lauteten: an 200 Tote und Verwundete und etwa 100 Gefangene. Ich schätze das Ganze auf ungefähr 4—500 Mann außer Gefecht."

„Was nun die weiteren Absichten des Generals angeht, so herrscht darin die größte Unschlüssigkeit vor." Sein nunmehr vereinigtes Expeditionskorps bestand aus 13—14000 Mann, darunter auch Kavallerie, Artillerie und Genietruppen. „Alle Truppen scheinen gut zu sein, und wenn sie auch nicht alle einen sehr kriegerischen Eindruck machen, so haben sie doch das kecke und fröhliche Ansehen, das den französischen Soldaten eigen ist", urteilt der preußische Diplomat. Bei allem Drängen, nun doch zu Operationen überzugehen, begegnete er und der französische Botschafter nur der größten Unentschiedenheit. Man hatte offenbar gesehen, daß man zu schwach war. „Die Römer müßten sich entscheiden, ob sie gegen das jetzige Regiment aufstehen und die Herrschaft des Papstes wiederherstellen wollten", entgegnete man, worauf Usedom zu bedenken gab, daß die wohlgesinnten Einwohner doch nicht imstande wären, gegen ihre Bedrücker aufzustehen und die ungefähr 20000 Bewaffneten ebensogut gegen sich hätten. Dieser Bericht des Gesandten vom 9. Mai lautet somit etwas anders als die Antwort, die Oudinot dem Prinz-Präsidenten auf dessen Glückwünsche zur Haltung der Soldaten beim letzten Gefecht mit den Worten erteilte, Rom sei „vollkommen eingeschlossen" und „Frankreich werde in wenigen Tagen Herr über die Schicksale Mittel-Italiens sein".

Zu derselben Zeit stand der König von Neapel bereits mit 12000 Mann und 50 Geschützen bei Albano und Frascati. War jedes einzelne der beiden Armeekorps zu schwach, um eine Einschließung der Stadt auszuführen, so konnten sie doch vereint genügen. Der Duc d'Harcourt und Herr von Usedom suchten den französischen General zu gemeinsamem Handeln zu bestimmen und boten ihre Vermittlung an. Diese wurde zuerst angenommen, dann wieder abgelehnt. Dieses Zusammenwirken wurde in Paris nicht gewünscht und Oudinot wartete Instruktionen ab. Ein rascher Entschluß hätte aber Not getan. Von allen Seiten kamen Freischaren dem bedrohten Rom zu Hilfe. „Es steht", fügt Usedom als weiteres Bedenken hinzu, „in 14 Tagen bis 3 Wochen die heiße Jahreszeit bevor, die gerade in der Gegend der Campagna, wo die Franzosen stehen, pestilenzialisch ist. Kein Heer, am wenigsten eines, das unter Zelten an der Erde schlafen muß, kann von Juni ab in jenen Gegenden existieren, ohne vom römischen Fieber buchstäblich vernichtet zu werden. Auch diesen Umstand haben der Ambassadeur sowohl als ich im französischen Hauptquartier als ein Argument zum Handeln aufs eindringlichste, jedoch ohne sichtbaren Eindruck, geltend zu machen gesucht; man schien dort nur an Paris, an die republikanischen Oppositionsjournale und andere im Rücken liegende Dinge zu denken."

Die Reise eines andern Mitgliedes der französischen Botschaft, Herrn von Rayneval, ins französische Hauptquartier hatte einen besseren Erfolg. General Oudinot entschloß sich, nachdem eine Verstärkung sein Korps auf ungefähr 20 000 Mann gebracht hatte, neuerdings gegen Rom vorzurücken. Was ihn zu einigem Handeln bestimmte, war wohl vor allem der Umstand, daß das Mißlingen des ersten Angriffes in Frankreich großen Unwillen und in einigen Städten, wie Toulon und Marseille, fast Volkstumulte erregt hatte. Eine ernste Absicht hatte der General wohl nicht, da er zu gleicher Zeit seine Abneigung gegen einen Straßenkampf und ein Bombardement bekundete. Er wünschte eine Änderung in den Verhältnissen der Stadt, die eine möglichst friedliche Besetzung derselben herbeiführte, und zwar dachte er dabei weniger an eine Reaktion von Seite der Gemäßigten als an eine Unterwerfung der herrschenden Partei. Das Interesse für Pius IX. war in Rom bedeutend gesunken. An eine Erneuerung der konstitutionellen Regierungsform durch den Papst war nicht mehr zu denken, ja man wußte, daß der frühere geistliche Charakter der Verwaltung wieder hergestellt werden sollte. Wie Herr von Usedom bemerkt, war dies die entschiedene Absicht der Kardinäle.

Auch im Lager des Königs von Neapel herrschte kaum weniger Unentschlossenheit, so sehr auch dort die aufrichtige Absicht bestand, für das vertriebene Oberhaupt der Kirche einzutreten. König Ferdinand war, wie Herr von Usedom am 14. Mai schrieb, in Albano „mit dem Kriegsspiel militärischer Anordnungen ohne besonders ernsten Zweck beschäftigt". „Der König liebt es, sich mit Mittelmäßigkeiten zu umgeben und das Hauptquartier wird in dieser Beziehung von Herrn von Rayneval als eine klägliche Sammlung militärischer Perücken und Inkapazitäten beschrieben." Das Haupthindernis lag nach diesen Berichten darin, daß der König nicht der Freude am persönlichen Oberbefehl entsagen und denselben einem tüchtigen Führer, wie dem General Filangerieri, der eben Palermo genommen hatte, übertragen wollte. Statt vor Rom zu ziehen, um auch ohne ausdrückliche Verständigung mit den Franzosen seinen Anteil an der Besetzung der Stadt zu sichern, was auch für die Sache des Papstes ein großer Vorteil gewesen wäre, und Garibaldi den Rückweg nach Rom abzuschneiden, beschränkte man sich auf den kleinen Krieg mit dessen Banden, welche die Campagna unsicher machten. Das ganze Land von Albano bis Terracina war in fast abergläubischer Furcht vor den kaum 2000 Garibaldianern begriffen, und die mehrfach überlegenen Neapolitaner holten sich gelegentlich eine Schlappe. Nach einem Besuche des neapolitanischen Hauptquartiers weiß Herr von Usedom die Einsicht des Königs und seine Fürsorge für alle militärischen Details und namentlich die verwundeten Soldaten nicht genug zu loben. Der König bekundete die Absicht, auf Rom loszugehen, und auch ein Einverständnis mit den Franzosen schien angebahnt. Doch als der preußische Gesandte am nächsten Tage, 16. Mai, wieder im Lager zu Albano erschien, fand er alles verändert: „Der Generalmarsch wirbelte durch die Straßen und die Truppen sammelten sich in Marschkolonnen", — um den Rückzug anzutreten. Die Franzosen hatten jedes Zusammenhandeln abgelehnt. Außerdem hatte Garibaldi einen Streifzug nach Palestrina und Zagarolo unter-

nommen, um den Neapolitanern den Rückzug abzuschneiden. Mit dem mäßigen Rückzug bis einige Miglien bei l'Arricia begnügte sich der König nicht, am folgenden Tage ging er bis Velletri zurück, und während man in Gaëta noch hoffte, daß wenigstens diese feste Position behauptet würde, waren die Neapolitaner bereits am Wege zwischen Velletri und Terracina.

„Am Morgen dieses Tages, um halb 11 Uhr vormittags, war nämlich der König und sein Hauptquartier durch das Gerücht, Garibaldi komme, vom Frühstück aufgeschreckt worden. Wiewohl man wußte, daß sich der Guerillaführer bereits seit einigen Tagen auf der linken Flanke der rückgehenden Armee befand, so scheinen doch auch diesmal weder Rekognoszierungen noch Patrouillen gegen ihn ausgeschickt, ja nicht einmal Feldwachen weiter vorgeschoben gewesen zu sein. Alles hatte zu den Fernrohren gegriffen, durch welche man auch alsbald die Ankunft der bunten abenteuerlichen Schar $1^1/_2$ Miglien vor der Stadt wahrnahm. Garibaldi, in roter Bluse auf weißem Pferde, stellte seine 60—70 Lanciers auf der Straße von Valmontone her auf, während seine Infanterie durch die Vignen und Rohrpflanzungen auf beiden Seiten tiraillierend vorging. Die Füsillade engagierte sich mit der neapolitanischen Infanterie auf enorme Distanzen ohne besondern Schaden, da die Leute außerdem sehr gedeckt standen; doch waren im allgemeinen die schwerbepackten Neapolitaner gegen ihre leichtfüßigen Gegner nicht vorteilhaft gestellt. Gegen Mittag ließ man einige neapolitanische Infanterie und Kavallerie vorgehen. Die letztere chargierte mit Vorteil die Garibaldischen Lanciers, wobei Hauptmann Colonna bis in die Nähe Garibaldis vorgedrungen sein soll. Eine Weile dauerte das verstärkte Tirailleurgefecht fort und zog sich allmählig bis unter die Mauern der Stadt, von welcher man mit Paßkugeln und Kartätschen auf die meist unsichtbaren Tirailleurs in den Vignen zu feuern begann. Um 2 Uhr nachmittags verließ der König mit der Kavallerie die Stadt auf dem Wege nach Neapel und stellte sich auf einer kleinen Ebene zwischen Velletri und Cisterna, 3 Miglien von ersterem Orte, auf. Von hier aus sandte er dem Kriegsminister Prinz Ischitella den Befehl zu, Velletri zu verteidigen. Dies geschah denn auch den ganzen Rest des Nachmittags hindurch in der bereits geschilderten Weise, indem man sich gegenseitig aufs Geratewohl mit kleinem Gewehr und grobem Geschütz beschoß, ohne zu weiteren taktischen Evolutionen zu schreiten. Der Dunkelheit wegen schwieg endlich das Feuer gegen 8 Uhr abends und die Neapolitaner begannen ihren Rückmarsch aus der Stadt nach Terracina anzutreten. Um 10 Uhr war die Stadt geräumt und das Hauptquartier nach Treponti, zwei Posten von Velletri in den pontinischen Sümpfen, verlegt. Am andern Morgen, 20. Mai, 6 Uhr zog Garibaldi in Velletri ein und sandte nur wenige Truppen zur Verfolgung des Königs aus. Der Rückzug der Neapolitaner ging rasch durch die Sümpfe nach Terracina. Aber auch das dortige sehr leicht zu verteidigende Defilé suchte man nicht zu halten. Am 21. Mai befand sich die ganze Armee auf neapolitanischem Boden und am Nachmittag desselben Tages traf der König wieder in Gaëta ein."

Der Charakter dieser mißglückten Aktion, die Usedom nach den Angaben des Grafen Spaur und anderer Augenzeugen schilderte, war „ein

Herumschießen ohne Kombination und Erfolg, deren Plan oder verschiedene Momente man deshalb auch gar nicht näher angeben konnte. Da man gar keine Kolonnen erblickt hatte, so konnte Graf Spaur mir nicht einmal sagen, wie stark die Garibaldianer gewesen; man habe von 4000 Mann gesprochen, doch könnten es auch nur 3 bis 600 gewesen sein." Die Neapolitaner hingegen verfügten über eine erdrückende Übermacht, die aus 8—9000 Mann Infanterie, 1900 Pferden und an 50 Stück Geschützen, also aus ungefähr 12 000 Mann, bestand und erwiesen dem ungleich schwächern Feinde die Gefälligkeit, sich vor ihm zurückzuziehen, statt ihn von allen Seiten zu umgehen und zu erdrücken. „Die höhern Offiziere," urteilt von Usedom, „sind alt und unbrauchbar, Eigenschaften, die zunehmen, je höher man in den Graden aufsteigt. Welchen invaliden, ich möchte sagen, leichenhaften Anblick das Hauptquartier in dieser Hinsicht darbot, kann ich nicht beschreiben. Der König, welcher effektiv das Oberkommando führte, weiß viel von militärischer Administration, vom militärischen Kommando nichts. Ew. Exzellenz werden die Art dieser Kriegführung aus dem einzigen Umstande ermessen können, daß in dem 9stündigen Gefecht von Velletri auf Seiten der Neapolitaner nur 6—8 Mann getötet und 60—70 leicht verwundet, daß ferner bei dem neulichen Gefecht von Palestrina, wo 2000 Neapolitaner engagiert waren, bei ungefähr gleichem Verlust an 8000 Stück Patronen verschossen worden sind. Der Graf Spaur, welcher die neapolitanischen Tirailleuroffiziere ermahnte, doch nicht auf Entfernungen feuern zu lassen, wo kein Feind sichtbar sei, erhielt von ihnen die Antwort, es sei unmöglich die Soldaten vom Feuern abzuhalten und die Soldaten selber versicherten, sie schössen auf diese Distanz sehr gut."

Der König von Neapel hatte hiemit dem Gedanken an eine bewaffnete Intervention im Kirchenstaate entsagt. Der eigentliche Grund, der Ferdinand zum Rückzug bewog, lag offenbar in der Weigerung der Franzosen, mit ihm gemeinsame Sache zu machen. Oudinot entschloß sich jetzt noch weniger dazu, da die letzten Verstärkungen seine eigenen Truppen auf 20 000 Mann gebracht hatten und die Debatten in der französischen Nationalversammlung ihn noch ängstlicher machten. Wäre der König einfach gegen Rom vorgegangen, so hätte ihm der französische General seine Unterstützung vielleicht doch nicht versagen können; statt dessen suchte Ferdinand durch schlecht gewählte Organe, welche den Franzosen durch die Drohung, die Neapolitaner würden sich zurückziehen, zu imponieren glaubten, einen gemeinsamen Plan zu vereinbaren. Die Antwort Oudinots soll nicht ganz abschlägig gelautet und Andeutungen über Operationen enthalten haben, die der König vornehmen könnte. Allein von diesem wurde sie so aufgefaßt, umsomehr als Herr von Lesseps nun als Unterhändler zwischen der französischen Republik und den römischen Revolutionären am Schauplatze erschien. Die alten Generäle und die königlichen Prinzen, das gesamte Hauptquartier, wie Usedom sagt, hatten den König unausgesetzt zum Rückzug gedrängt und die Besorgnis erregt, die Franzosen könnten mit den Römern gemeinsame Sache gegen die Neapolitaner machen oder es könnten in Neapel selbst wieder Unruhen entstehen. Bei der Unzulänglichkeit der obersten Leitung war ein Rückzug vielleicht das Klügste, um unnütze Verluste zu vermeiden. So hatte

man durch das Treffen von Velletri, das man als eine den Garibaldianern erteilte Lektion hinstellte, wenigstens den durch die Erfolge in Sizilien und Neapel gewonnenen Respekt vor den königlichen Truppen aufrechterhalten. Die Sache des Papstes hatte durch diesen Rückzug wieder eine Einbuße erlitten.

Die neue Phase, welche durch Beendigung des piemontesischen Krieges und der sizilischen Insurrektion zu Gunsten des österreichischen Einflusses in der römischen Frage eingetreten zu sein schien, war durch die erfolgte Intervention Frankreichs zu dessen Vorteil umgestaltet worden, bevor noch die Folgen jener Ereignisse sich entwickeln konnten. Außerdem stellten die Schwierigkeiten, die der endliche Abschluß des Friedens mit Piemont fand, und die Notwendigkeit, das österreichische Heer in Italien zu Gunsten des in Ungarn stehenden zu schwächen, einer österreichischen Aktion in Mittelitalien noch immer Hindernisse entgegen. Frankreich war darum entschieden in den Vordergrund getreten. Seine Intervention litt jedoch an dem innern Widerspruch, daß eine neu entstandene Republik, die an dem Prinzip der Nichtintervention festhalten wollte, den Papst-Monarchen wiedereinsetzen sollte. Die militärische Aktion war darum durch die Rücksichtnahme auf die politischen Verhältnisse gelähmt und trotz aller Verstärkungen verblieb Oudinot bei der erwähnten Untätigkeit.

Nach dem Abzuge der Neapolitaner, bei dem Ausbleiben der Spanier, den innern Krisen Österreichs und vor allem bei dem zweifelhaften Ausfalle der Wahlen in Frankreich erschien die Wiederherstellung der päpstlichen Herrschaft Ende Mai 1849 zweifelhafter denn je. Die entstandene Quadrupel-Allianz schien zu vollständiger Ohnmacht herabgesunken zu sein und die Angelegenheit neuerdings zu ihrem natürlichen Ausgangspunkt zurückzukehren, zu einer europäischen Konferenz, in deren Hände der Papst selbst die Sache legen müßte. Dabei konnte die schwierige Frage nicht umgangen werden, ob der Papst als absoluter oder als konstitutioneller Herrscher wieder eingesetzt werden sollte oder wie weit die bisherigen Formen der Verwaltung durch Geistliche beizubehalten wären. In der Allokution vom 20. April hatte Pius IX. es klar ausgesprochen, daß er von Europa die Wiedereinsetzung nicht bloß in das unbedingt absolute, sondern auch so ziemlich in das unbedingt geistliche Regime erwarte. Hatte die bisherige Erfahrung zur Genüge gezeigt, daß die konstitutionellen Freiheiten mehr zum Umsturz als zur Befestigung der Regierung gedient hatten, so schien es wieder klar zu sein, daß die päpstliche Regierung ohne solche Formen sich nicht würde halten können. Die Mächte, die den Papst zurückführen würden, traten damit erst die weitere Aufgabe an, ihn in seiner Herrschaft auch zu behaupten. Bei den weitgehenden Verpflichtungen, zu welchen dies führen konnte, und in Erwägung, daß es sich um innere Angelegenheiten des Kirchenstaates handle, die besser der Sorge reinkatholischer Staaten überlassen bliebe, ging der Rat, den Herr von Usedom der preußischen Regierung mit Nachdruck erteilte, dahin, sich auf die Betonung von drei Forderungen — die weltliche Herrschaft des Papstes sei eine europäische Notwendigkeit, in der Ausübung seiner kirchlichen Funktionen dürfen dem Papste keine Beschränkung auferlegt werden und dem Kirchenstaat müsse

eine ewige Neutralität zugesichert werden — zu beschränken und im übrigen die Hand von dieser heiklen Frage zu lassen.

Die Diplomaten-Konferenz in Gaëta bestand noch immer weiter. Am 29. Mai schreibt von Usedom: „In der Konferenz, die, seit jedermann für sich handelt, sehr unbedeutend geworden ist, begnügt man sich, die französischen Bevollmächtigten durch Nachweisung der logischen Inkonsequenzen in den französischen Reden und Handlungen au pied du mur zu setzen, welche dann ihrerseits auch nicht verfehlen, die Schwächen und Inkonsequenzen der andern Parteien ins Licht zu stellen. Welch' merkwürdige Wendungen diese Rekriminationen bisweilen nehmen, mögen Eure Exzellenz nach einer Äußerung des Grafen Ludolf beurteilen, wonach er den eiligen Rückzug des Königs von Neapel vor Garibaldis Scharen motivierte: la route du Roi était tracée, il ne pouvait pas se battre contre des brigands."

Die Ankunft der Spanier brachte wieder etwas Leben in die Sache. Am 27. Mai erschienen zwei spanische Fregatten vor Gaëta und setzten ein Korps von 3500 Mann, darunter Kavallerie, Mineure und zwei Feldbatterien, ans Land. Am folgenden Tage wurden die Truppen von General Cordova dem Papste und dem König von Neapel vorgeführt. Auf den preußischen Gesandten machten sie „durch ihre militärische Haltung, die Straffheit der Disziplin unter dem Gewehr, das energische Kommando und was sonst einer Truppe Physiognomie gibt, einen erfreulichen Eindruck." „Im Ganzen kann ich sagen," schreibt er weiter, „daß es mir nach den Erfahrungen im französischen und neapolitanischen Lager eine wahre Erquickung war, Truppen zu sehen, welche sich für die gute Sache Pius IX. wirklich schlagen *sollten* und schlagen *wollten*, so ungenügend freilich ihre Zahl auch ist." 500 Mann wurden noch erwartet.

Das Erscheinen der spanischen Truppen am Schauplatze erweckte bei den Neapolitanern den Gedanken, wieder etwas zu Gunsten des Papstes zu unternehmen. Es schien, als ob ein gemeinsames Vorgehen zustande käme. Rom und die Campagna sollten den französischen Truppen überlassen bleiben, die Spanier uud Neapolitaner hingegen im Vereine mit den nun heranrückenden Österreichern den ganzen übrigen Kirchenstaat unter die Herrschaft des Papstes zurückführen. Allein über Besprechungen kam man nicht hinaus. Der Vortrab der österreichischen Truppen unter General Wimpffen kam am 24. Mai vor Ancona an und die Spanier schlugen am 3. Juni ohne die Neapolitaner den Weg gegen Rom über Terracina ein.

In Rom unterhandelte inzwischen Ferdinand von Lesseps, der später durch den Bau des Suez-Kanals berühmt wurde, im Namen der französischen Regierung mit der sogenannten römischen Republik.

„Herr Lesseps, der gegenwärtig sich in Spezialmission zu Rom befindet, um mit den Römern zu unterhandeln," schreibt der preußische Gesandte am 24. Mai an den Grafen von Brandenburg, „hat ihnen Bedingungen proponiert, welche einer Ausschließung des Papstes von der weltlichen Herrschaft ziemlich gleich stehen. Die Bevölkerung des römischen Staates soll sich frei über die künftige Regierungsform entscheiden, d. h. faktisch: unter dem freien Einfluß der Klubs und fremden Revolutionäre noch einmal die Absetzung des Papsttums votieren. Es sollen ebenmäßig die bisherigen

schärler-Bataillons, das entwaffnet worden war, fraternisierten mit den französischen und desertierten ungehindert nach Rom. Mgr. Valentini, der im Auftrage des Papstes die Regierung in Civitavecchia übernehmen sollte, wurde vom General zurückgeschickt mit dem Bedeuten, darum handle es sich nicht; Frankreich sei gekommen, um Rom zu nehmen und dem Papst unter solchen Bedingungen zurückzugeben, als es selbst für angemessen halten werde.

Im Hauptquartier von Palo fand Herr von Usedom noch einige Tage später auf einem Freiheitsbaum die nun auch in Frankreich verpönte rote Jakobinermütze. Die „gesta Dei per Francos", als welche diese Expedition zur Wiederherstellung der päpstlichen Herrschaft von den guten französischen Katholiken aufgefaßt wurde und noch gefeiert wird, hatten darum einen viel nüchterneren Charakter.

Dieselben Widersprüche herrschten in den Proklamationen, welche die Franzosen an das römische Volk erließen. Einmal erklärten sie, „die nicht anerkannte römische Regierung nicht verteidigen zu wollen", und sprachen sie von der „générosite de Pie IX" und der „anarchie de ces derniers temps", und das nächste Mal verrieten sie die Absicht, „die existierenden römischen Behörden zu belassen" und „die französischen Truppen mit den römischen zur Herstellung von Ordnung und Freiheit zu vereinigen". Auf die ernsten Vorstellungen des französischen Botschafters ließ Oudinot später in einer Proklamation wieder den „généreux Pie IX" auftreten und nannte die Regierung der „nicht anerkannten römischen Republik" ein „fantôme de gouvernement", welches die Versöhnungsversuche des Generals mit Bravaden beantworte.

Durch den Versuch von Unterhandlungen mit der römischen Republik, an deren Spitze Mazzini stand, hatten sich die Franzosen nicht weniger kompromittiert. Die römischen Volksvertreter betrauten ihr Triumvirat mit der „Aufgabe, die Republik zu retten und die Gewalt mit Gewalt zurückzuweisen". Nun, nach den erfolglosen „Versöhnungsversuchen", die Garibaldi Zeit gelassen, mit 1500 seiner Leute in Rom einzuziehen und den Kern für einen ernsten Widerstand zu bilden, brach das Korps von der Küste auf und rückte am 30. April von Castel Guido und Mala Grotta gegen Rom vor, um an diesem Tage den viel besprochen Unfall zu erleiden, der sich den falschen diplomatischen Manövern würdig an die Seite stellte.

Noch immer in der falschen Erwartung befangen, die Römer würden die Franzosen als Befreier begrüßen, und über die in der Stadt vorhandenen Streitkräfte ungenügend unterrichtet, wurde Oudinot mit dem größten Teil seines Korps zurückgeschlagen. Eine Abteilung von 250 Franzosen ließ sich durch römische Soldaten, die weiße Tücher schwenkten, zum Betreten der Stadt verleiten und wurde, nachdem ihr Führer getötet worden, gefangen genommen.

Über diesen Vorfall, der in Gaëta wie in Frankreich Bestürzung hervorrief und hier die Regierung dem Vorwurfe der Radikalen preisgab, französische Soldaten kämpften für die Sache der Knechtschaft und hätten sich dabei noch eine schmähliche Niederlage geholt, konnte sich Herr von Usedom einige Tage später im französischen Lager in Palo, bis wohin Oudinot zurückgewichen war, ein sicheres Urteil bilden:

krönt, daß er mit dem Triumvirat Mazzini, Saffi und Armellini am 31. Mai einen Traktat abgeschlossen hat, den ich in Abschrift beilege.*) Die Artikel dieses Vertrags sagen entweder nichts oder sie enthalten einen Freundschaftstraktat mit dem römischen Volk und eine Allianz gegen die übrigen intervenierenden Mächte; es wird ein Einverständnis mit der revolutionären Regierung hergestellt und auf die Okkupation Roms, den Zweck der ganzen Expedition, verzichtet. Es wird nämlich durch Art. 5 eine solche Zeitfrist für die etwaige Wiederaufnahme der Feindseligkeiten gestellt, daß die Franzosen in der heißen Fieberzeit vor Rom nicht bleiben können. Die Erlaubnis, welche Art. 2 den Franzosen erteilt, gesunde Kantonements außerhalb Rom zu beziehen, scheint für eine Armee von 25 000 Mann, die Herr des Landes ist, keine sehr große Konzession."

„Der General Oudinot, welcher mit dem Herrn Lesseps ganz entgegengesetzte Verabredungen für die eventuellen Stipulationen getroffen hatte, hat sich mit letzterem nunmehr völlig überworfen und ihm erklärt, daß, sofern er sich noch einmal bei dem General sehen ließe, die Bedienten Befehl hätten, ihn zur Türe hinauszuwerfen. Der General erklärt, er werde sich an die gedachte Konvention, die er für nichtig halte, durchaus nicht kehren und Rom alsbald, falls es sich nicht unterwerfe, mit den Waffen angreifen."

„Eben, als die Lesseps'sche Konvention abgeschlossen war, erhielt Lesseps eine telegraphische Depesche seines Gouvernements, worin seine frühern Schritte und Propositionen gänzlich mißbilligt werden. Der französische Minister sagt darin ausdrücklich, es sei die Absicht der Expedition, die Herrschaft des Papstes wiederherzustellen. Hierauf ist Herr Lesseps sofort nach Frankreich abgereist. Das ganze Benehmen dieses Mannes ist so seltsam, daß es vom Standpunkt des gewöhnlichen Verstandes schwer erklärlich scheint. Ich bin fest überzeugt, daß Herr Lesseps zu den Halbtollen gehört, welche in politisch aufgeregten Zeiten wie die jetzigen nicht selten sind und die vielen Schaden anrichten, ehe sie erkannt und unschädlich gemacht werden."

„Man erwartet den Angriff der Franzosen auf Rom in den nächsten Tagen; der Monte Mario ist schon besetzt."

Ist dieses Urteil des preußischen Gesandten über den Erbauer des Suezkanals und Nicht-Erbauer des Panamakanals vielleicht etwas zu scharf, so konnte die Verurteilung seines Verhaltens durch die neugewählte Nationalversammlung und den französischen Staatsrat kaum vollständiger sein: Lesseps habe durch tatsächliche Anerkennung der römischen Behörden und durch seinen

*) Der Vertrag lautet: Art. 1. Frankreich sichert der Bevölkerung des römischen Staates seine Unterstützung zu. Diese betrachtet die französische Armee als eine befreundete, die zur Verteidigung ihres Gebietes bestimmt ist. — Art. 2. Im Einvernehmen mit der römischen Regierung und ohne irgend eine Einmischung in die Verwaltung des Landes wird die französische Armee Lager außerhalb der Stadt beziehen, die sowohl für die Verteidigung des Landes als für die Gesundheit der Truppen zuträglich sind. Der Verkehr bleibt frei. — Art. 3. Die französische Republik garantiert das von ihren Truppen besetzte Gebiet gegen jeden feindlichen Einfall. — Art. 4. Dieser Vertrag bleibt der Ratifikation von Seite der französischen Republik unterworfen. — Art. 5 Auf keinen Fall darf die Ausführung des gegenwärtigen Vertrages früher als 14 Tage nach der offiziellen Mitteilung der Nicht-Ratifikation rückgängig gemacht werden.

schärler-Bataillons, das entwaffnet worden war, fraternisierten mit den französischen und desertierten ungehindert nach Rom. Msgr. Valentini, der im Auftrage des Papstes die Regierung in Civitavecchia übernehmen sollte, wurde vom General zurückgeschickt mit dem Bedeuten, darum handle es sich nicht; Frankreich sei gekommen, um Rom zu nehmen und dem Papst unter solchen Bedingungen zurückzugeben, als es selbst für angemessen halten werde.

Im Hauptquartier von Palo fand Herr von Usedom noch einige Tage später auf einem Freiheitsbaum die nun auch in Frankreich verpönte rote Jakobinermütze. Die „gesta Dei per Francos", als welche diese Expedition zur Wiederherstellung der päpstlichen Herrschaft von den guten französischen Katholiken aufgefaßt wurde und noch gefeiert wird, hatten darum einen viel nüchterneren Charakter.

Dieselben Widersprüche herrschten in den Proklamationen, welche die Franzosen an das römische Volk erließen. Einmal erklärten sie, „die nicht anerkannte römische Regierung nicht verteidigen zu wollen", und sprachen sie von der „générosite de Pie IX" und der „anarchie de ces derniers temps", und das nächste Mal verrieten sie die Absicht, „die existierenden römischen Behörden zu belassen" und „die französischen Truppen mit den römischen zur Herstellung von Ordnung und Freiheit zu vereinigen". Auf die ernsten Vorstellungen des französischen Botschafters ließ Oudinot später in einer Proklamation wieder den „généreux Pie IX" auftreten und nannte die Regierung der „nicht anerkannten römischen Republik" ein „fantôme de gouvernement", welches die Versöhnungsversuche des Generals mit Bravaden beantworte.

Durch den Versuch von Unterhandlungen mit der römischen Republik, an deren Spitze Mazzini stand, hatten sich die Franzosen nicht weniger kompromittiert. Die römischen Volksvertreter betrauten ihr Triumvirat mit der „Aufgabe, die Republik zu retten und die Gewalt mit Gewalt zurückzuweisen". Nun, nach den erfolglosen „Versöhnungsversuchen", die Garibaldi Zeit gelassen, mit 1500 seiner Leute in Rom einzuziehen und den Kern für einen ernsten Widerstand zu bilden, brach das Korps von der Küste auf und rückte am 30. April von Castel Guido und Mala Grotta gegen Rom vor, um an diesem Tage den viel besprochen Unfall zu erleiden, der sich den falschen diplomatischen Manövern würdig an die Seite stellte.

Noch immer in der falschen Erwartung befangen, die Römer würden die Franzosen als Befreier begrüßen, und über die in der Stadt vorhandenen Streitkräfte ungenügend unterrichtet, wurde Oudinot mit dem größten Teil seines Korps zurückgeschlagen. Eine Abteilung von 250 Franzosen ließ sich durch römische Soldaten, die weiße Tücher schwenkten, zum Betreten der Stadt verleiten und wurde, nachdem ihr Führer getötet worden, gefangen genommen.

Über diesen Vorfall, der in Gaëta wie in Frankreich Bestürzung hervorrief und hier die Regierung dem Vorwurfe der Radikalen preisgab, französische Soldaten kämpften für die Sache der Knechtschaft und hätten sich dabei noch eine schmähliche Niederlage geholt, konnte sich Herr von Usedom einige Tage später im französischen Lager in Palo, bis wohin Oudinot zurückgewichen war, ein sicheres Urteil bilden:

„Was das Gefecht vom 30. April betrifft, so habe ich die früher ausgesprochene Ansicht von dem unverzeihlichen Leichtsinn, mit welchem französischerseits hiebei verfahren worden, leider mehr als bestätigt gefunden. Wenn Ew. Excellenz" — der Gesandte schreibt an den Grafen Arnim — „in französischen Blättern den offiziellen Bericht des Generals über diese Affaire finden werden, den er uns aus dem Journal des Hauptquartiers verlesen ließ, so bitte ich, demselben nur denjenigen Glauben beizumessen, den ein solches für die Öffentlichkeit zurechtgemachtes Aktenstück verdient. Es ist unverzeihlich, wenn jenes Gefecht darin eine der rühmlichsten Waffentaten genannt wird, welche die Franzosen seit den letzten Kriegen bestanden haben. Es ist ferner nicht zu rechtfertigen, wenn die Unternehmung vom 30. April als eine „forte reconnaissance" dargestellt wird. Niemand hat ein Recht, es eine Rekognoszierung zu nennen, wenn der General en chef an der Spitze von zwei Drittel seiner gesamten Macht gegen die feindliche Stadt vorgeht und während eines mehr als fünfstündigen Gefechts mit Gewalt in die Thore derselben einzudringen sucht. In diesem Fall befand sich aber an jenem Tage der General Oudinot. Er war mit ungefähr 6000 Mann von Castel di Guido aufgebrochen und erschien auf der Straße von Civitavecchia vor der Porta Cavalleggieri. Dieses Tor liegt in einem tief einspringenden Winkel, der dort ansehnliche Fortifikationen hat, bietet also bekanntermaßen den ungünstigsten Angriffspunkt dar. An jener ganzen Erzählung von dem offenstehenden Thore, wo zwei Kompagnien arglos eingezogen und einem guet-apens zum Opfer fielen, ist kein Wort wahr . . . Die Täuschung fand allein auf Seiten der Franzosen als Selbstbetrug statt. Man hatte gehofft, ohne weiteres, tambour batant, in die Stadt ziehen zu können und eine freundliche Aufnahme zu finden. Allein diese Hoffnung war unverzeihlich leichtsinnig, nachdem das römische Gouvernement durch alle möglichen Anstalten und Proklamationen seinen Entschluß zu verteidigen kundgegeben, nachdem man erst an demselben Morgen ein kleines Tirailleurgefecht mit den feindlichen Vorposten in der Campagna gehabt . . . . Von der Porta Cavalleggieri durch ein heftiges Kartätschen- und Musketenfeuer von den Bastionen der Stadtmauern herab zurückgewiesen, hatten die Franzosen sich links um die Befestigungen des vatikanischen Berges zerteilt, um in andere Tore einzudringen. Man sprach mir viel von der Porta Pertusa, einer porte condamnée, ein wohl schon über ein Jahrhundert vermauertes Thor, hinter welchem gar keine Straße in die Stadt führt und dessen Existenz den wenigsten Einwohnern Roms bekannt ist. Hier gleichfalls abgewiesen führte der General Vaillant seine Brigade noch weiter links unter der Stadtmauer oder durch das Val d'inferno herum nach der Porta Angelica, unablässig verfolgt von dem Feuer der Römer, welches in völliger Sicherheit von den Mauern auf die umherirrenden Franzosen unterhalten wurde. Bei der Porta Angelica fanden sich fast dieselben Schwierigkeiten wie bei Cavalleggieri. Zwei Geschütze, von denen alle Pferde erschossen waren, blieben auf dem Wege stehen und wurden später in der Dunkelheit in Ermanglung von Pferden von französischen Infanteristen weggezogen, wobei die Offiziere die Aufopferung und Kaltblütigkeit der Leute nicht genug rühmen konnten. Überhaupt gaben sie den Truppen das Zeugnis der Bravour in diesem Gefecht, wenn man ein plan-

Stipulation zu kehren, den Römern eine vierundzwanzigstündige Frist zur Annahme eines Ultimatums gewährt und dann sogleich mit der Belagerung begonnen.

„Sofort nach der am 1. Juni erfolgten Abreise des Herrn Lesseps", schreibt v. Usedom am 9. Juni, „hatte der General Oudinot, autorisiert durch einen Befehl seiner Regierung, die militärischen Operationen gegen die Stadt Rom wieder aufgenommen. Das Belagerungsgeschütz von etwa 12 bis 15 schweren Stücken (18 und 24 Pfund), welches Herr Lesseps niemals herbeizuschaffen erlaubt, war von Civitavecchia angekommen und die römischen Truppen waren nach einer Reihe von Gefechten in den Villen und Vignen vor Ponte Pancrazio in die Stadt geworfen worden. Man hatte sich vom 4. Juni ab mehrere Tage lang mit Hartnäckigkeit geschlagen, wobei die schönen Landhäuser außerhalb der Tore, wie Villa Doria Pamphilj, besonders aber Villa Corsini und Villa Valentini fast ganz zerstört worden sind: Villa Corsini wurde 6 bis 7 Mal genommen. Die Franzosen geben ihren Verlust auf 100 bis 150 Tote und Verwundete an, den der Römer, einige hundert Gefangene miteingerechnet, auf etwa 7 bis 800. Die Gefangenen sind lauter Fremde, namentlich Lombarden, kein einziger geborener Römer befindet sich unter ihnen, dagegen viele von dem Bataillon, welches die Franzosen in Civitavecchia entwaffnet und dann hernach freigegeben haben."

„Zu gleicher Zeit war die starke Schiffsbrücke unterhalb St. Paul befestigt und Kirche und Kloster besetzt worden, so daß man der Straße nach Ostia und des untern Tibertales Meister ist. Die Brücke oberhalb der Stadt, Ponte Mello, war stark miniert, ist aber ungesprengt in die Hände der Franzosen gefallen. Die Römer hatten, um die Mine bei Annäherung der Franzosen anzuzünden, nur einen gemeinen Soldaten dort aufgestellt, welcher von einem Büchsenschützen auf eine sehr große Distanz getötet wurde."

„Auf diese Weise hätte man es jetzt in der Hand, die Stadt auf ihren schwächsten Punkten . . . anzugreifen, allein man wird es vorziehen, gerade gegen den stärksten und neuesten Teil der Fortifikationen, den Janiculus, auf dem rechten Tiberufer, vor denen man jetzt gelagert ist, mittelst Approchen und Breschebatterien vorzugehen . . ."

Den weitern Berichten des Herrn von Usedom über die Belagerung Roms wollen wir im einzelnen nicht mehr folgen. Sie sind nicht die eines Augenzeugen und, wie der Gesandte, der nur nach den nach Gaëta gelangten Mitteilungen berichten konnte, selbst bedauert, nicht vollständig genug.

Die Franzosen führten nun vor Rom den Ingenieurkrieg, in dem sie von jeher so ausgezeichnet waren. Der Genie-General Vaillant, der mit der Ermächtigung gekommen war, wenn nötig, das Oberkommando zu übernehmen, hatte die tatsächliche Leitung der Operationen in der Hand. Wenn er die langwierigere Arbeit in Angriff nahm, gerade den festesten Teil der Stadt zu überwältigen, so geschah es nicht nur, weil er von der Höhe des Janiculus dann die ganze bewohnte Stadt beherrschte, sondern auch, um der ewigen Stadt und ihren Bewohnern, wie den Denkmälern, „in denen die Geschichte lebt", die Verluste eines unerbittlichen Barrikadenkampfes zu ersparen. Rom wurde nicht bombardiert und die Kanonen richteten sich mehr gegen die Bastionen als gegen ihre Verteidiger. Die französische Armee entsprach damit

den dringenden Bitten Pius IX., die Stadt nach Möglichkeit zu schonen, und begegnete zugleich den Befürchtungen, die eine Einnahme der ewigen Stadt in der zivilisierten Menschheit wachrufen mußte.

Am Abend des 29. Juni, des Festes der Apostel Petrus und Paulus, wurde die Bresche vollendet und nach einem erbitterten Kampfe auch die zweite Umfassung des Janiculus von den Franzosen genommen. Die feindlichen Batterien von St. Alexis und Montorio waren zum Schweigen gebracht und nunmehr jeder Widerstand nutzlos. Garibaldi weigerte sich den Kampf fortzusetzen und führte seine Freischaren aus der Stadt, angeblich um Venedig zu Hilfe zu kommen, während sich tatsächlich seine Leute auf dem Wege zerstreuten. Mazzini bemühte sich umsonst, noch einmal den Widerstand bis zum äußersten durchzusetzen. Der Diktator der sogenannten Republik mußte demissionieren. Die Munizipalität überbrachte die Schlüssel der Stadt, und am 3. Juli hielt General Oudinot seinen Einzug.

Mit der Einnahme Roms war jedoch die Aufgabe der Intervention noch nicht gelöst. Die so schwierige Frage, welche Regierungsformen der Kirchenstaat nun annehmen solle, war nun ganz aktuell geworden. Von konstitutionellen Experimenten wollte Pius und seine Umgebung nichts mehr wissen. Der Turiner Hof hatte den frühern Minister Grafen Balbo, einen kirchlich gesinnten Mann, nach Gaëta geschickt, um dem Papste mitzuteilen, daß Sardinien auf der eingeschlagenen konstitutionellen Bahn beharre, und um ihn zu bewegen, ein Gleiches zu tun. Die Mission scheiterte vollkommen. Herr von Usedom äußert wiederholt sein Bedauern über die zunehmende Reaktionsgesinnung in Gaëta. Eine Deputation der Stadt Bologna, die dem Papste deren Ergebenheit beteuerte und um Aufrechthaltung der oktroyierten Verfassung bat, erhielt in diesem Punkte einen unzweideutig abschlägigen Bescheid. In der französischen Kammer betonte Odillon Barrot von neuem die Aufrechterhaltung freier Institutionen im Kirchenstaat als eine Verpflichtung, die Frankreich übernommen habe. Österreich und Neapel hingegen suchten aus allen Kräften die Herstellung der sogenannten Freiheiten im Kirchenstaate zu verhindern, wie sie es in ihrem eigenen Lande taten.

Diese Frage, die somit nichts von ihrer Schwierigkeit verloren hatte, kam auch zur Sprache, als Herr von Usedom, neuerdings nach Berlin abberufen, am 13. Juli bei Pius IX. in Gaëta seine Abschiedsaudienz nahm.

„Der Papst", so berichtet der Gesandte, „erklärte, daß er aus Motiven des Gewissens wie der Politik die konstitutionelle Verfassung im Kirchenstaate nicht wiederherstellen könne. Das konstitutionelle System habe noch allenthalben die Revolution zur Folge gehabt, habe sich nirgends auf die Länge halten können. Es sei wohl von ihm vorauszusetzen, daß er keine Maßregeln der Rache oder nutzlosen Strenge wünsche oder veranlassen werde; er wolle auch den Laien Anteil an der Verwaltung, überhaupt der beratenden Stimme der Bevölkerung eine gewisse Form geben. Allein das Repräsentativsystem müsse ausgeschlossen bleiben." „Ich bin", bemerkt dazu v. Usedom, „inzwischen sehr zweifelhaft, ob es dem Papst gelingen wird, auf die Länge irgend etwas anderes als die Repräsentativverfassung hier zu halten. Niemand kann die große Inkongruenz dieser Verfassung mit dem Papsttum, wie es bisher war, mehr anerkennen als ich. Allein die Inkongruenz, in welcher das frühere

absolute Priester- und Prälaten-Regiment zu allen Gefühlen und Analogien Italiens und Europas steht, ist indes noch weit tiefer und unversöhnlicher nach meiner Meinung als jene."

„Auch die Österreicher scheinen hie und da zu fühlen, daß das alte System im Kirchenstaate nicht wiederherzustellen ist. Der General v. Wimpffen wenigstens, der nach Gaëta und Neapel gekommen war, um über diese Verhältnisse Rücksprache zu nehmen, schien hiervon überzeugt. Österreich wird sich doch immer die Frage vorlegen müssen, ob es die Kriegsmacht fortwährend in Mittelitalien halten will, welche unumgänglich notwendig sein würde, um das ancien régime daselbst aufrecht zu erhalten."

„In Rom", so fährt dieser Bericht vom 13. Juli fort, „haben die Franzosen in letzter Zeit begonnen, Ordnung zu schaffen. Die frechen Mordtaten, denen in den ersten Tagen nach dem Einzug nicht nur französische Soldaten, sondern besonders auch solche Personen zum Opfer fielen, die sich zu Gunsten der Franzosen oder von Pio nono aussprachen, haben endlich dem General Oudinot die Notwendigkeit auferlegt, eine Menge fremden Volkes auszuweisen und die Polizei strenger zu handhaben. Hierdurch ist die öffentliche Sicherheit und Ruhe fortan, wie es scheint, verbürgt."

„Was dagegen die politische Handlungsweise der Franzosen betrifft, so ist sie so schwankend wie immer. Ich vermute, daß man auf mehr kategorische Befehle von Paris wartet, um endlich die Wiederherstellung der Autorität des Papstes ins Werk zu setzen. Es fehlt in der Tat jetzt für Frankreich jede Entschuldigung, wenn dies länger unterbleibt . . . . Ich habe indes keinen Zweifel, daß diese Absicht bei den französischen Generalen und Diplomaten wirklich existiert und daß nur die ängstliche Rücksicht auf den sogenannten Ausdruck des Volkswillens sie abhält, hier auf eigene Faust zu handeln. Inzwischen läßt man jetzt in Rom Petitionen für die Restauration Pius' IX. zirkulieren und wird dann, auf diese Autorität gestützt, vielleicht schon in diesen Tagen die päpstliche Fahne aufstecken."

Drei Tage später schreibt Herr v. Usedom aus Rom selbst:

„Die Restauration der weltlichen Herrschaft Pius' IX. hat hier gestern abends unter angemessenen Feierlichkeiten stattgefunden. Um 4 Uhr nachmittags ward auf dem Castell St. Angelo die päpstliche Fahne aufgesteckt und mit 101 Kanonenschüssen salutiert, sodann in St. Peter ein Tedeum gesungen und zum Schluß eine Revue aller französischen und römischen Truppen (etwa 3 Bataillone) vom General Oudinot abgehalten. Die hier anwesenden Mitglieder des diplomatischen Korps und die Konsuln wohnten dem Tedeum in Gala bei; von den Gesandten war niemand als ich zugegen, da meine Kollegen sämtlich entweder in Gaëta oder Neapel sich befinden. St. Peter war ausschließlich von französischen Truppen angefüllt, auch auf dem Platze wenig Volk zu sehen. Die Feier hatte keinen sonderlich imposanten Charakter; manche fungierende Geistliche hatten noch nicht einmal ihre Kinn- und Schnurrbärte abgeschnitten. Bevor der General Oudinot die Kirche verließ, richtete Kardinal Tosti eine Anrede an ihn, welche er in sehr angemessenen Worten erwiderte . . . Abends war die Stadt fast ohne Ausnahme erleuchtet. Ich kann nach allen mir zugehenden Äußerungen nur versichern, daß dieser

entschiedene Schritt bei allen bessern Klassen der Bevölkerung durchaus Beifall gefunden hat, wiewohl niemand die Herstellung der Priesterherrschaft wünscht . . ."

„Die Reorganisation der hiesigen Verhältnisse unter französischem Einfluß schreitet unter großen Schwierigkeiten vorwärts", schreibt der preußische Gesandte am 26. Juli, indem er in Wiederholung eines früher öfters ausgesprochenen Gedankens hinzufügt: „Die Autorität des Papstes wiederherzustellen, war nicht so schwer, ja man kann sagen, daß es vielmehr unmöglich war, sie nicht wiederherzustellen: insoweit wäre die Aufgabe der französischen Intervention gelöst. Allein die Regierung des Papstes in eine haltbare Gestalt zu formen, ihr einen Gang zu verleihen, der für die Zukunft fremder Hilfe entbehren kann, dieser schwerere Teil der Aufgabe ist noch im Rückstande."

„Es handelt sich zunächst um die Verfassung des Kirchenstaates, um deren Säkularisierung und Konstituierung. In letzterer Beziehung will Pio nono nach dem fehlgeschlagenen Experiment des Jahres 1848 sich auf einen neuen Versuch nicht mehr einlassen. Inzwischen haben die Bemühungen der Franzosen dennoch das Versprechen gewisser Institutionen erlangt. Am 21. d. M. ward die (beiliegende) Proklamation des Papstes an seine Untertanen vom 17. d. hierselbst veröffentlicht, worin Ew. Exzellenz folgenden Passus bemerken wollen:

„ . . . Wir werden mit lebhaftem Verlangen zu Euch zurückkehren, Euch Trost zu bringen, und mit dem Willen, Uns mit allen Kräften Euerem Wohl zu widmen, und, indem Wir die sichersten Heilmittel gegen die ernstesten Übel anwenden, wollen Wir die guten Untertanen zu trösten suchen, welche in Erwartung jener Institutionen, die ihre Bedürfnisse befriedigen, nicht minder als Wir selbst die Freiheit und die Unabhängigkeit des obersten Kirchenhauptes verbürgt zu sehen wünschen, die zur Ruhe der katholischen Welt so notwendig ist."

Herr v. Usedom bemerkt dazu, es sei hiemit den Römern das „Recht der Erwartung" verliehen, wie man vom Art. 13 der deutschen Bundesakte zu sagen pflegte, und zwar nur auf Institutionen, nicht Konstitutionen. Die Wirkung der Proklamation sei auch völlig nichtig, da es an Leuten mit dem Glauben fehle, das wiederherzustellende geistliche Regiment, das sich gutwillig nie dazu verstehen würde, könnte zu konstitutionellen oder populären Einrichtungen führen. Auch fehle es an geeigneten Männern in der Laienwelt, zumal als die gemäßigt liberale Partei ohne konstitutionelle Garantien ihre Dienste versage. Die päpstliche Regierungskommission bestand aus 3 Kardinälen, der noch 3 Monsignori und 3 römische Fürsten hinzugefügt wurden.

„Die Maßregeln, welche die Franzosen inzwischen treffen," fährt von Usedom fort, „nachdem sie verkündigt, die Freiheiten Italiens beschützen zu wollen, scheinen in der Tat berechnet zu sein, den Römern eine bittere Enttäuschung zu bereiten." Zu solchen Maßregeln rechnet der Gesandte die verfügte Wiederherstellung des Vikariatsgerichtes, „dieser geistlichen Behörde über so viele nichtgeistliche Sachen, welche in anderen europäischen Staaten längst der Justiz oder der niedern Polizei verfallen sind", ferner die Wiederherstellung

der Inquisition, weniger weil sie der Spezialgerichtshof für die Vergehen der Geistlichen sei, wogegen „sich nicht viel sagen ließe", als wegen ihrer „mit dem gesamten Geist des Jahrhunderts, wie er nun einmal ist, unvereinbaren Attribution", nicht bloß die gewöhnliche Zensur über Zeitungen und neu erscheinende Bücher auszuüben, sondern sogar von auswärts eingehende einer Sperre und Untersuchung zu unterwerfen. „Ich brauche nicht erst zu sagen, was das in der Hand von Prälaten sagen will, ebenso wenig, wie unmöglich die Sache in der europäischen und italienischen Gegenwart gewesen ist." Dies werde als unwiderleglicher Beweis der „vollständigen gregorianischen Reaktion" betrachtet. Auch Herr von Usedom, der hier Zugeständnissen das Wort redete, hätte nicht einräumen können, daß irgend ein Papst den sogenannten freiern Regungen des Menschengeistes in dieser Hinsicht gefällig sein konnte oder durfte.

„Es ist dieselbe moralische Schwäche," heißt es in dem Berichte weiter, „welche die französische Intervention früher der revolutionären römischen Republik gegenüber entfaltete und welche sie jetzt im entgegengesetzten Sinne in Bezug auf das Andringen der retrograden Priesterpartei entwickelt. Ja, was noch merkwürdiger ist, sie äußert sich noch in diesem Augenblicke gleichzeitig in beiden Richtungen. Denn während die obgedachten retrograden Maßregeln selbst die Moderiertesten hier in Schrecken setzen, läßt man nicht alle Chefs der Revolution, einen nach dem andern, entwischen, sondern es gehen selbst viele hier noch unangefochten umher, welche sich in der Revolutionsperiode der blutigsten Greuel und der gemeinsten Verbrechen schuldig gemacht haben. Der Bildhauer Rezzi z. B., derselbe, welcher durch einen leichten Schlag Rossis Aufmerksamkeit auf sich lenkte, während sein Mörder ihn auf der andern Seite niederstieß, derselbe, welcher nach dem Einzuge der Franzosen einen waffenlosen französischen Soldaten öffentlich erdolchte, genießt bis jetzt seiner ungestörten Freiheit; Dr. Pantaleoni dagegen, ein Mann gemäßigter konstitutioneller Grundsätze, der einzige, welcher zur Zeit der Revolution seine Stimme und seine Feder gegen die Konstituante und für den Papst erhob, welcher jüngst nur mit Lebensgefahr den Dolchen der Revolutionäre entkam, die Abbate Perfetti an seiner Seite niederstießen, befindet sich in Gefahr ausgewiesen zu werden. Die französischen Militärbehörden wissen im eigentlichen Sinn des Wortes nicht, was sie tun und in welchen Händen sie sich befinden . . . ."

Mit ihrem Gelde hatte die römische Republik ein schlimmes Vermächtnis hinterlassen. Sie hatte 7 Millionen Scudi in Papiergeld ausgegeben, und während alles Edelmetall aus dem Verkehr verschwunden war, sank das Papier auf weniger als zwei Drittel seines Nominalwertes: 100 Scudi in Silber galten in diesen Tagen gleich 155 Scudi Papier. Dabei konnte der Empfänger gesetzlich gezwungen werden, das Papiergeld zum gesetzlichen Zwangskurs anzunehmen.

Die Mitglieder der französischen Botschaft begaben sich wieder nach Gaëta, um den Papst für Konzessionen in Bezug auf die innere Regierung zu bestimmen. Der Botschafter Duc d'Harcourt selbst ging im unmutigen Gefühl über die Schwierigkeiten, auf welche er dabei stieß, auf einige Monate nach Frankreich. Auch Österreich mußte, wenn die Okkupation des Kirchenstaates

nicht ins Unbestimmte sich verlängern sollte, eine Konsolidierung der Verhältnisse herbeiwünschen, war aber kaum geneigt, seinem Nebenbuhler die Verlegenheiten und falschen Schritte zu ersparen, die in dieser Lage unvermeidlich waren.

„Wenn der Papst, wie es scheint, am System der Strenge und des Absolutismus festhält," schreibt von Usedom am 27. Juli, „so werden die Franzosen ihm darin soweit nachgeben, als die Pariser Versammlung es ihnen erlaubt. Denn alles wird hier in alleiniger Rücksicht auf Paris getan. Von einer wirklichen Sorge um die Interessen des Landes oder einem Bekümmern um vernünftige Administration ist bis jetzt nicht die Rede gewesen. Der General Oudinot weist alles dahin Einschlagende von sich, weil er als Militär sich nicht darum zu kümmern habe. Dennoch bleibt es unabwendbar, daß der Haß für verkehrte Regierungsmaßregeln vornehmlich auf die Franzosen fallen muß, weil sie allein der Regierung doch zuletzt die starke Hand leihen und die Durchführung derselben möglich machen. Schwerlich werden also die Franzosen bei ihrem diesmaligen Besuch in Rom so vorteilhafte Erinnerungen in administrativer Hinsicht zurücklassen, als es der Präfekt Graf Tournon als Organ der wahrlich drückenden napoleonisch-französischen Herrschaft getan hat".

Der preußische Gesandte knüpft an diese Betrachtung den Ausdruck der Besorgnis, daß die Unzufriedenheit mit manchem, was nun nach dem Sturze der Revolution in Rom geschah oder in der Zukunft erwartet wurde, der revolutionären Partei die Handhabe bieten dürfte, dem Trugbild der Republik wieder mehr Reize zu verleihen. Man solle daher jetzt, wo die Quellen noch zugänglich seien, die Anklageakte der gestürzten republikanischen Regierung aufsetzen und eine auf Dokumente und Zeugenaussagen gestützte Darstellung dieses furchtbaren Zeitalters schreiben, damit „Europa an diesem Beispiel lerne, wie *diese* Republik, wenn sie zur Herrschaft kommt, regiert und was ein Volk zu erwarten hat, welches ihr die Herrschaft einräumt".

„Denn", so lautet die Anklage des preußischen Diplomaten gegen die Republik Mazzinis, „die Greuel, welche hier verübt worden und jetzt allgemach zu Tage kommen, übersteigen alle Beschreibung. Ich sage nichts von den Beraubungen des öffentlichen Eigentums oder des Kirchengutes; solche Maßregeln mögen die Not zur Entschuldigung haben. Inzwischen ist jetzt durch die Bücher der Münze erwiesen, daß von all der Masse edler Metalle, welche Kirchen wie Privatleuten im Namen der Republik geraubt worden sind, auch nicht ein Scudo wirklich ausgemünzt worden ist. Der Wert ist entweder in die Taschen der Revolutionäre gewandert oder zur Unterstützung auswärtiger Revolutionen verwendet worden. Mazzini sah sehr wohl, daß Roms Schicksal auf dem Pflaster von Paris entschieden werden mußte, und soll gegen eine Million Franken zur Belebung der revolutionären Bergpartei dorthin gesandt haben. *Was aber der römischen Republik ihren distinktiven und furchtbaren Charakter gibt, ist die Herrschaft des Dolches, unter welchem man in ihr lebte.* Man muß zwar anerkennen, daß die Triumvirn gegen gemeine Räuber und Diebe Ordnung hielten, gegen ihre eigene Partei aber waren sie es nicht imstande. Mazzini hatte über seine frühern Mordgesellen von den geheimen Gesellschaften her begreiflicherweise nicht die nötige Autorität; diese wollten, da jener zur Gewalt gelangt, jetzt ihre Lust

auf ihre Weise büßen. Zambianchi, ein berüchtigter und professioneller Mörder, ward an die Spitze dieses Dolchgouvernements gestellt und verwaltete sein Amt seinem Ruf gemäß. Er ließ, nachdem in Ancona von den Seinigen bereits 150 Mordtaten verübt worden waren, eine Anzahl von 60 bis 70 Bravos von daher kommen und bildete aus ihnen ein Korps sogenannter Finanzieri oder Douanesoldaten, deren eigentliches Geschäft jedoch der politische Mord und Handhabung des revolutionären Terrorismus war. Es steht jenseits der Tiber, in Trastevere, ein Kloster und die Kirche S. Calisto, wo nach Vertreibung der Religiosen die Kaserne dieser Finanzieri eingerichtet wurde. Hierhin wurden die willkürlich von ihnen verhafteten Priester und andere sogenannte Revolutionäre geschleppt und bald erhielt das Kloster in der Umgegend den Beinamen il macelletto, das Schlachthäuschen. Es war bekannt, daß so ziemlich keiner der Verhafteten es lebendig verließ, und die Mörder selbst bezeichneten die Ankunft eines neuen Opfers gewöhnlich mit dem Ausdruck: „Abbiamo un porchetto". Die Weise, wie dieselben abgetan wurden, stimmt merkwürdig nahe mit den Pariser September-Morden überein; man kündigte dem Gefangenen seine Befreiung an und entließ ihn in den Klosterhof, wo dann an den Fenstern postierte Mörder ihn niederschossen. Bisweilen wurden sie vorher noch mit Dolchen geritzt oder auf noch schauderhaftere Weise mißbraucht. Ein spanischer Priester, Erzieher des jungen Grafen Fuentes, ward mit seinem Zögling eingefangen und war mehrere Tage verschwunden, bis es dem letzteren gelang, seine Mutter von ihrem Gefängnis zu unterrichten, die ihrerseits das Triumvirat und Sterbini zu Hilfe rief. Selbst Sterbini konnte die Unglücklichen nur mit Mühe retten; er war in dem Augenblicke angekommen, als der Priester aus mehreren Brustwunden blutend eben füsiliert werden sollte."

„In dieser Art sind wohl an 100 Menschen völlig schuldlos umgekommen, deren Körper man jetzt im Kloster ausgräbt. Der bedeutendste ist der ehrwürdige Dominikaner-Prior aus dem Kloster zur Minerva. Ich will nicht behaupten, daß das Triumvirat diese Taten befohlen oder gebilligt habe; sicher ist, daß sie es wissentlich geduldet hat. Sei es, daß es den Revolutionshäuptern recht war, einen Terrorismus ausgeübt zu sehen, dessen Schrecken ihren revolutionären Gewaltmaßregeln Gehorsam erzwingen half, sei es, daß sie ihren früheren Mordgesellen viel durchgehen lassen mußten: sie haben nichts getan, was den Verdacht der Mitwissenschaft um stadtbekannte Greuel von ihnen abwälzen konnte".

„Jetzt, sagt man, soll eine Untersuchung dieser Verbrechen sowie der Ermordung des Grafen Rossi eingeleitet sein, welchen man um der gemeinen guten Sache willen die größtmögliche Publizität zu geben hätte".

* * *

Mit dieser Schilderung, welche das Ihrige tat, um die sogenannte römische Republik in das richtige Licht zu setzen, schließt der letzte Bericht aus dem Jahre 1849. Erst im Juni 1851 kehrte Guido von Usedom, nachdem er durch fast volle zwei Jahre in andern diplomatischen Verwendungen — so war der Friedensschluß zwischen Preußen und Dänemark

vom 2. Juli 1850 sein Werk — von Rom ferngehalten worden war, auf diesen Posten zurück.

Drei Vierteljahre vergingen nach der Einnahme Roms durch die Franzosen, bevor die Zweideutigkeiten der französischen Politik oder vielmehr des Prinz-Präsidenten der Republik es dem Papste erlaubten, sich selbst in den Schutz der französischen Waffen zu begeben und nach Rom zurückzukehren. In dem Schreiben, durch das Louis Napoleon am 13. Juli den kommandierenden General zur Einnahme der Stadt beglückwünschte, sprach er seine Befriedigung aus, daß das Ansehen der französischen Fahne aufrechterhalten worden, aber kein Wort von einer Wiederherstellung der päpstlichen Herrschaft. Erst acht Tage nach dem Einzuge der französischen Truppen wurden die Abzeichen der gestürzten römischen Republik in Rom entfernt, und die oben erwähnten Worte, mit welchen General Oudinot die Ansprache des Kardinals Tosti erwiderte, waren überhaupt die ersten, in denen gesagt wurde, daß die Franzosen gekommen wären, um den Papst wieder einzusetzen.

Am 31. Juli kam die päpstliche Regierungskommission in Rom an. Es war klar, daß das Nebeneinanderbestehen zweier Gewalten, dieser päpstlichen und der französischen Militärmacht, zu großen Schwierigkeiten führen mußte. Die Rückkehr des beim Volke so beliebten Papstes, die mehr Gewicht hatte als die Anwesenheit vieler einmal unbeliebter päpstlicher Organe, hätte die Neuordnung der Dinge anscheinend bedeutend erleichtert. General Oudinot begab sich nach Gaëta, und auf sein Zureden entschloß sich der Papst, sich in die Nähe von Rom, nach Castel Gandolfo, zu begeben. Da vereitelte der Brief, den Napoleon an seinen Adjutanten Oberstlieutenant Ney am 18. August mit der Weisung, ihn nach Rom zu überbringen, schrieb und der sogleich im Pariser „Moniteur" veröffentlicht wurde, die Ausführung dieser Absicht. Napoleon protestierte dagegen, daß „die Rückkehr des Papstes sich im Zeichen der Proskription und Tyrannei vollziehen" und beides „im Schatten der Tricolore" geschehen solle, und verlangte als Grundbedingungen für die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft von Seite des Papstes „die Erlassung einer allgemeinen Amnestie, die Säkularisation der Verwaltung, Annahme des Code Napoléon und einer liberalen Regierung". Die alten revolutionären Bestrebungen Napoleons, der im Jahre 1831 an dem Aufstande Ciro Menottis in der Romagna gegen den Papst teilgenommen, mußten von neuem vor die Seele Pius' IX. treten. Nun wurden an ihn von demselben Manne Forderungen gestellt, die er zum großen Teil mit seinem Gewissen nicht vereinbaren konnte, und er mußte fürchten, daß man ihre Ausführung nach der Rückkehr in seine von den Franzosen besetzte Hauptstadt erzwingen wolle. Pius IX. gab daher die Absicht der sofortigen Rückkehr wieder auf und zog sich nach Portici bei Neapel zurück.

Von hier erließ der Papst das Motu-proprio vom 12. September, das die Grundlinien einer von nun an geltenden Verfassung des Kirchenstaates enthielt. Der von Pius im Jahre 1847 eingeführte weltliche Ministerrat wurde darin beibehalten, ein Staatsrat zur Vorberatung der Gesetze und eine Kammer mit beratender Stimme eingeführt. Diese sollte aus indirekten Wahlen hervorgehen und alle Finanz- und Steuerfragen diskutieren, ohne jedoch das eigentliche Recht der Steuerbewilligung zu besitzen.

Den Städten und Provinzen wurde eine weit gehende Autonomie zugesichert und eine Reform der Justiz und der Gesetzgebung überhaupt sowie eine größere Verwendung der Laien in der Verwaltung in Aussicht gestellt.

Die Wünsche Napoleons waren damit allerdings nur in geringem Maße erfüllt, allein der Papst hatte ihre Gewährung entschieden verweigert und fand dabei in Frankreich selbst einen erwünschten Rückhalt. Das eigene Ministerium des Prinz-Präsidenten vermied sorgsam jedes Einverständnis mit dem Schreiben, das ohne seine Mitwirkung erlassen worden, und der französische Kommandant, General Rostolan, gab lieber seine Entlassung, als daß er die vom Präsidenten ihm aufgetragene Veröffentlichung des Briefes in Rom veranlaßte. Am 13. Oktober lehnte auch die französische Nationalversammlung eine Tagesordnung Viktor Hugos, welche die im Briefe des Präsidenten ausgesprochenen Grundsätze guthieß, mit erdrückender Majorität ab. Daraufhin entschloß sich der Papst von neuem zur Abreise nach Rom, als die Nachricht, der Prinz-Präsident habe das Ministerium, das ihn im Stiche gelassen, seiner Funktionen enthoben, ihn wieder wankend machte. Erst dem Zureden des französischen Botschafters im Vereine mit dem des Kardinals Dupont gelang es einige Monate später, die Bedenken des Papstes zu zerstreuen.

Am 12. April 1850 hielt Pius IX. seinen feierlichen Einzug in die ewige Stadt. Kardinal Antonelli trat wieder an die Spitze der Regierung.

Kirschenblüten.

Von Laurenz Kiesgen.

Ein Abend war's. Die Kirschenblüte fiel;
Und wartend stand ich in dem lichten Regen
Der weißen Blätter, die in lust'gem Spiel
Hinsanken als ein holder Frühlingssegen.

Da kamst du mit dem leichten Mädchenschritt,
Die helle Freudenröte auf den Wangen ....
Die Schwalben riefen fröhlich ihr Kiwitt
Und auf der Straße Wanderburschen sangen.

Heut kommst du nicht. Denn ach, vor manchem Jahr
Gingst du davon auf dunklen Todeswegen.
Doch oft kehrst du zurück und immerdar
Seh ich dich lächelnd steh'n im Blütenregen.

Der Symbolismus und sein bedeutendster Vertreter, Maurice Maeterlinck, als Dichter.

Von **Lorenz Alex. Krapp.**

I.

Wir haben in der Literaturentwicklung der letzten Jahrzehnte seltsame Zeichen und Wunder gesehen. Wie ein einziger, ewig wiederholter Ruf: Le roi est mort, vive le roi! war die Bewegung. Der Naturalismus starb: in Frankreich, wo er am frühesten emporgeschossen war, starb er auch am frühesten. Balzac und Flaubert waren gekommen, sie waren Revolutionäre im Dienste des Verismus; aber sie waren noch nichts gegen Zola und Alphonse Daudet. Das Wirken Daudets war wie ein ewiger Hammerschlag, und was er mit dem Hammer zerschlug, waren Ideale, Ideale, Ideale . . . Ein Ideal Frankreichs nach dem andern wurde vom Sockel gestürzt, zertrümmert, zertreten. In „Fromont jeune et Risler aîné“ hat Daudet mit Recht das französische Ideal vom schönen, heiligen, vergötterten Paris zertrümmert: „Dirne! Dirne!“ endet dieses Buch und man weiß nicht, meint Daudet hier das Weib oder die Stadt, die „reine du monde“, das süße Paris der Verfaultheit und Lüge . . . In „L'Immortel“ ging er noch weiter: er zerschlug das Ideal der Wissenschaft, das Frankreich heilig Jahrhunderte lang gehegt hatte, er griff die französische Akademie an, er ließ ihre Mitglieder, die „Unsterblichen“, Revue passieren wie eine Schar zottiger Esel, räudiger Affen . . . So Unerhörtes, offenes Unrecht, hatte noch niemand in Frankreich gewagt.

Eine Kunstbewegung mit solchen Auswüchsen mußte sterben. Sie war faul im innersten Kern, verelendet, dem Verwesungsprozeß nahe. Sie übergoß alles, was Jahrhunderte ernsten Ringens geschaffen hatten, mit Petroleum und zündete es an. Und neue Ideale brachte sie nicht. Zola predigte sein Evangelium der Fécondité, der neuen Befruchtung des entnervten Frankreich; aber wie er es predigte, mußte es zur Brutalität auswachsen. Er wollte national sein und wurde darüber Chauvinist. „Nach Berlin, nach Berlin!“ d. h. gegen Deutschland — läßt er seine „Nana“ endigen. Welche Lächerlichkeit! Dies unerhört durchseuchte, verkommene, verrottete Paris, wie er es in „Nana“ schildert, soll des patriotischen Ideals fähig sein, soll noch die Kraft haben, Deutschland zu besiegen!

Und nun kam die Reaktion in der Literatur, zuerst von England her, vom „Brotherhort“, dem Freundeskreis um Dante Gabriel Rossetti. Sie brachte den Symbolismus, sie machte ihn herrschend in Malerei, Kunstgewerbe, Philosophie und Literatur. Man suchte mit hungrigen Händen nach den

alten Idealen, die man zerschlagen hatte, man hob alles in ferne, idealistische Sphären, was man aus dem Schiffbruch noch gerettet hatte.

Der hervorragendste Vertreter dieses Symbolismus ist Maurice Maeterlinck.

Maeterlinck ist Belgier; er ist 1862 in Brügge geboren, widmete sich der juristischen Karrière und war bis zum Jahre 1898 Rechtsanwalt in Gent. 1898 übersiedelte er nach Paris und lebt seit diesem Jahr dort völlig seinem dichterischen und philosophischen Wirken. Die französische Sprache, der durchaus französische, auf alle Nervenregungen mit zager „zitternder Feinheit", wie Goethe sagt, reagierende Esprit, der durch seine Bücher flutet, haben ihn unmerklich in das französische Schrifttum hineinwachsen lassen, so daß man ihn jetzt durchaus als Glied der französischen Literatur betrachten darf.

Die Werke Maeterlincks sind in drei Kategorien zu rubrizieren. Die erste Kategorie umfaßt sein künstlerisches Schaffen vom Jahr 1890 bis 1896. In diesem Zeitraum schuf er lediglich Dramen. Es sind dies die Werke Princesse Maleine (1890), L'Intruse (1890), Les Aveugles (1890), Les sept Princesses (1891), Pélléas et Mélisande (1892), Aladine et Palomides (1894), Intérieur (1894), Mort de Tintagiles (1894), Aglavaine et Sélysette (1896). — Die zweite Epoche in Maeterlincks Schaffen ist die philosophische. Sie dauert gleichfalls sechs Jahre, von 1896 bis 1902. Ihr entstammen die Bücher: Trésor des humbles (1896), La Sagesse et la Destinée (1898), Vie des abeilles (1901), Temple enseveli (1902). — Die dritte Periode steht wieder im Zeichen des Dramas. Sie wird eingeleitet und charakterisiert durch Maeterlincks reifstes und bekanntestes Werk: „Monna Vanna". Diesem letzten Werk verdankt Maeterlinck erst seinen Ruhm, seine Bekanntschaft in den breitesten Schichten des französischen, deutschen und amerikanischen Publikums. Monna Vanna-Karten, Monna Vanna-Gemälde, Monna Vanna-Persiflagen haben mit einem Schlag Maeterlinck in den Vordergrund des Interesses gerückt. Die Varietés haben „Monna Nirwana" auf das Programm ihrer Rezitationen gesetzt, die großstädtischen Kaffeegäste haben ein dankbares Thema an dem Werk, die Aufführungen jagen sich.

Es ist eine ganz seltsame, fremde Erscheinung, die uns in Maeterlinck entgegentritt. Sein innerstes Wesen ist ewige, zerquälte Grübelei. Er vergleicht sich einmal mit der Motte, die ums Feuer flattert, bis sie verbrennt, mit der Woge, die an der Sandküste ebbt und flutet, bis sie im Sonnenbrand zu Dunst verging. Im Trésor des humbles, seinem klarsten philosophischen Buch, hat er indirekt wichtige Aufschlüsse über sein Innenleben gegeben. Was sind die humbles, die Niedrigen? François Coppée, der Autor von La bonne souffrance*), hat die Antwort darauf gegeben: „die Gottsucher und die Todsucher, die Menschen mit den verblutenden Herzen, den eisernen Stirnen, den lichthungrigen Augen, den ewigen Rätselfragen nach dem Ich und der Welt". Im Trésor des humbles nennt Maeterlinck die Philosophen, die seine Meister waren: den Neuplatoniker Plotinus (205—270 n. Chr.), den bedeutendsten der Schüler des Alexandriners Ammonius Sakkas.

*) Deutsch unter dem Titel „Rettendes Leiden" bei Kirchheim, Mainz, 1901 erschienen.

Wie jenen ist ihm die Materie nichts als die ἀνάγκη im Gegensatz zum λόγος, der völlige Gegensatz zum Idealen, „das dunkle βάθος des Körperlichen, noch nicht Körper selbst". Jedes Ding um ihn scheint ihm nur Symbol, nicht Realität. Den mächtigsten Einfluß auf sich aber schreibt er dem christlichen Mystiker Johannes Ruisbroek (1293—1381 ca.) zu. Vor allem aus dessen Schrift De septem custodiis sind starke Elemente in Maeterlincks Weltanschauung gedrungen, Elemente, die oft greifbar leicht nachzuweisen wären. Daneben steht er auch stark im Banne von Novalis und und Ralph Waldo Emerson. Des Letzteren Prinzip, nur auf die Stimmen im eigenen Innern zu lauschen, nur dem Raunen der oversoul, der Überseele, in uns zu horchen, keine Autorität anzuerkennen als die unseres sittlichen Bewußtseins, unseres Gewissens, hat er völlig übernommen.

Die Vorbilder Maeterlincks weisen schon darauf hin, welche Anschauung von Welt und Gott in ihm lebt. Sie kennzeichnen die unerhörte Sensibilität, die ihm innewohnt. Wie ein Schilfgras im Wind, wie ein zitterndes Espenblatt ist seine Seele. Jede Regung von außen gräbt sich tief, tief darin ein. Gespannt horcht er auf jeden Laut, jeden zitternden Klang von außen.

Diese decadente Überfeinerung aller Sinne hängt mit Maeterlincks Weltanschauung zusammen. Das einzige Ja, das er auf alle Fragen der Menschheit hat, ist: der Tod. Seine Dramen setzen nur das in künstlerische Formen um, was er in seinen philosophischen Schriften predigt: eine stete Verneinung des Lebens. Er lebt ewig in Visionen des Todes. Wie müde Kinder in den Armen ihrer Mutter, so fallen alle Gestalten der Dramen aus seiner ersten Epoche in den Arm des Todes zurück, von dem sie kamen. Still, lautlos geht dies unaufhörliche Sterben vor sich, und wenn seine Gestalten sich regen, wenn sie den Tod, ihren Vernichter, vor sich sehen, so bäumen sie sich nicht auf, kein Blutstropfen wallt stürmisch und zürnend in ihnen empor, kein Gedanke keimt in ihnen auf, mit dieser qualvollen, rätselhaften Macht zu ringen, sich ihr zu entreißen, sondern leise, müde Klagen fallen schwermütig, in süßem Tonfall von ihren Lippen.

Die Menschen sind wie bei allen Symbolisten Maeterlinck in seinen Dramen und philosophischen Schriften seiner ersten und zweiten Epoche nur passive, duldende Wesen. Meist tragen die Gestalten dieser Bücher gar keinen Namen. Es ist ein szenisches Gedankengewoge, ein Kampf von Ideen, kein dramatisches Ringen von Menschen mit Fleisch und Blut. Das Schicksal treibt und dreht sie wie Puppen in einem Marionettentheater. Nicht mit Unrecht hat man in Paris diese Dramen in Marionettentheatern aufführen lassen und in München wenigstens den gleichen Plan gehegt. Maeterlinck selbst bezeichnete es als das einzig Mögliche, den Charakter dieser Dramen zum vollen Ausdruck zu bringen, wenn man sie auf einer Marionettenbühne gebe. Trois petits drames pour marionettes hat er die drei Dramen Aladine et Palomides, Intérieur und Mort des Tintagiles selbst genannt. Maeterlinck hat Recht mit dem Untertitel dieser drei Dramen, denn die Menschen in Maeterlincks bis 1896 erschienenen Dramen sind völlig willenlos. Der einzige Wille, den sie haben, ist der Wille zum Tod. Immerfort lauschen sie auf dessen leises, leises Schreiten. Gespannt horchen sie in die Nacht. Und immerfort klagen sie. Nur in dieser Form ist es ihnen gegeben, überhaupt

noch zu zeigen, daß sie leben. Es liegt erschütternde Tragik in dieser Art, Menschen einem unentrinnbaren Schicksal gegenüberzustellen; Tragik wohl — aber keine Dramatik. Es ist wie Wogen von Meereswellen in diesen Schauspielen, aber nicht wie Wogen von heißem, wildem Blut. Maeterlinck begeht den großen Fehler, Probleme im Drama lösen zu wollen, indes der Dramatiker nur Konflikte lösen kann. Probleme gehören ins Gebiet des Verstandesmäßigen, der Philosophie. Konflikte aber — Kämpfe und Stürme des Willens — sind die Domäne des Dramatikers. An Konflikte wagt sich aber Maeterlinck in der Zeit von 1890—1896 nicht einmal heran.

In einem Gedicht: „Die Mädchen von Ragusa" hat Maeterlinck einmal diese Art Menschen fein gekennzeichnet, die durch die Werke jener dramatischen Zeit bis 1896 bei ihm gehen:

„Die Mädchen von Ragusa küssen
Mit Lippen rot gleich Tropfen Weines,
Und weinend wissen sie nur eines
Vom Leben, daß wir sterben müssen".

Die Lösung jedes Knotens, der seine Dramen schürzt, ist ihm das „principe invisible, inconnaissable et infini" das Sterben. Keine kampfmutige Kraft, keine wild begehrende, brünstige Leidenschaft, kein heißes, junges Wollen, — nur immer feige, flügelmüde, passive Resignation. Und doch — wie schlägt uns trotzdem oft diese wehmütige Stimmung in ihren Bann: freilich geschieht das dann nicht durch Maeterlincks dramatische Mittel, sondern durch seine lyrischen. Wenn wir sehen, wie diese Gestalten mit schlanken, blassen Händen, wie nur Parmegianino und Rossetti so fein und schlank sie malten, in die Nacht zitternd hinaushorchen, — wie sie an hochgewölbten Balkonen im Mondlicht lehnen, die Arme priesterhaft verschränkt mit dem mystisch nach innen gewandten Lächeln des Malers Luini, wie sie tief und ernst die Häupter neigen vorm nahenden Tod, den sie mit fremden, lallenden Lauten begrüßen: es überkommt uns eine tiefe Traurigkeit dabei.

Am erschütterndsten ist in dieser Hinsicht vielleicht das Drama Les aveugles, die Blinden. In düsterer, wilder Landschaft, mitten unter uralten Bäumen, die gleich Geisterzungen raunen und immer weiter raunen, sitzen die Blinden. Ihr Führer hat sie nach einem Spaziergang hiehergebracht, hier rasten sie nun. Aber der Abend dunkelt, kalt wird die Luft, die Wolken jagen. Die Blinden tasten um sich mit fiebernden Händen, sie verlangen heim, doch der Führer bleibt aus. Sie hören das Meer rauschen und schwellen, kalter, eklger Schaum netzt schon klebrig ihren Fuß, sie wissen, das Meer wird wachsen, es wird sie verschlingen, wenn der Führer nicht naht. Und da breiten sie die Arme und ihre Wimpern weiten sich in Todesangst und scheue, aus Furcht vor der nahen Majestät des Todes gedämpfte Rufe brechen von ihren zuckenden Lippen. Und das Meer wächst und wächst und der Sturm tritt die Kronen der Bäume nieder und der Führer naht nicht. Denn er sitzt mitten unter ihnen — und ist tot . .

Die Dramen dieser Epoche von 1890—1896 sind bei Maeterlinck ohne Angabe einer bestimmten Zeit, ohne Angabe eines bestimmten Ortes. Denn sie sind eigentlich nur auf die Bühne gebrachte Philosopheme. Das Kismet, das über die Schemen hereinbricht, die hier wandeln, ist ohne Ort und Zeit, ist

nach Maeterlincks Begriffen ewig. Das Fatum ist etwas ganz außer diesen Schemen Liegendes; kein Wunsch, keine Klage kann es ändern. Das Leben ist stigmatisiert von Anfang an: und das Stigma ist das Kainszeichen des Todes.

Brauchen wir die Fragen eigentlich noch zu erheben: Sind diese Dramen gesund, sind sie lebensberechtigt? Ich denke nein. Wie schwüle Miasmen lagert es über ihnen. Hier ist die Decadence. Todkrank ist hier alles, verfault bis in den Kern. Als ich aus der gesunden Luft meiner fränkischen Heimat nach München kam und zum erstenmal in einer literarischen Gesellschaft die Dramen „L'Intruse" und „Les aveugles" aufführen sah, die Rollen zum größten Teil noch dazu in die Hände junger, lebensfreudiger Menschen gelegt, schnürte es mir die Kehle zusammen. Man kann Sudermanns Dramen monatelang hören, man kann Annunzios sinnverwirrenden Bildern auf märchenhaft erleuchteter Bühne wochenlang zusehen: aber Maeterlincks Dramen aus dieser Epoche einen Monat sehen zu müssen, würde jeden Nichtdecadent die Nerven zerrütten müssen, ihn zum Decadent machen. Jeder Funke Selbstbewußtsein, jede Idee von Lebensfreude und Energie empört sich gegen diese dunkle, bange Klage, dieses klanglose, kampflose Hingeben an den Verfall, an den Quietismus, an dies qualvolle, schluchzende, dumpfe Sterben.

II.

Und nun kam im Jahre 1902 der große Umschwung in Maeterlincks Kunst: er schuf das Drama „Monna Vanna".

Dies Drama steht in diametralem Gegensatz zu allem, was Maeterlinck bisher geschaffen hatte.

Wir haben bei vielen modernen Künstlern Weltanschauungswandlungen schon beobachtet. Der nämliche Sudermann, der die „Johannisfeuer" schuf, wurde zum Dichter des „Johannes". Der nämliche Gerhart Hauptmann, der in den „Webern" den dröhnenden Schrei sozialer Not in die Welt hinausstieß, wurde zum Poeten der rührenden, kindlichen Legende vom „Armen Heinrich". Aber sind das so wesentliche Unterschiede wie bei Maeterlinck? Die Schwüle, der verbrennende sinnliche Zauber, der über Sudermanns erstem Werke lag, liegt auch über dem „Johannes". Und die heimatkünstlerischen Momente, die Liebe zum heiligen, von Väterblut geweihten Boden, die Liebe zum Volke seiner Heimat, die zag und fast scheu aus Hauptmanns „Webern" und seiner „Versunkenen Glocke" schon zu uns geredet hatten, haben sich im „Armen Heinrich" nur weiter entwickelt.

Dem gegenüber ist in Maeterlincks Entwicklungsgang ein völliger Bruch mit allem bisher von ihm Vertretenen zu konstatieren.

In „Monna Vanna" hat der Dichter den Fatalismusgedanken aufgegeben, der ihn im Tode den Endzweck und den Grund des Lebens zugleich sehen ließ. Die Menschen sind hier keine Marionetten mehr, die das Schicksal mit stählerner Faust packt und sie hebt oder niederdrückt, ohne daß sie ihm zu trotzen vermögen. Hier ist kein dumpfes, ödes, trostloses Klagen mehr, kein Hinausstarren in die Nacht, kein Lallen von „Blinden", die todgeweiht, mit zitternden Füßen an ihren toten Führer stoßend, zwischen den „überschlanken Stämmen stahlgrauer Bäume" und den geisterhaften Schatten rauschender Wipfel hingleiten, „führ uns heim! führ uns heim!" in die lichtlose Leere

rufend. Sondern hier pulst wirkliches dramatisches Leben; hier leben und leiden die Personen, weil sie selbst es wollen, weil sie ihr Schicksal bestimmen, nicht eine außer ihnen stehende, qualvoll gleich dunkler Wolke über ihnen ruhende dämonische Macht.

Wie ist diese Wandlung in Maeterlinck psychologisch zu erklären?

Die Antwort gaben uns seine philosophischen Werke, die von 1896—1902 entstanden.

In ihnen vollzieht sich unter seelischen Kämpfen der Umschwung von einer fernen, schönen, wirklichkeitsscheuen Traumwelt zum heißen, pulsierenden Leben. Novalis, der scheue Träumer, wird überwunden, tritt in Maeterlincks Weltanschauung zurück. Emerson setzt sich an seine Stelle, der das Wort „Arbeit, eiserne Arbeit ist unser Los und der Weg zur Größe" prägte und dessen letzter Wunsch an die Menschheit der stolze Satz war: „Schirret Eure Wagen an die Sterne!"

Im Trésor des humbles schlägt sich Maeterlinck noch aufs Blut mit seinen alten, düsteren Gedanken. In wilden, grotesken Visionen, die teilweise den Charakter fiebernder Ekstase tragen, rauscht in blendenden Worten ein Philosophem nach dem andern vor uns vorbei; prunkend in der Form, totentraurig im Inhalt. Dämonologie und Astrologie spielen herein. Kapitel wie „der Stern" in diesem Buch sind wie Essays des Spiritisten Du Prel. Man höre Sätze aus diesem Buche: „Wir wachsen nur auf, indem wir die Rätsel vermehren, die uns erdrücken". — „Es gibt kein Schicksal fröhlicher Art, es gibt keinen glücklichen Stern". — „Ein wenig ist der Schleier vom Antlitz des Schicksals schon gelüftet und wir erkennen: Hier die Macht derer, die noch nicht leben, und dort die Macht der Toten". — „Wir alle tragen Feinde in unserer Seele, die wissen, was sie tun und was sie uns tun lassen, und wenn sie uns zum Ereignis führen, verständigen sie uns nur mit halben Worten". — „Unser Leben ist ein unentwegtes Schwererwerden mitleidloser Ketten". — Kapitel wie „das Schweigen", das nach Maeterlinck „aus der Tiefe der Ereignisse auf uns zutritt und Tag und Nacht an der Schwelle unseres Hauses harrt," oder wie „Die Todgeweihten", „Vom tiefen Leben" erinnern fast an die Zeiten der Mystik oder die Tage eines Albertus Magnus, wo man von einer „schwarzen und weißen Magie" sprach, — der schwarzen, der unerlaubten, sündhaften; — der weißen, der von Gott gewollten, uns über alle Rätsel Aufschluß gebenden. Es ist überhaupt ein unerklärlicher Hauch des Atavismus über dem Buch; nicht umsonst heißt Maeterlinck es trésor, denn wie ein Schatz aus verschollenen Zeiten, der aus Münzen besteht, die nicht mehr in unsere Zeiten des mächtig wogenden Lebens passen und an denen wir vergebens herumätzen und herumklügeln, den Sinn ihrer mystischen Inschriften zu enträtseln, mutet es an. Aber ein „Trostbuch der Armen", wie man aus dem Titel raten möchte, ist es nicht. Es drückt nieder, macht einem dumpfe, öde Schmerzen. Es eröffnet einem nur einen einzigen Ausblick, und der geht in die Nacht, ins tote Dunkel.

Zwei Jahre nach dem Trésor des humbles aber schrieb Maeterlinck das Buch Sagesse et Destinée. Und hier waltet schon ein anderer Geist. „Die Menschheit ist dazu da, glücklich zu sein, heißt es da schon im Anfang. Emersons Forderung: „Verlier' Dich nicht selbst! Horch' auf das Rauschen

der oversoul in Deiner Brust! Such' die Sterne Deines Schicksals in Deiner Brust!" ist hier das Motto. Aus dem faustischen Grübler der Dramen von 1890—1896 ist der faustische Frondeur wider das Schicksal geworden. Hier bäumt sich der menschliche Wille, dessen Freiheit Maeterlinck hier zum erstenmal zage anerkannt, schon auf gegen die eherne Naturgewalt des Todes. Ein scheuer, noch furchtsamer Optimismus blitzt leise auf. Die Weisheit ist die Pforte zum Glück, sagt Maeterlinck. — Und noch optimistischer wird seine Auffassung vom Leben dann im „Leben der Bienen". Er erkennt den wunderbaren Organismus im Reiche dieses Tiervolkes; diese Harmonie, diese sinnvolle Wechselwirkung sagt ihm, daß ihr gegenüber die Macht des Fatums keinen Raum habe, daß hier alles gelenkt werde nach logischen Gesetzen, nicht mehr nach dem Walten einer dämonischen, sinnlosen Naturmacht. — Im „begrabenen Tempel" endlich erklärt er, Liebe und Güte, Wahrheit und Gerechtigkeit, alles Glück des Lebens ruhe begraben in unserer Brust wie in einem versunkenen Tempel, und das Glück werde unser, wenn wir diesen wunderbaren Schatz in uns heben mit keuschen, unentweihten Händen, Friede im Blick, vom Vertrauen auf unsere Kraft beseelt.

Damit hat Maeterlinck sich das Prinzip der Freiheit des Willens zu eigen gemacht: die Grundlage zu einer reifen, dramatischen Künstlerschaft wäre theoretisch gegeben. —

Hat Maeterlinck in „Monna Vanna" diese Reife der Künstlerschaft praktisch erreicht? Wir müssen zwar Nein sagen, aber sicher kam er ihr näher als früher. Und wenn wir vom Übermaß einer lärmenden Reklame, vom Reiz des Pikanten, der für manche im Stück liegt, absehen, dürfen wir „Monna Vanna" sicher zu den interessantesten dramatischen Schöpfungen unseres Zeitalters und Maeterlinck zu den ernster schaffenden, freilich am Ziel großen Künstlertums noch lange nicht angelangten Dichtern unserer Tage zählen.

Die Fabel von „Monna Vanna" ist nicht besonders kompliziert, wenn man lediglich die äußere Handlung ins Auge faßt. Zum erstenmal hat Maeterlinck hier einen festen Ort, eine ganz bestimmte Zeit für sein Werk geschaffen. Die Gestalten schreiten hier nicht mehr im trübblauen Nebel weltfremder Regionen umher; sie sind auf harten Boden gesetzt, Menschen von Fleisch und Blut, Menschen vor allem mit starker, heißer Willensbetätigung. Und das ist das für Maeterlinck ganz Charakteristische, das seine völlige Wandlung Bezeichnende. Kein leiser Anklang erinnert hier mehr an den furchtbaren, trostlosen Satz aus dem Trésor des humbles: „Es ist unser Tod, der unser Leben lenkt, und unser Leben hat kein anderes Ziel als unsern Tod."

Das Drama „Monna Vanna" spielt in der Zeit der Frührenaissance. Der überwältigende Schönheitstaumel des Cinquecento zittert leise über dem Werk. ‚Ἔρως καὶ θάνατος' — „Liebe und Tod" — heißt ein Buch des Italieners Luigi Visconti, das die gleiche Epoche schildert; und den gleichen Titel könnte man über „Monna Vanna" setzen. Die Kämpfe Pisas mit der Republik Florenz bilden den zeitlichen Hintergrund der Handlung. Pisa, unter Guido Colonnas Oberbefehl, ist seit Wochen belagert; in der ausgehungerten Stadt ist Guidos Vater und sein junges, strahlendes Weib Monna Vanna (Madonna Giovanna) nebst dem ganzen Heer Pisas eingeschlossen. Der junge

Feldherr der Florentiner, Prinzivalle, lagert vor den Toren der Stadt, die der Übergabe nahe ist. In höchster Not sendet Guido Colonna seinen Vater zu Prinzivalle, um mit ihm zu unterhandeln. Und seltsam: eine unglaubliche Nachricht bringt Guidos Vater seiner Stadt. Prinzivalle will Pisa mit Lebensmitteln, mit Waffen, Pulver, Kleidern, Wagen voll Weizens und Weines, Herden apulischer Rinder versorgen, wenn — — Guido Colonna die Ehre seines jungen Weibes ihm opfere. Tue er es nicht, so werde Pisa am nächsten Tage erstürmt und alle Frauen, darunter auch Monna Vanna, fielen ihm dann ohnedies mit Gewalt in die Hände.

Ein starres Staunen faßt das horchende Volk. Keiner glaubt, daß diese rohe, barbarisch scheinende, ehrlose Forderung von Monna Vanna erfüllt würde. Aber da tritt Marco Colonna, Guidos Vater, vor. Wie Brutus oder Cato, mit der grotesken, übermenschlich großen Auffassung des alten Römertums von der Unersetzlichkeit des Vaterlandes, beredet er Monna Vanna zu dem Schritt: „Es ist besser, daß Eine untergehe als daß Tausende sterben." Und Monna Vanna sieht in die zuckenden, verhungerten, mit glasigen Augen stierenden Gesichter des erschöpften Volks ringsum, — diese alle müssen in Zuckungen des Hungers elend untergehen um ihretwillen, — und da rafft sie sich auf und schreitet hoch und stumm, wie in einer müden Ekstase, Todestrotz im blassen Gesicht hinaus, sich zu opfern.

Der zweite Akt trifft sie in Prinzivalles Zelt. Die Nacht ist da. Und der junge, schöne Feldherr der Feinde fragt sie: weißt Du, was Du tust? Weißt Du, daß Du Dein Heiligstes preisgeben mußt in dieser Stunde? Sie nickt nur starr. Und indem Prinzivalle einen Wink gibt, fahren die Wagen Weizens und Weines von dannen, treiben die Hirten die Herden der apulischen Rinder nach Pisa, trägt man die Waffen aus Deutschland hinein in die belagerte Stadt — verrät Prinzivalle seine Republik. Drinnen im Zelte aber wirft er sich vor ihr nieder und auf einmal erkennt sie in ihm den Geliebten ihrer Kindheit, den sie verschollen in Afrika, wohin er eine Fahrt unternommen hatte, glaubte; mit den sehnsüchtigsten Tönen einer wilden und doch wieder so zagen Liebe spricht er zu ihr; kein Gedanke an Sinnlichkeit regt sich zwischen diesen beiden; die Heiligkeit der fernen Jugendliebe, die beide wie ein priesterhaft reines, süßes, totgeglaubtes Geheimnis in sich Jahre um Jahre gehegt hatten, läßt sinnliche Gedanken in ihnen gar nicht aufkommen. Wie vor einer Heiligen kniet Prinzivalle vor Monna Vanna, die — einer Judith gleich — sich selbst zu opfern bereit war für ihre Stadt und ihre verhungernden Mitbürger. Da naht plötzlich ein treuer Vertrauter Prinzivalles und meldet ihm, Kommissäre seiner Republik zögen heran; denn schon längst sei er in Ungnade bei Florenz gefallen, wie alle großen, über andere emporragenden Männer in einer Republik stets den andern eine Gefahr fürs demokratische Staatselement sein müssen; er solle fliehen. Prinzivalle zögert; aber Monna Vanna, in der die heiße Südlandsliebe zum stolzen Genossen ihrer Kindheit übergewaltig wieder erwacht und emporlodert, drängt ihn dazu, mit nach Pisa zu kommen, das er gerettet, und das nun auch ihn retten müsse. Und da folgt er endlich ihrem Drängen: »Pise en flammes de joie devant nous!.. Viens! Voici le seul baiser, que je puisse te donner — Pisa in Flammen der Freude vor uns! Komm'!

Nimm den einzigen Kuß, den ich Dir geben kann!" sagt sie, und ihre Lippen neigen sich auf seine Stirn und den Arm um seinen Nacken gebreitet, schreiten sie hinaus in die sternenflammende Nacht, die rot ist von den Freudenfeuern und widerhallt von den Jubelrufen der erlösten Belagerten in Pisa.

Im dritten Akte naht die Lösung des Knotens. Guido, Monna Vannas Gatte, glaubt ihren Versicherungen nicht, daß sie rein geblieben. Er läßt Prinzivalle in Ketten schlagen. Und da erstirbt Monna Vannas Liebe zu ihrem Gatten, die sie noch immer in sich trug, auch nachdem sie in Prinzivalle den totgewähnten Jugendgeliebten wieder erkannt hatte; der eisige Zweifel in ihres Gatten Brust an ihrem Heiligsten, ihrer Ehre, ertötet das Bewußtsein ihrer Gattinnenpflicht. Der Schluß des Dramas spricht es nicht aus, aber läßt es erraten, daß die Liebe zu Prinzivalle, die bis dahin noch immer gleich einer Knospe schien, in Giovanna emporbrechen wird zur wilden Glut der entfalteten Rose, daß sie um ihrer Liebe willen den Gatten verlassen, mit Prinzivalle fliehen wird.

Der Schluß befremdet uns in doppelter Hinsicht. Durchs ganze Drama ist Monna Vanna als eine rührende Gestalt gegangen. Wie Judith vor Holofernes ist sie erschienen; alles Heilige in ihr selber, die Scham des Weibes, den Stolz auf eine unbefleckte Ehre war sie zu opfern bereit gewesen, um Andere zu retten. Und nun am Schlusse bricht sie mit all dem; sie wird das Vaterland verlassen, das sie mit der Preisgabe ihres Heiligsten zu befreien entschlossen war; sie wird die Gattentreue brechen, sie will in wildem Taumel, nur um der Glut ihrer Liebe willen, alle Ideale zertreten, die sie hatte. Ist das psychologisch begründbar? Diese Monna Vanna, die wir verehrten, strauchelt über sich selbst, wirft in wahnsinnigem Rausch sich selbst weg. Ethische Bedenken gegen ihren letzten Entschluß, mit Prinzivalle zu fliehen, trüben das Bild dieser Monna Vanna in uns; ebenso stark aber künstlerische, die gegen den Mangel jeder tieferen Psychologie protestieren, mit der Maeterlinck aus einer Heroine eine verliebte Turteltaube macht.

Der andere Punkt, der bei dem gewaltsamen Schlusse des Dramas uns befremdet, ist der: Maeterlinck gerät hier wieder in die Bahn seiner alten, fatalistischen Dramen. Durch die geisterhaft brausenden Wipfel, durchs murrende Rollen des nach Beute rufenden Meeres in den ‚Aveugles' hat sich eine Hand gestreckt und die „Blinden" ihrem Verhängnis entgegengetrieben: und dort hieß dieses Dämonium: Tod. Tritt nicht auch im Schluß von Monna Vanna dieses Fatum, dies ‚principe infini' uns entgegen? Nur trägt es hier den Namen: Liebe. Die Liebe peitscht, als etwas Unerklärliches, Dämonisches, Personifiziertes, diese beiden Menschen am Schluß des Dramas ins Leben hinaus; wehrlos, wie törichte Kinder, müssen sie ihr folgen; da ist wiederum kein Kampf, wiederum kein Aufbäumen, wiederum wird die Freiheit des Willens negiert. Wiederum bleibt Monna Vanna und Prinzivalle gegen diese Macht, die sie wie Puppen dreht und treibt, nichts als die bange, schwermütige, von müden Lippen fallende Klage, das müde Emporheben und Falten feiner, schlanker Hände, das bange Harren aufs Unentrinnbare.

Und daher bäumt sich unser künsterisches Fühlen gegen den Schluß dieses Werkes auf, den wir auch ethisch und psychologisch verwerfen müssen.

Es bleibt eine zerquälte Trauer im Hörer zurück, wenn das Drama schloß, die nur umso mehr fühlbar wird, je rauschender, blendender, vom Glück stammelnder die Worte werden, mit denen Maeterlinck uns entläßt; wir haben das Gefühl, als müßten wir noch Antwort bekommen auf eine Frage. Darum auch das Staunen, das bei allen Erstaufführungen des Stückes entsteht, wenn der Vorhang zum Schluß fällt; man steht auf, setzt sich wieder, glaubt, es müsse noch ein Akt kommen, will nicht gehen.

Immerhin aber ist das fatalistische Prinzip hier im übrigen Teil des Dramas fast völlig zurückgetreten; wir erkennen den Maeterlinck der Dramen ‚L'Intruse' und ‚Les Aveugles' fast nicht mehr. Und wir wünschen nur, daß Maeterlinck sich stets klarer und klarer über Welt und Seele werde, so daß aus dem Dichter des Dämonismus und Fatalismus der Verkünder des freiwirkenden Willens werde, daß Maeterlinck mit anderen Worten an die Wurzel des Ethos sich hinfindet, die Anerkennung der Freiheit des Willens heißt. Dann wird diese eigenartige Erscheinung in der Literatur unserer Zeit auch tiefer auf ihre Zeit wirken können; denn trotz Allem und Allem wird die „ethische Forderung" in unseren Tagen lauter und lauter — in Philosophie und Politik, in Kunst und Dichtung, und Emersons Wort bleibt immer wahr: „Der Hunger nach Moral wacht mehr und mehr in uns wieder auf und wird erst mit dem letzten Menschen sterben."

Die Nachtigallen.

Von Wolfgang Madjera.

Ich hört' im Garten eine Nachtigall
Und fern zur Antwort eine zweite schlagen;
Im Osten hub es rosig an zu tagen.
Ich lag, durchbebt vom zauberfüßen Hall.

O, grauses Wunder grausamer Natur!
Um Wohllaut aus der Sängerbrust zu pressen,
Taucht sie sein Herz in Qualen unermessen,
Jagt seine Seele auf der Sehnsucht Spur.

Schafft zwischen ihm und seinem Ziel, dem reinen,
Urwälder, Berge, Meere des Gemeinen,
Peitscht zur Begier empor sein heißes Blut —

Und läßt's verdürsten in der höchsten Glut;
Nicht war, ihr Nachtigallen? Still! Verklungen.
Sie haben sich vielleicht zu Tod gesungen.

Vergessene Erfindungen.

Von **Th. Hartwig.**

Unsere Zeit ist wenig empfänglich für wissenschaftlich-pessimistische Gedanken. Die Philosophie des Fortschrittes erfüllt uns alle mit Hoffnungs- und Lebensfreude. Die weitestgehenden Voraussetzungen werden an jede neue Entdeckung und Erfindung geknüpft, welche wie unerhörte Wunder in den Zeitungsberichten auftauchen und unabsehbare Umwandlungsprozesse zu verkünden scheinen.

Als es gelang, fabriksmäßig die flüssige Luft herzustellen, da wurde ein Schlagwort geprägt, welches den Anbruch einer neuen Ära in der gesamten Weltindustrie bezeichnen sollte: „Das Jahrhundert der flüssigen Luft". Solche Übertreibungen gehen weit über den Rahmen der gewohnheitsmäßigen Reklame hinaus und tragen einen geradezu agitatorischen Charakter. Kraft des großen und aufrichtigen Interesses, welches für die Wissenschaft vorhanden ist, wird jeder Fingerzeig in der Richtung einer neuen Erkenntnis, jeder tastende Versuch, den Schleier eines Naturgeheimnisses zu lüften, mit weithallender Bewundernng begrüßt, und wenn nach Jahresfrist die Hoffnungen kleinlaut geworden sind, dann erweckt bereits eine neue Begeisterung Zuversicht und Erwartung.

Die zweifelhaften Erfolge eines Santos-Dumont scheinen die Lösung des Ikarusproblems zu versprechen, die Erreichung einer Geschwindigkeit von zweihundert Kilometern pro Stunde auf einer präparierten Versuchsbahn eröffnet der Phantasie ungeahnte Möglichkeiten in Bezug auf den Verkehr der Zukunft, ein Schnellschreibtelegraph eilt mit seiner Leistungsfähigkeit dem tatsächlichen Bedürfnis um Jahrzehnte voraus, und — wir sind bereit zu vergessen, daß tausende Erfindungen Papier geblieben sind.

Ein unabsehbarer Zug von Schatten aus der Unterwelt wissenschaftlicher Forschung zieht an uns vorüber, wenn wir die Patentschriften der verschiedenen Länder durchgehen. So viel Geist um nichts! Manche Erfindungen mögen zwar als Vorläufer größerer Taten ihren Lebenszweck erfüllt haben. Die Mehrzahl der Erfindungen aber erschöpft ihr Dasein in dem bloß egoistischen Wunsch nach persönlicher Existenz.

Zunächst sind dies die vom Standpunkt der Praxis totgeborenen technischen Erfindungen. Als typischer Vertreter dieser Gattung mag das Modell eines selbsttätigen Auslaufbrunnens beschrieben werden: Aus einem Rohr fließt kontinuierlich ein ganz feiner Wasserstrahl. Wird ein Gefäß untergestellt, dann dauert es gar nicht lange und ohne irgend ein äußeres Zutun strömt ein mächtiger Schwall hervor, welcher rasch das Gefäß füllt.

Kaum läuft es über, so scheint die Wassermenge plötzlich versiegt zu sein und wie anfangs rieselt nur mehr ein dünner Wasserfaden aus der Röhre.

Wie kommt dieses Wunder zustande? Theoretisch höchst einfach: der abfließende Wasserstrahl gelangt vorerst in ein Bassin, worin sich ein Schwimmer befindet, der ein Ventil schließt, welches in der Abflußröhre nur einen schmalen Durchgang frei läßt. Sobald das abfließende Wasser aufgefangen wird, sinkt das Niveau im erwähnten Bassin, der Schwimmer fällt, das Ventil wird geöffnet und die Abflußröhre wird frei. Geht das Gefäß über, so gelangt das Bassin rasch wieder zu dem normalen Wasserstand, der Schwimmer steigt, das Ventil wird geschlossen und der Abschluß wird verengt.

So spricht die Theorie, und gegen den angeführten Gedankengang läßt sich vom Standpunkt der reinen Vernunft füglich nichts einwenden. Die praktische Vernunft urteilt jedoch anders und leider muß sie — wie immer — recht behalten. Denn wo findet sich Wasser, Nutz- oder Trinkwasser, dessen Reinheit eine so empfindliche Regulievorrichtung gestattet? Und wo finden sich so hoch kultivierte Bürger, deren Reinlichkeitssinn der zarten Konstitution eines solchen Brunnens entspricht?

Ein Augenblick trügerischer Hoffnung .... vorbei und vergessen.

Eine andere Gruppe verklungener Erfindungsexistenzen taucht auf. Es sind jene Geistesschöpfungen, welchen die praktische Vernunft nicht jede Lebenshoffnung abzusprechen vermag, deren Verwirklichung aber auf unüberwindliche, technische Konstruktionsschwierigkeiten stößt.

Als typischer Vertreter dieser Gruppe mag das Telektroskop gelten, welches vor einigen Jahren als flüchtige Spukgestalt in den Zeitungsberichten auftauchte und — unerlöst — verschwand. Dieser Apparat sollte, wie sein Name andeutet, das Sehen auf beliebige Entfernung mittels elektrischer Übertragung ermöglichen. Das Telektroskop löst das ungeheuerliche, geradezu aufregende Problem — allerdings nur theoretisch — auf folgende Weise: Der zu übertragende Lichteindruck wird mit Hilfe zweier rotierender Spiegelstreifen in eine große Menge von Lichtpunkten zerlegt. Diese Lichtpunkte wirken auf eine Selenzelle, deren elektrischer Widerstand bekanntlich mit der Intensität der Beleuchtung wechselt.

Dadurch können die verschiedenen Lichteffekte in elektrische Impulse umgesetzt und auf nahezu beliebige Entfernung fortgeleitet werden. In der Empfangsstation wird durch die einlangenden Stromstöße die Ausstrahlung eines Beleuchtungskörpers reguliert, dessen Licht auf ein System synchron rotierender Spiegelstreifen fällt, wodurch der Lichtvorgang der Sendestation reproduziert wird.

Ein kühner Gedanke, welcher gleichsam den Pointillismus der modernen Malerei technisch zu verwerten beabsichtigt; jedoch so willig der Geist auch den Einzelheiten dieses Gedankens folgt, die maschinelle Verkörperung bleibt ein Geheimnis und der Apparat, welcher zum ersten Male auf der Pariser Weltausstellung öffentlich gezeigt werden sollte, ist wohl technisch möglich, aber derzeit noch ungeboren — und schon vergessen.

Diesen Scheinerfindungen, welche unpraktisch und untechnisch das Licht der realen Wirklichkeit nur erträumten, stehen ebenso zahlreich jene schattenhaften Erfindungen gegenüber, welche, kaum geboren, im Kampfe gegen

unbezwingliche Rivalen bei Seite gedrängt und vernichtet wurden. Sie sind praktisch möglich, technisch durchführbar, ein Opfer der Konkurrenz.

Ein typischer Vertreter solcher dahingegangener Erfindungen ist das von Tyndall erprobte und in seiner berühmten populären Abhandlung über den Schall beschriebene Telephon von Edison: An einem kleinen rotierenden Zylinder aus Kreide, Quecksilberacetat und Ätzkali wird ein dünner Blechstreifen durch eine Feder angedrückt. Das andere Ende dieses metallischen Reibers ist an der Mitte eines dünnen, kreisförmigen Glimmerplättchens befestigt. Der Zylinder wird angefeuchtet und zugleich mit dem Reiber in den sekundären Stromkreis eines kleinen Induktoriums geschaltet, dessen primäre Leitung ein gewöhnliches Telephon oder Mikrophon enthält. Wenn man mit der Hand die Kurbel des Zylinders dreht, fühlt man einen gleichmäßigen Widerstand und das Glimmerplättchen wird mit konstanter Kraft nach innen gezogen. Jeder Stromstoß aber, der durch das Sprechen in dem Mikrophon erzeugt wird, bewirkt eine entsprechende elektrolytische Zersetzung an der Trennungsfläche zwischen dem kleinen Zylinder und dem metallischen Reiber. Durch diese Zersetzung, welche der Stärke und Dauer des Stromes genau proportional ist, entsteht eine flüchtige Schichte — wahrscheinlich Wasserstoffgas — unter dem Reiber, welcher sofort gleitend dem Zuge der Glimmermembran nachgibt. Dieses Gleiten dauert aber nur einen Augenblick, denn gleich wird der Reiber wieder von der folgenden rauhen Stelle der Zylinderoberfläche gepackt, wodurch das Glimmerplättchen wie zuvor nach innen gezogen wird.

Die Schwingungen der Stimme erzeugen also durch das Mikrophon und Induktorium Ströme. Dieselben verursachen elektrolytische Zersetzungen, welche den metallischen Reiber ins Gleiten und dadurch in Schwingungen versetzen, die jenen der Stimme genau entsprechen. Diese werden daher der Glimmermembran und von dieser der umgebenden Luft mitgeteilt.

Die Leistungen dieses kleinen Apparates sind nach der Aussage Tyndalls außerordentlich und mit Rücksicht auf seine Einfachheit überraschend. Dennoch kann von der Einführung dieser Erfindung Edisons in die Praxis nicht die Rede sein, denn das gebräuchliche Bell'sche Telephon hat in Bezug auf Handlichkeit und Betriebssicherheit den Weltmarkt wohl dauernd erobert.

Wer aber Erfindungen nicht nach ihrer praktischen Nutzbarkeit prüft, sondern nach ihrem geistigen Gehalt, wird dem Telephon von Edison die bewundernde Anerkennung nicht versagen können. Dem Weltruf des berühmten Konkurrenten gegenüber konnte sich freilich das wunderbare und wunderliche Instrument nicht halten und wurde — vergessen.

Nur die wissenschaftliche Chronik bewahrt die Geschichte dieser seltsamen Erfindungen. Sie werden wie tausende Keime der verschwenderischen Natur nutzlos verschleudert, ehe einer ihrer glücklicheren Genossen zu aktivem Dasein gelangt, und erfahren an sich die bitterste Wahrheit, welche resignierte Einsicht der menschlichen Weisheit offenbart, „denn alles, was entsteht, ist wert, daß es zugrunde geht".

Voll Spannung verfolgt der wissenschaftliche Träumer, fernab von der rauhen Wirklichkeit, welche über Menschen und Erfindungen, Existenzen und Ideen praktisch-grausam urteilt und richtet, diese Biographien ungelebter technischer Hoffnungen. Die zartesten Blüten menschlicher Intelligenz werden dahin-

gerafft, während so manche gesunde mittelmäßige Idee tiefe Wurzeln schlägt. Und an dem Grabe einer solchen vergessenen Erfindung, der Gestalt und Ausdruck, Wirklichkeit und Gegenwartsglück versagt blieb, mag das bange menschliche Gefühl der Wehmut erwachen und in trauernder Bewunderung den Tribut wissenschaftlicher Anerkennung zollen: „Welch edler Geist ward hier zerstört!“

Im Schlitten.

Von **Laurenz Kiesgen.**

Wilde Fahrt. Die Schellen klirren.
Sausend zieht der Stahl die Gleise.
Der Laterne Lichter irren
Strahlensprühend überm Eise.

Finsternis und Grabesruhe
Hocken da mit offnem Rachen
Wie Gespenster, die der Truhe
Fluchbeladnen Schatz bewachen.

Hei! Wie sie vom Hügel stoben,
Fauchend, mit des Nebels Spuren,
Als, die Peitsche hoch erhoben,
Jauchzend wir dazwischen fuhren.

Und vor meiner Seele sanken
Eisgefild' und Winterkälte.
Fliederblaue Blumenranken
Woben sich um Laubgezelte.

Was kann in der öden Weite
Wider uns die Hand erheben?
Wo du atmest mir zur Seite,
Lachen Frühling uns und Leben.

Rüdiger von Bechlaren.

Von Richard von Kralik.

I.

Den Sang von Bechelaren,
Der beſten Treue Sang,
Den will ich offenbaren
In ſtolzem Uberſchwang:
Wie Rüdiger, der milde,
Kam an die Donau her
Zum heimiſchen Gefilde,
Die Luſt der Sängergilde;
Es iſt uralte Mär.

Zu Mailand war geſeſſen
Sein Vater hochgenannt,
Der ſprach zum Sohn vermeſſen:
„Such dir ein neues Land!
Wandalen, Goten, Sweben,
Sie rücken uns zu nah;
Du findeſt neues Leben
Mit heldenhaftem Streben
Im fernen Afrika.“

Und Rüdiger, der kecke,
Tut nach des Vaters Wort.
Doch fand bald unſer Recke
Noch grimmern Nachbar dort.
Herr Bitrolf der Hiſpane
Sucht Händel mit ihm gleich.
Es wallt des Krieges Fahne, —
Rüdger auf ſchwankem Kahne
Muß flieh'n aus ſeinem Reich.

Er kommt auf weiten Wegen
Her in die Oſtermark,
Da hauſt der reiche Degen
Herr Etzel, ſtolz und ſtark.
Der gibt ihm Bechelaren
Zum Lohn, und holdgeſinnt
Läßt er ihm Heil erfahren,
Vermählt ihn mit der klaren,
Der treuen Gotelind.

Wie doch die Würfel fallen!
Sein Gegner Biterolf
Muß auch ins Elend wallen
Gleich dem gebannten Wolf.
Und Biterolf dem Vater
Irrt Dietleib nach, der Sohn.
Viel kühne Streiche tat er, —
Nun endlich aber trat er
Vor König Etzels Thron.

Es blieb ihm noch verhohlen,
Daß hier ſein Vater wär.
Zur Schlacht mit grimmen Polen
Führt Etzel nun ſein Heer.
Im grauſen Kampf geſchwinde
Vermiſcht ſich Freund und Feind.
Schon kämpft mit ſeinem Kinde
Der Vater, ach, der blinde,
Der ihn ſich feindlich meint.

Herr Rüdger von Bechlaren
Vernimmt im lauten Strauß
Den Ton des Schwerts, des klaren,
Das ihm einſt ſchuf viel Graus.
„Ha, das iſt Bitrolfs Waffen,
Mit dem er mich einſt ſchlug.
Hier will ich Friede ſchaffen,
Da gilt kein langes Gaffen:
So räch' ich mich mit Fug!

Halt ein, halt ein, Geſelle!
Ich kenne dich gar gut,
Voreinſt mein Feind! Zur Stelle
Bin ich dir treugemut.
Für mannige Gefahren
Nehm' ich nun Widergeld.
Ich will dir offenbaren:
Du haſt in dieſen Scharen
Dein Liebſtes auf der Welt.

Mit dem du kämpfſt, der Knabe,
Das iſt Dietleib, dein Sohn!
Nimm ihn von mir zur Gabe
Als mancher Schläge Lohn!"
Und Sohn und Vater fallen
Sich in die Arme ſchnell.
„Dank, Rüdger dir vor allen!
Doch in des Königs Hallen
Verrat uns nicht, Geſell!"

Und Rüdger ſchwört: „Bei Leibe,
Ich ſag die Kunde nicht,
Nicht Manne noch auch Weibe,
Was man auch zu mir ſpricht."
Nach Etzelburg nun kehren
Die Sieger froh zurück.
Zur Königin, zur hehren,
Spricht Rüdiger: „Viel Mären
Weiß ich voll Heil und Glück.

Nur ſchwur ich, daß bei Leibe
Ich ſie nicht künden ſoll
Nicht Manne noch auch Weibe;
Doch ſchick mir züchtevoll
Ein Jungfräulein, dem künde
Ich alles, was ich weiß.
Das iſt mir keine Sünde,
Wenn ich es recht ergründe.
Die meld' es dir mit Fleiß!"

So wurde kund die Märe.
Da ward in Burg und Saal
Herr Rüdiger der hehre
Geprieſen allzumal.
„Das Höchſte iſt gelungen
Dir, Überheld an Kraft.
Du haſt den Feind bezwungen,
Du haſt den Sieg errungen
In aller Ritterſchaft!"

II.

Zur Königin Krimhilde,
Der Witwe Siegfrieds, ſpricht
Herr Rüdiger, der milde:
„Ich ſchwur's und brech es nicht,
Daß ich nur wiederkäme
Zu Etzel, meinem Herrn,
Wenn ich dich mit mir nähme
Als ſeine Braut; o gräme
Dich nicht, der Frauen Stern!

Um dich dem Herrn zu werben,
Gäb' ich mein Leben hin.
Ich werde für dich ſterben,
Befiehlſt du's, Königin.
Trägſt du zu trübem Grimme
Ein Leid, ich räch es dir!"
Da ſprach ihr Ja die Schlimme:
„Doch was ich einſt beſtimme,
Zu tun, das ſchwöre mir!"

Sie legt die Trauerſchleier
Um Siegfrieds Tod dahin
Und zieht zur Hochzeitsfeier
Mit Etzel fort nach Wien.
Des Gatten Mord zu rächen,
War ſie allein bedacht
An Hagen, jenem frechen,
Und ſeinen Hohn zu brechen
Mit Etzels ganzer Macht.

Die Nibelungen fahren
Zum Feſt mit Schwert und Schild.
Herr Rüdger zu Bechlaren
Empfängt ſie gaſtlich mild;
Er gibt ſein Kind Dietlinde
Als Braut dem Giſelher
Und zieht darnach geſchwinde
Mit all dem Trautgeſinde
Zur Etzelburg daher.

Dort ſprach zu Rüdigeren
Die Frau: „Nun, Ritter mein,
Sollſt du mir das gewähren,
Was du mir ſchworſt beim Rhein!
Den Mörder Hagen wollen
Die Brüder ſchützen: gut!
Sie ſollen für mein Grollen
Mir auch nun Buße zollen
Mit ihrem Leib und Blut!"

„O weh mir meiner Treue!"
So ſprach Held Rüdiger.
„Glaub mir, daß ich nicht ſcheue
Den Streit, auch noch ſo ſchwer.
Doch ſoll ich jetzo töten
Den lieben Tochtermann,
Mit Freundesblut mich röten?
Zu welchen argen Nöten
Zwingt mich des Eides Bann!"

Krimhild will es nicht laſſen,
Sie mahnt ihn an den Eid.
Er muß ſein Schwert erfaſſen
Und eilt hin in den Streit.
Doch mit denſelben Waffen,
Die er den Freunden gab,
Wird ihm ſein Ziel geſchaffen:
Die Todesgeiſter raffen
Ihn grauſam hin ins Grab. —

Auf Bechelarens Zinne
Steht Jungfrau Dietelind,
Sie ſpricht zur Markgräfinne,
Der Mutter, ſo geſchwind:
„Sieh, von Krimhildens Feſte
Kommt dort der Vater her,
Mit ihm die edlen Gäſte.
Bereiten wir aufs beſte
Uns zu des Hauſes Ehr'!"

„Ja, du mußt Abſchied nehmen,
Dietlind, mein Töchterlein.
Dem Bräut'gam ohne Grämen
Folg du nun an den Rhein.
Und ſorge, daß am Rheine
Wie an der Donau Strand
Dein Vater nicht alleine,
Auch du als Makelreine
In Ehren ſeiſt genannt."

Und näher kommt's geritten.
„O weh, was mag das ſein?
Nicht nach den alten Sitten
Kommt froh mein Väterlein.
Sein Roß mit ſchwarzer Decke, —
Sein blutig Streitgewand, —
Und trauernd trägt ein Recke
Sein Schwert! O Gott, erwecke
Nicht ſolches Leid dem Land!"

Den beiden Frau'n, den milden,
Ward großer Jammer kund.
„So wehe dir, Krimhilden!
Weh deinem Ehebund!
Vor allzu großer Treue
Sank unſer Haus in Not;
Doch dieſes Segens freue
Dich, Oſtmark, ohne Reue!
Das wünſch' ich noch im Tod!"

Ohnmächtig ſinkt ſie nieder,
Der Gram brach ihr das Herz.
Der Mannen Trauerlieder
Ertönen himmelwärts:
„In aller Männer Scharen,
So lang die Welt beſteht,
Wird ſich nicht offenbaren
Gleich Rüdger von Bechlaren
Ein Held ſo treu und ſtät!"

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leo-Geſellſchaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien.

Das Protoplasma.

Eine naturphilosophische Studie als Beitrag zur Entwicklungstheorie.

Von **Albert Wimmer.**

Motto:

Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern;
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr;
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht.
(Goethe, Faust.)

Die Frage, ob die Wunder, von welchen in der ältesten Geschichte aller Religionen erzählt wird, als geheiligte Wahrheiten kritiklos zu glauben oder aber als naive Märchen zu verwerfen seien, ist stets der Gegenstand einer je leidenschaftlicheren, desto unverständigeren Polemik gewesen. Der tiefinnere Hang des Menschen zum Okkultismus ist stets mehr oder weniger durch eine Vorliebe für den Empirismus ausgeglichen und das Produkt dieser heterogenen Doppelnatur ist die Neigung zum selbstquälerischen Zweifel.

Daß der Zweifel vor allem in jenen Fragen einsetzt, welche nicht durch sinnfällige Beweise entschieden werden können, ist begreiflich, und es ist daher in erster Linie der Begriff des „Wunders", gegen welchen der bloße Zweifel sich in solchem Grade wendet, daß er sich selbst — aus eigener Machtvollkommenheit — als Gegenbeweis gelten läßt und jede weitere Erörterung als zwecklos von sich weist. Und doch ist der Begriff „Wunder" nicht durch die einfache Deutung erschöpft, welche man gemeinhin damit verbindet: sein Inhalt reicht von heute noch Unerklärlichem in ununterbrochener Reihe bis zu lange verneinten und nun doch endgiltig anerkannten Tatsachen und gehört mit diesen letzteren bereits dem Bereiche unserer positiven Erkenntnis an.

So sind z. B. die Erscheinungen des Hypnotismus seit den ältesten Zeiten bekannt und doch wurde der Glaube daran von den Vertretern der modernen Wissenschaft bis in die jüngste Zeit als Aberglaube, die betreffenden Experimente als Betrug bezeichnet, und das mit umso schärferem Nachdruck, je mehr sich die Beweise für die zweifellose Richtigkeit der Sache häuften, bis endlich auch die Wissenschaft den Hypnotismus als vollwichtige Tatsache anzuerkennen gezwungen war. Ganz ähnlich verhält es sich heute noch mit den Irrlichtern. Tausende haben sie gesehen, selbst Gelehrte, z. B. der berühmte Astronom Bessel, Professor Knorr u. s. w., ihre Existenz

aus eigener, unanfechtbarer Erfahrung bestätigt, und doch stehen fast sämtliche Gelehrte, sofern sie selbst noch keine derartigen Erscheinungen gesehen haben, auf dem Standpunkte der absoluten Verneinung.

Der Materialismus ist eben mindestens genau so doktrinär und fanatisch wie das äußerste Extrem jener Richtung, welche er in erster Linie bekämpft, und man gewinnt von ihm den Eindruck, daß er nicht immer als wissenschaftliche oder philosophische Überzeugung, vielmehr sehr oft als Schlagwort einer sozialpolitischen Kampfidee aufzufassen ist, ganz gewiß wenigstens insoweit, als er durch zielbewußte Propaganda Proselyten wirbt.

Der Begriff „Wunder" umfaßt im weitesten Sinne alle Tatsachen und Erscheinungen, welche sich auf Grund unserer Erfahrungswissenschaft nicht logisch erklären lassen und für deren völlig befriedigende Erklärung auch keine auf gleicher Basis aufgebaute Hypothese ausreicht. Im engsten Sinne hingegen wäre unter dem Begriff „Wunder" jene Kategorie von Erscheinungen zu verstehen, welche sich in augenscheinlichem und unlösbarem Widerspruch mit den von uns erkannten materiellen Gesetzen befinden.*)

Aus dem reichen Kreise jener erstgenannten, ich möchte sagen alltäglichen Wunder, welche uns allseits tausendfältig umgeben und welche darum nicht weniger Wunder sind, weil sie kaum von Einem unter tausend als solche geachtet werden, soll nun ein Kapitel besprochen und damit die Überschrift dieser Skizze gerechtfertigt werden.

* * *

In immer rascherem Siegeslaufe hat die Menschheit die Naturkräfte erforscht und ihre Wirkungen sich in nie geahntem Grade dienstbar gemacht. Soweit die Sinne des Menschen, geschärft durch Fernrohr und Mikroskop und tausend technische Behelfe, vorzudringen vermochten in das feinste Gefüge der Körper unserer Erde wie in die unermeßlichen Fernen des Weltraums, selbst das Unwägbare wägend und das Unsichtbare messend, — so weit wurde uns die Natur unserer Erde wie diejenige des Weltalls erschlossen. Aber den Triumph, die Krönung des menschlichen Wissens: die Erkenntnis der letzten Ursachen aller Dinge und Erscheinungen, hat uns auch dieser geistige Siegeslauf nicht gebracht, — wir sind in diesem Punkte so unwissend wie vor zweitausend Jahren.

Nach jeder Richtung stößt unsere Forschung auf eine Grenze, jenseits welcher all' ihre Hilfsmittel völlig versagen, und was besonders zu denken gibt: diese Grenze ist nicht variabel, der momentanen Vollkommenheitsstufe

*) Im Sinne der katholischen Auffassung würde die Definition des Begriffes „Wunder" folgendermaßen genauer zu geben sein: Als Wunder (absolute Wunder) sind jene Geschehnisse anzusehen, welche den natürlichen Gesetzen und Eigenschaften der Dinge entgegen sich vollzogen haben, deren Urheber also nur eine über den Naturgesetzen stehende Macht — Gott — sein kann. Das absolute Wunder steht zu Gott nicht im allgemeinen Verhältnisse von Wirkung und Ursache, sondern in dem besonderen von zweckdienlicher Tat und Willen.

unserer Behelfe entsprechend, sondern sie ist fest, und unverrückbar erweist sie sich an allen Punkten, an welchen die Forschung schon bis zu ihr vorgedrungen ist.

Einer dieser Grenzpunkte nun ist die Erkenntnis eines Stoffes, der in und um uns millionenfach webt und schafft, ohne welchen unsere Erde eine öde, tote Wüste wäre: — das Protoplasma.

Das Protoplasma hat in der Stoffwelt seines Gleichen nicht, denn es lebt, d. h. es besitzt selbsteigene Bewegung, nimmt Stoffe aus der Umgebung auf und wandelt sie in andere Stoffe um, welche es sowohl zu seinem eigenen Aufbau als auch zur Erzeugung verschiedenster bestimmter Gebilde verwendet, welche seinen Lebensprozeß zu fördern oder zu schützen berufen sind.

Alle aus der Lebenstätigkeit des Protoplasmas hervorgegangenen Gebilde sind (mit wenigen Ausnahmen) von den Gebilden des unbelebten Stoffes durchaus verschieden, denn die letzteren sind entweder von gestaltloser (amorpher) Struktur oder aber nach strengen mathematischen Gesetzen aufgebaut (krystallisiert), während sich die vom lebenden Protoplasma erzeugten Gebilde aus eigentümlichen Grundelementen — den Zellen — zusammensetzen, welche sich nicht nach mathematischen Gesetzen formen wie die Kristalle, sondern der Funktion im Lebensprozesse angepaßt sind, welche sie erfüllen sollen. Auch dort, wo Kristalle als Ausscheidungsprodukte des organischen Lebens vorkommen, sind sie als Bestandteile des lebenden Organismus stets mit Zellen verbunden und dienen bestimmten Zwecken desselben.

Die Zusammensetzung des Protoplasmas ist nur perzentuell bekannt und wechselt innerhalb enger Grenzen. Im Durchschnitt enthält es etwa 53 % Kohle, 7 % Wasserstoff, 15 % Stickstoff, 24 % Sauerstoff und 1 % Schwefel nebst kleinen Mengen anderer Elemente, wie Phosphor, Kalk 2c. Die chemische Konstitution desselben zu ergründen, ist bis jetzt nicht gelungen und wird auch kaum jemals gelingen, da der einzige mögliche Weg zu diesem Ziele in der Vermengung des Protoplasmas mit chemisch wirksamen Stoffen (Säuren, Basen, Salzen) besteht, wobei die neu entstandenen Verbindungen Licht in diese Frage bringen könnten; nun wird aber das Protoplasma durch jede Mischung mit wirksamen Chemikalien sofort getötet und die Chemie kann bestenfalls — wenn es ihr je gelingen sollte — nur die Konstitution des toten Protoplasmas ergründen; dieses ist aber vom lebenden Protoplasma umso bestimmter verschieden, als der Unterschied beider mindestens auf einer Umwandlung der chemischen Konstitution beruht, denn das tote Protoplasma zeigt bald nach dem Übergang in diesen Zustand eine energische Neigung, sich völlig zu zersetzen, und noch nie ist es gelungen, dasselbe durch irgend ein Mittel wieder in lebendes Protoplasma überzuführen.

Das Protoplasma ist also die Quelle alles tierischen und pflanzlichen Lebens. Die lebende Natur entnimmt der toten direkt oder indirekt die Elemente, deren sie zum Aufbau ihrer Gebilde bedarf, befindet sich demnach mit ihr in mehr oder minder inniger Wechselbeziehung; dennoch überbrückt kein verbindendes Glied die tiefe Kluft zwischen den beiden Naturreichen. Legt man auf den Boden eines durch Hitze sterilisierten Glasgefäßes ebenso keimfrei gemachte Felsstücke und bringt man nun eine Schicht Wasser in der Weise darauf, daß man ausströmenden heißen Wasserdampf im Gefäße kondensieren läßt, worauf man den Flaschenhals zuschmilzt, so wird sich auch bei jahrelangem Stehen niemals auch nur die einfachste mikroskopische Zelle bilden.

Das höchste Interesse bietet das Protoplasma aber dort, wo es als Keim eines neuen Wesens auftritt. Wenige Beispiele aus dem wahrhaft unerschöpflichen Materiale dieses Forschungsgebietes mögen dartun, daß wir hier tatsächlich vor Wundern stehen, welche derzeit wohl keine plausible Erklärung zulassen.

Betrachten wir vor allem den Generationsvorgang bei offenblütigen Pflanzen. Die auffallendsten Teile einer Blüte, welche unser Auge durch ihre bunte Pracht erfreuen, sind die Blumenkrone und die Kelchblätter, ihre wichtigsten Teile aber sind Fruchtknoten, Stempel und Staubgefäße, und die Blumenkrone dient nur zu deren Schutz oder auch zu anderen physiologischen Zwecken. Der Fruchtknoten, welcher zunächst dem Stengel aufsitzt, ist ein fleischiges Gehäuse mit Hohlräumen, in welchen die künftigen Samen winzig vorgebildet an den Wänden sitzen. Aus diesen Hohlräumen führt ein Kanal in den nächstfolgenden Teil, den „Stempel", durch welchen er sich als feine Röhre bis zum obersten, meist zottigen oder klebrigen Teil des Stempels, der „Narbe", fortsetzt. Die Staubgefäße endlich sind gestielte oder ungestielte, meist zweiteilige Behälter, welche um den Stempel herum verschiedenartig angeordnet sind und in welchen sich der befruchtende Pollenstaub erzeugt. Dieser Staub besteht aus kaum sichtbaren rundlichen Körnchen, welche beim Befruchtungsvorgang auf die „Narbe" fallen oder durch Wind oder Insekten dahin gebracht werden. Sobald ein Pollenstäubchen auf die Narbe gelangt, gerät sein Protoplasma in Bewegung und entleert sich durch einen feinen Schlauch, welcher aus der der Narbe zugekehrten Seite des Stäubchens herauswächst. Dieser Schlauch wächst nun durch den Kanal des Stempels weiter, bis er in den betreffenden Hohlraum des Fruchtknotens gelangt, wo er mit rätselhafter Sicherheit eines der (oft versteckten) Eichen, den künftigen Samen, findet und sich daran legt. Hierauf schwinden die trennenden Häute an der Berührungsstelle, das Protoplasma des Pollenstäubchens verbindet sich mit demjenigen des Eichens und die Befruchtung ist vollzogen. Nun kann aus dem befruchteten Eichen ein keimfähiger Same werden. Die äußeren Blütenteile haben ihren Zweck erfüllt und verwelken, während der Fruchtknoten weiter wächst und die darin enthaltenen Samen allmählich reifen.

Wird der Same dann in die Erde gebettet, so keimt er und wächst heran zur Pflanze, welche in allen Eigenheiten der Mutterpflanze völlig gleicht und auf die oben geschilderte Weise wieder Samen erzeugt. Wohl zu beachten ist, daß nicht nur die Eigenschaften jeder Pflanzenart eine reiche Fülle individueller, bis ins Kleinste fixierter Besonderheiten aufweisen, sondern daß auch ihr Lebensgang — wenn man so sagen darf — eine gleiche Fülle charakteristischer, nur ihrer Art zukommender Eigentümlichkeiten zeigt, welche alle biologischen und physiologischen Äußerungen ihrer Lebenstätigkeit bis ins kleinste Detail kennzeichnen. Und diese enorme Summe von Eigenschaften ist vererbt, d. h. sie muß in dem oft winzigen Samenkorn — z. B. bei der Tabakpflanze — eingeschlossen gewesen sein, und zwar mit der Gewähr unfehlbarer, sicherer Entfaltung vorgebildet! Noch mehr! Gehen wir zurück bis zur ersten Bildung des Samenkorns, so beweist uns die Tatsache der Bastardbildung, wenn der Pollenstaub einer Art auf die Narbe einer anderen übertragen wird, daß alle diese Eigenschaften bereits im mikroskopischen Pollenstäubchen wie im sprossenden Eichen des Fruchtknotens einer Blüte vorgebildet sein müssen, da ja sonst eine Mitvererbung der väterlichen Eigenschaften (durch den Pollenstaub) nicht möglich wäre. Das Pollenstäubchen ist aber nur ein mit Protoplasma gefülltes Zellchen und folglich muß das Bildungsgesetz, nach welchem sich die Pflanze entwickelt, die Vorausbestimmung aller Phasen mit ihren minutiösesten Details und der ungeheuren Summe von Eigenschaften schon im spezifischen Protoplasma der Art, beziehungsweise des Individuums enthalten sein. Diese Vorausbestimmung muß derart exakt sein, daß ihre fortwirkende Kraft mit unfehlbarer Sicherheit und ganz automatisch die enorme Reihe von Wirkungen hervorbringt, welche den Charakter der Art oder des Individuums bestimmen.

Wie wunderbar muß ein solches Protoplasma-Stäubchen zusammengesetzt sein!

Nehmen wir an, wir lebten als anders beschaffene Wesen auf einem protoplasmalosen, bloß mineralischen Planeten, also ganz ohne Kenntnis solcher Bildungsmöglichkeiten, und irgend ein botanischer Prometheus brächte uns ein Samenkorn nebst Gebrauchsanweisung von einem glücklicheren Sterne. Wir würden dasselbe säen, würden es keimen, wachsen sehen, und endlich stünde es als mit herrlichen Blumen bedeckte Pflanze vor unseren erstaunten Augen —, würde auch nur einer unter uns sein, welcher nicht ausrufen würde: „Das ist ein Wunder, denn es widerspricht jeder Möglichkeit, den Vorgang natürlich zu erklären!“

Wir aber, die wir gewöhnt sind, solche Wunder millionenfach vor unseren Augen geschehen zu sehen, erblicken in ihnen nur alltägliche und selbstverständliche Vorgänge.

Durch gewisse Manipulationen (Pfropfen, Äugeln) kann man einen Zweig oder die Triebknospe einer Pflanze mit einer Pflanze anderer Art zur Verwachsung bringen. Der solcherart applizierte Pflanzenteil wächst

seinem Artcharakter entsprechend weiter, bringt die seiner Art eigentümlichen Blüten und Früchte hervor und bezieht von seiner fremden Unterlage nur die Nahrung.*) Auch diese Tatsache weist klar darauf hin, daß nur das Protoplasma der Sitz des individuellen wie des Artcharakters ist, denn alle lebenden Pflanzenteile sind mit Protoplasma ausgekleidet.

Bei den Tieren verläuft der Bildungsprozeß im wesentlichen ebenso: auch bei ihnen sind die Grundlagen für ihre Existenz meist getrennt im unbefruchteten Ei und im Spermatozoon vorhanden, und auch bei solchen niedrigstehenden Tieren und Pflanzen, welche sich ungeschlechtlich fortzupflanzen scheinen, ist eine entsprechende Differenzierung des Inhaltes der Urzellen wahrscheinlich (Zellenkopula). Bei den Tieren aber, besonders bei der weitaus überwiegenden Mehrzahl derselben, welche unteilbare Individuen bilden, sind die wunderbaren Eigenschaften des Protoplasmas noch auffallender in ihrer Wirkung als bei den Pflanzen.

Dem Fruchtknoten der Pflanzen entspricht der Eierstock der Tiere, dem Blütenstaub jener das Sperma dieser, auch der Befruchtungsvorgang

*) Es existiert trotz tausendfacher Übung des Pfropfens und Okulierens nur ein einziges, anscheinend beglaubigtes Beispiel eines Pfropfhybriden, der Cytisus Adami aus einem Pfropfreis von Cytisus purpureus auf C. Laburnum entstanden. Nach einer Mitteilung Schnittspahns wurde dieser Hybride durch Okulation vom Blumenzüchter Adam in Vitry im Jahre 1826 erzeugt und von dort aus durch Pfropfreiser weiter verbreitet. Diese — übrigens besonders seitens der Gärtner vielfach angezweifelte Tatsache — als wahr vorausgesetzt, muß eine innige Vermischung, wahrscheinlicher aber ein bloßes Nebeneinander der beiden Protoplasmaarten angenommen werden. Für die letztere Annahme spricht die interessante Erscheinung, daß aus den trübrosenrot blühenden Zweigen von C. Adami oft Seitenzweige von reinem C. Laburnum (mit gelben Blütentrauben) oder C. purpureus (purpurrot blühend) wachsen; auch Trauben, deren einzelne Blüten bald gelb, bald rot sind, kommen vor.

Die eigentliche Hybridation (durch Pollenübertragung) zwischen zwei oder mehr Arten ist selbstverständlich gleichfalls durch eine Vermengung (keine Verbindung!) des Artprotoplasmas bedingt. Charakteristisch ist deshalb die Neigung aller Hybriden, in die Stammarten zurückzuschlagen, auch bei den relativ wenigen „samenbeständigen" Bastarden kommt dies doch zeitweilig vor. Das berechtigt zu dem Schlusse, daß diese Vermischung stets eine mechanische, wenn auch mehr oder minder innige ist, ein Nebeneinander der an sich unveränderlichen verschiedenen Protoplasmata.

Ein weiterer Beweis für die Integrität der einzelnen Bestandteile solcher Protoplasmagemenge ist übrigens auch im individuellen Atavismus innerhalb der reinen Arten zu erblicken; solche ataviistische Rückschläge gehen oft auf charakteristische Sondereigenschaften eines Individuums zurück, dessen Platz im Stammbaum um viele Generationen zurückliegt. Natürlich handelt es sich hiebei nur um sekundäre Details, welche den Artcharakter nicht im mindesten tangieren.

Hybridationen kommen übrigens auch in der freien Natur ziemlich häufig vor, wenn auch fast ausschließlich nur bei Pflanzen, welche auf die Beihilfe von Insekten bei der Befruchtung angewiesen sind. Besonders die Orchideen und Weiden zählen zahlreiche Bastarde.

(die endliche Verbindung zweier verschiedener Urzellen) ist hier wesentlich ähnlich. Aber bei den Tieren (wenigstens bei den als Individuen ausgebildeten) tritt die artbestimmende Fähigkeit des Protoplasmas noch deutlicher zutage, den individuellen und zufälligen Abweichungen von der typischen Gestaltung ist hier eine noch engere Grenze gezogen als bei den Pflanzen.

In der Tierwelt ist die Mannigfaltigkeit der Artmerkmale noch größer als in der Pflanzenwelt, denn hier kommen zu den Unterschieden in der inneren und äußeren Ausstattung, Form und Farbe, noch die oft ebenso großen hinsichtlich der Lebensgewohnheiten, der Brutobsorge, wohl auch der Stimme. Ein Beispiel möge dies erläutern.

Wohl jeder wird schon an heißen, sonnigen Tagen stattliche, violettblaue Bienen um alte Pfosten und dergleichen schwärmen gesehen haben. Es ist die Xylocopa violacea, welche hier entweder einen passenden Platz für ihre künftige Kinderstube sucht oder wohl auch schon geschäftig ist, dieselbe mit treuer Muttervorsorge auszustatten. Bald werden wir auch sehen, wie hier an diesem morschen Balken eine Xylocopa emsig bemüht ist, ein Loch in das Holz zu beißen, so daß die Späne unter den Angriffen der scharfen Kieferzangen fliegen; dort aber schlüpft soeben eine in ein Loch an einem Pfosten. Wenn wir hier mit Hilfe eines Stemmeisens die äußeren Holzschichten entfernen, werden wir bald sehen, was eine Holzbiene an Arbeit aufwenden muß, um das Gedeihen ihrer Brut zu sichern.

Die Biene nagt zuerst in wagrechter Richtung ein etwa 3 cm. tiefes Loch in das Holz; von da an arbeitet sie, indem sie die bisherige Richtung unter rechtem Winkel verläßt, senkrecht nach unten, also gleichlaufend mit der Holzwand. Den untersten Teil der Röhre führt sie jedoch durch eine Krümmung der Außenwand näher und nagt dort dieselbe bis auf eine dünne Schicht durch. Die entstehenden Späne hat sie alle sauber hinausgeschafft, nur im untersten Teil der Röhre bleibt ein Häufchen liegen. Nun trägt sie Blütenstaub ein, welchen sie mit Honig vermengt, und legt ein Ei darauf, worauf sie den untersten Teil der Röhre mit einer aus Sägespänen gefertigten maché-artigen Masse in Form eines runden Deckels verschließt. So fährt sie fort, eine Zelle nach der anderen zu bilden, nachdem sie jede mit dem genau nötigen Quantum Nahrung und einem Ei belegt hat, bis die oft 30 cm. lange Röhre ganz mit Zellen erfüllt ist, worauf sie das Eingangsloch gut verkittet. Reichen ihre Kräfte noch dazu aus, so beginnt sie wohl noch einen zweiten Bau an einer anderen Stelle.

Nach einigen Tagen schlüpfen die Eier aus und zwar in der Reihenfolge, wie sie gelegt wurden, also das unterste zuerst, nnd die augen- und fußlosen Lärvchen bohren sich in die süßen Vorräte ein, welche die Mutter gesammelt hat. Dabei wachsen sie zusehends und sind zugleich mit dem Verzehren des letzten Speiserestes reif zur Verpuppung, etwa drei Wochen, nachdem sie das Ei verlassen. Die Puppe ist weiß und zeigt

schon die Umrisse der Glieder des künftigen Insektes. In der gleichen Reihenfolge entschlüpfen endlich die ausgebildeten Holzbienen ihren Puppenhüllen, die unterste zuerst. Hier zeigt sich nun der Nutzen der weisen Einrichtung, daß die Mutterbiene das Ende des Ganges mehr der Außenwand näherte und dort bis auf eine dünne Schicht durchnagte: die junge Biene, welche als erste ausschlüpfte, müßte ja sonst den Weg durch die Kammern aller ihrer Geschwister nehmen. So aber erprobt sie ihre Kinnbacken zum ersten Male an der dünnen Holzwand, welche sie vom goldenen Sonnenlichte trennt, und alle ihre Schwestern folgen ihr allmählich auf dem gleichen Wege.

Nun schwirrt die Erstgeborene mit den stahlvioletten Flügeln im heißen Sonnenscheine, während ihre arme Mutter, längst erschöpft und ein Opfer ihrer Pflichterfüllung, im Grase modert. Das Nächste, was sie nun unternimmt, ist eine ausgiebige Stärkung mit Honig, den sie gespornten Blüten listig durch Aufschlitzen des honigführenden Sporns entnimmt, wie es auch die Hummeln tun. Bald aber finden sich die Paare und noch am gleichen Tage beginnt das befruchtete Weibchen dasselbe kunstvolle und anstrengende Werk, wie einst ihre Mutter, ohne jede Unterweisung genau auf dieselbe Art. Das hiezu nötige und wahrlich nicht geringe Wissen hat sie fertig auf die Welt mitgebracht.

Nicht nur diese technische Befähigung, sondern auch die spezifische Art, wie das Insekt unvorhergesehenen Hindernissen zweckmäßig zu begegnen weiß, ist charakteristisch speziell für diese Art und wird nicht erlernt oder durch Erfahrung erworben, sondern diese Fähigkeiten sind integrierende Bestandteile des vererbten Artcharakters.

Der Artcharakter ist also nicht allein in den spezifischen Eigentümlichkeiten des anatomischen Baues, der äußeren Form, der Behaarung, des komplizierten und doch für jede Art streng stationären Flügelgeäders, inklusive der Larven- und Puppenformen, scharf ausgeprägt, sondern auch in sämtlichen Gewohnheiten, jeder Vorliebe und Abneigung und in der ganzen Summe anscheinend willkürlicher und überlegter Tätigkeiten, deren Zweck die Ernährung, die Brutobsorge und die Verteidigung ist. Diese letztere Gruppe von Eigenschaften hat anscheinend die Merkmale des Intellekts, kann aber mit demselben keinesfalls verwechselt werden, denn das Insekt wählt bei der Überwindung von unerwarteten Hindernissen nicht mit Überlegung das beste Mittel zur Erreichung des Zweckes, sondern die Reaktion gegen das Hindernis wird augenscheinlich automatisch und in einer Weise ausgelöst, welche bei jeder Art verschieden und dabei für jede Art feststehend und charakteristisch ist.

Es wurde hier der Ausdruck „automatisch" gebraucht, und es sei gestattet, eine Bemerkung daran zu knüpfen. Jedermann weiß, wie kompliziert und kunstvoll ein Automat eingerichtet sein muß, wenn er nicht, wie ein einfaches Uhrwerk, nur einerlei Bewegung, sondern eine Reihe verschiedener Bewegungen ausführen soll. Schon für ein Dutzend verschiedener

Wirkungen braucht er hunderte von Rädern, Hebeln und Bestandteilen und vermag dann doch nichts anderes, als nach dem letzten seiner Kunststücke genau dieselbe Reihenfolge wieder von vorne anzufangen. Was für ein wunderbarer Automat steckt aber in dem mikroskopisch kleinen Protoplasmazellchen, aus welchem sich beispielsweise nur ein so bescheidenes Insekt entwickelt wie die eben geschilderte Xylocopa! Er bildet nicht nur im Verdauungskanal und der Blutbahn ein chemisches Laboratorium, das mit seinen Leistungen den größten Chemiker beschämt, und legt in das haarfeine Ganglion des Insektes eine unfehlbare Schärfe der Fähigkeit, Nützliches und Schädliches zu unterscheiden, sowie einen Schimmer des Bewußtseins von der eigenen Existenz, welches sich im Selbsterhaltungstrieb dokumentiert, sondern er befähigt es auch durch die Bildung verschiedener feinkonstruierter Organe die Vorgänge und Dinge der Außenwelt zu erfassen und bestimmt hunderttausende von Tätigkeiten und Wirkungen im kurzen Insektenleben mit unfehlbarer Präzision voraus, einschließlich der Fähigkeit des Kunstwerkes, vor seiner Zerstörung eine oft große Anzahl ebensolcher aus sich heraus zu schaffen.

Wie viele Bestandteile müßte ein von Menschen angefertigter Automat haben, um nur annähernd Ähnliches zu leisten, und welchen Raum würde dieser einnehmen müssen? Auch der phantasievollste Optimist unter den Physikern wird darauf antworten, daß die Konstruktion einer solchen Maschine jetzt und in alle Ewigkeit eine absolute Unmöglichkeit sei. Und ich frage den Leser, der die Geduld hatte, dieser knappen Schilderung bis hieher zu folgen: ist das Protoplasmastäubchen, in welchem diese ungeheure Summe von Wirkungen vorausbestimmt ist, ein Untersuchungsobjekt, dessen Konstitution der Naturforscher durch sein Mikroskop, der Chemiker durch seine Retorten und der Philosoph durch sein Nachdenken jemals erforschen kann? Ist der Begriff und Ausdruck „Wunder" hier nicht vollberechtigt?*)

Es ist notwendig, hier eine Bemerkung anzufügen. Die Kontinuitätstheorie, welche unter den Gelehrten, besonders früherer Zeiten, manchen Verfechter fand, behauptet, daß die Materie unendlich teilbar sei, daß es also eigentlich kein kleinstes, folglich nicht weiter teilbares Teilchen gebe. Von diesem Standpunkte aus wäre die Zusammendrängung einer beliebig großen Summe von Eigenschaften auf einen beliebig kleinen Raum ganz wohl denkbar. Der Annahme, es gebe kein kleinstes Teilchen, widersprechen aber zahlreiche Tatsachen, besonders aus dem Gebiete der Physik und der Chemie, beispielsweise die Erscheinungen der Kapillarität, derzufolge Flüssigkeiten in einem haarfeinen Röhrchen von selbst aufsteigen, was bei nur etwas weiteren Röhrchen niemals der Fall ist, selbst wenn sie horizontal gehalten werden.

*) Hier ist der Begriff „Wunder" natürlich im allgemeinen Sinne aufzufassen, also als eine nicht nur einmal zu bestimmtem Zwecke geschehene Handlung der göttlichen Allmacht, sondern ähnlich wie das Ausstrahlen von Licht und Wärme von der Sonne gemäß den für diese Vorgänge geltenden und von Gott gegebenen Gesetzen.

Ebenso widerspricht dieser Annahme die Abhängigkeit der Wellenformen von der Oberflächenausdehnung des Wassers, wobei wohl zu merken ist, daß jeder Form eine gewisse absolute Größe entspricht, denn sonst müßte sich der Wogengang des Meeres en miniature in einem mit Wasser gefüllten Topfe nachmachen lassen. Im Gebiete der Chemie sprechen besonders zahlreiche Tatsachen gegen diese Annahme, z. B. das Gesetz der multiplen Proportionen. Aus dieser Abhängigkeit der Erscheinungen von einer absoluten, ziffernmäßig bestimmbaren Größe des sie erzeugenden Mediums geht zur Evidenz hervor, daß diese Größen bestimmten Summen entsprechen; dieselben müssen aber aus Einheiten bestehen, welche, wenn sie auch noch so klein sind, doch eine bestimmte, absolute Größe besitzen. Die Theorie von einer unendlichen Teilbarkeit der Materie ist also nicht haltbar und ihr hat die moderne Wissenschaft die Atomtheorie entgegengestellt, welche übrigens schon von einigen altgriechischen Philosophen, wie Demokritos gelehrt worden war. Nach dieser Lehre, welche zwar nur Hypothese ist, aber eine sehr hohe Wahrscheinlichkeit für sich hat, unterscheidet man „Moleküle" und „Atome"; die ersteren sind auf mechanischem Wege nicht weiter teilbar, können aber (mit sehr seltenen Ausnahmen) durch chemische Einwirkung noch in Atome, die kleinsten möglichen Teile, zerlegt werden. Ein Molekül, das nach der (hypothetischen) physikalischen Berechnung sich zur Größe eines Wassertropfens etwa so verhält wie ein Taubenei zur Größe der Erde, ist also ein allerdings sehr kleiner, aber doch meßbarer Körper. Die Rechnung ergibt übrigens, wie es kaum anders möglich ist, je nach dem gewählten Ausgangspunkte außerordentlich schwankende Ziffern, in zwei verschiedenen Fällen z. B. als Inhalt eines 0·05 ^{mm} messenden Stäubchens je nach der Berechnungsbasis 5 Billiarden bis 60 Trilliarden Moleküle, während nach einer anderen Berechnung (nach Thomson) die Zahl der in einem solchen Stäubchen enthaltenen Moleküle zwischen 370 Billiarden und 12½ Trilliarden schwankt. Diese Zahlen an sich lösen in uns keine Vorstellung aus; um sie dem Verständnisse näher zu bringen, stelle man sich den von einem Molekül beanspruchten Raum in der Größe eines Hanfkornes vor: dem oben erwähnten Stäubchen würde dann eine Kugel von etlichen Kilometern Durchmesser entsprechen. Wie man sieht, kommt es bei solchen Berechnungen auf einige Billionen oder Trillionen nicht eben an — die Rechnung im Kleinsten ist augenscheinlich großartiger angelegt als diejenige im Größten: — ein Astronom würde sich schämen, bei der Berechnung des Abstandes eines fernsten Sternes solche Fehler als möglich gelten lassen zu müssen.

Diese Ziffern gelten aber nur für Elemente oder deren einfachste Verbindungen, bei welchen ein Molekül nur aus wenigen Atomen besteht; der Raumbedarf eines Moleküls wächst jedoch jedenfalls mit der Zahl der Atome, welche es zusammensetzen, und deren Anzahl ist bei organischen Verbindungen bekanntlich oft sehr groß, wie z. B. schon bei den einfachen

Alkaloiden des Opiums: Narkotin ($C_{22}H_{23}NO_7$) enthält 53, Narcein ($C_{23}H_{29}NO_9$) enthält 62 Atome. Das Protoplasma zerfällt bei der Behandlung mit chemisch aktiven Stoffen in eine Reihe atomreicher Verbindungen, seine Moleküle sind also von sehr komplizierter Zusammensetzung. Es entsteht nun die Frage, ob beim Protoplasma die früher skizzierte ungeheure Summe von Eigenschaften in jedem einzelnen der untereinander gleichartigen Moleküle vorgebildet ist oder ob der Gestalt- und Lebensplan des künftigen Wesens in der Urzelle durch eine bestimmte Gruppierung der ungeheuren Menge von Molekülen vorgezeichnet ist, welche einander in ihrer Zusammensetzung möglicherweise sehr unähnlich sein können. Im ersteren Falle müßte das Molekül aus Millionen von Atomen bestehen und die Struktur der Urzelle wäre die erste Stufe der Wirkungen, welche aus seiner wirksamen Kraft hervorgehen; aber eine Zusammensetzung des Moleküls aus einer so immensen Zahl von Atomen würde selbst im Gebiete der an komplizierten Erscheinungen so reichen organischen Chemie völlig isoliert dastehen, durch eine unüberbrückte, unendliche Kluft von allen übrigen Erscheinungen geschieden. Im zweiten Falle hingegen könnte man das Protoplasma der Urzelle nicht mehr als Stoff, sondern vielmehr nur als organisiertes Wesen auffassen, denn der Begriff „Stoff" setzt eine Zusammensetzung aus durchaus gleichwertigen und gleichen Teilen voraus; nimmt man aber gleiche Qualität der kleinsten Teilchen an und verlegt man die gestaltbildende Kraft in deren spezifische Gruppierung, so ist diese Annahme direkt ein Paradoxon, denn absolut gleiche Teile wirken in absolut gleicher Weise auf einander ein und können sich also, ähnlich wie bei den Kristallen, nur entsprechend der Eigenart ihrer Kräfte nach einfachen geometrischen Linien gruppieren, nicht aber in so tausendfach verschiedener Weise. Die oben erwähnte Annahme der Urzelle als „Wesen" endlich, welches aus verschiedensten Molekülen zusammengesetzt ist, stößt auf einen anderen Widerspruch: es ist keine zwingende Notwendigkeit einzusehen, warum sich diese Millionen Moleküle verschiedenster Art immer nur ausschließlich in einer einzigen, in allen Teilen — man möchte sagen: kapriziösen Form zusammenfügen sollten; die Anzahl der möglichen Kombinationen müßte entsprechend der Anzahl der vorhandenen Elemente geradezu unerschöpflich sein.

Es bleibt demnach für eine rein materialistische Auffassung nur die einzige Annahme als möglich übrig, daß sämtliche Vorbedingungen für die einstige Ausgestaltung des Art- und individuellen Charakters: Gestalt, anatomischer Aufbau, Farbe und Instinkt schon in jedem Molekül der Urzelle enthalten sind. Ein solches Molekül müßte aber nicht nur aus einer ungeheuren Menge von Atomen aufgebaut sein, sondern auch abnorme Stabilität und die Fähigkeit besitzen, die kompliziertesten Verbindungen des Kohlenstoffes direkt aus ihren Elementen aufzubauen, und das auf nassem Wege bei normaler Temperatur; und, was das Merkwürdigste ist, es müßte

die Fähigkeit besitzen, sich selbst stets neu zu erzeugen. Bilden doch die Pflanzen alle die tausend verschiedenen komplizierten Stoffe, welche sie uns liefern und von welchen trotz aller Hilfsmittel der Chemiker kaum einige direkt aus den Elementen darzustellen vermag, unmittelbar aus den mineralischen Bestandteilen der Erde sowie aus den kleinen Mengen von Kohlendioxyd und Ammoniak, welche die Atmosphäre enthält. Alle diese Tatsachen stellen, wenn man sie auch nur hypothetisch erklären will, sowohl an die Phantasie wie an die Kombinationsgabe starke Ansprüche, und zu einer exakten Erklärung reicht der heutige Stand wissenschaftlicher Erkenntnis schon gar nicht aus. Und will man die Möglichkeit einer vollen Erklärung auch der Zukunft zuweisen, so bleibt doch ein ungelöster Rest: die elektierende und schöpferische Fähigkeit des Protoplasmas, im Sinne fast bewußt erscheinender Zweckmäßigkeit Organe und andere Gebilde im richtigen Zeitpunkte und am richtigen Orte zu schaffen, wann und wo sie sich seinem Fortbestande als notwendig und nützlich erweisen.

Gegenüber der wohl für immer unbesieglichen Schwierigkeit, dieses Rätsel auf materialistischem Wege — nicht etwa zu lösen, sondern es nur mit den Gesetzen der Materie in Übereinstimmung darzustellen und dem Verständnisse näher zu bringen, bleibt noch ein Ausweg übrig: die Annahme eines spezifischen Impulses, welchem die chemische Konstitution der Urzelle nur das Materiale für seine schöpferische Tätigkeit bietet, — ähnlich, — man verzeihe den groben Vergleich! — wie eine andere Walze vermittelst der gleichen Orgelpfeifen auch ein anderes Musikstück hervorbringt. Dieser Impuls müßte als eine Kraft, welche die normalen Gesetze der Materie zu ihnen sonst fremden Wirkungen zwingt, auch logischer Weise außerhalb der Daseinsform, als welche uns die Materie bekannt ist, einer von der materiellen durchaus verschiedenen Wirkungssphäre angehören. Man kommt hier unwillkürlich zu der Idee, daß ein „schöpferischer Impuls" vorliegt, dessen mit Hilfe der Materie bewirkte Inkarnationen als „belebte Wesen" das rätselvolle Reich der Organismen bilden, wobei jener Impuls den Plan, die Materie aber das Material zum Aufbau liefert. Es sei gestattet, noch einen musikalischen Vergleich zu gebrauchen: der musikalische Gedanke eines Komponisten, z. B. ein Lied, eine Ouvertüre, kann niedergeschrieben und in tausenden von Exemplaren verbreitet, an allen Orten der Erde zum Ausdruck gebracht werden, überall dasselbe Stück und doch individuell verschieden, je nach dem Instrument und dem Spieler: das Manuskript ist hier der Art-Impuls, die Vortragsweise aber bedingt die Varietät oder die individuelle Eigenart.

Es entsteht nun die weitere Frage: ist die Annahme, daß die belebten Wesen Inkarnationen eines schöpferischen und (in unserem heutigen Sinne) immateriellen Impulses seien, wissenschaftlich zulässig? Um diese Frage beantworten zu können, ist es nötig, vorher den Begriff „wissenschaftlich" genau zu erläutern.

Unter „Wissenschaft" versteht man im Lager des Materialismus heute ausschließlich die auf Grund der sinnlichen Erfahrungen sowie der auf ihnen aufgebauten Logik gewonnene Erkenntnis der Dinge und Erscheinungen, und als die fernere Aufgabe dieser Wissenschaft die beständige Erweiterung solcher Erkenntnis auf dem gleichen Wege. Die Wissenschaft im heutigen Sinne will und darf also andere als materielle Faktoren absolut nicht in den Bereich ihrer Spekulation ziehen, sie ist bedingungslos materialistisch. Aber gerade diese scharfe Betonung eines Standpunktes, welcher jedes Kompromiß mit anderen Richtungen völlig ausschließt, zwingt sie von vorneherein zu der Inkonsequenz, zwei Kategorien von Fragen aufstellen zu müssen: solche, welche sie auf materialistischem Wege schon gelöst hat oder dereinst sicher lösen zu können erwartet, und solche, bei welchen sie selbst die absolute Unmöglichkeit einer Lösung zugibt. Diese letztere Kategorie nennt sie „Axiome" und erklärt angesichts der Unmöglichkeit, irgend eine spekulative Lösung dieser Fragen mit ihrem Standpunkte zu vereinbaren, jede Erörterung derselben als zwecklos. Solche Axiome sind z. B.: die Ewigkeit des Bestandes der Materie, die Unendlichkeit des Raumes, die Beschränktheit der spezifischen Eigenschaften der Materie und nicht zuletzt die einfache Tatsache, daß Materie, Raum und Zeit überhaupt existieren.

Solche Fragen vermag der Materialismus niemals zu beantworten, denn die ihnen zu Grunde liegenden Tatsachen widersprechen jeder materiellen Erfahrung und Vorstellung. Das allein könnte ein Fingerzeig für den Materialismus sein, sein kategorisches Dogma, daß er ganz allein im Besitze der Wahrheitsquelle sei, durch den bescheideneren Spruch zu ersetzen: „Man nehme das Gute, wo es sich darbietet"; der Zweck der Wissenschaft kann nur die Erforschung der Wahrheit und die endliche Erkenntnis des Weltalls sein, doch der Materialismus stellt den engherzigen Fanatismus für das System, durch welches er dieses Endziel zu erreichen strebt, höher als das Endziel selbst.

Gewiß ist der nüchterne Grundsatz des Materialismus: „Nicht meinen, sondern wissen!" der einzig richtige für die Erforschung der materiellen Gesetze und das extreme Gegenteil wäre jedenfalls ein Unglück für die Wissenschaft, denn eine Überflutung durch oft abenteuerliche Hypothesen wäre bei uns unvermeidlich. Aber eben deshalb soll sich die materialistische Wissenschaft strenge auf das Gebiet beschränken, in welchem allein ihre Voraussetzungen gelten können. Ein Physiologe, welcher sich das Studium des Gehirns zur Aufgabe gemacht hat, kann und darf das Ergebnis seiner Forschung nur in dem Satze aussprechen: „Dieser oder jener Teil des Gehirns ist das Organ dieser oder jener Tätigkeit" und wird damit eine positive und unanfechtbare Tatsache zum Ausdrucke bringen. Niemals aber hat er das Recht, zu sagen: „Die sogenannte Seele ist nichts als eine Summe von Wirkungen der materiellen Gehirnzellen".

Das ist bewußt unaufrichtig und setzt an die Stelle einer klaren Tatsache eine ungewisse persönliche Meinung, welche übrigens einseitig tendenziös ist: so hat niemand auch nur eine Ahnung von der Beschaffenheit des hypothetischen „Äthers", man kennt nur seine Wirkungen und deren Träger, die Materie; es ist aber noch keinem Materialisten eingefallen, die Existenz dieses Äthers zu leugnen.

Bezeichnen wir die unbekannte Urquelle alles Seins mit A, das Gebiet materieller Erfahrungen mit B und das gleicherweise unbekannte Endziel alles Seins mit C, so ist es klar, daß der Materialismus über sein heimisches Gebiet B weder hinausgehen soll noch kann. Die Zeit eilt dahin aus dem Unbekannten in das Unbekannte; auf dem Ball, welchen wir bewohnen, ist von der ungeheuren Reihenfolge von Zuständen nur eine einzige Phase geeignet, der Menschheit eine Weltminute lang ein ephemeres Dasein zu gewähren — in der nächsten schon wird sie vergangen sein. Kann jemand, der auf der Fahrt von Wien nach St. Pölten aus den Fenstern des Orient-Expreßzuges sieht, nach den gewonnenen Eindrücken bestimmen, wie es in der Türkei aussah, aus welcher der Zug kam und wie Frankreich beschaffen ist, wohin er geht?

Die materialistische Wissenschaft wird also die Annahme eines schöpferischen Impulses in der Urzelle nicht zulassen. Es ist ja auch diese Annahme nur eine Hypothese, welche sich nicht beweisen läßt; aber die Dogmen, mit welchen der Materialismus über sein Geltungsgebiet hinaus zu wirken bestrebt ist, z. B. die Negation der menschlichen Seele und ihrer Fortexistenz, sind ebenfalls Hypothesen und jeder Beweismöglichkeit bar. Vom Standpunkte des vorurteilslosen Verstandes hingegen ist mangels eines Beweises immer jene Hypothese zu akzeptieren, welche die größte innere Wahrscheinlichkeit besitzt, gleichviel, ob sie in ein immerhin willkürlich konstruiertes System paßt oder nicht.

Das Protoplasma weicht in jeder Hinsicht in seinem Verhalten von demjenigen aller übrigen Stoffe ab: in physikalischer wie in chemischer Beziehung trennt eine weite, übergangslose Kluft den belebten Stoff vom unbelebten. Denken wir uns beispielsweise ein Gemenge unbelebter Stoffe der Einwirkung eines anderen gleichfalls unbelebten Stoffes, welcher chemisch wirksam ist, ausgesetzt, z. B. einer Säure, eines zersetzbaren Salzes 2c. Dieser letztere Stoff wird in irgend einer Zeit auf jenes Gemenge verändernd einwirken, so daß unter gegenseitiger Veränderung der ursprünglichen Eigenschaften neue Stoffe (Verbindungen) entstehen. Hierbei kann sich unter günstigen Umständen die Tätigkeit der materiellen Molekularkräfte als formenbildend erweisen, z. B. durch die Bildung von Kristallen. Die Bildung dieser Kristalle folgt unabänderlichen mathematischen Gesetzen, und soferne bei der Ausbildung keine störenden Einflüsse tätig waren, zeigen sich die Kristalle als reiner, einfacher Ausdruck ihres Bildungsgesetzes und unterscheiden sich bei dem gleichen Stoff nur durch

ihre relative Größe. In fast allen Fällen hindern aber die im Raume benachbarten Körper sowie die entstehenden Kristalle selbst sich gegenseitig an dieser vollkommenen Ausbildung nach allen Seiten, und da die Art dieser Behinderung unendlich variabel ist, so entstehen infolge derselben auch Gebilde, welche dem äußeren Ansehen nach unendlich vielgestaltig erscheinen, ihrer inneren Struktur nach aber absolut gleichartig sind: die Bildungselemente eines Kristalles sind an allen seinen Stellen die gleichen, und treten aus der Lösung, in welcher er entstand, neue Moleküle desselben Stoffes hinzu, so fügen sie sich ihm genau in der gleichen, gesetzmäßigen Weise an, wie dies seit Beginn der Kristallbildung geschehen ist. Die Kräfte, welche die Bildung der Kristalle bedingen, wirken in streng bestimmten geometrischen Richtungslinien und so energisch, daß die Bewegungen der Molekülgruppen oft sehr lebhaft und deutlich sichtbar sind; alle diese Vorgänge aber sind für die gleiche Verbindung durchaus einförmig und gleichsinnig, ohne jede Variation: ob der Kristallisationsprozeß eine Minute oder tausend Jahre währt, ob kleinste oder große Massen in Betracht kommen, — der Vorgang ist an jedem Punkte des Raumes, zu jedem Zeitpunkte der gleiche.

Die für unsere Betrachtungen wichtigste Charakteristik der unbelebten Materie liegt aber in ihrem Unvermögen, ihre Energie aus sich selbst heraus zu vermehren oder fortzusetzen. Nehmen wir bei unserem Beispiele die Quantität des einwirkenden (energischen) Stoffes als festgesetzt, diejenige des seiner Wirkung ausgesetzten Stoffes aber als unendlich groß an, so ist das Resultat der Einwirkung durch zwei Faktoren bestimmt: durch die Quantität des wirksamen Stoffes und durch die Wechselwirkung der Qualitäten der auf beiden Seiten in Betracht kommenden Substanzen; beide Faktoren sind feste, gegebene Werte und demnach ist auch das Resultat nach Quantität und Qualität durch sie im voraus unabänderlich bestimmt. Es gibt allerdings auch *scheinbare* Ausnahmen. Denken wir uns vier auf einander einwirkende Substanzen A, B, C und D, und zwar A in gegebener, beliebig kleiner Quantität, B, C und D aber in beliebig, eventuell unendlich großer Menge. A wirkt auf B unter Mithilfe von C verändernd ein, indem es dabei an B einen seiner Bestandteile abgibt, denselben aber sofort wieder aus der Substanz D ergänzt, so daß theoretisch eine geringste Menge von A imstande ist, die größte Menge von B in eine neue Substanz verwandeln. Ein solcher Vorgang findet z. B. statt, wenn Stickstoffdioxyd = NO_2 (A), Schwefeldioxyd = SO_2 (B), Wasserdampf = H_2O (C) und Sauerstoff = O (D) zusammentreffen; die kleinste Menge Stickstoffdioxyd ist dabei imstande, aus beliebig großen Mengen von Schwefeldioxyd mit Hilfe von Wasserdampf und Sauerstoff in fortdauernder Reaktion Schwefelsäure (H_2SO_4) zu bilden, eine Tatsache, welche praktisch bei der Fabrikation von Schwefelsäure verwertet wird. Das Stickstoffdioxyd spielt hierbei die Rolle eines Sauerstofftransporteurs,

indem es diesen Stoff fortwährend an das Schwefeldioxyd abgibt und sofort aus dem Sauerstoff der Luft wieder ergänzt. Doch ist hier wohl zu beachten, daß dabei die ursprüngliche Quantität des Stickstoffdioxydes im günstigsten Falle (bei Ausschluß von Verlusten) absolut die gleiche bleibt: es hat die Fähigkeit, sich aus dem umgebenden Stoffgemenge zu regenerieren, nicht aber diejenige, sich zu vermehren.

Es ist in der Chemie kein Fall bekannt oder auch nur denkbar, daß eine Substanz sich bloß durch ihre eigene Reaktion vermehrt. Besteht eine Mischung von zwei Stoffen a + b, so kann allerdings a für sich so wirken, daß es sich mit b verbindet oder umgekehrt. In der fertigen Substanz (Verbindung) a . b hingegen sind die verbindenden Kräfte schon gegenseitig gebunden (gesättigt) und können keine analoge Wirkung mehr nach außen üben, um auf diese Weise aus eigener Kraft ihre Substanz zu vermehren. Das wäre auch nicht möglich, wenn man einen Wechsel von Zerfall und Neubildung voraussetzt. Ein derartiges kontinuierliches Zerfallen und Neubilden könnte nur durch einen analogen Wechsel der äußeren Bedingungen veranlaßt werden, welche logischerweise für Zerfall und Neubildung entgegengesetzter Art sein müßten, oder aber durch die dauernde Einwirkung anderer Substanzen. Die erstere Annahme ist augenfällig phantastisch, die zweite hingegen kann nur eine fortwährende Regenerierung in gleichbleibender Quantität, nie aber eine Vermehrung erklären, wie die oben angeführte Reaktion des Stickstoffdioxydes bei der Schwefelsäure-Erzeugung beweist.

Die unterscheidende Kennzeichnung des unbelebten Stoffes würde demnach lauten:

1. Der unbelebte Stoff besitzt nicht die Fähigkeit, seine Form oder seinen Ort im Raume infolge anderer Ursachen zu ändern als nur solcher, welche als chemischer oder physikalischer Anstoß unmittelbar und als einfache Folge solche Veränderungen bedingen.
2. Bei der Bildung der ihm eigentümlichen Gestaltungen (Kristalle) folgt er geometrischen Gesetzen. Diese Formen sind bis in die kleinsten Teile aus absolut gleichartigen Bildungselementen aufgebaut, welche durch relativ einfache Formeln mathematisch genau ausgedrückt werden können.
3. Der unbelebte Stoff ist unvermögend, seine Quantität aus eigener Kraft, durch seine eigene Wirksamkeit zu vermehren.
4. Sowohl in ihrem passiven wie in ihrem aktiven Verhalten folgt die unbelebte Substanz unabänderlichen Gesetzen, ohne jede Fähigkeit, ihrer Fortexistenz ungünstige Bedingungen zu vermeiden oder derselben günstige zu wählen. Ihre Existenzformen und Gestaltungen entspringen nur den Wirkungen jener Gesetze, meist in Verbindung mit zufälligen Behinderungen derselben durch die

im Raume benachbarten Stoffe oder durch fremde auf sie einwirkende Kräfte.

In allen diesen vier Beziehungen verhält sich der belebte Stoff, das Protoplasma, entgegengesetzt wie der unbelebte:

1. Das Protoplasma besitzt Eigenbewegung, welche besonders den biologischen Zwecken der Selbsterhaltung und Arterhaltung dient.

   So besitzen viele Protoplasten pulsierende Vacuolen, d. h. Hohlräume, welche sich regelmäßig ausdehnen und zusammenziehen. Das Keimprotoplasma des einen Geschlechtes (z. B. des Blütenstaubes) legt bestimmte, oft komplizierte Wege zurück, um sich mit demjenigen des anderen Geschlechtes, (z. B. den Eichen im Fruchtknoten) zu vereinigen. Das Protoplasma in den Zellen ändert seinen Ort und ist im Stande, durch Kanäle in den Zellwänden die Zelle zu verlassen.
2. Sobald das Protoplasma gestaltbildend auftritt, formt es die Gebilde meist nicht aus seiner eigenen Substanz, sondern aus Stoffen, welche es zu diesem Zwecke erzeugt und abscheidet. Der Aufbau der Gebilde erfolgt nicht nach geometrischen Gesetzen und ihre Form läßt sich durch keinen mathematischen Ausdruck bestimmen, welcher auch für die ähnlichen Gestaltungen der gleichen Bildungsreihe allgemein gelten würde. Diese Gebilde sind sehr verschieden, je nach dem Orte, der Zeit und dem Zwecke ihrer Entstehung; sie sind nicht nach geometrischen Gesetzen angeordnet, sondern nach einem oft höchst komplizierten Plane, welcher bis ins kleinste Detail zweckmäßig der Erhaltung der Gebilde im Einzelnen wie des Ganzen dient.
3. Das Protoplasma konstruiert seine eigene Substanz beständig neu aus den Stoffen, welche es der unbelebten Stoffwelt oder auch anderen belebten Substanzen entnimmt. Während seines belebten Zustandes vermehrt, beziehungsweise erneuert es beständig seine Masse.
4. Das Protoplasma folgt bei seiner Wirksamkeit festen Gesetzen, besitzt aber die Fähigkeit, die Wirkungen der betreffenden physikalischen und chemischen Antriebe in dem Sinne und zu der Zeit zu modifizieren, wie und wann es die Zweckmäßigkeit erfordert, Hindernisse zu besiegen oder zu vermeiden, die für sein Dasein günstigsten Bedingungen hingegen auszuwählen.

Aus all diesem geht hervor, daß das Protoplasma nicht nur eine von allen unbelebten Stoffen fundamental verschiedene Substanz ist, sondern daß es auch hinsichtlich der chemischen und physikalischen Gesetze, welchen der Stoff im allgemeinen unterworfen ist, in vielen Beziehungen eine absolute Ausnahmsstellung einnimmt; seiner Wirksamkeit liegen nicht nur die Hauptgesetze der unbelebten Materie, sondern auch eine Reihe von

Gesetzen zu Grunde, welche nur ausschließlich für das Protoplasma gelten, so daß dasselbe eine streng für sich abgeschlossene Welt von Erscheinungen bildet; zwischen der einfachsten Daseinsform des lebendigen Protoplasmas und der kompliziertesten der „toten" Materie besteht nicht der geringste verbindende oder auch nur nähernde Übergang. Wäre die eine Erscheinungswelt nur eine aus der anderen hervorgegangene höhere Entwicklungsstufe, so müßte vor allem eine Kontinuität vorhanden sein, welche aber vollständig fehlt. Die Mannigfaltigkeit in der Erscheinungswelt des unbelebten Stoffes läßt sich leicht als ein Produkt von Kraftwirkung und ihrer Beeinflussung durch äußere zufällige Hindernisse und Umstände erkennen und direkt auf die verhältnismäßig wenigen, einfachen und klaren Gesetze der Materie zurückführen. Ganz anders verhält es sich mit der Erscheinungswelt des belebten Stoffes: es ist unmöglich, auch nur die einfachste Erscheinungsform desselben mit irgend einer der unbelebten Materie in Übereinstimmung zu bringen und direkt von den Wirkungen der bekannten materiellen Gesetze abzuleiten. Insofern diese Gesetze auch am Aufbau und der Tätigkeit des organischen Lebens beteiligt sind, erscheinen ihre Wirkungen in allem, was spezifisch die Lebenstätigkeit betrifft, modifiziert und treten erst wieder klar und einfach in Erscheinung, sobald diese aufgehört hat; man könnte sagen, ihre Wirkungen erscheinen in der organischen Welt schon insoferne potenziert (und zwar mit hohen Exponenten), als die Mannigfaltigkeit der letzteren unermeßlich viel größer ist als diejenige im Reiche der unbelebten Materie.

Man hat vielfach die Erscheinungen der belebten Welt mit der Behauptung zu begründen und zu erklären gesucht, daß „die Materie den Trieb in sich habe, von einfachen zu komplizierten Erscheinungsformen fortzuschreiten", so daß sie in ihrem Bestreben, Gebilde immer höherer Ordnung zu schaffen, gegenwärtig bei der Produktion des Menschen angelangt sei.

Wie so manche Hypothesen macht auch diese mehr den Eindruck eines hübschen Aphorismus oder Aperçus als denjenigen eines ernsten, begründeten Lehrsatzes. Die uns als Elemente bekannten einfachen Stoffe haben allerdings großenteils den „Trieb", sich mit anderen Stoffen gemäß ihrer Affinität zu verbinden, und infolgedessen kommen manche Elemente, z. B. Phosphor, Natrium, Calcium ꝛc. überhaupt nicht gediegen in der Natur vor. Diese lebhafte Neigung zu Verbindungen beschränkt sich aber nur auf Elemente und deren einfachste Verbindungen (z. B. Metalloxide, welche gerne in Salze übergehen), während bei allen einigermaßen komplizierten zusammengesetzten Verbindungen, welche wohl zumeist in einer früheren Epoche unter besonderen Bedingungen, wie Hitze, Druck ꝛc., entstanden sind, das gegenteilige Bestreben zu Tage tritt, wieder in einfachere Verbindungen zu zerfallen, (zu „verwittern"). Diese leicht zu erweisende Wahrheit ist an sich schon eine genügende Widerlegung der Hypothese vom „Entwicklungstrieb der Materie".

Es ist nicht vorstellbar, warum und wie die Materie, bisher bestimmt durch die ihr innewohnenden Kräfte und beschränkt durch äußere Bedingungen und Einflüsse, plötzlich einen Sprung in eine Daseinsform getan haben sollte, welche sie sich selbst so unähnlich macht und in welcher sie selbst planmäßig ihre Kräfte fakultativ verwendet und den Hindernissen ausweicht.

Die materialistische Hypothese, daß die Materie vermöge eines uns noch unbekannten Entwicklungsganges aus eigener Kraft und Initiative bis zu den höchsten Gebilden der organischen Welt fortgeschritten sei, verlangt einen starken Glauben an tatsächlich mystische und wunderbare Eigenschaften derselben, welcher sich mit dem Materialismus schlechterdings nicht verträgt. Da ist es immerhin noch folgerichtiger, die unbelebte Materie nicht mit so hoffnungslosen Hypothesen zu verknüpfen, an welchen unsere menschliche, nur auf Erfahrung der Sinne gegründete Forschung zu Schanden werden muß, sondern das unserer Vorstellung Unzugängliche zum Besten der exakten Forschung von jenen Gebieten zu trennen, welche wir zu beherrschen vermögen.

Wir gelangen also wieder zu der Annahme eines Impulses, welcher seit dem Bestehen der belebten Welt als selbständige neue Triebkraft zu den uns bekannten Kräften der Materie hinzutritt. Selbst der Materialismus kann diese These annehmen, ohne sich selbst untreu zu werden, — er braucht ja nur zu den von ihm bereits anerkannten Axiomen ein neues hinzuzufügen und hat davon den Vorteil, aus seinem eigensten Gebiete eine störende Quelle des Zweifels verbannt zu haben. Ja, es ist kaum zu bezweifeln, daß der Materialismus schon aus eigenem Antriebe diese Frage zu den Axiomen gestellt haben würde, wenn nicht stets diese unglückselige Verquickung der materialistischen Forschung mit der fanatischen Verneinung jeder Anschauung bestanden hätte, welche nur entfernt mit Religion verwandt schien. Hier hat der Materialismus stets grundsätzlich und ohne jede Prüfung Alles verworfen, was nicht in sein enges System paßte. Er begnügte sich nicht damit, jede noch so schüchterne Annahme eines immateriellen Prinzips als unbequemen Gast abzulehnen, sondern suchte denselben auch zu vernichten, wo er ihn irgend außerhalb antraf.

Wozu denn diese Idiosynkrasie vor dem Begriffe „immateriell"? Weiß man denn überhaupt, was eigentlich die Materie ist? Die Erscheinungen, welche uns umgeben, sind gewiß nicht der absolute, sondern nur der relative Ausdruck des Existierenden an sich, wenigstens unseren Wahrnehmungsorganen (Sinnen) gegenüber. Wären z. B. unsere Augen, statt für die gewöhnlichen Lichtstrahlen, für andere Arten von Ätherschwingungen empfindlich, etwa für Wärmestrahlen, elektrische Strahlen oder die sogenannten Röntgenstrahlen 2c., so würden wir zuverlässig eine andere Auffassung der uns umgebenden Erscheinungswelt gewinnen, so verschieden von der unserigen, daß wir dieselbe Welt in dem neuen Bilde derselben nicht wiedererkennen würden, — und doch würde jedes Ding, so

durchaus anders es uns auch erscheinen möchte, genau das gleiche sein wie vorher.

Seitdem man gewisse Geschwindigkeiten, z. B. des Lichtes, der Elektrizität erkannt und gemessen hat, ist man ja ohnehin zur hypothetischen Annahme eines „Äthers" gezwungen worden, eines geheimnisvollen Fluidums, welches als Träger und Erreger der wunderbarsten Leistungen an Geschwindigkeit und Kraftwirkung selbst von den verbohrtesten Materialisten als etwas von der „Materie", welche seine Wissenschaft bisher allein kannte, total Verschiedenes, ja außer ihr Stehendes angenommen wird. Durch dieses einzige notgedrungene Zugeständnis ist ja der Materialismus alten Stiles schon herausgetrieben worden aus dem Winkel, in welchem er sich so behaglich zwischen lauter sehr kompakten Dingen eingerichtet und nach seiner Meinung für alle Ewigkeit verschanzt hatte. Seitdem man ferner erkannt hat, daß zwischen den feinsten unwägbaren Teilchen der Körper Kräfte wirken und Bewegungen sich vollziehen, welche ohne gleichzeitige Annahme des nötigen freien Spielraumes nicht denkbar wären, bleibt auch für den scheinbar kompaktesten Stoff nur die eine Möglichkeit, daß alle seine kleinsten Teilchen, durch relativ nicht geringe Zwischenräume getrennt und in ihrer Lage durch die gegenseitigen Kraftwirkungen erhalten, frei im Äther schweben. Diese kleinsten „Teilchen" selbst sind aber als Materie keinesfalls nachzuweisen und es dürfte logischer sein, von „Kraftatomen" statt von „Stoffatomen" zu sprechen, obwohl es hier wahrlich auf den *Namen* nicht mehr ankommt.

Wir sehen also das Weltall am klarsten nur durch die im Raume wirkenden Kräfte gekennzeichnet. Die mannigfachen und ewigen Gesetze, welchen letztere gehorchen, denkt sich der Idealist, besonders aber der Theist, als den bewußten Ausfluß des Willens eines intellektuellen, schaffenden und erhaltenden höchsten Wesens, der Materialist hingegen als seit Ewigkeit vorhanden und mechanisch fortwirkend. Warum leugnet der Materialist den im Weltall wirkenden Intellekt, wo er sich seines eigenen doch so klar bewußt ist? Die vorgefaßte Idee des Atheismus kann wohl Sache des persönlichen Geschmackes, niemals aber der wissenschaftlichen Überzeugung sein.

Diese Darlegung mag gezeigt haben, daß die Annahme eines „schöpferischen Impulses" im Artprotoplasma wissenschaftlich mindestens ebenso berechtigt ist wie die bedingungslose Negation jedes immateriellen Schaffens und Wirkens, mit dem Eingeständnis, die formgebende Wirksamkeit des Protoplasmas nicht erklären zu können, und mit dem schwachen Troste, die Wissenschaft werde einst vielleicht auch dieses Rätsel im Sinne des Materialismus lösen.

Selma Lagerlöf.

Ein literarischer Essay.

Von **Lorenz A. Krapp.**

I.

Die nordische Literatur unserer Tage bietet ein eigenartiges Schauspiel: eine Welt voll von Mären und Mythen, von Außerzeitlichem und Außerweltlichem taucht in ihren meisten Werken vor uns auf. Schon bei Ibsen, dem Vater des jüngsten Realismus, war trotz seiner zersetzend genauen Schilderung menschlicher Zustände und seelischer Vorgänge dieses mystische Element zu bemerken: in „Rosmersholm" sausen über weiße Gischtfelsen und verdorrte Wiesen die gespenstischen „weißen Rosse", die Tod und Verderben künden; „mit flatternder Mähne rasen sie vorüber, mit schäumenden Nüstern und schweigend". Auf den „kahlen Vogelfelsen unter der glühenden roten Mitternachtssonne" brüten in „Rosmersholm" die stummen Vögel der Nacht Schuld und Untergang; in der „Frau vom Meere" taucht ein Weib vor uns auf, das sich der Meerwoge verwandt fühlt gleich schaumgeborener Norne. In der Tragödie vom Pfarrer „Brand" vollends drängt sich Wunder an Wunder.

Zum förmlichen Programm wurde die Schilderung dieses steten Wunderbaren in der nordischen Welt aber erst erhoben durch die Schwedin Selma Lagerlöf. Eine fremde, von mystischen Schauern durchzitterte Welt ist es, durch deren Tor sie uns geleitet. In dieser ihrer Welt branden die Meerwogen stürmisch an weiße, todbringende Klippen; klagend rufen Vinetas und Wisbys versunkene Glocken durch leiseflutende Wellen zu uns herauf; durch die spiegelglatten Wogen der dalekarlischen Seen schaut der Blick hinab auf untergegangene Städte, in deren Straßen noch immer Rosenguirlanden hängen, wo an schimmernden Marmorstufen noch die Harfen lehnen, die zu den Festen der Jugend vor Jahrhunderten einst getönt hatten, aber in den Häusern selbst ist aller Jubel tot, Leiche schmiegt sich an Leiche, die kalte eklige, grüne Meerwoge wallt aus und ein. Oder sie führt uns hinein in die Schneeregion der „ewigen Wälder", die sich oberhalb des Löffees dehnen, wo der Schnee sickernd durchs Tannengeäst fällt und an den spitzen Nadeln gefriert, wo Hunger und Branntwein Leib und Sinne des weltverlorenen Menschenschlags zerrütten, der dort haust, und die tüchtigsten Menschen herunterkommen, um zuletzt in einer

Schneewehe oder beim Sturz von einem Felsen im Dumpfen zu sterben. Inbrünstiger Glaube und furchtbarer Aberglaube wohnt dort dicht neben einander; dasselbe Volk, das sich demütig unter Gottes eiserne Zuchtrute beugt, die mehr als anderswo in diesem Lande des Frostes und Hungers niederfällt, wittert hinter allem Außergewöhnlichen das Eingreifen des leibhaften Argen, seine Satansvisionen verlocken es zu haarsträubenden Wahnsinnstaten. Und neben dem heißesten, naiven Glauben, der mehr wissen will, als die hohle Faust umspannen kann, der seinen Gott ans Herz ringen und reißen will, gibt es hier trotzigen Unglauben, der der Schläge Gottes müde ist und ihn zornig verneint, weil er glaubt, ihn dadurch aus der Welt schaffen zu können und seiner Zuchtrute ledig zu werden.

Die dichterische Hand, die in das Seelenleben dieses Volkes greift, muß Seltsames zu Tage schürfen. Ideengänge, die uns vertraut erscheinen gleich den Gedanken unserer Kindheitsmärchen, müssen vor uns auftauchen und daneben andere, die uns fremd, seltsam, abstoßend vorkommen. „Das Blut ist die Seele", hat Moses gesagt; wir können über unser Blut, unser Volkstum nicht hinaus und uns ganz in ein fremdes Volkstum hineinleben. Daher werden ungelöste Residuen stets in uns zurückbleiben, wenn wir nordische Dichter wie Ibsen, Björnson, Thoroddsen, Jacobsen Jörgensen lesen, und vor allem wird dies der Fall sein bei Selma Lagerlöf. Mancher vermag sich bei bestem Willen nicht in ihre Ideenwelt hineinzudenken und steht ihr feindlich gegenüber; mancher wird hingerissen von ihrem jungen, frischen Temperament, ihrer tief aus dem Volke ihrer Heimat herausgewachsenen künstlerischen Art. Man hat bei ihrer Sprache, gerade wie bei Jörgensen, Alphonse Daudet oder Jacobsen das Gefühl, als hörte man die Sätze wachsen und aus dem Gedanken herausgeboren werden, so eng schmiegen sie sich an den Gegenstand an. Immer liegt ein Charakter von Wehmut über ihren Werken, der wie der feine, jahrüber auf Schweden lastende graue Höhenrauch anmutet; wenn sie Leidenschaften schildert, sind sie wild, gewaltig und düster wie die Naturgewalten ihrer Heimat. Die Menschen in ihren Werken sind trotzig und herb; sie pochen gern auf ihren Ernst, ihren freien Sinn, die Freisinnigkeit ihrer politischen Verfassung. Ihr intensives Interesse an nationalen Fragen, das durch die steten inneren Reibereien und Dismembrationsgelüste, die Norwegen von Schweden trennen wollen, noch genährt ist, hat ihnen einen hochentwickelten Nationalstolz gegeben. Ihre nordische Eigenart ist uns mehr als einmal ganz unfaßbar.

Mitten in diesem weltabgeschlossenen Volke ist Lagerlöf aufgewachsen. Im Jahre 1858 auf dem Gut Märbacka in Fryksdal geboren, lebte sie bis zum zweiundzwanzigsten Jahre in Wermland, dieser abgelegenen schwedischen Gegend mit ihren unbedeutenden Orten Ekeby, Broby, Björne, die den größeren Teil des Jahres über durch Eis und Schnee ungangbar gemacht sind. Was sich die Holzfäller und Bergwerksgesellen dort erzählten,

ist ihr schon in frühester Jugend vertraut geworden, bis sie es später in der Gösta Berling-Saga niederlegte. Mit zweiundzwanzig Jahren ging sie nach Stockholm, absolvierte dort das Lehrerinnenseminar und kam 1885 als Lehrerin nach Landskrona. Diesen Beruf gab sie nach zehn Jahren auf, als der Erfolg ihrer zwei Erstlingswerke („Gösta Berling" 1891, „Unsichtbare Bande" 1894) ihr ein freies selbständiges Leben ermöglichte. Im Jahre 1896 machte sie eine Reise nach Deutschland, der Schweiz und Italien, zu der sie vom schwedischen König und dem kunstbegeisterten Prinzen Eugen die Mittel erhielt und der ein Roman „Wunder des Antichrist" (1897) entsprang. Eine zweite Reise im Winter 1899/1900 führte sie nach Ägypten und Palästina und gab Anlaß zu dem Roman „Jerusalem". Seitdem lebt die Autorin in Falun in Dalekarlien.

Zwei Hauptmomente ziehen sich durch das ganze Schaffen Lagerlöfs: ein vaterländisches und ein religiöses. Dem vaterländischen gehören die Werke „Gösta Berling", „Eine Gutsgeschichte", „Astrid" und kleinere Novellen an; religiöse Konflikte zu lösen versuchten vor allem die beiden Romane „Wunder des Antichrist" und „Jerusalem". Aus diesen beiden Hauptrichtungen ihres Schaffens vermögen wir uns im großen und ganzen ein Bild ihrer dichterischen Persönlichkeit zu gestalten

II.

Betrachten wir zuerst das vaterländische Moment in ihrem. Schaffen und prüfen wir vor allem den Roman „Gösta Berling" auf seine Beziehungen zum schwedischen Volkstum.

Die Geschichte Schwedens und Norwegens ist eine Geschichte äußeren Niedergangs, aber inneren Aufschwungs. Das Eingreifen Gustav Adolfs in den dreißigjährigen Krieg war eigentlich die letzte große und nachhaltige Betätigung Schwedens im europäischen Konzert; seit jener Zeit suchen schwedische Staatsmänner, Nationalökonomen und Dichter — wenn auch vergebens — dem nordischen Doppelreich seinen alten äußeren Glanz wieder zu geben. Auch die vorzüglichen Verfassungen beider Staaten, von denen besonders die von Falsen und Adler entworfene und am 17. Mai 1814 von den „Eiswollsmännern", den norwegischen Notabeln, angenommene Konstitution von Norwegen großzügig und ausgezeichnet ist, vermögen den alten Schimmer nordischer Machtherrlichkeit nicht mehr zu erwecken. Dafür aber regt sich im Innern des Landes, in dem noch von so großer Ursprünglichkeit und unverbrauchter Kraft durchdrungenen Volke ein Tatendrang und eine Arbeitslust, die ihresgleichen sucht.

Die nordischen Dichter, auf die französische und ostdeutsche Dekadenzautoren noch wenig degenerierende Wirkungen ausübten, unterstützen das Streben ihres Volkes nach innerem Aufschwung. Als förmliches Programm wirkte in dieser Hinsicht das Drama „Laboremus!" von Björnson, das vor mehreren Jahren auch über die deutschen Bühnen ging. Mit über-

zeugender Kraft predigte der Dichter von „Über die Kraft", „Synnöve Solbakken" und „Arne" dort die Hingabe an ein taten- und arbeitsfrohes Leben, nicht an ein schönes, vornehm-müdes Träumen oder ein lähmendes Sichversenken in die Erinnerung an vergangene Schuld. Auf diesen Wegen folgt ihm auch Lagerlöf in ihrer Saga von „Gösta Berling"*); auch hier stellt sie ihrem Vaterlande ein Arbeitsprogramm auf, von dessen Befolgung sie Ersatz für den verlorenen äußeren Schimmer ihres Heimatlands, nämlich ein durch und durch gesundes Volkstum, erhofft.

Wer ist Gösta Berling, der in ihrem ersten und bedeutendsten Werke vor uns hintritt? Ist er wirklich nur jener schwedische Pfarrer aus den Zwanziger-Jahren des 19. Jahrhunderts, als den ihn die Autorin am Anfange ihres Romans einführt — jener Pfarrer, der dem Trunke ergeben ist und daher seines Amtes entsetzt wird, der immer tiefer und tiefer sinkt, selbst das Eigentum eines blutarmen, im Schnee frierenden Kindes schamlos vertrinkt und sich endlich an einer Wegscheide in den scheitelhohen Schnee wirft, um elend zu sterben und für immer seinen Namen ausgelöscht zu wissen? Soll der gleiche Gösta Berling, der später wieder sich aufrafft, seinem Lande ein Befreier werden will und große Heldentaten plant, aber schließlich bei der Erkenntnis der schlichten Wahrheit ankommt, daß jede sittliche und materielle Höherhebung zuerst bei uns selbst beginnen muß, nur ein Einzelwesen sein, und liegt nicht vielmehr der ganze schwedische Volkscharakter in ihm ausgedrückt? — Selbst wenn die Autorin dies im Werke nicht selbst ausspräche, müßten wir es annehmen; und die enthusiastische Begeisterung des schwedischen Volks für das Buch gibt uns Recht: verkehrt doch auf dem früher totenstummen, einsamen Frykse seit dem Frühling 1900 ein Dampfboot mit dem Namen „Gösta Berling", um all die einzelnen Orte Wermlands, die im Romane erwähnt sind, den Reisenden zugänglich zu machen, die alljährlich zahlreich in jene weltabgewandte Gegend kommen. Die Wurzeln solcher Begeisterung liegen tiefer; sie liegen in der Erkenntnis des schwedischen Volks, daß ihm in Lagerlöfs Gösta Berlingswerk ein Spiegelbild seiner Vergangenheit, seines jetzigen Standes und seiner zukünftigen Aufgaben vorgehalten ist.

Es ist das soziale Programm der Arbeit, das Lagerlöf für ihr Volk aufstellt. Von der Arbeit erhofft sie in gleicher Weise Aufschwung beim Volk der großen schwedischen Städte, das sich — wie in allen Großstädten — in seinen besitzenden Klassen einem süßen, lähmenden Nichtstun hingibt, wie für das Volk der weltabgelegenen, felsen- und waldumstarrten Distrikte, wo den größten Teil des Jahres über kein anderes Ereignis den gleichmäßigen Lauf trüber Wintertage durchbricht als das heisere Geschrei der zur Ostsee und zu den wärmeren Gegenden von

*) Autorisierte Übersetzung von Mathilde Mann. Leipzig, Reclam. 2 Bände, 216 u. 181 S.

Schonen hinabschießenden Nebelkrähen, oder die Ankunft der kleinen Handeltreibenden, die auf Schlitten mit hochgeschwungenen Kufen, wie sie in Schweden üblich sind, diesen weltabgewandten Gegenden Kramwaren und Neuigkeiten aus der fernen großen Welt bringen. Denn nichts wäre verfehlter, als anzunehmen, daß dies urwüchsige Bauern- und Waldrodervolk in Schwedens entlegensten Distrikten in stetem Kampf mit den übermächtigen Naturgewalten des Sturms und der Kälte intensive Arbeit gelernt habe; die ewige Not drückt sie nieder, sie sehen die Ohnmacht ihres Ringens mit einer feindlichen Natur ein und legen die Hände in den Schoß. Denn die Not bricht nicht bloß Eisen, — wird sie übergroß, so zerbrechen selbst eiserne Charaktere wie diese schwedischen Urwaldbauern an ihr und gehen gebrochen zu Grunde. Darum predigt besonders ihnen Lagerlöf in ihrem Gösta Berlingroman mit besonderer Eindringlichkeit ihr Evangelium der Arbeit.

Der Gang des Romans läßt sich schwer wiedergeben. Episoden schieben sich ein und überwuchern oft die eigene Erzählung. Apostrophen an den Leser zerstören gelegentlich die poetische Illusion. Überhaupt haben alle Romane Lagerlöfs das Eigentümliche, daß sie zusammengekettete Novellen scheinen. Sie ermangeln der Einheitlichkeit und Übersichtlichkeit. Ihre erste Lektüre bietet Schwierigkeiten: man verliert den Faden der Erzählung. Erst bei wiederholter Lektüre übersieht man alles klar; aber der Hauch und Reiz des Ursprünglichen, den man am intimsten bei erster Lektüre stets empfindet, leidet bei wiederholter Lesung. Darum kommt mancher über das erste Buch Lagerlöfs nicht hinaus und läßt sie bei Seite.

Aber mag auch der Roman „Gösta Berling" an diesen Mängeln — geringer Einheitlichkeit und Übersichtlichkeit — kranken, der Ruf „Laboremus!" tönt trotzdem immer wieder aus ihm, — das soziale Programm der Arbeit zieht sich durchs ganze Werk und bildet Grundidee und Ziel all des Vielgestaltigen, das im trüben Dämmerlicht des Märchens an uns vorübergleitet.

In einer unerhörten Müde tritt uns Gösta Berling am Anfange des Werkes entgegen. Er ist Pfarrer in einem elenden Winkel Schwedens; aber der kleine ihm überwiesene Wirkungskreis vermochte nicht, seinen übermenschlichen, ins Heroische hineinwachsenden Kräften und Fähigkeiten zu genügen. Nur eine gewaltige Aufgabe vermag solche Kraftnaturen wie ihn zu befriedigen und auf rechtem Weg zu halten; können sie ihre Kräfte nicht entfalten, so kommen sie herunter und gehen zu Grunde. Berling ist es so ergangen. In seinem kleinen Amtssprengel hat er keine seiner gewaltigen Leibes- und Seelenfähigkeiten zu entfalten vermocht; schlimme Leidenschaften, böse Triebe sind daher in ihm emporgewuchert und haben ihn zum Trunk geführt. Er sinkt immer tiefer, keine Ehre lebt mehr in ihm und endlich spricht er sich selbst sein Todesurteil: er hat das Eigentum eines armen, frierenden Kindes vertrunken und sagt zu sich selber: „Gösta Berling, abgesetzter Pfarrer, angeklagt, das Eigentum eines hungernden

Kindes vertrunken zu haben, wird zum Tode verurteilt. Zu welchem Tode? Zum Tode im Schnee". (S. 16.) Und er geht in seinem Ekel vor sich selbst fort und wirft sich in den Schnee, um spurlos unterzugehen.

Da aber trifft ihn, während er hier liegt, die Majorin von Ekeby. Wer ist diese Gutsbesitzerin von Ekeby? Das Urbild einer durch Arbeit gestählten Persönlichkeit steht in ihr vor uns. Nichts Schwaches, Krankes, Gebrechliches ist an der Erscheinung dieser Frau. Und wie sie zu Gösta Berling redet und die ganze gewaltige Überlegenheit ihrer in der Arbeit groß und unbeugsam gewordenen Persönlichkeit ihm klar wird, da beschließt er, seinen Todeswillen aufzugeben. Er will Verwalter, Kavalier auf einem ihrer Eisenwerke werden. Das Gebot der Arbeit hat ihn angerührt und ihm Kraft und jubelnden neuen Schaffensdrang gegeben: — Laboremus!

Der Roman schreitet mit seiner Grundidee weiter. Wohl vermag Gösta Berling eine Zeit lang sich auf sittlicher Höhe zu halten, der Arbeit zu leben. Aber bald reißt ihn der Strudel des tollen, wilden Lebens, das die anderen Kavaliere der Majorin führen, mit sich; mit jenen nimmt er Teil an ihren Tage und Wochen währenden Trinkgelagen, wie jene vergeudet er seine Zeit mit Trinken, Würfeln und Lieben. Aber der Ruf zur Arbeit ergeht wieder an ihn; während es das erstemal eine starke, in Arbeit sittlich gefestigte Persönlichkeit war, die ihn zum rechten Wege führte, ist es jetzt ein Umstand, der wie ein Eingreifen von oben her anmutet. Gösta Berling hat nämlich eine heiße Liebe zu Anna Stjärnhök, der schönsten Frau des „Bärenlandes" Wermland gefaßt; aber Anna Stjärnhök ist doch für Ferdinand Uggla, den blassen, kränkelnden Sohn des Hauptmanns Uggla bestimmt, mit dem sie sich bereits verlobt hat. Eine wilde, glühende Liebe ist es, die in den Seelen dieser beiden Menschen emporbraust; die Liebe Rebekka Wests aus „Rosmersholm" gleicht ihr etwa, über der „das Nordlicht auf den Vogelfelsen aufgeht, gerade droben unter der Mitternachtssonne"; und von der elementaren Gewalt dieser Liebe hingerissen, beschließt Berling, Anna Stjärnhök zu entführen, zu seiner Gattin zu machen. Schon hat er alles in die Wege geleitet; durch die Winternacht sausen sie hin, Don Juan, den feurigen Hengst, vor dem Schlitten, Tankred, den Hund, zu Füßen; nichts Unheiliges kommt wohl in ihrer Liebe auf, die gleich der Liebe zweier Königskinder aus den Märchen anmutet; aber Gösta Berling fühlt doch innerlich, daß all seine Tatkraft, sein Wille zur Arbeit untergehen würde in der übermächtigen Gewalt dieser Sturmliebe, die sein ganzes Innerstes aufschüttelte und in Bann schlug. Doch da kommt plötzlich etwas bellend hinter ihnen daher: Rudel von Wölfen verfolgen sie, so zahlreich, daß ein Entrinnen unmöglich ist. Nur eine einzige Rettung gibt es für beide: wenn der Schlitten zum Haus des Hauptmanns Uggla einbiegt, das an ihrem Wege liegt, sind sie geborgen. Und Gösta Berling, der glaubt, Gottes Fügung gebiete es so, lenkt Don Juan, den prächtigen Renner, dorthin: Ferdinand Uggla nimmt jubelnd

und arglos seine Braut entgegen; Gösta Berling aber entsagt, wenn auch todwunden Herzens, — die Arbeit hat wieder gesiegt, neuer Tatendrang beseelt ihn wieder: — **Laboremus!**

Wieder hat Gösta Berling zu sittlicher Höhe sich aufgerungen; — aber die sittliche Läuterung in solchen Kraftnaturen wie er, die unbändig und maßlos sind im Guten wie im Bösen, geht nicht so schnell vor sich; noch ist er nicht völlig innerlich gefestigt. Wiederum fällt er; Flucht vor der Tat, Verzweiflung an seiner Kraft erfaßt ihn aufs neue. Da trifft er mit dem Pfarrer von Broby zusammen. Der Pfarrer von Broby gleicht ihm, auch er trägt eine ungebändigte Leidenschaft in sich, die des Geizes. Während rings Dürre und Teuerung im Lande ist, speichert er einen Taler um den andern zusammen. Da aber kommt Gösta Berling zu ihm, und wie beide die Not des Volkes ringsum betrachten, dieses Volks, das den Kampf gegen die übermächtig wilden Naturgewalten und gegen die Feinde in eigener Brust, die zügellosen Leidenschaften, zu bestehen hat und das doch so stark, herb, gesund und trotzig bei allem bleibt, da kommt eine Scham über beide: sie fühlen sich gedemütigt vor der still waltenden sittlichen Kraft in ihrem Volk, der alte Tatendrang kommt über sie, „die Lust ihrer Jugend, Gott und den Menschen zu dienen" (II. Bd., S. 107). Von neuem geht Gösta Berling ans Werk; dreimal gefallen, wagt er zum viertenmal den Aufstieg zur steilen Höhe, und nun gelingt er ihm; die treue, schlichte Liebe einer vornehm denkenden Frau, der Gräfin Elisabeth, die seine Gattin wird, gibt ihm einen Halt, um nicht wieder zu sinken. Seinem Volke soll fortan sein einziges Streben gelten: „Wenn man mir auch jetzt alle Reichtümer der Welt böte, würde mich das nicht verlocken; ich will mein eigenes Leben leben. Ich will fortan ein armer Mann unter den Bauern sein und ihnen helfen, soweit es in meinen Kräften steht. Es wird mir genug sein, wenn die Armen sich ein paar Jahre nach meinem Tode meiner noch erinnern. Ich würde Nutzen genug gestiftet haben, wenn ich bei jedem Haus ein paar Apfelbäume gepflanzt, wenn ich dem Spielmann ein paar von den Melodien der alten Meister gelehrt hätte, wenn der Hirtenbube auf dem Waldpfade einige schöne Lieder singen könnte" (Bd. II, S. 177). In Siegeshymnen auf die Arbeit klingt das Buch aus: Gösta Berling geht auf in Hilfsbereitschaft für sein armes und doch innerlich so großes Volk; er geht umher und lindert die Not, läßt den Armen Trank und Speise bringen; und in den Leuten selbst erwachen bei solchem Anblick ihre besten Regungen, sie legen die Hände nicht mehr in den Schoß, sondern arbeiten wie Gösta Berling, ihr Vorbild, „und der Branntweinkessel verschlingt das Korn nicht mehr" (II. Bd., S. 166). „Man war wie in einem heiligen Land. Man sah alte, runzelige Gesichter sich verklären, wenn sie von den Zeiten sprachen, die gekommen waren. Die Kranken vergaßen ihre Schmerzen, um den Tag der Freude zu preisen. ‚Wir wollen alle gut sein', sagten sie, ‚wir wollen gut von allen denken,

wir wollen niemand Schaden zufügen. Das wird die Wiederkehr des Reiches Gottes beschleunigen'." (II. Bd., S. 166 ff.) Das Rätsel der Arbeit ist es also, das alle guten Regungen in diesem Volke auslöst, und mit der Arbeit des niederen Volks Hand in Hand die Hilfsbereitschaft, das Mitleid der Reichen.

Das ist das soziale Programm, das Lagerlöf für das schwedische Volk aufstellt. Es liegt nichts Sozialistisches in ihrer Theorie, sie will keine der Grundlagen geändert wissen, auf denen unsere Gesellschaftsordnung ruht; der Reiche soll reich bleiben, wie er es war, aber das Bewußtsein der Wechselwirkung zwischen Hoch und Nieder, zwischen Reich und Arm soll ihm aufgehen und ihn lehren, sein Volk mit seinen großen Schwächen, aber noch größeren Tugenden zu lieben. Man sieht den christlichen Zug in diesem Altruismusgedanken, wenn Lagerlöf Christus im Grunde auch nur als eine schöne, rührende, erschütternd gütige Gestalt betrachtet, die still und lichtverbreitend durch die Menschheit geht, aber die Gottheitsaureole nicht um die bleiche, blutende Stirne trägt.

Der Gegensatz zwischen der rauhen Wirklichkeit und dem schönen Idealismus dieses sozialen Programms Lagerlöfs wird im Werke kaum fühlbar. Denn das ganze Buch ist ja voll eines Idealismus, der nicht mehr auf dieser Welt schreitet, aber trotzdem nur selten auch streng realistischem Denken lästig fällt. Eine Atmosphäre, die von Wundern geschwängert ist, umzittert uns; wir hören Stimmen aus dem Rauschen der „ewigen Wälder" Nordschwedens zu uns herüber klagen, wir wundern uns nicht, daß schon in den ersten Kapiteln einmal der Arge in lebender Gestalt sich zeigt. Goldene Tore von Traumwelten schließen sich vor uns auf und fallen wieder hinter uns zu. Das Weltall kommt uns vor wie ein großer Teppich des Lebens; denn alles — Stein, Woge und Blüte — gewinnt wie bei Calderon, Novalis, Tieck Leben und Persönlichkeit. Zahlreich sind daher die Personifikationen in Lagerlöfs Werken; eine, vielleicht die glänzendste in allen ihren Werken, sei kurz zitiert (Gösta Berling, II. Bd., S. 87): „Mein bleicher Freund, der Tod, der Befreier, hat ein mutiges Herz. Es ist seine Lust, von glühenden Kanonenkugeln getragen, durch die Luft zu reiten. Er nimmt die pfeifende Granate auf den Nacken und lacht, wenn sie springt und die Splitter umherfliegen. Er schwingt sich im Gespenstertanz auf den Kirchhöfen und scheut nicht die Pestsäle der Hospitäler, aber er zittert an der Schwelle des Redlichen, an der Türe des Guten ... In dem alten Hain, hinter Hauptmann Ugglas Wohnhause, wo noch heutzutage schlanke, weißstämmige Birken wetteifern, den dünnen Laubbüscheln an ihren Wipfeln das Licht des Himmels zu verschaffen, dort schlich sich der Tod ein. In diesem Hain, der damals jung und voll verbergenden Grüns war, versteckte mein bleicher Freund sich, während die Sonne am Himmel stand; in der Nacht aber stand er am Waldesrande, weiß und bleich, mit seiner Sense, in der sich der Mond spiegelte ... Und

die Tiere der Nacht sahen ihn. Abend für Abend hörten die Bewohner von Berga, wie der Wolf heulte, um sein Kommen zu melden. Die Natter schlängelte sich auf den Kieswegen bis an das Wohnhaus hinan. Sie konnte nicht sprechen, aber sie wußte wohl, daß sie kam als Vorbote des Gewaltigen. Und im Apfelbaum unter Frau Ugglas Fenster ließ die Eule ihr Geschrei ertönen. Denn alles in der Natur kennt den Tod."

Es liegt etwas Monumentales in dieser Art zu schildern, obwohl Lagerlöf an die unscheinbarsten Gegenstände in der Natur anknüpft. Dieser Tod, den sie uns zeichnet, tritt uns greifbar nahe; er hat eine Plastik gleich hellenischen Thanatosstatuen. An Hellenisches wird man überhaupt mehr als einmal gemahnt. Wo im heutigen Schrifttum findet sich jemand, der so sehr das hellenische Ideal des schönen Leibes, der kraftvollen physischen Erscheinung feiert als Lagerlöf? Ihr Gösta Berling ist eine athletische Gestalt von männlicher Schönheit, und die erste Seite von „Gösta Berling" sagt schon, daß er der beste Vorwurf für eine hellenische Marmorstatue gewesen wäre. In dieser Bewunderung körperlicher Kraft neben geistiger Größe liegt zugleich etwas Naives; sie mahnt an die Kindheitszeiten der Menschheit, da man den Stärksten als Heros und den Heros zuletzt als Gott feierte.

Naiv wie die von wenig anderen Künstlern in der heutigen Weltliteratur ist überhaupt die Künstlerpersönlichkeit Lagerlöfs. Das Frauenhafte in ihr nnd diese Naivetät im guten Sinne führten sie daher auch zum Märchen und zur Legende. Sowohl in ihrer Novellensammlung „Unsichtbare Bande", wie in dem Band „Legenden und Erzählungen"*) zeigt sich diese ihre Vorliebe zum Legendarischen, Visionären. Die einfachsten Märchen behandelt sie mit besonderer Liebe, so jene rührende kleine Geschichte vom Palmenbaum, der sich über die heilige Familie bei ihrer Flucht nach Ägypten mitten in glühender Wüste herabbeugte; Hilfsbereitschaft und Mitleid feiert sie auch hier als Quelle alles Wahren, Tiefen und Guten, z. B. in jener rührenden Legende „Die Geschichte der alten Agneta", in den „Legenden und Erzählungen": hoch auf dem Berge droben mitten in Eis und Schnee hat Agneta, diese arme, alte Frau ihre Hütte; mitten in ihrer Not und Armut aber beseelt sie doch eine glühende Sehnsucht, andern Gutes zu tun. Und weil kein Lebender zu ihr in ihre Schneeöde hinaufkommt, will sie den unerlösten Toten Gutes erzeigen, von denen der Glaube des Volkes wähnt, sie wohnten droben auf den Felsenzacken und irrten dort gepeinigt von Frost und Sturm umher. In einer Winternacht, da der Sturm besonders wild braust und die arme Hütte umzuwerfen droht, öffnet sie daher die Türe ihrer armen Behausung und ruft in die Nacht hinaus, die Toten sollten kommen und am armen Reisigfeuer in ihrem Herde sich wärmen. Und weil sie fiebernd glaubt,

*) Kirchheim u. Cie., Mainz, übersetzt von Francis Maro.

daß die Toten da seien, läßt sie die Türe die ganze eisige Winternacht hindurch offen und stirbt an ihrem Wahne, ein Lächeln des Beseligtseins auf den welken Lippen.

Wenige werden sich dem schlichten Zauber dieser Legenden entziehen können, umsomehr, als Lagerlöf in ihren kurzen Skizzen den Fehler ihrer Romane — Mangel an Einheitlichkeit — nicht zeigt und hier den Gang der Handlung über episodischem Beiwerk nie auch nur Momente lang aus dem Auge verliert. Wie aus einem Guß stehen ihre Novellen und Legenden vor uns, feingemeißelt, großzügig und doch das Unscheinbarste beachtend und verklärend. Und auch durch alle fast zittert jener Mahnruf, der gleich mächtiger Fuge aus der Gösta Berlingsaga uns entgegenschwillt, jenes zürnende und tröstende Wort, das sie an ihr Volk richtet: „Laboremus!"

III.

Die Arbeit in erster, die Hilfsbereitschaft in zweiter Linie betrachtet Lagerlöf als Vorbedingung einer gedeihlichen Entwicklung ihres Volkes; und das religiöse Element in ihren Werken zielt auf dieselben Grundsätze hin.

Das höchste Gebot ihrer religiösen Weltanschauung ist die Liebe und zwar in der Form des Opfers. Selbstentäußerung und Wirken für das Wohl der andern, daneben harte Arbeit am sittlichen Aufbau des eigenen Innern sind ihre zwei ethischen Normen, die sie — jede in eigenartiger Form — in dem Romane „Wunder des Antichrist"*) und dann in dem seltsamen Werke „Jerusalem"**) vertritt. Die Vergangenheit und die Zukunft reichen sich in diesen Werken die Hände. Jahrtausende alte Sagen und heilige Überlieferungen werden zusammengekettet mit Visionen, die bis in die schaurigen Zeiten des Weltunterganges vordringen. Die gewaltigsten Gestalten der Weltgeschichte schreiten an uns vorüber: durch die Einleitungskapitel der „Wunder des Antichrist" geht starr, hocherhoben und düster die Gestalt der Sibylle, deren Sphinxgesicht ehern in die lachende Lust Roms und des augusteischen Zeitalters hineinstarrt und die Blicke der Römer vor Schrecken versteinern läßt, so daß das tollende, leichtlebige Volk der Tiberstadt den Thyrsusstab wegwirft, den Epheukranz zertritt und schauernd sein „Der große Pan ist tot!" stammelt („Wunder des Antichrist", S. 5 ff.). Die Revolution rast durch die Gassen von Paris; der Antichrist steht auf den Barrikaden und feuert seine Scharen an zum Kampf und der Sieg wird seiner („Wunder des Antichrist", S. 26 ff.). Und durch die Märchenwelt des Romans „Jerusalem" schreitet still, hauptgebückt, leidgekrönt Jener, „der die Seelen trunken macht vor

*) „Wunder des Antichrist." Autorisierte Übersetzung von Ernst Brausewetter. 2. Auflage. Mainz, 1903, Kirchheim u. Cie.

**) „Jerusalem." Roman in 2 Teilen (I. In Dalarne. II. Im Heiligen Land). München, 1902, Albert Langen.

Sehnsucht nach ihm", „nach dessen Mantels Saume je und je sie langen und die Seelen krank sich weinen", der die Einwohner des schwedischen Dorfes Dalarne hinreißt, alles zu verlassen und über Land und Woge ihm nachzuziehen: der Menschenheiland.

Was sollen wir zu dieser Phantasie sagen, die keine Zeit und keinen Raum mehr kennt, für die das Gestern und Morgen vergessene Begriffe sind? Sollen wir sie verdammen und diese visionären Werke eine unerquickliche Reihenfolge von Anachronismen schelten, die der letzte Schüler schon als geschmacklos vermeidet? Betrachten wir nur Dantes Kunstschaffen, arbeitet er wohl anders? Durch die ersten Verse des Inferno schon kommt ihm streng und ernst Vergil entgegen und geleitet ihn durch eine Welt von Visionen, wo es auch kein Zeitmaß mehr gibt für Jahrhunderte und Jahrtausende, wo die weinblütige Welt des Hellenismus und die der Renaissance nebst all den Jahrhunderten, die dazwischen liegen, aneinanderprallen.

Nun soll man freilich nicht glauben, mit Analogieen alles beweisen zu können; was beim Feuergeist Dante wunderbare Kunst ist, kann unter der Hand schwächerer Bearbeiter zur eklen Farce werden. Wir halten z. B. den Namen Homers für zu heilig, als daß man mit ihm etwa die Art Lagerlöfs, Episode an Episode zu reihen und über der liebevollen Ausmalung des Einzelnen den Grundgedanken entfallen zu lassen, entschuldige, obwohl man in dieser Schwäche Lagerlöfs schon „homerische Art" gesehen hat. Aber in den zwei Büchern der Autorin, die religiöse Probleme bewußt behandeln wollen, in den „Wundern des Antichrist" und „Jerusalem", hat dieses Verknüpfen von dunkelster Vergangenheit mit dunkelster Zukunft einen tiefen Sinn; es deutet hin auf die welten- und zeitumspannende Größe und Wichtigkeit der göttlichen Probleme, vor denen tausend Jahre nur ein Tag scheinen. Und insoferne muß dieses Anachronismenartige sogar als eine künstlerische Feinheit empfunden werden.

Die „Wunder des Antichrist" handeln von einem wunderbaren Bilde, das die Mönche von Ara Coeli in Rom hüten. Es ist ein Jesuskind, auf dessen Stirn eine Krone mit der Inschrift „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" glänzt. Dies Bild ist die Hoffnung und der Trost der Mönche von Ara Coeli; ohne dies Bild müßten sie den Anstürmen des höllischen Feindes erliegen oder im Wahnsinn vor Angst und Bangen sterben. Und ob auch Leid um Leid über sie kommt, ob sie jahraus, jahrein in ihren Frieskutten durch die modrigen, halbverfallenen Gänge ihres Klosters schreiten müssen, ob Seuche und schwarzer Tod sie oft hinwegraffen wie einen Mückenschwarm: immer wieder ist dies wundertätige Bild der Trost derer, die am Leben bleiben.

Nun aber geschah es, so erzählt uns die Einleitung, daß einst eine reiche Engländerin nach Rom kam und auch das Jesuskind von Ara Coeli sah. Und beim ersten Anblick schon entbrannte sie in so heftiger Liebe zu

dem Bilde, daß sie vermeinte, ohne dasselbe sterben zu müssen. Sie konnte dem wilden Schlag ihres Herzens nicht mehr gebieten und so wagte sie das Unerhörte: sie ließ ein anderes Jesuskind aus Holz schnitzen, dem von Ara Coeli ganz ähnlich, so daß keiner es unterscheiden konnte, und als sie einst unbeachtet war, nahm sie das falsche Bild und setzte es an Stelle des wahren in Ara Coeli zur Verehrung aus, sie selbst aber nahm das echte mit sich.

Die Mönche merkten wohl den Frevel nicht. Wenn sie jedoch wie früher das Jesusbild zu den Kranken im goldenen Wagen fuhren, heilte es sie nicht mehr, sondern in Verzweiflung starben die Bresthaften dahin. Die Mönche wußten sich nicht zu erklären, wie das heilige Bild seine Heilkraft verloren haben könne. Da läutete es eines Nachts, als es schon ganz finster war, plötzlich an der Pforte und ein Fuß stieß leise dagegen und wie der Türhüter auftat, sah er, daß es das echte Jesuskind war, das dastand und Einlaß begehrte. Die Mönche aber, die glaubten, das wundertätige Bild sei fortgegangen und komme nun wieder, und die nichts davon ahnten, daß zwei Bilder existierten, trugen es im Triumph zur Kapelle; doch wie sie da anlangten, sahen sie, daß das falsche Bild droben überm Altar stand, und als der Abt dieses untersuchte, sah er, daß es auf seiner Stirn die Worte trug: „Mein Reich ist nur von dieser Welt". Dieses falsche Bild also hatten sie so lange verehrt, — dies falsche Bild, das Elend und Not über sie gebracht hatte und keine Wunder tat! Und in gerechtem Zorne nahm der Abt das falsche Bild, in dem er den Antichrist erkannte, und mit dem Ruf „Anathema Antichristo!" stürzte er es von der Balustrade von Ara Coeli in die Finsternis hinab. Als die Engländerin, die das gestohlene heilige Bild zu Hause vermißte, am andern Morgen nach Ara Coeli ging, um es zu suchen, fand sie nur mehr das falsche, den Antichrist. Weil dies unechte Bild sie aber an die unendliche Seligkeit des echten gemahnte, nahm sie es mit und führte es auf ihren Reisen mit sich hinaus in die Welt.

Und nun, welches Wunder! Wohin die Engländerin mit dem Bilde kam, da verbreitete sich Reichtum, Wohlstand, äußerer Segen. Das Bild half dem Volk auf den Barrikaden von Paris, es tat Gutes, wohin es kam. Aber das Gute, das es tat, bestand nur in Reichtum und äußeren Gütern; Seelenfrieden gab es keinem von allen, sondern die innere Zerrissenheit wuchs und das Glück starb vor ihm wie die Blüte vorm Frosthauch. Denn das ist die Erklärung: Das falsche Bild, der Widerchrist, ist völlig gleich Christus; es tut Gutes, wie Christus und gleicht ihm in allem; aber sein Reich ist nur von dieser Welt: es ist der Sozialismus . . .

An diese Fabel, die Selma Lagerlöf den „Wundern des Antichrist" vorausschickt, knüpft sie dann die Handlung des eigentlichen Romans erst an. Der Schauplatz des Werkes ist Sizilien, und zwar die Gegend um

den „Monghibello", wie die dortigen Einwohner den Ätna nennen; die Handlung spielt in den Jahren 1894—1896, zur Zeit des Baues der Ätnabahn und des Eindringens des Sozialismus in jene Distrikte, in den Tagen, da die nach der Schlacht bei Adua gescheiterte abessynische Expedition ganz Italien feindlich gegen die Regierung stimmte. Man wird sich vielleicht darüber wundern, wie Lagerlöf, deren eigenste Domäne die Schilderung der Bauern in Schwedens „ewigen Wäldern" war, auf einmal das sizilische Volk zu schildern unternehmen konnte. Aber bei näherem Zusehen wird uns klar, daß das Volk um den Ätna die gleichen wesentlichen Züge trägt wie das der schwedischen Wälder; beide sind weltabgewandt, ihre Liebes- und Leidesempfindungen sind gleich wild und elementar, vor allem aber eignet beiden eine gleich heiße Glut religiöser Inbrunst, die an Mystizismus grenzt, die demütig und doch so verwegen den letzten Schleier vom Mysterium Gottes reißen will und dabei in der Erkenntnis ihres ohnmächtigen Beginnens dem dunkelsten Aberglauben verfällt. Nur aus der Stimmung eines Pfarrers Sang bei Björnson kann man ungefähr die schwüle Glut der mystischen Inbrunst begreifen, die bei diesem Volke der nordischen Sphären und des Ätna herrscht.

In dem Romane selber umschreibt Lagerlöf nur die Fabel der Einleitung: wieder tritt das wahre und das falsche Christusbild vor uns hin — das falsche, der Sozialismus, bringt den Einwohnern der Stadt Diamante am Ätna wohl kulturelle Errungenschaften, eine Bahn wird gebaut, die äußeren Lebensbedingungen der ganzen Gegend werden gehoben; doch keiner ist da, in dessen Haus der Friede einkehrte, dessen Seele ruhig bliebe von allem Sturm; das sittliche Niveau des Volkes sinkt. Und wie der Mönch Pater Gondo am Schlusse des Werkes das einsieht, beschließt er, das falsche Christusbild zu verbrennen, und die Einwohner von Diamante stimmen ihm zu; aber der Knabe Gandolfo entreißt das schon auf dem brennenden Scheiterhaufen liegende Bild im letzten Moment noch dem Feuer, und der Sozialismus wandert daher immer noch durch die Welt und verneint Christus und er tut Gutes wie Christus, aber es ist nur äußerlich Gutes, und er wird als Widerchrist leben und walten, wenn vielleicht auch mit anderen Formen und anderen Namen, bis zum Weltuntergang.

Das ist der Grundgedanke, der durch die „Wunder des Antichrist" sich zieht: eine Gegenüberstellung des Christentums, als des wahren Prinzipes der Menschheitserlösung, und des Sozialismus, dessen Stirnkrone die mystisch glühenden Zeichen trägt: „Mein Reich ist nur von dieser Welt"; des Christentums, dessen Verkünder, die Mönche von Ara Coeli, trotz Gottes härtesten Schlägen hoch und bleich und unentwirrt die Kreuzgänge ihres Klosters durchwandern und mit einem seligen Lächeln auf welken Lippen sterben, wenn sie nur die Wundergewalt ihres Christusbildes in der Nähe wissen, — und des Sozialismus, dessen Antichristusbild

blutbespritzt auf den Barrièren in den Straßen von Paris thront („Wunder des Antichrist", S. 26) und umbrüllt ist vom Kampfschrei seiner Anhänger. Schärfer, schneidender könnte man den Gegensatz zwischen den beiden Weltanschauungen wohl nicht kennzeichnen; und doch liegt nichts Gehässiges, unkünstlerisch Leidenschaftliches in der Art, wie Lagerlöf dem Sozialismus das Todesurteil spricht; ruhig, mit künstlerischer Feinfühligkeit zergliedert sie ihr Thema, hoch über dem Wirrsal der Parteien stehend. Ihr Christusbild entspricht keinem von irgend einer Konfession und wird daher manchem eigenartig erscheinen; aber ihre Auffassung von Christus als dem einzigen Heil der Welt gegenüber dem Sozialismus muß jedem Gläubigen zuletzt ans Herz greifen; man fühlt die kindliche Ehrfurcht heraus vor der überwältigenden Größe und Güte des Welterlösers.

* * *

Wenn Lagerlöfs demütiges Sichbeugen vor der Christusidee aber durch dieses Werk noch einigermaßen hätte zweifelhaft sein können, so hätten alle diese Zweifel schwinden müssen vor ihrem jüngsten Werk „Jerusalem".

Das alte Sehnen des Menschen zur Stadt des Friedens und der heiligsten Träume, — das Heimbegehren nach dem ewigen Jerusalem auf den heiligen Hügeln, — alle die Sehnsucht, die den Kreuzzugsschrei „Gott will es!" einst durch die Reiche des Mittelalters hatte brausen lassen, ist in diesem Buche wieder erwacht. Die mystische Gewalt über die Seelen, durch die der erhöhte Christus alles an sich zieht, hat hier eine Verkünderin gefunden; wie eine hellsehende Frau der germanischen Urzeit führt uns Lagerlöf hinein in die seltsamen Ideengänge eines Urwaldvolks, das im Ringen um seinen Gott kein Maß und keine Grenze mehr kennt, das von der Inbrunst seiner religiösen Gedanken wie von einem Sturm fortgerissen wird. Und wir Menschen der lauten Welt stehen da und horchen erstaunt den wunderbaren Sängen flammenschwülen Christusheimwehs, die diese Menschen von Dalarne anstimmen, die durch ihre alten verschlungenen Wälder und über ihre golden wogenden Ähren brausen, die solche Macht über ihre Seelen gewinnen, daß sie alles verlassen — Weib, Haus und Gold —, um Christus zu suchen. Wir werden demütig und still vor solchem Glauben, der Berge versetzt und über stürmische Meerwogen trockenen Fußes schreitet, um den letzten Saum des leuchtenden, heilenden Christusmantels zu umklammern.

Der erste Teil des Werkes führt uns hinein ins schwedische Dorf Dalarne. Da sehen wir wieder dies Bauernvolk aus den „ewigen Wäldern", das wir aus „Gösta Berling", „Thale Thott", „Astrid" kennen; aber hier ist sein Land fruchtbar, die Felder brausen von Ähren, die Mühlen gehen Tag und Nacht, die Tennen dröhnen wieder vom Schlag der Drescher, die Scheunen fassen die Ernte nicht. Wie eine gütige Mutter ist hier die

Natur; sie wirft ihre Gaben aus mit vollen Händen. Und die Menschen sind glücklich und bauen ihre Äcker, und keiner pflügt dem andern den Rain weg, und Sonntags singen sie ihre alten heiligen Lieder im dunklen Kirchengestühl. Aber über dies Volk kommt es plötzlich wie ein Feueratem religiöser Begeisterung. Eine unbezwingbare Sehnsucht erfaßt sie, nach Jerusalem zu ziehen, zu dem heiligen Boden, wo ein Gott — ihr Gott — wandelte mit leibhaftigem Fuß, wo sein Flammenauge in die tiefsten Abgründe der Seelen tauchte und seine Hand ewig zum Segen erhoben war. Mit unwiderstehlicher Psychologie führt Lagerlöf uns dies Wachsen der heiligen Begeisterung vor, bis dies starke Volk mit der kindlichen Seele sich des religiösen Sturmes nicht mehr erwehren kann, bis es Scholle und Herd verkauft — die Versteigerung des Ingmarhofes ist der Höhepunkt — und auszieht nach Jerusalem, das Heilandsgrab zu suchen, eine Gemeinde im Sinne des Urchristentums zu bilden. Verlassen will es seine Erde, die ihm stets eine segnende Mutter gewesen; verlassen die alten, ewigen Wälder und ernteschweren Scheunen, seine donnernden Wasserfälle und spiegelklaren Flüsse, um Ihm nachzufolgen.

Der zweite Band führt uns nun direkt nach Jerusalem hinein. Das Jerusalem unserer Tage steht vor uns. Das ist nicht mehr die Stadt unserer Träume, wo im goldblitzenden Salomonstempel der heilige Leuchter mit den sieben Armen in magischem Schimmer flammte, wo die Schaubrote lagen, wo im Teich Bethesda Wasser des Lebens rannen, die ein Engel rührte. Das ist nicht mehr die Stadt, wo der Segen des Heilands sichtbar über Dächern und Zinnen liegt, wo die Lahmen wandeln, die Blinden schauen, die Stummen jubilieren, und es ist nicht mehr die Stadt, wo Christus leidet, wo Judas den Rabboni küßt und Ahasver ihn schlägt vor der Schwelle seines Hauses. Sondern dunkle Wolken lagern über Gassen mit verwittertem Gestein, durch die die Verwesung schreitet; wilde, heroische Schatten klagen über eingesunkenen Tempeltrümmern ihr Vanitas vanitatum! Das hatte der einfältige Glaube dieser schwedischen Ewigwaldbauern nicht erwartet; das stieß all ihre Träume um, das riß die Schleier von ihren Blicken. Die einen werden wahnsinnig an der Enttäuschung, sie sterben im Dunkel von Jerusalems winkligen Gassen; die andern aber raffen sich auf, sie überwinden den Schlag, der ihre träumerischen Seelen und Sinne traf, und bebauen ihren Acker in Jerusalem wieder wie einst in der Heimat; die dritten aber, und die Edelsten und seelisch Stärksten Dalarnes gehören zu ihnen, ziehen wieder heim übers Meer und erkennen, daß Jerusalem überall ist, wo Hände in Arbeit und Gebet sich rühren, daß des Heilands Fuß auch ins ärmste, entlegenste Waldtal tritt und Christi gütiger Mund überall jeden grüßt mit dem Erlösergruße: „Mein Bruder!"

Die alte einfache Wahrheit des „Ora et labora"! klingt aus dem Werke. In diesem Buche vor allem spüren wir wie in keinem andern

der Autorin, selbst in „Gösta Berling“ nicht, ihre Liebe zu dem armen und doch so überreichen Volk ihrer Heimat; zum Unscheinbarsten steigt im ersten Bande die Phantasie Lagerlöfs herab; wie jene andere nordische Frauengestalt aus Shakespeares „Hamlet“, Ophelia, liebt sie die ärmsten Blumen: Maßlieb, Hahnenfuß, Nesseln und Kuckucksblumen. Und der Gegensatz dazu im zweiten Bande ist jener grandiose Flug der Phantasie, der den Wechsel der Jahrhunderte einem Nichts gleich achtet und über die Wogen der Weltgeschichte zieht, wo sie am höchsten gehen. Freilich gehört auch hier wieder Mühe dazu, den im Zickzack hin und herwandernden Gedanken der Autorin sofort zu folgen; wieder entsinkt ihr über der Schönheit der Augenblicksschilderung oft der große treibende Grundgedanke und taucht erst nach geraumer Weile wieder auf.

Die hohe Bedeutung der Lagerlöfschen Kunst liegt in einem Doppelten: vor allem ist sie eine kulturhistorische. Denn an ihrer Hand wandern wir hinein in die seltsamen Ideengänge eines Volkes, das weitab vom Lärm der Welt seine Wälder fällte und seine Äcker baute; wir blicken staunend in die Seele dieser Menschen aus Schwedens und Siziliens „ewigen Wäldern“, denen die Waldwipfel wie mit menschlichen Zungen rauschen und denen die Wogen des Meeres und der Seen wunderbare Mären klagen. Wir sehen Gottes Erkenntnis sich spiegeln in ihren Seelen: da ist keine Kleinheit des Gottesglaubens; übermächtig, sich selbst verzehrend ist die Glut ihrer religiösen Inbrunst. Über die dunklen Tannenforste ihrer Heimat und über die glitzernden Schneefirnen hinweg leuchten herein in ihre Träume die Zinnen und Türme des ewigen Jerusalems, dem ihre ahnenden Herzen entgegenglühen; und sie lechzen darnach, in Jerusalem zu sterben.

Neben kulturhistorischem Werte aber eignet Lagerlöfs Werken noch ein hoher ethischer. Ihr sittliches Programm und ihre religiöse Überzeugung knüpft wohl an keine der christlichen Konfessionen völlig an; aber alle Konfessionen werden unverletzt ihre Bücher lesen können und wenig Trennendes, aber unendlich viel Einigendes, Verknüpfendes finden. Ihr soziales Programm, das in der „frommen Arbeit“, der „frumben aribeit“ Herrn Wolframs gipfelt, ist unantastbar in seiner sittlichen Kraft und Hoheit. Und der religiöse Zug, der durch alles zittert, was ihrer Feder entflossen ist, bewahrheitet uns Goethes Wort: „Eigentlich ist alle Kunst mit und aus der Religion entsprungen“.

Der erste internationale Kongreß für Schulhygiene in Nürnberg.

Von Dr. Karl Ferdinand Kummer.

Der Arzt tritt jetzo auf den Plan
Und sieht sich Schul' und Schüler an,
Ob alles denn im großen und kleinen
Will zweckmäßig und gut erscheinen.
Und mit dem Lehrer Hand in Hand
Bringt er das Ding in rechten Stand.

(Prolog zum Festabend am 6. April im Velodrom zu Nürnberg.)

I.

Vom Vorstande des Allgemeinen deutschen Vereines für Schulgesundheitspflege, Professor Dr. Griesbach (Mühlhausen i. Elsaß), ist im Juni des vorigen Jahres die Anregung ausgegangen, zum Zwecke einer möglichst allseitigen Behandlung sämtlicher ins Gebiet der Schulhygiene einschlagenden Fragen internationale Kongresse von Ärzten, Schulmännern und Technikern in bestimmten Zeiten einzuberufen. Sieben große ärztliche Körperschaften in Deutschland, England, Frankreich, in den Niederlanden, der Schweiz und in Ungarn griffen den Gedanken auf, setzten ein permanentes internationales Komitee ein, organisierten Lokalausschüsse, darunter neun in Österreich, und begannen sofort die vorbereitenden Arbeiten. Als Sitz des ersten derartigen Kongresses, der in der Osterwoche zusammentreten sollte, wurde die Stadt Nürnberg, „das Auge und Ohr Deutschlands", gewählt. Ihre erinnerungsreiche Vergangenheit, die in zahlreichen geschichtlichen und künstlerischen Denkmälern von höchstem Werte dem Besucher auf Schritt und Tritt entgegenkommt, ihre günstige Lage in der Mitte Süddeutschlands an einer Weltbahnlinie, ihre rasche Entwicklung aus einer notleidenden, freien Reichsstadt mit kaum 30.000 Einwohnern des Jahres 1806 zur ersten und reichsten Fabriks- und Handelsstadt Süddeutschlands mit gegenwärtig 230.000 Einwohnern sowie ihr hochentwickeltes Schulwesen machten diese Stadt für einen derartigen Kongreß besonders geeignet. Maßgebende Persönlichkeiten, namentlich aus den Kreisen der Ärzte, wie die Hofräte Schubert und Stich, ersterer als Generalsekretär des Kongresses, letzterer nebst Schulrat Dr. Glauning als Vorsitzende des Nürnberger Ortskomitees, nahmen die Vorarbeiten rasch in Angriff, die Regierung stellte den eben erst vollendeten Neubau der königl. Industrieschule im Osten der Stadt für den Kongreß und die damit zu verbindende Ausstellung zur Verfügung und tausende von Aufrufen, Programmen und Schreiben flogen in alle Welt hinaus.

Man hat daran gezweifelt, ob Fragen der Schulhygiene international behandelt werden könnten. Doch mit Unrecht. Denn

die Hauptaufgaben der Hygiene sind wirklich international: „Von der zarten kindlichen Organisation alle möglichen Schädlichkeiten abzuhalten und sie zu stählen gegen äußere und innere Einflüsse" (Worte des fürstlichen Protektors bei der feierlichen Eröffnung des Kongresses am 5. April), ist ein allen Ländern und Sprachen gemeinsames Ziel; Luft, Licht, Bewegung, einen der Leistungsfähigkeit des im kindlichen Alter sich entwickelnden Körpers und den wachsenden Seelenkräften angepaßten Lehrplan braucht jede Schule, mag sie in Hammerfest oder Kapstadt, in New-York oder Archangel stehen. So haben auch die Mediziner und Pädagogen, nach Dr. Griesbachs Eröffnungsrede die aufrichtigsten Vertreter der Humanität, die Aufgabe des Kongresses erfaßt; in diesen Zielen haben die Regierungen seine Bedeutung gesehen und darum seine Beschickung so vielfach gefördert. 1510 Personen aus 20 europäischen und überseeischen Staaten haben sich in der Zeit vom 4. bis 9. April in Nürnberg vereinigt; darunter waren 1247 Mitglieder, 181 Teilnehmer und 82 Frauen, und zwar nicht bloß, wie sonst bei ähnlichen Anlässen, als „angenehme Begleiterscheinungen", sondern als sehr ernst zu nehmende, rührige Mitarbeiterinnen. Besonders lebhaft war die Beteiligung aus Österreich, das 322 Teilnehmer stellte, denen nur Deutschland mit 621 Mitgliedern gegenüberstand. Von diesen Österreichern war ein namhafter Teil auf Kosten der Zentralstellen, der Landesschulbehörden, der Landes- und Gemeindevertretungen entsendet worden.

Der internationale Charakter des Kongresses trat namentlich in der feierlichen Eröffnungssitzung im Saale des Apollotheaters zu Tage, die der Protektor, Dr.-Med. Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern, mit einer herzlichen Ansprache an seine „lieben Kollegen" eröffnete und in der außer der deutschen Sprache auch das Französische und das Englische gebraucht wurde. Andere Sprachen hat man nicht gehört; vielmehr bedienten sich die Vertreter Bulgariens, Hollands, Japans, Rußlands, Serbiens, Ungarns u. s. w. der deutschen Sprache. Das Gleiche gilt auch von den folgenden Verhandlungen; man sprach fast ausschließlich deutsch, hie und da natürlich mit einem ganz merkwürdigen Akzent; ab und zu ein französischer oder englischer Vortrag; nur einmal, als ein Russe die Schulzustände seiner Heimat abfällig kritisierte, traten ihm zwei seiner Landsleute heftig entgegen und die darauf folgende kurze, aber leidenschaftliche Polemik ward russisch geführt.

Unter den Rednern der Eröffnungssitzung eroberte sich sofort alle Herzen der Vertreter Frankreichs, Mr. Jost, Inspecteur général des études, durch seine gehaltvolle und verbindliche, in langsamem, bis in den letzten Winkel des Theatersaals verständlichem Französisch vorgetragene Begrüßung des Protektors, Bayerns und Deutschlands, die er mit einem deutschen Kernspruche schloß. Auch der Vertreter des österreichischen Unterrichtsministeriums, Hofrat Dr. Huemer, der den Wahlspruch des Kaisers Franz Josef: „Viribus unitis" dem Kongresse als Devise auf den Weg seiner Beratungen mitgab, erntete reichen Beifall. Stürmische Zustimmung erregte es, als nach der Rede des russischen Vertreters der Delegierte Japans diesem offen Beifall spendete und friedlich neben ihm Platz nahm.

Daß der Kongreß es mit der Arbeit sehr ernst nahm, bewies einerseits das reiche Arbeitsprogramm (drei Plenarsitzungen mit 9 Vorträgen,

11 Abteilungen mit etwa 180 Vorträgen und Referaten), anderseits die Tatsache, daß man gleich am ersten Tage unmittelbar nach den Förmlichkeiten der feierlichen Eröffnung zu den Vorträgen überging trotz der sibirischen Kälte, die im Saale herrschte. Auch die gewissenhafte Ausnützung der Zeit legte Zeugnis von dem Ernste ab, mit dem man an die Arbeit ging: kein Halbtag blieb von Sitzungen frei, täglich wurde von 9 bis 1 Uhr und von 3 bis 6 Uhr in den Räumen der kgl. Industrieschule unter lebhaftester Beteiligung verhandelt; die wenigen Vergnügungen, ein Festtheater und zwei Musikproduktionen, fielen auf die Abende; der einzige gemeinsame Ausflug, der obendrein nicht zu stande kam, der Besuch von Rothenburg a. d. Tauber, war für Sonntag den 10., nach Schluß des Kongresses, angesetzt. Zwar fanden für die Teilnehmer Führungen zu den Sehenswürdigkeiten Nürnbergs statt; aber die Beteiligung war schwach, weil sie nur um den Verzicht auf eine ganze Reihe von Vorträgen erkauft werden konnte. Überdies gab es in den als Ausstellungsobjekte und Illustrationen der Vorträge dienenden Schulbauten und Einrichtungen der Stadt, als Schuckertwerke, Werkstätten der Maschinenbaugesellschaft, Übungshaus der Sanitätskolonne Nürnberg, Waisenhaus, Krankenhaus, Faber'sche Bleistiftfabrik, Gewerbemuseum, Kunstgewerbeschule u. s. w. so viel des Modernen und mit dem Leben des Tages Zusammenhängenden zu besichtigen, daß darüber die Denkmäler der Vergangenheit, die herrlichen Kirchen, das Rathaus, die Burg und vor allen das Germanische Museum bei vielen zu kurz kamen.

Ob man mit dem oben umschriebenen Programm nicht des Guten zu viel getan hat? Ich möchte es behaupten. Wenigstens hat die Kongreßleitung selbst die ursprünglich angesetzten 11 Abteilungen, die nebeneinander tagen sollten, in 7 zusammengezogen; und tatsächlich sind von den angekündeten 180 Vorträgen, zu denen nach Schluß des im Februar versandten Programmes noch etwa 20 kamen, im ganzen nur 162 wirklich gehalten worden. Aber auch das war zu viel. Daß sich Kongresse und ähnliche Versammlungen in Sektionen teilen, die gleichzeitig tagen, kommt allgemein vor und kann nicht anders sein, wenn man nicht die Teilnehmer übermäßig lang am Kongreßorte beisammenhalten will. Aber bei gleichzeitiger Tagung der Abteilungen müssen erstens ihre Arbeitsgebiete scharf geschieden sein, um Wiederholungen und Zersplitterung zu vermeiden; zweitens muß das veröffentlichte Arbeitsprogramm genau eingehalten werden. Gegen beides ist in Nürnberg gefehlt worden; man hat allgemeine Fragen in Fachsektionen behandelt, denselben Gegenstand gleichzeitig oder hintereinander in zwei Abteilungen erörtert, endlich die Reihenfolge der Vorträge, namentlich wenn einer oder der andere Redner nicht erschien, verschoben. Anderseits zwang die Fülle des Arbeits- und Vortragsmaterials die Abteilungsvorstände, auf der Einhaltung der für Referate, Vorträge und Debatten geschäftsordnungsmäßig festgesetzten Zeit von 30, bezw. 20 und 8 Minuten nicht bloß streng zu bestehen, sondern besonders die der Wechselrede eingeräumte Zeit oft noch abzukürzen, und die Vortragenden lasen unter diesem Zwange ihre Manuskripte oft in einem Tempo ab, dem selbst das aufmerksamste Ohr nur mit Not folgen konnte. Endlich erschwerte den Teilnehmern die Orientierung der Mangel einer mit den Verhandlungen des Kongresses

Hand in Hand gehenden, diese Tag für Tag schrittweise begleitenden Berichterstattung. Man hat fünf „Tageblätter" ausgegeben; diese enthielten aber nichts als das jeweilige Programm des betreffenden Tages, nach Gruppen geordnet, die Führungen und das sich allmählich erweiternde Mitgliederverzeichnis. Es war vielleicht technisch nicht möglich, am folgenden Tag schon kurze Auszüge aus den Verhandlungen des vorhergehenden Tages zu bringen. Und so fehlte den Kongreßteilnehmern die Übersicht. Diese und alle, welche den Verhandlungen Interesse entgegenbrachten, waren und sind bis zum Erscheinen des Generalberichtes, der wohl ein halbes Jahr oder noch länger auf sich warten lassen wird, auf die mehr oder minder ausführlichen Berichte der Zeitungen angewiesen oder erfuhren nur durch gelegentliche Mitteilungen am Abendtisch und beim Frühstück, was in einzelnen Abteilungen gesprochen und vorgebracht worden war. Selbst die umfängliche Berichterstattung des größten Nürnberger Blattes, des „Fränkischen Kuriers", konnte den Verhandlungen in allen sieben Abteilungen nicht gleichmäßig folgen; ein Vergleich dieser an sich höchst dankenswerten und bis zum Erscheinen des Generalberichtes sehr wertvollen Berichte mit dem Programme in den „Tageblättern" des Kongresses zeigt, daß auch der stattliche Berichterstattungsapparat dieser großen Zeitung der hier gestellten Aufgabe nicht gewachsen war.

Doch dies alles darf wohl zu den Kinderkrankheiten des ersten internationalen Kongresses für Schulhygiene gerechnet werden. Der zweite für das Jahr 1907 in London anberaumte Kongreß wird sich die in Nürnberg gesammelten Erfahrungen zu nutze machen.

Man wird für die Vorbereitung eine längere Zeit bestimmen. Man wird bis zu einem gewissen Termine die Vorlage der Referate und Vorträge verlangen, sie vielleicht wenigstens im Auszuge drucken; man wird das Zusammengehörige zusammenfassen, für gemeinsame Fragen Referenten und Korreferenten bestimmen, die Zahl der Abteilungen vermindern, die Zahl der Vorträge in diesen einschränken und dafür sorgen, daß ein angekündigtes Thema unter allen Umständen und zur festgesetzten Zeit verhandelt werde und daß endlich eine die Verhandlungen Schritt für Schritt begleitende Berichterstattung vorhanden sei.

Auch die Teilnehmer des Kongresses werden ihre Erfahrungen verwerten. Vor allem sollten Behörden und Körperschaften, die eine größere Zahl von Teilnehmern entsenden, die betreffenden Entschließungen mindestens drei Monate vorher fassen und den Beteiligten kundgeben, damit diese sich mit dem Programm des Kongresses bekannt machen, Vorstudien treiben und die Gegenstände, denen sie ihre Aufmerksamkeit zuwenden wollen, unter sich verteilen können; dann erst werden die reichen Anregungen, die eine solche internationale Versammlung der hervorragendsten Fachmänner bieten kann, wirklich fruchtbar werden.

II.

Den Vortritt unter den Vorträgen der Hauptversammlungen hatte die Kongreßleitung dem Nestor der Hygieniker, dem Geheimen Medizinalrate Professor Dr. Hermann Cohn (Breslau) eingeräumt, der vor 40 Jahren durch die Untersuchung der Augen von 10.000 Breslauer Schul-

kindern auf den Zusammenhang zwischen Schule und Kurzsichtigkeit aufmerksam gemacht und so den Anstoß zu planmäßiger, hygienischer Beobachtung der Schule und der Schüler zunächst in Bezug auf die Schonung und Pflege der Sehsubstanz gegeben hat. Sein unmittelbar an die feierliche Eröffnung des Kongresses anschließender Vortrag behandelte das Thema: „Was haben die Augenärzte für die Schulhygiene geleistet und was müssen sie noch leisten?" und wies in einem vortrefflich orientierenden geschichtlichen Überblicke nach, was in den letzten vierzig Jahren dank den Bemühungen der Augenärzte für die Schonung der Kinderaugen durch zweckmäßigere Bänke und Schultische, Geradhalter für mangelhaft sitzende Kinder, Versuche mit der Steilschrift, Zurückdrängung der Schiefertafel, Überwachung des Bücherdruckes in Bezug auf Größe und Schwärze der Buchstaben, Untersuchungen der natürlichen und künstlichen Beleuchtung der Schulzimmer, der Lichtverschlingung durch Vorhänge usw. geleistet worden ist.

Das Programm für die weitere Tätigkeit der Augenärzte — Professor Cohn verlangt die Anstellung eigener Schulaugenärzte — ist ein reiches: Zunächst sollen die Lehrer beide Augen sämtlicher Kinder Jahr für Jahr im Freien, auf dem Turnplatze mittels der vom Vortragenden konstruierten grünweißen Gabeltäfelchen prüfen und die abnormen Fälle dem Augenarzte zur weiteren Untersuchung überstellen. Ferner verlangt er eine planmäßige und bei Änderung der Umgebung des Schulhauses durch Neubauten u. dgl. wiederholte Untersuchung sämtlicher Schulräume in Bezug auf die Beleuchtungsverhältnisse der einzelnen Plätze mittels des Meterkerzenphotometers und des Raumwinkelmessers, der das Himmelsstück, das von jedem einzelnen Platze noch sichtbar ist, in Quadratgraden angibt. Er legt Tabellen vor, aus denen hervorgeht, wie viele Plätze eines Schulzimmers, weil nicht mehr von direktem Himmelslicht oder von weniger als 10 Meterkerzen Licht getroffen, als untauglich auszuscheiden sind, eine Forderung, die freilich an bestehenden Schulgebäuden in ihrer Gänze nie wird durchgeführt werden können; denn sie würde die Schulerhalter mit unerschwinglichen Kosten für Neubeschaffung geeigneter Schulräume belasten; weisen Professor Cohns Tabellen doch in manchen Schulräumen mehr als ein Drittel der vorhandenen Sitzplätze nach, die vergebens nach Licht zum Himmel schreien.

Nicht minder fruchtbare Anregungen bot der Vortrag der II. Hauptversammlung vom Donnerstag, 7. April, in der Stadtschulrat Dr. Sickinger aus Mannheim über die „Organisation großer Volksschulkörper nach der natürlichen Leistungsfähigkeit der Kinder" sprach. Der Vortragende forderte für die großen Schulen der Städte, die bisher die gleichalterigen Kinder ohne Rücksicht auf ihre verschiedene Leistungsfähigkeit in Parallelklassen mit gleichen Lehrzielen verteilten, eine nach dem Eintritte der Kinder in die Schule und im Fortschritt von Klasse zu Klasse vorzunehmende Verteilung auf Klassen der mittel- und besserbefähigten, dermäßigschwachen und der krankhaftschwachen Schüler. Es ergeben sich demnach 1. Hauptklassen mit acht aufsteigenden Jahresstufen, 2. Förderklassen mit sechs und Hilfsklassen mit vier Abteilungen, in denen alle Kinder einem ihrer Begabung und Leistungsfähigkeit entsprechenden abgeschlossenen Lehrziele entgegengeführt werden können, während bei dem

gegenwärtigen System sich trotz der hohen Ausgestaltung der großstädtischen Schulen, ihrer glänzenden Ausstattung mit den besten Lehrkräften, dem meist sehr günstigen Schulbesuche bedenkliche Prozentsätze von Kindern ergeben, die das Lehrziel der Volksschule nicht erreichen und mit einer trümmerhaften, weil nicht abgeschlossenen Volksschulbildung aus der Schule austreten; so haben in Berlin im letzten Jahre kaum 10% der nach Erfüllung der Schulpflicht entlassenen Kinder das normale Schulziel erreicht; die Zahl der in den 44 größten deutschen Städten ein-, zwei- bis dreimal Schiffbruch leidenden Volksschüler beträgt mindestens die Hälfte der Gesamtzahl; und ein Blick ins statistische Jahrbuch der Stadt Wien mit ihrem hochentwickelten Schulwesen (meist fünfklassige Volksschulen mit daran anschließenden Bürgerschulen) lehrt, wie auch bei uns die Schulkörper sich nach oben rasch zuspitzen und die einzelnen Klassen, je höher man hinaufsteigt, umso mehr mit sog. Repetenten überfüllt sind. Der Vorschlag des Vortragenden, der in der Stadt Mannheim nach seiner Versicherung ohne Kostenmehraufwand zu allgemeiner Befriedigung seit einigen Jahren durchgeführt ist, ist nur bezüglich der Mittelstufe, der sog. Förderklassen, die hauptsächlich die Repetenten aufzunehmen haben, neu; denn die Hilfsklassen für schwachbegabte Kinder bestehen schon seit geraumer Zeit in etwa 200 deutschen Städten, 500 an der Zahl, und unterrichten etwa 10.000 solcher Kinder.

Die von Dr. Sickinger in der Hauptversammlung vorgetragenen, auf ein großes statistisches Materiale gestützten Leitsätze wurden Tags darauf in der Abteilung F „Sonderschulen" im Anschlusse an Dr. Moses' (Mannheim) Vortrag: „Das Sonderklassensystem der Mannheimer Volksschule" einer eingehenden Debatte unterzogen, in der namentlich die Schulmänner ihre Bedenken gegen dieses System geltend machten und Dr. Sickinger zu einem Schlußworte veranlaßten, in dem er den Wert dieser Einrichtung für die sog. Wanderschüler und für die erziehliche Aufgabe der allgemeinen Volksschule nachzuweisen suchte. Ist auch die durch den besprochenen Vortrag angeregte Frage noch nicht spruchreif, so verdient sie jedenfalls überall dort, wo breit angelegte und hochausgebildete Volksschulkörper bestehen, also in allen großen Städten, sorgsam geprüft zu werden; denn das Ziel, das jedes Volksschulgesetz sich steckt, „die Grundlage für Heranbildung tüchtiger Menschen und Mitglieder des Gemeinwesens zu schaffen", kann nur mit jenen Kindern erreicht werden, die den Bildungsgang der betreffenden Volksschulkategorie vollständig durchmachen.

Ich begnüge mich, auf die Vorträge des Professors Dr. Hueppe (Prag) „Verhütung der Infektionskrankheiten in der Schule", des Professors Dr. Axel Johannessen (Christiania) „Über den Stand der Schulhygiene in Norwegen", des Dr. Le Gendre (Paris) „Sur l'hygiène et les maladies personelles des maîtres au point de vue de leurs rapports avec les élèves" in der zweiten, des Mr. James Kerr (London) „What is required most in School Ventilation" (mit Skioptikonvorstellungen) und des Professors Dr. Skvortzow (Charkow) „Über die Prinzipien der Erziehung und Bildung vom hygienischen Standpunkt" in der dritten, bereits schwachbesuchten Hauptversammlung hinzuweisen, und wende mich dem ersten Vortrage in dieser letzten Versammlung zu, den Professor Dr. Liebermann (Budapest)

„Über die Aufgaben und die Ausbildung von Schulärzten“ hielt.

Dieser Vortrag beansprucht nämlich eine gewisse Wichtigkeit, weniger wegen seines eigentlichen Themas als wegen dessen Begründung; denn wenn Dr. Liebermann als die Aufgabe der Schulärzte die Untersuchung der Kinder beim Eintritte in die Schule, ihre Überwachung zur Verhütung ansteckender Krankheiten, den Unterricht in Hygiene und die Kontrolle der Schulgebäude und Einrichtungen (Heizung, Lüftung, Beleuchtung) hinstellt, so dürfte ihm darin jedermann, der die Notwendigkeit von Schulärzten anerkennt, recht geben. Ebenso wird man ihm zustimmen, wenn er mit Rücksicht auf diese Aufgaben der Schulärzte für sie eine besondere hygienische Fachbildung, also einen mehrmonatlichen Kurs mit praktischen Übungen in Chemie, Hospitieren beim hygienischen Schulunterricht und endlich eine besondere theoretische und praktische Prüfung aus Schulhygiene mit einem Schulvortrage über ein gegebenes Thema fordert. Aber die Ausdehnung, die Dr. Liebermann der überwachenden Tätigkeit des Schularztes über das ärztliche und hygienische Gebiet hinaus in das der Pädagogik, der Didaktik und der Methode geben wollte, rief mit Recht lebhaften Widerspruch hervor. Der Vortragende verlangte für den Schularzt auch einen maßgebenden Einfluß auf den Stundenplan, ja auch auf den Lehrplan und auf die Lehrmethode. Er begründete diese Forderung durch den Hinweis auf die sog. Überbürdung in den Mittelschulen und auf das Überwuchern der philologischen Richtung in den klassischen Sprachen. Ja, er verstieg sich zur Behauptung: „Es ist nicht zu leugnen, daß eine große Unzufriedenheit überall hervortritt, die sich vielfach zum Haß gegen die Philologen steigert.“

Indem er dann weiters die preußischen Lehrpläne der Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen — an den österreichischen hatte er offenbar nichts auszusetzen — seiner Kritik unterzog, die beiden letzteren Anstalten für verunglückte Versuche, die Schäden der Gymnasien zu beheben, erklärte und auch vom hygienischen Standpunkte der Einheitsmittelschule das Wort redete, hat er sich offenbar auf ein Gebiet begeben, das ihm etwas fern liegt, und Fragen gestreift, die sich doch nicht so im Handumdrehen lösen lassen, wahrscheinlich aber auch der Sache, die er vertreten will, eher geschadet als genützt und die Kreise, die über die Einführung von Schulärzten das entscheidende Wort zu sprechen haben, vielleicht etwas kopfscheu oder bedenklich gemacht. Denn der ganze hygienische Kongreß in Nürnberg stand doch im Zeichen des Schularztes. Wenn auch die Ärzte nicht die überwiegende Zahl der Besucher stellten, so haben sie doch weitaus die meisten Vorträge geliefert und in der Mehrzahl der Fragen das Wort geführt. Und das war auch natürlich. Denn die Schulmänner sind viel zu bescheiden, um das alte Wort „sutor ne ultra crepidam“ zu vergessen und sich in rein hygienischen Fragen ein entscheidendes Urteil anzumaßen. Anderseits müssen sie aber auch von den Ärzten verlangen, daß diese die Kompetenzen reinlich wahren und die Wahl, das Maß und die Anordnung der Bildungsstoffe sowie die Zuführung, des nach pädagogischen Grundsätzen auf die einzelnen Schuljahre, Tage und Stunden verteilten Lehrstoffes denjenigen überlassen, deren Lebensaufgabe eben das Unterrichten ist. Daß bei der Zusammenstellung der Tages-

pensa, bei der Ansetzung der häuslichen Aufgaben, bei der Anlage des Stundenplanes u. s. w. gewisse pädagogische und hygienische Rücksichten beobachtet werden müssen, ist ja auch den Schulmeistern bekannt, und daß sie tatsächlich beobachtet werden, dürften Ärzte, die einen Einblick in Schulverhältnisse haben, auch wissen.

Endlich wäre noch Folgendes zu bedenken: derselbe Gelehrte, der dem Schularzte auch auf den Lehrplan, den Stundenplan und die Methode des Unterrichtes einen überwachenden Einfluß sichern will, um die Schüler vor Überbürdung zu behüten, tritt selbst gleich mit einer Mehrforderung, nämlich mit der Forderung eines besonderen hygienischen Unterrichts auf allen Schulstufen auf. Wer aber in jene Schulen Österreichs einen Einblick hat, in denen man sich nicht mit gelegentlichen hygienischen Belehrungen im Anschlusse an das Lesebuch oder an den Unterricht in Naturkunde begnügt, sondern einen besonderen hygienischen Unterricht bereits eingeführt hat, der wird auch wissen, daß dieser Unterricht eine gar nicht geringe Mehrbelastung der Schüler mit sich gebracht hat; denn namentlich in der Somatologie, die die Grundlage der Hygiene bildet, ist ein ziemlich umfangreicher Lehrstoff gedächtnismäßig anzueignen und bei der häufigen Verwechslung von Mittel und Zweck — die Belehrung in Somatologie wäre doch nur so weit auszudehnen, als zur Begründung der hygienischen Vorschriften notwendig ist — wird gerade von den berufenen Gegnern der Schülerüberbürdung oft mehr gelehrt, als unumgänglich notwendig erscheint. Daß die geringere Erfahrung und methodische Unsicherheit der berufenen Vertreter des hygienischen Unterrichts manchmal auch nicht gerade dazu beiträgt, den Schülern den Gegenstand zu erleichtern, mag nur nebenbei erwähnt werden; denn diesem hie und da auftretenden Übelstande wollen Dr. Liebermanns Vorschläge für die Heranbildung der Schulärzte begegnen.

III.

Die Erörterung von Einzelfragen war, wie erwähnt, auf sieben Abteilungen verteilt worden, die gleichzeitig tagten; die Verhandlungsgegenstände gliederten sich in Referate und Vorträge; an erstere schlossen sich Leitsätze an, die meist gedruckt verteilt wurden, über die aber nicht abgestimmt wurde. Folgende sieben Gruppen bestanden:

A. Hygiene der Schulgebäude.
B. Hygiene des Unterrichts und der Unterrichtsanstalten.
C. Hygienische Unterweisung der Lehrer und Schüler.
D. Körperliche Erziehung der Jugend.
E. Krankheiten und ärztlicher Dienst in den Schulen.
F. Sonderschulen.
G. Hygiene der Schuljugend außerhalb der Schule. Hygiene des Lehrkörpers. Allgemeines.

Es kann nicht Aufgabe eines vorläufigen kurzen Berichtes sein, alle Vorträge der sieben Sektionen — es waren deren etwa 150 — einzeln anzuführen und zu besprechen. Es wäre auch gar nicht möglich, solange nicht der Generalbericht gedruckt vorliegt. Und es hätte auch geringen Wert; denn nicht alles, was vorgebracht worden ist, hat gleiches Interesse.

In der Gruppe A wurden die miteinander in Verbindung stehenden Fragen nach der besten Orientierung der Schulräume (Prof. Dr. F. Erismann-Zürich), nach Normen für den Tageslichteinfall in Schulen (Prof. Dr. Gruber-München), ferner die Forderung nach indirekter (diffuser) Beleuchtung von Schulzimmern (Direktor Dr. Prausnitz-Graz) sehr eingehend erörtert und die Ergebnisse von Helligkeitsmessungen in Schulen mit dem von Baurat Wingen-Bonn konstruierten Photometer mitgeteilt. Während man bisher die Lehrzimmer mit Ausnahme der Zeichensäle, denen man von jeher eine nordseitige Lage gab, mit Vorliebe nach Osten oder Südosten anordnete, traten Erismann und mit ihm Gruber um des diffusen Lichtes willen für eine nord- oder nordost- oder nordwestseitige Lage ein, jedoch nicht ohne Widerspruch selbst von hervorragenden Augenärzten wie Dr. Kotelmann zu erfahren. Daß diese Fragen noch offen seien, bewiesen die mannigfachen Vorschläge, den desinfizierenden Einfluß des direkten Sonnenlichtes auch für das Schulzimmer zu retten und seine augenschädliche Wirkung durch Ornamentglas, verbesserte Vorhänge u. s. w. zu paralysieren.

Daß diese Gruppe auch über Heizung und Ventilation verhandelte, versteht sich von selbst. Mit der wichtigen Frage der Verbesserung der Landschulhäuser beschäftigten sich Dr. Angerer-Weilhein, Ingenieur Recknagel-München und Dr. Pelikan-Schlan. Leider fehlte auf dem Kongresse der erste Fachmann Österreichs auf diesem Gebiete, Professor Hinträger, der schon so viele, allen billigen Anforderungen entsprechende Schulgebäude entworfen und gebaut hat und dessen reiche Erfahrung die beste Gewähr gegen alle Verstiegenheiten in hygienischen Anforderungen hätte bieten können. Der berühmte Architekt hatte einen Vortrag über „Das Volksschulhaus der Gegenwart in hygienischer Beziehung" angekündet, war aber durch ein langwieriges, seine Bewegung hinderndes Leiden an Gries bei Bozen gefesselt und mochte offenbar niemandem die Vertretung seiner Anschauungen anvertrauen. Unter den bei Besprechung der Landschulen behandelten Fragen nahm die nach der besten Anlage der Aborte einen verhältnismäßig breiten Raum ein; während man bei uns diese meist übelriechenden Anlagen immer mehr in die Schulhäuser hineinzieht oder sie höchstens in einem Anbau vereinigt, bevorzugt man in Deutschland ganz gesonderte, durch einen freien Raum vom Schulhause getrennte Klosette. Verweisen wir schließlich noch auf die transportablen Schulpavillons, die Hauptlehrer Meyer-Hamburg als bestes Auskunftsmittel hinstellte, um dem unerwarteten plötzlichen Anwachsen der Schülerzahl an einzelnen Schulorten augenblicklich zu begegnen, so dürfte das Bemerkenswerteste aus dieser Gruppe verzeichnet sein.

In der Gruppe B beanspruchten die Vorträge von Palmberg-Helsingfors, vertreten durch Hertel-Kopenhagen über Koëdukation an höheren Schulen, Dr. Hintzmann, Die Vorzüge des ungeteilten Unterrichts, und Dr. Neuburger-Nürnberg, Mindestforderungen bei der typographischen Ausstattung der Schulbücher das hervorragendste Interesse; denn die Referate Dr. Benda-Berlin und Prof. Dr. Schwend-Stuttgart mit ihrer Forderung nach internationalen Vereinbarungen über die Lehrziele, statistischen Erhebungen über die geistige Leistungsfähigkeit der Schüler und nach Abschaffung des Abiturientenexamens,

Lernfreiheit auf der obersten Stufe der Mittelschulen u. s. w. gehören wohl ins Gebiet harmloser Redeübungen ohne praktische Bedeutung.

Die Koëdukation — der lateinische Ursprung des Wortes und seine übliche englische Aussprache weisen die ganze Sache dem Auslande zu — überträgt eine Einrichtung, die an allen niedern Schulen, mit Ausnahme der großen Städte und Orte, allenthalben besteht, auf die Mittelschulen und die Vorbereitungsschulen für die Hochschule. Um nämlich den Frauen die Vorbereitung auf Berufe, die Hochschulstudien erfordern, zu ermöglichen, will man in Ländern, wo man nicht die Mittel hat, eigene Mädchenmittelschulen zu errichten, wie in Finnland, oder wo man die Gleichberechtigung der Frauen auf allen Gebieten durchführt, wie in Amerika, die bestehenden, bisher nur von Knaben und Jünglingen besuchten Mittelschulen beiden Geschlechtern gemeinsam eröffnen und so den breiten Strom der Mädchen auf bereits bestehenden Bahnen in die Hochschule und in die akademischen Berufe lenken. Man sieht, das ist weniger eine schulhygienische als eine sozialpolitische Frage. Das zeigte sich auch sofort in der Debatte, die sich an Prof. Hertels Vortrag anschloß. Prof. Hertel, der die Wirkungen dieser in Finnland seit 20 Jahren bestehenden Einrichtung aus der nächsten Nähe kennen dürfte, hatte vor einer unbedingten Durchführung dieser Einrichtung gewarnt oder doch wenigstens verlangt, daß die Mädchen ein Lebensjahr später als die Knaben zu den Abschlußprüfungen zugelassen werden sollten, und zur Bekräftigung seines Mahnwortes auf die im allgemeinen nachteiligen physischen Wirkungen des Studiums auf den Mädchenkörper hingewiesen; auch sonst waren seine Forderungen maßvoll, so z. B., daß in den oberen Klassen der Unterricht in Gesundheitslehre geteilt werden müsse, weil manches auf diesem Gebiete den Mädchen nur von Frauen mitgeteilt werden könne. Kaum hatte er aber geendet, als die Vertreterin der Frauenrechtlerinnen, Hofrätin Forster-Nürnberg, eine bereitgehaltene scharfe Erwiderung zweier finnländischer Frauen auf Prof. Hertels Ausführungen zur Verlesung brachte, die allerdings diese Bedenken nicht völlig wegzuräumen vermochte.

Realschuldirektor Dr. Hintzmann-Elberfeld wollte durch ungeteilten (Vormittags-)Unterricht, Verkürzung der einzelnen Unterrichtsstunde auf 45 Min., Verteilung der so gewonnenen 15 Min. auf verschieden bemessene Pausen, Zusammendrängung des Unterrichtes auf 6 Vormittagsstunden die Überbürdung der Mittelschüler bekämpfen, die Nachmittage für häusliche Arbeiten, körperliche Übungen, Ausflüge, Musik, Sprachen u. a. Privatunterricht freimachen. Ein österreichischer Hygieniker, Stadtphysikus Dr. Semerád-Jungbunzlau, sekundierte ihm wacker und verlangte diese Art der Unterrichtserteilung auch für die Landschulen, Prof. Schuylen-Antwerpen suchte durch Mitteilung experimenteller Erhebungen über die zu verschiedenen Zeiten des Tages zu- und abnehmende Ermüdung von Lehrern und Schülern die Thesen des Referenten zu stützen. Die Debatte wurde sehr lebhaft. In eine bestimmte Richtung wurde sie durch die Bemerkungen des Geheimen Regierungsrates Dr. Matthias-Berlin gelenkt, der zwischen großstädtischen und ländlichen Mittelschulen zu unterscheiden dringend empfahl und für letztere die beantragte Neuerung als ganz unpassend nachwies. Auch sonst griffen die Schulmänner wacker in die Wechselrede ein und mancher gesunde

Warnruf, das Schlagwort von der Überbürdung in die Massen zu werfen, ward vernommen. Eine allgemeine Norm ward nicht aufgestellt, vielmehr als das Rätlichste erklärt, nach Ort und Schule zu individualisieren.

Dr. Neuburgers Vortrag, der eigentlich einen Teil des Gebietes, das Dr. Cohn in der ersten Gesamtsitzung umschrieben hatte, erörterte, wurde durch die tröstliche Versicherung eingeleitet, daß den fortgesetzten Bemühungen der Hygieniker um bessere Beleuchtung, verbesserte Bänke und verbesserten Buchdruck bereits ein bescheidener Erfolg, nämlich eine Abnahme der Kurzsichtigkeit der Schuljugend, entspreche. Daß auf dem Gebiete des Bücherdruckes noch viel gesündigt wird, beweist nicht bloß ein Blick in die Reclam'sche Sammlung, die wohl nur wegen ihrer ungeheuren Verbreitung der Prügelknabe der Augenhygieniker geworden ist; auch einheimische und ausländische Gesetzsammlungen, Wörterbücher, Logarithmentafeln, Anmerkungen zu Schultexten u. s. w. würden schätzbare Beiträge zu einer Sammlung augenverderbender Druckwerke liefern. Die vom Vortragenden aufgestellten Mindestforderungen für Bücherdruck erstreckten sich auf die Länge und Distanz der Zeilen, die Höhe, Dicke und Schwärze der Buchstaben und die Farbe des Papiers und wurden durch zahlreiche Muster hygienisch empfehlenswerter, zulässiger und verwerflicher Bücherdrucke, sowie durch beständige Hinweise auf die Tafeln in der Schrift von Cohn-Rübenkamp „Wie sollen Bücher gedruckt werden?" Braunschweig 1903, veranschaulicht. In Thiessens Zeilenzähler, bei dem nicht mehr als zwei Zeilen Druck im cm^2 Papier erscheinen sollen, hat man einen sichern Prüfstein für die hygienisch zulässige Grenze des Bücherdruckes. Wie sehr Anordnungen nach dieser Richtung verbesserungsfähig und -bedürftig sind, beweist die scharfe Kritik, die Prof. Cohn im erw. Werke an der Verordnung vom 2. August 1897 übt, mit der das österreichische Unterrichtsministerium grundsätzliche Bestimmungen über die äußere Ausstattung der Schulbücher getroffen hat.

Auf ein Gebiet, das an des Grafen Leo Tolstoi pädagogisches Versuchsfeld in Jasnaja Poljana grenzt, führten der Direktor des Knabengymnasiums in Tiflis, Staatsrat Drbohlav, mit seinem Vorschlage, den schädlichen Einfluß des städtischen Lebens auf staatliche Erziehungspensionate durch Schulklassen auf dem Lande, die nach dem Familiensystem eingerichtet sein sollten, zu paralysieren, und der Schulrektor Akbroit in Odessa, der unter dem Schlagwort: „Kein Schulzwang, aber ein Schulprogramm!" einen Schulorganismus in die Lüfte konstruierte, in dem den Kindern neben Handfertigkeit auch Beköstigung geboten, dem Unterrichte aber anzuwohnen oder ihm fernzubleiben, freigestellt wird.

Die Gruppe C beschäftigte sich mit der hygienischen Unterweisung der Lehrer und der Schüler. Während Dr. Hartmann-Berlin für die Erziehung des Volkes zur Gesundheitslehre in erster Linie die Schulärzte in Tätigkeit setzen wollte durch direkte Belehrung der Schüler und der Eltern sowie durch Einwirkung auf die Lehrer, durch Vorträge in Lehrer- und anderen Kreisen sowie durch kurzgefaßte Gesundheitsregeln, und Dr. Flachs aus Mainosti in Rumänien das beste Mittel der Verbreitung hygienischer Lehren unter der Schuljugend im obligatorischen Unterrichte in diesem Gegenstande auf allen Schulstufen erblickte, Ferienkurse

in Schulhygiene für Lehrer, öffentliche Vorträge und Anbringung hygienischer Denksprüche an Zimmer- und Flurwänden der Schulhäuser beantragte, stellte der Kustos des naturhistorischen Schulmuseums in Rixdorf bei Berlin, Fischer, den Kanon einer Lehr- und Lernmittelsammlung für den hygienischen Schulunterricht auf und entwarf unter Hinweis auf die von ihm in Rixdorf angelegte, in die Ausstellung aufgenommene Sammlung die Grundlinien für hygienische Museen.

Eine sehr aktuelle, bei uns in Wien durch die seit Jahren bestehende Heilkunde für Stotterer nach Dr. Berquends Methode bereits gelöste Frage behandelte Dr. Gutzmann-Berlin, nämlich den Einfluß der Schule auf die Sprachstörung. Der Votragende wies an einem umfänglichen statistischen Material nach, daß das Stottern in der Schulzeit und namentlich im Pubertätsalter erheblich zunimmt, während das Stammeln während des Schulunterrichtes, namentlich bei hygienisch richtig erteiltem Leseunterrichte, bald zurückgeht, sich wohl auch ganz verliert.

Noch tiefer ins praktische Leben griffen die den sexuellen Verirrungen der Jugend gewidmeten Vorträge und Referate, aus denen wir die vom Professor Dr. Stanger-Trautenau und Frau Hofrat von Forster-Nürnberg herausheben. Hatte der erstere das Thema mehr vom Standpunkte seines Geschlechtes behandelt und außer einigen sittenpolizeilichen Maßnahmen auch brauchbare hygienische Vorschläge zur Verhütung geschlechtlicher Verirrungen der Knaben, wie Erziehung zur Enthaltsamkeit von geistigen Getränken, Ausdehnung des obligatorischen Schwimmunterrichtes und der Schulausflüge auch auf den Winter, gemacht, so verlangte Frau von Forster die Heranziehung der Mütter zur sexuellen Aufklärung der Schüler, die Einführung von Konferenzen der Lehrerschaft mit den Müttern und stellte — wohl um ihre Stellung als führendes Mitglied der Vereinigung der deutschen Frauenbünde zu betonen — gleich an das Präsidium des Kongresses den Antrag auf Angliederung der Frauen- und Lehrerinnenvereine an die schulhygienischen Vereinigungen aller Kulturländer.

Mit einem der wichtigsten Gegenstände, nämlich mit der körperlichen Erziehung der Jugend, beschäftigte sich die Gruppe D. Die Verhandlungen wurden durch das Doppelreferat des Dr. Schmidt-Bonn und des Turninspektors Möller-Altona über Turnen und Jugendspiel eingeleitet. Hier wurde der alte Gegensatz zwischen dem sog. Kunstturnen, Gerät- und Freiübungen, und dem volksmäßigen Turnen, Laufen, Springen, Werfen und Jugendspiel, wieder berührt und nachgewiesen, daß den hygienischen, ästhetischen und ethischen Zielen der körperlichen Übungen das letztere ebenso gut, wenn nicht vielleicht besser als ersteres entspreche. Gegenüber dem immer einseitiger gewordenen, aus der freien Luft in die dumpfen Turnhallen zurückgewichenen Kunstturnen hat der vom Abgeordneten von Schenckendorff i. J. 1891 gegründete „Zentralausschuß zur Förderung der Jugend- und Volksspiele" den hohen Wert des Spielbetriebs betont und der Jugend neben der einseitigen Muskel- und Nervengymnastik des rein schulmäßigen Turnens die Lungen- und Herzgymnastik des Spieles geboten. Möller verlangte eine weitere technische Ausbildung des Spieles und namentlich die Pflege nationaler Spiele, besonders des Schlagballs, dem er gleich Zollinger

den Vorzug vor dem Fußball gibt. Er betonte auch die ethischen Vorzüge des Spiels, wie freiwillige Unterordnung unter ein gegebenes Gesetz, Selbstzucht und Raschheit des Entschlusses sowie den erziehlichen Wert des freieren Verkehrs zwischen Schüler und Lehrer auf dem Spielplatze. Auch auf das Mädchenturnen fielen wirksame Streiflichter.

Während Fr. Zollinger, der Sekretär des Erziehungswesens des Kantons Zürich, ein lebendiges und erfreuliches Bild von der *physischen Erziehung der Jugend in der Schweiz* entwarf und rühmend hervorhob, wie man dort das Schwergewicht auf das Turnen im Freien legt, Schwimmen, ein- und mehrtägige Schülerwanderungen, militärische Ausmärsche und Handfertigkeit pflegt, schilderte Dr. Glauning den *Spielbetrieb auf den Spielplätzen Nürnbergs* in anschaulicher Weise und wies mit Genugtuung auf die namhaften Mittel (in 13 Jahren 67.000 Mk.) hin, die der dortige Verein für Gesundheitspflege auf den von der Stadtgemeinde beigestellten Spielplätzen dem Jugendspiel bereits zugewendet hat. Die gedrängte Darstellung, die Professor Jaro Pawel-St. Pölten von der *körperlichen Erziehung in Österreich* gab, zeigte, daß wir uns mit unseren Leistungen auf diesem Gebiete, namentlich seit der behördlichen Regelung des Turn- und Spielbetriebes in den Jahren 1890 und 1897, nicht zu schämen brauchen. Wer den Vortragenden selbst einmal mit seinen Lehramtszöglingen auf der großen Wiese hinter dem Garten des Landeslehrerseminars in St. Pölten beim Fußball oder in der Turnhalle bei den Trockenschwimmübungen gesehen hat, wird die Überzeugung mitgenommen haben, daß es bei diesen Dingen nur eines begeisterten und sachverständigen Führers bedarf, um eine gesunde Bewegung in Fluß zu bringen und anregende Keime in die weitesten Kreise zu tragen. Unter den Leitsätzen des Prof. Pawel sei besonders die Forderung eines obligatorischen Schwimmunterrichts an Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten und die Angliederung dieses Unterrichts an die Volks- und Bürgerschule hervorgehoben.

Mit den näheren Modalitäten der *allgemeinen Einführung des Schwimmunterrichts*, den er wegen seines vortrefflichen Einflusses auf die Erweiterung der Lungen, den Kreislauf des Blutes und den Stoffwechsel das Ideal einer gymnastischen Übung nannte, beschäftigte sich Dr. Merkel-Nürnberg, indem er einerseits auf die in einzelnen Städten gemachten Versuche mit dem Trockenschwimmen — natürlich nur die notwendige, abgekürzte Vorübung für das eigentliche Schwimmen im Wasser — hinwies, anderseits vor dem Beginn des obligatorischen Wasserschwimmens die Untersuchung der Kinder durch den Schularzt verlangte.

Wenn irgendwo, so zeigte sich in dieser Gruppe die wohltätige gegenseitige Anregung von Arzt und Schulmann. Ein den letzteren Kreisen angehörender Vortragender, Realschuldirektor W. Winkler-Wien, behandelte in anregender und anschaulicher Weise die *Atemgymnastik und ihre Pflege in Leben und Schule*. Der Vortragende, der unter dem Decknamen Jürgensohn schon manchen Beweis seiner menschenfreundlichen Bestrebungen auf dem Gebiete der Volkswohlfahrt (Raiffeisenkassen, landwirtschaftliche Genossenschaften, Kampf gegen den Alkoholismus) in die Welt

gesandt hat, betonte den notwendigen Ausgleich zwischen dem oberflächlichen Atmen beim Lehren und Lernen und dem oft zu hastigen Atmen bei körperlicher Betätigung und trat für eine geregelte Angliederung der Atemgymnastik, nämlich des tiefen und langsamen Nasenatmens in freier Luft, an das Turnen und die Jugendspiele beider Geschlechter ein.

Umgekehrt erstattete Dr. Samosch-Breslau einen sehr beherzigenswerten Bericht über schulärztliche Untersuchungen über den Einfluß der in den Breslauer Volksschulen üblichen Jugendspiele auf die Herztätigkeit der Kinder, forderte auf, die Herzerregung der Kinder nach längerem Spiel zu beobachten und zu messen, und betonte, daß bei einer stundenlang anhaltenden Herzerregung nach oft nur viertelstündigem Spiel entweder Krankheit des betreffenden Herzens oder verfehlter Spielbetrieb festzustellen sei.

In der Abteilung E für Krankheiten und ärztlichen Dienst in Schulen ergriffen nur die Ärzte das Wort und vertraten mit Nachdruck die Forderung nach allgemeiner Bestellung von Schulärzten sowie von Spezialisten für die einzelnen Sinnesorgane.

So leitete Medizinalrat Dr. Leubuscher-Meiningen die Aufgabe des Staates im Schularztwesen, nämlich die Verpflichtung des Staates zur Anstellung von Schulärzten, aus dem Schulzwang ab, um die Schädigungen, die aus dem Schulbesuche entspringen, nach Möglichkeit zu mildern und zu beseitigen. Er wies nach, wie durch schulärztliche Untersuchungen Kenntnis von den Rückwirkungen und Wechselbeziehungen zwischen den Wohnungs-, Erwerbs- und Ernährungsverhältnissen der gesamten Bevölkerung und der Schule gewonnen werden könne.

Dr. Richter-Remscheid trat in der Erörterung der Frage: Wie weit soll die Erteilung ärztlichen Rates durch die Schulärzte gehen? für eine stärkere Betonung ihrer heilenden Tätigkeit, für eine größere Beteiligung von Spezialärzten sowie für unentgeltliche spezialistische Aus- und Fortbildung der Schulärzte, endlich für direkten Verkehr der Schulärzte mit den Eltern kranker Schulkinder und deren unentgeltliche Behandlung unter Zuhilfenahme der Krankenkassen, Armenverwaltungen und Wohltätigkeitsvereine ein.

Bezirksarzt Dr. Meder-Brünn berichtete über Anlage und Zweck eines Grundbuches für Gesundheitspflege in Schulen, eine Einrichtung, die in Brünn durchgeführt ist und sich über die Schulhäuser, die Infektionskrankheiten, die Untersuchungen der Schulkinder durch die Schulärzte erstreckt und eine planmäßige Überwachung des Gesundheitszustandes an den Schulen sowie dessen planmäßige Verbesserung ermöglichen soll.

Ins Gebiet der prophylaktischen Maßregeln schlug der Vortrag des Dr. Pustówka-Tetschen über die Grundsätze für Anwendung und Bemessung der Schulabwesenheit bei Infektionskrankheiten, der bezüglich der Fernhaltung der Haus- und Wohnungsgenossen infektionskranker Schüler vom Schulbesuche und der Beschränkung dieser in das Familienleben und die didaktische Aufgabe der Schule tiefeinschneidenden Maßregel auf die gefährlicheren Infektionskrankheiten sehr vernünftige Grundsätze entwickelte.

Mit besonderen Krankheitserscheinungen unter den Schulkindern beschäftigten sich folgende Vorträge:

Professor Denker-Erlangen über die Hörfähigkeit und die Häufigkeit des Vorkommens von Infektionskrankheiten im kindlichen und jugendlichen Alter. Auf Grund einer 4500 Kinder umfassenden Untersuchung wurde nur bei 75% die normale oder eine dieser nahekommende Hörweite (Hörfähigkeit auf 10—25 m bei Flüstersprache) festgestellt und als Ursache des krankhaften Zustandes eine vorangegangene Infektionskrankheit nachgewiesen. Der Vortragende verlangt wenigstens jährlich einmal eine Prüfung der Hörfähigkeit durch die hiezu zu informierenden Lehrer, die alle Fälle konstatierter Schwerhörigkeit dem Ohrenarzte zu überstellen hätten.

Auf den Zusammenhang zwischen den kindlichen Erkrankungen der Nasenhöhle, der Rachenhöhle und der Ohren lenkte Sanitätsrat Dr. Bresgen-Wiesbaden die Aufmerksamkeit und wies die nachteiligen Folgen der Vernachlässigung des sog. Stockschnupfens für die Atmung und die Gehirntätigkeit der Schulkinder nach.

Die Doktoren Jessen und Dominicus-Straßburg traten für die Errichtung von Schulzahnkliniken als eine volkshygienisch internationale Forderung unserer Zeit ein und berichteten über die Tätigkeit der ersten im Jahre 1902 in Straßburg errichteten Schulzahnklinik, die bis jetzt 4000 Kinder untersucht hat, unter denen nur 104 ein vollkommen gesundes Gebiß hatten, während 97·5% kranke Zähne aufwiesen. Dieses erschreckende Ergebnis, das durch Untersuchungen an anderen Orten bestätigt wird, hat seine Ursachen in mangelhafter Ernährung, Lebensgewohnheiten und vernachlässigter Zahnpflege. Als Abhilfe gegen diese Verheerungen der Zahnfäule wurde Belehrung durch die Schule und unentgeltliche Untersuchung sowie Behandlung der Schüler in städtischen Zahnkliniken und damit im Zusammenhange obligatorische Anstellung von Schulzahnärzten in jeder Stadt bezeichnet.

In gleichem Sinne sprach sich der k. u. k. Stabsarzt Dr. Sickinger-Brünn aus, der zur Beschaffung der nötigen Mittel die Verstaatlichung der zahnärztlichen Präparate empfahl, durch die in Österreich allein ein Reingewinn von 2,000.000 Kronen erzielt würde. Dr. Kielhauser, Zahnarzt in Graz und Dr. Petruschky, Direktor des bakteriologischen Instituts in Danzig, unterstützten die Anträge des Vortragenden auf das wärmste.

Die Schädigung der Augen durch die Schule behandelten Dr. Steiger-Zürich in einem Vortrage über Schule und Astigmatismus und Generalarzt Dr. Seggel-München über die Schädigung des Lichtsinnes der Augen durch die Schule. Letzterer ging von der wiederholt festgestellten Tatsache aus, daß in der Schule mit den aufsteigenden Klassen die Zahl der Kurzsichtigen und der Grad der Kurzsichtigkeit zunimmt, und wies nach, daß durch die Kurzsichtigkeit auch der Lichtsinn leidet, bezw. das Sehvermögen bei abnehmender Beleuchtung unverhältnismäßig herabgesetzt wird.

In der Gruppe F kamen alle Veranstaltungen für solche Kinder zur Sprache, die als irgendwie abnorm oder defekt bereits aus dem großen

Körper der schulbesuchenden Kinder ausgeschieden sind, also vor allem die schon früher unter II erwähnten Hilfsschulen für Schwachbegabte. Der Leiter einer solchen Anstalt, Frenzel-Stolp, verlangte für diese Schulen, damit sie ihren Pfleglingen ein bescheidenes Fortkommen im späteren Leben sichern könnten, Öffentlichkeit und Schulzwang, Ausdehnung der Schulpflicht bis zum 16. Lebensjahre und gesetzlich gesicherte Gleichberechtigung mit anderen Erziehungsanstalten. Dagegen forderte er auch für die Lehrer eine spezielle Vorbildung und eine obligatorische Fachprüfung, eine Bedingung, die, nebenbei gesagt, bei uns in Österreich durch die Prüfungsvorschrift für Volks- und Bürgerschulen vom Jahre 1886 bereits erfüllt ist.

Die besonderen pädagogischen Anforderungen an den Unterricht schwachbegabter oder sonst irgendwie abnormer Kinder, bei denen das Individualisieren eine so wichtige Rolle spielt, erörterte Dr. Stadelmann-Würzburg in seinem Vortrage: Wie kann die unterrichtliche Behandlung abnormer Kinder die Prophylaxe der Nerven- und Geisteskrankheiten unterstützen? Er wies namentlich auf die bei Schwachbegabten so häufigen Ermüdungserscheinungen hin und empfahl gegenüber dem sonst üblichen dissoziierenden einen Assoziationsunterricht, ohne sich jedoch deutlich auszudrücken, was eigentlich unter letzterem gemeint sei.

Mit den körperlichen Begleiterscheinungen geistiger Minderwertigkeit beschäftigte sich der Augenarzt Dr. Gelbke-Karlsruhe in seinem Vortrage über die Beziehungen des Sehorgans zum angeborenen Schwachsinn. Er hatte durch Untersuchungen festgestellt, daß etwa die Hälfte der Schwachsinnigen auch eine körperlich mangelhafte Verfassung aufwies, unter den letzteren aber wieder 70% mit Sehstörungen behaftet seien. Als Ursache dieses Doppelgebrechens wurden Vererbung oder vorhergegangene Krankheiten erkannt. Auf dem gleichen Gebiete bewegten sich die Mitteilungen des Dr. Feser-München über Nervosität und Schwachsinn beim Kinde in ihren Beziehungen. Er verlangte für schwachsinnige Kinder ärmerer Volksklassen mit nervösen Symptomen Internate in Verbindung mit den Hilfsschulen.

Dagegen sprach sich Dr. Weygand-Würzburg in seinem Vortrage über epileptische Kinder gegen eigene Epileptikerklassen aus, verlangte vielmehr für tiefblödsinnige, mit diesem Leiden behaftete Kinder die Abgabe in Idiotenanstalten, für leichtschwachsinnige in Hilfsklassen, für sozial bedenkliche in Fürsorgeanstalten und für Kinder mit ständigen epileptischen Zuständen die Fernhaltung von der Schule überhaupt.

Dr. Cron-Heidelberg trat dafür ein, daß die moralisch Schwachsinnigen, wofern sie sonst leistungsfähig seien, aus den öffentlichen Schulen nicht ausgeschieden, sondern durch das einheitliche Zusammenwirken von Schule, Schularzt und Elternhaus, namentlich durch eine vertiefte pädagogische Arbeit, der Rettung zugeführt werden sollen.

Zwei sehr interessante Referate erstattete der Hauptlehrer des k. k. Taubstummeninstituts in Wien, Baldrian, über die Gesundheitspflege taubstummer Kinder und Dr. Rosenfeld-Nürnberg über Krüppelschulen.

Auf Grund einer reichen Erfahrung wies der erstere auf den Zusammenhang der Taubstummheit mit anderen körperlichen Gebrechen, wie

Schwächlichkeit, mangelhafte Körperentwicklung, Kränklichkeit u. dgl., teils als ererbt, teils als Folgen unzureichender Nahrung, mangelhafter Pflege und gesundheitsschädlicher Wohnungen hin nnd betonte, daß vor allem die Ursachen der Taubstummheit bekämpft und durch Verbesserung der Lebensbedingungen der großen Masse der Bevölkerung, ferner durch Rettungshäuser für Kinder des Elends verringert werden sollten. Er verlangte ferner die Gründung von Pflegestätten für noch nicht schulpflichtige, taubstumme Kinder armer Eltern und die Vermehrung der Internate für schulpflichtige Taubstumme. In beiden Anstalten sollen die Stärkung der Lungen und die Schonung der Augen die Angelpunkte der Gesundheitspflege bilden.

Wie notwendig besondere Krüppelschulen seien, leitete Dr. Rosenfeld aus der Tatsache ab, daß sich in Deutschland allein 320.000 Krüppel, darunter 67.000 Kinder finden und daß unter diesen nahezu 50.000 geistig normal sind, aber wegen ihrer krüppelhaften Beschaffenheit gegenwärtig ohne Unterricht bleiben. Die verschiedenen Privatanstalten reichen kaum für den 30. Teil der krüppelhaften Kinder aus. Der Vortragende empfahl die allgemeine Errichtung von Sonderschulen für solche Kinder mit einem besonderen, ihren körperlichen Fähigkeiten angepaßten technischen Fortbildungsunterrichte für gewisse Gewerbe, für den Schreiberdienst, Handarbeit u. dgl. Der Unterricht müsse in Internaten erteilt und diese sollten an bestehende Heilanstalten angegliedert werden; Turnunterricht dürfe nicht fehlen. Auf diese Weise könnten die Krüppel erwerbsfähig gemacht und in Deutschland allein jährlich 80 Millionen Mark gewonnen werden.

Die letzte Gruppe umfaßte unter dem Gesamttitel Hygiene der Schuljugend außerhalb der Schule, Hygiene des Lehrköpers und Allgemeines alles, was in den früheren Gruppen nicht untergebracht werden konnte, zum Teil auch mit den Zielen der Schulhygiene nur in losem Zusammenhange steht. Hier sprach Lehrer Berninger-Wiesbaden unter Berufung auf die Erfolge der seit dem Jahre 1892 bestehenden Elternabende des katholischen Lehrervereines in Wiesbaden über die Wichtigkeit dieser Veranstaltung für die Verbreitung von Gesundheitslehren in die weitesten Kreise der Bevölkerung. In ähnlicher Weise empfahl Hofrat Dr. v. Forster-Nürnberg in einem Vortrage: Volksbildung und Schulgesundheitspflege, den bestehenden Antagonismus zwischen den hygienischen Anordnungen der Schule und den Vorurteilen des Elternhauses durch die Verbindung mit den Volksbildungs- und Volkshochschulvereinen zu bekämpfen und so Volkswohlfahrt und Volksmoral in Einklang zu bringen.

Bezirksarzt Dr. Bloch-Reichenau leitete in seinem Vortrage: Schule und Haushaltung aus der Tatsache, daß epidemische Krankheiten in der Regel bei den armen Leuten anfangen und gerade in diesen Kreisen ihre verheerenden Wirkungen üben, die Notwendigkeit der Belehrung über die hygienischen Anforderungen an die Haushaltung ab und forderte, daß die Mädchen der obersten zwei Schuljahre in der Schule auch Kochen und Waschen lernen sollen, erfuhr aber darin von schulmännischer Seite mehrfach Widerspruch unter Hinweis auf die Undurchführbarkeit derartiger Vorschläge und auf die Aufgaben der Fortbildungsschule für Mädchen.

Den gleichen Gegenstand behandelten Frau Professor Krukenberg-Kreuznach und Fräulein Sumper-München in ihrem Doppelreferate über die Bedeutung der schulhygienischen Bestrebungen für die Frauen. Beide traten für die Einstellung von Frauen (Mütter und Lehrerinnen) in die kommunale Schulverwaltung und die Bestellung weiblicher Schulärzte für Mädchenschulen ein, welch letzteren der Unterricht in der Gesundheitslehre zu übertragen wäre. Ihre Forderung nach sexueller Aufklärung der Mädchen durch die Schulärztin im Klassenunterrichte berührt sich mit einer ähnlichen, von Frau v. Forster in der Gruppe C gestellten und dort bereits erörterten These. Den tatsächlichen Verhältnissen trugen die zwei Vortragenden insofern Rechnung, als sie das Schwergewicht des hygienischen Unterrichts der Mädchen mit Einschluß von Haushaltungskunde und Kindererziehungslehre in die Fortbildungsschule verlegten, die in Deutschland das 13.—16. Lebensjahr umfaßt, und zur Erreichung der dieser Art von Schulen zufallenden Aufgaben die obligatorische Einführung des Fortbildungsunterricht auch für Mädchen verlangten.

Spezielle Fragen behandelten: Dr. Flachs-Dresden, der in seinem Vortrage über die Hygiene der weiblichen Kleidung dem Mieder, den engen Halskragen, spitzen Schuhen und hohen Absätzen den Krieg erklärte und namentlich den Lehrerinnen ins Gewissen redete, hierin mit gutem Beispiel voranzugehen. Der Redner hätte am liebsten nach Polizei gerufen und ein behördliches Verbot des Mieders erwirkt; da aber ein derartiger Antrag vorderhand wohl aussichtslos sein dürfte, namentlich wenn in den entscheidenden Körperschaften, wie ja bei andern Gelegenheiten mehrfach verlangt wurde, auch Frauen säßen, so begnügte er sich mit einer Resolution, die denn auch der dritten Hauptversammlung zur Kenntnis gebracht wurde. Die vom „Verein für Verbesserung der Frauenkleidung zu Dresden" ausgestellten Modelle von zwei Mädchenkleidern dürften, wenn sie auch von dem meist in gesetzten Jahren stehenden weiblichen Auditorium gebilligt wurden, bei den jüngeren Frauen und Mädchen kaum allgemeinen Beifall finden.

Dr. Blitstein und Dr. Hadelich-Nürnberg erörterten als Vertreter der „Landesgruppe ‚Deutschland' des internationalen Alkoholgegnerbundes" die Frage: Alkohol und Schule, traten, auf umfangreiche Untersuchungen gestützt, für die gänzliche Enthaltung der Jugend von geistigen Getränken ein und verlangten unter Hinweis auf die absolut schädlichen Wirkungen des Alkohols auf Appetit, Verdauung, Widerstandskraft gegen Infektionskrankheiten, Charakter und Gedächtnis der Kinder, daß die Schule kraft ihrer disziplinären Befugnis den Schülern jeden Alkoholgenuß verbieten solle. Sie legten ein Merkblatt vor, das den Eltern neueintretender Schüler überreicht werden soll und in bündiger Form auf jene Gefahren aufmerksam macht.

In ähnlicher Weiser trat Professor Dr. Stanger-Trautenau in einem Vortrage über Rauchfreiheit und Rauchverbot für Studierende der obersten Klassen gegen die unter der Jugend zunehmende Unsitte des Rauchens auf und verlangte das unbedingte Verbot vom ärztlichen, ästhetischen und sittlichen Standpunkte. Daß der Tabakspfeife auch ein gut Teil der Schuld am Untergange des Volksliedes beizumessen sei, indem bei

den geselligen Zusammenkünften der jungen Bursche jetzt statt des Gesanges Rauch aus ihren Kehlen dringe, dürfte eine etwas gewagte Behauptung sein.

Auch die mehrfach angeschnittene sogenannte Überbürdungsfrage kam in den Referaten des Dr. Jäger-Schwäbisch-Hall und des Hauptlehrers Schanze-Dresden über die Hausaufgaben der Schüler zur Erörterung. Der erstere wies nach, daß eine 6—7stündige Schularbeit und eine 2—3stündige häusliche Arbeit eines 15jährigen Schülers die körperliche Entwicklung beeinträchtige, und gab vom medizinischen Standpunkte für das Alter unter 14 Jahren ein Maximum von täglich 5, oberhalb von täglich 7 Stunden gesamter geistiger Arbeit zu. Anschließend daran suchte Schanze nachzuweisen, wie durch eine verbesserte Methode in der Darbietung und Einübung das Schwergewicht der Aneignung des Lehrstoffes in die Schulstunden verlegt und die häusliche Arbeit großenteils vermieden werden könne. Er sprach sich vom pädagogischen und erziehlichen Standpunkt aus für die Abschaffung der Hausaufgaben mit Ausnahme derjenigen aus den fremden Sprachen aus.

Aus der an diese Referate geknüpften Debatte ging ein vermittelnder Antrag hervor, der die häusliche Arbeit der kleinen Schüler gänzlich abgeschafft, die der mittleren auf ein Minimum reduziert und die der großen auf jenes bescheidene Maß beschränkt wissen wollte, das durch die Überwachung der selbständigen Leistungen geboten erscheint.

In nur losem Zusammenhange mit der Schulhygiene standen die an den Vortrag des Professors Breitung-Koburg über die Schule als sozialpolitischer Faktor geknüpften Leitsätze, die die Schule in den Dienst der sozialen Reform stellen wollten und von ihr praktische Erörterung der Grundsätze der Invaliden- und Altersversicherung, der Unfalls- und Krankenfürsorge forderten, sowie der Vortrag des Lehrers Kapff-Weitersheim a. Main über unsere Erziehung im Lichte der Weltpolitik, der mit Rücksicht auf die Kolonialpolitik des deutschen Reiches eine eigene Kolonialpädagogik, d. i. eine Erziehungslehre für die etwa 1000 deutschen Schulen im Auslande forderte und als Grundsatz aufstellte, daß die in diesen Schulen erzogenen Menschen als beste Ausrüstung für das Leben eine gute Gesundheit brauchen.

Ganz aus dem Rahmen eines schulhygienischen Kongresses fällt der Entwurf einer landwirtschaftlich-gewerblichen Kolonie, den Fräulein Lydia v. Wolfring, die Präsidentin des „Allgemeinen österreichischen Pestalozzibundes" in Wien, auf Grund einer von ihr verfaßten Broschüre vorlegte. Der sehr weitläufig gedachte, vorläufig auf das Papier beschränkte Vorschlag dieser Dame gehört ins Gebiet der Kinderfürsorge, nämlich der humanitären Bemühungen um die Erziehung verwaister, verwahrloster, schutzloser Kinder, und stellt sich als eine Erweiterung des von der „Wiener Kinderschutz- und Rettungsgesellschaft" mit ihren Kinderheimen zum Ersatz für die oft schiffbruchleidende Anstaltserziehung durchgeführten Familiensystems dar. Nach dem Grundsatze der Koëdukation beider Geschlechter zusammengestellte Gruppen von je etwa 150 Kindern sollen in Kolonien auf dem Lande bei vertrauenswürdigen, kinderlosen Ehepaaren nach dem Familiensystem erzogen, unterrichtet und für Gewerbe oder Landwirtschaft ausgebildet werden; die in der Kolonie geleisteten gewerblichen und landwirtschaftlichen Arbeiten

sollen einen Teil der Kosten decken. Der Vorschlag wurde vom Geheimen Regierungsrat Dr. Matthias-Berlin warm begrüßt und durch den Hinweis auf eine ähnliche, in Godesberg am Rhein seit Jahren bestehende Anstalt unterstützt. Die daran geknüpfte Debatte erstreckte sich auf die Zulässigkeit der Koëdukation beider Geschlechter bis zum 14. Jahr und darüber hinaus und auf die Zweckmäßigkeit der Verlegung ähnlicher Anstalten auf das Land.

IV.

Mit dem Kongreß war auch eine schulhygienische Ausstellung verbunden, die im Neubau der kgl. Industrieschule in acht Sälen des Erdgeschosses, in den Gängen und in den Lehrzimmern des zweiten Stockwerks untergebracht war. Das Gebäude mit seiner Niederdruckdampfheizung, der elektrischen Zentrale, den prachtvollen Schulbädern und den weitläufigen Abortanlagen mit Wasserspülung und Waschvorrichtung usw. war selbst ein sehenswertes Ausstellungsobjekt.

Die Ausstellung sollte ein Bild der schulhygienischen Bestrebungen der Gegenwart bieten. Sie war nicht auf historischer Grundlage aufgebaut: Wie es war, wie es ist und wie es sein sollte? So belehrend eine solche Darbietung wäre, so hätte ihre Durchführung doch ganz andere als die zu Gebote stehenden Mittel, eine viel längere Vorbereitung und vor allem eine ungleich ausgedehntere Beteiligung verlangt. Denn um es gleich vorweg zu nehmen, die Ausstellung war nicht im entferntesten vollständig; sie bot im wesentlichen nur, was in Deutschland, Österreich und in der Schweiz in schulhygienischer Beziehung bis jetzt geleistet worden ist. Das Ausland war wenig vertreten; aber auch aus den erwähnten Ländern fehlten unter den Ausstellern die staatlichen Unterrichtsverwaltungen Österreichs und Preußens, erstere, da sie vor kurzem eine ähnliche Ausstellung in Petersburg beschickt hatte; ferner die Städte Berlin und Wien, die Landesverwaltung Niederösterreichs usw. Doch selbst das, was die gewonnenen Aussteller, einzelne Länder und Städte und vor allem die zahlreichen privaten Firmen, zusammengebracht hatten, bot ein reiches Bild von der Hygiene des Schulhauses und seiner Ausstattung, der Einrichtung von Turnhallen, von Schulbaracken und Schulpavillons, Bäder- und Klosettanlagen, Ventilation, Heizung und Schulküchen usw. Auch hier war Österreich trotz obiger Beschränkung reich vertreten; zahlreiche große und mittlere Städte, wie Budapest, Brünn, Graz, Krakau, Laibach, Linz, Troppau, Warnsdorf und andere hatten die Ausstellung beschickt.

Besonders reich waren die Schulbänke vertreten. Das System der zweisitzigen, umlegbaren Bank mit bescheidener Minusdistanz herrschte vor. Leider fehlte, da Wien nicht ausgestellt hatte, unsere treffliche Schlimp'sche Schulbank, die ich trotz der großen Beliebtheit der in Deutschland so stark verbreiteten Rettig'schen Bank für das beste, und wenn sie etwa noch zum Zwecke der leichteren Fortbewegung und des Umlegens mit Rollen nach dem Muster der Bamberger Schulbank versehen würde, für das allen Anforderungen vollkommen entsprechende Schulbankmodell halte.

Außer den Schulbänken zogen auch mehrere sehr praktisch eingerichtete Pulte, die an jedem Tisch angebracht werden können, — über seine Universal-Schreibplatte und ihre Bedeutung für die Gesunderhaltung

der Schuljugend hatte Lehrer Ohler-Hildesheim in der Abteilung G einen eigenen Vortrag gehalten — und Zeichentische die Aufmerksamkeit auf sich.

Besonders reich waren auch die Schultafeln vertreten. Matter Anstrich, leichte Beweglichkeit behufs Einstellung für jede Augenhöhe, Verwertung der beiden Seiten, Verwendbarkeit für Schreiben und Zeichnen mit verschiedenfarbigen Kreiden zeichneten die ausgestellten Modelle aus.

Das Erdgeschoß des Ausstellungsgebäudes enthielt zahlreiche Darstellungen von Schulgebäuden im Situationsplan, Grund- und Aufriß der einzelnen Stockwerke, photographische Ansichten großartiger Schulpaläste deutscher Städte, von Spielplätzen, Turnhallen, Schwimmbassins, Schulwerkstätten, Schulbädern und Schulküchen; ferner von Sammelheizungen, Luftverteilungsfiltern, Desinfektionsapparaten, Proben für Fußbodenbedeckung und Wandverkleidung. In den Plänen der Schulhäuser der großen Städte Deutschlands nehmen die Schulbrausebäder fast durchwegs einen ausgedehnten Raum ein.

Im Turnsaale einer Straßburger Mittelschule scheint das Problem der Vereinigung von Turnhalle, Festsaal und Hauskapelle durch die dekorative Ausschmückung dieses Raumes, die diskrete Unterbringung der bei festlichen Gelegenheiten nicht benutzten Turngeräte an den Wänden und die Anfügung einer auch sonst üblichen Kapellennische gelöst zu sein.

Unter den statistischen Tabellen verdienen die dem Werke von Patzak in Prag („Schule und Schülerkraft", Wien und Leipzig, Pichlers Witwe, 1904) entlehnten 116 vergrößerten Tafeln, die die Korridore des ersten Stockwerkes schmückten, ferner die „Entwicklung der Kleinkinderschulen und Ferienkolonien der Stadt Mühlhausen im Elsaß von 1883—1903" nach Hickmanns System und die tabellarische Darstellung der Mannheimer Schulorganisation besonders hervorgehoben zu werden.

Auch eine große Zahl von Lehr- und Anschauungsmitteln, Schulbüchern, Werken, Broschüren, Vorschriften und Zeitschriften hygienischen Inhalts war in der Ausstellung vereinigt, darunter eine Sammlung einschlägiger Bücher und Broschüren aus unserem k. k. Schulbücherverlage in allen österreichischen Landessprachen; ebenso hygienische Apparate, Geradhalter, Spucknäpfe, Helligkeitsmesser, optische Werkzeuge, Chemikalien für Fußboden- und Wandanstrich, für Desinfektion der Schulräume und Aborte; endlich eine Sammlung abnorm dünner menschlicher Schädel des Landgerichtsrates Dr. Stumpf-Würzburg u. s. f.

Um die Ausstellung recht ausnützen zu können, hätte es eines besser angelegten Katalogs bedurft. Der vorliegende enthielt nur ein alphabetisches Verzeichnis der Aussteller mit kurzer Angabe der ausgestellten Objekte und beigesetzter Platznummer ohne Angabe des Saales, in dem der Gegenstand zu finden war. Da nun überdies in den Aufschriften der einzelnen Objekte das Stichwort des Katalogs nicht immer deutlich und sofort ersichtlich war, so mußte man, um ein bestimmtes Objekt zu finden, oft das ganze Erdgeschoß, die Korridore und das zweite Stockwerk durchwandern, ehe man den gesuchten Gegenstand fand. Wer den trefflichen Katalog der „Ausstellung neuerer Lehr- und Anschauungsmittel für den Unterricht an Mittelschulen in Wien" vom Jahre 1903 oder den Spezialkatalog der „Österreichischen Abteilung der internationalen wissenschaftlichen und gewerblichen Ausstellung

«Die Kinderwelt» in Petersburg" vom Jahre 1904 in ihrer übersichtlichen Anordnung und deutlichen Bezeichnung kennt, weiß zu beurteilen, ein wie schätzenswertes Hilfs- und Orientierungsmittel solch ein lichtvoll angeordneter Führer dem Besucher ist und wie viel Zeit dem Lernenden und Suchenden durch einen solchen Behelf erspart wird.

Ein Ausstellungsobjekt eigener Art bildeten die Schulen Nürnbergs selbst, deren hervorragendste in das Besichtigungsprogramm des Kongresses aufgenommen waren. Den Führer hiezu lieferte die Festschrift des Ortsausschusses „Schulen und Schulgesundheitspflege in Nürnberg", ein trefflich gedruckter, vornehm ausgestatteter und reich illustrierter Quartband von 187 Seiten aus der kgl. bayrischen Hof-Buchdruckerei Bieling-Dietz in Nürnberg, der jedem Kongreßteilnehmer überreicht worden ist und ihm ein wertvolles, die augenblicklichen Eindrücke lange überdauerndes, liebes Erinnerungszeichen bleiben wird.

Die von einem historischen Überblick über die Entwicklung des Nürnberger Schulwesens aus der Feder des Stadtschulrates Dr. Glauning eingeleitete Schrift bespricht im ersten Kapitel die in der Verwaltung der Stadt stehenden Volksschulen mit zusammen 637 Klassen und 33 270 Kindern, die daran gegliederten Fortbildungs- und Sonntagsschulen, die Handelsschulen, die höheren Mädchenschulen, die Baugewerkschule und die städtische Musikschule. Das zweite Kapitel behandelt die der staatlichen Verwaltung unterstehenden drei Gymnasien, die Industrieschule (Ausstellungsgebäude), die beiden Kreisrealschulen, die landwirtschaftliche Schule und die kgl. Kunstgewerbeschule. Im dritten Kapitel werden die Privatschulen, darunter eine Handfertigkeitsschule für Knaben und Mädchen, im vierten die Fabriksschulen der vereinigten Maschinenfabriken Augsburg und Nürnberg und der Elektrizitäts-Aktiengesellschaft geschildert.

Der zweite Teil der Schrift ist der Gesundheitspflege in Nürnbergs Schulen gewidmet und behandelt diesen Gegenstand im allgemeinen, dann die Schulbauhygiene, darunter besonders die Lüftungs- und Heizanlagen, die innere Einrichtung mit näherer Erörterung der Bankfrage — Nürnberg führt allmählich die zweisitzige, umlegbare Rettigsche Schulbank ein —, eine Schulküche, eine Schulwerkstätte, endlich die körperliche Erziehung der Jugend auf den Spielplätzen und in den Ferienkolonien, die Jugendhorte und schließlich die Tätigkeit der Schulärzte und der Kommission für Schulgesundheitspflege.

Die zahlreichen Illustrationen bringen Bilder hervorragender Gebäude, so z. B. der neuen Stadtvolksschule auf dem Melanchthonplatz, der Volksschule an der Goethestraße u. s. w., die sämtlich mit Dampfheizung, Brausebädern, schönen Zeichensälen, Aulen, letztere beide auch in Kombination, indirekter Bogenlampenbeleuchtung, Luftwaschvorrichtungen u. s. w. ausgestattet sind.

V.

Fragen wir schließlich nach den Ergebnissen des Kongresses, so liegen diese gewiß nicht in den paar Resolutionen und Anträgen, die in den Abteilungen gefaßt und zur Kenntnis der Hauptversammlungen gebracht oder in der letzten selbst angenommen wurden. Sie betrafen die Aus-

arbeitung von Normalplänen für Schulhäuser, eine gewiß wichtige und namentlich für die in dieser Beziehung oft ratlosen Landgemeinden wertvolle Einrichtung, die bei uns in Niederösterreich schon längere Zeit angeregt und im Zuge ist; ferner die sog. Koëdukation, die obligatorische Einführung des Mädchenturnens, das Miederverbot, die Errichtung städtischer Zahnkliniken, zahnärztliche Übungen bei ärztlichen Kursen, Verabreichung von Getränken in Schulen, Errichtung eines internationalen städtischen Erziehungsbeirates, periodisch wiederkehrende Ausstellungen für das gesamte Erziehungs- und Unterrichtswesen und ein zweckmäßiges Formulare für eine Sterblichkeitsstatistik der Schüler.

Man hat wohl mit Recht von einer Abstimmung über die den einzelnen Referaten angeschlossenen Leitsätze abgesehen und sich mit deren Kenntnisnahme, Begründung und wechselseitigen Erörterung begnügt; eine Abstimmung oder ein Beschluß der in einer Sektion zufällig anwesenden Mitglieder hätte wenig Wert und keine Wirkung, da ja dem Kongreß, wie allen ähnlichen Versammlungen, das ausführende Organ fehlt. Ungleich höher zu schätzen sind die reichen Anregungen, die von einer solchen Versammlung auf ihre Teilnehmer übergehen.

So geben die auf Zahlen (statistischen Erhebungen) und Messungen mit exakt arbeitenden Instrumenten zurückgeführten Mitteilungen, namentlich der Augenärzte, einen sicheren Maßstab für die Mindestforderungen ab, die bei Anlagen neuer Schulgebäude durchgeführt werden sollen und bei Prüfung der Pläne bis zu einem gewissen Grade auch sichergestellt werden können.

Der durch zahlreiche Vorträge wie ein roter Faden sich ziehende Grundsatz, daß die Ursachen der Krankheiten bekämpft werden müssen, da es besser sei, diese zu verhüten als die vorhandenen Erscheinungen zu konstatieren, ihre Verbreitung und ihre Folgen zu bekämpfen, gipfelte in dem Schlußsatz von Professor Hueppes Vortrag: „Reinlichkeit ist die beste Desinfektion!“ Mit solchen wohlbegründeten Schlagworten wird die Propaganda für hygienische Erkenntnisse, der der Kongreß ein weites Feld eröffnete, leichtes Spiel haben.

Die gleichzeitige Beteiligung von Ärzten, Schulmännern und Bautechnikern und ihr wechselseitiger Verkehr verschaffte den Vertretern jedes dieser Stände Einblick in die Forderungen der einen, in die Leistungsfähigkeit der anderen.

Die Mitteilungen über die an einzelnen Orten, in einzelnen Ländern bestehenden Einrichtungen und über ihre Brauchbarkeit sowie die durch die Anschauung in der Ausstellung unterstützte Vergleichung bereicherte die Kenntnisse und eiferte zur Nachahmung und Einführung des als gut Erkannten an; utopische Verstiegenheiten, wie Thiels Waldschule oder Akbroits Schulrepublik, schärften den Blick für das Erstrebenswerte, Erreichbare und Mögliche.

Wer mitten in der ärztlichen Forschung steht, dem haben ja vielleicht die speziell medizinischen Mitteilungen nicht viel Neues gebracht; der Schulmann aber wurde veranlaßt, manche von ihm bis jetzt vielleicht nicht beachtete oder falsch gedeutete physische Erscheinung bei den ihm anvertrauten Kindern mit prüfendem Auge zu beobachten. Die Ärzte waren überhaupt in vorwiegendem Maße die Gebenden, Anregenden aber auch Fordernden.

Neben ihnen verwerteten die Frauen ihre Teilnahme am Kongreß zu einer Propaganda in ihrer Art, indem sie für sich den Eintritt in die fachlichen Vereinigungen der Männer, die Beteiligung an der Schulverwaltung und Einrichtung, namentlich an der schulärztlichen Tätigkeit, forderten.

Für die Ärzte bedeutete der Kongreß geradezu eine Standesfrage. Ihre Forderung beschränkt sich nicht auf die Anstellung von Schulärzten überhaupt; sie verlangen in allen größeren Orten, bei allen größeren Schulkörpern die Bestellung von Spezialisten, von Schul-Augen-, Ohren- und Zahnärzten. Werden diese Einrichtungen, die bis jetzt erst in wenigen Staaten und auch in diesen nur teilweise bestehen, allgemein durchgeführt, so wird ein mächtiger Schritt weiter vorwärts getan auf der Bahn der Umwandlung des gegenwärtig zufälligen ärztlichen Einkommens in feste Bezüge; zum fest besoldeten Bezirks-, Polizei-, Gemeinde-, Eisenbahn-, Fabriks-, Kranken- und Invaliditätskassenarzt tritt der angestellte Schularzt. Die fachliche Ausbildung der Mediziner wird mit einem wichtigen, nach der oben gegebenen Darstellung ziemlich umfangreichen Spezialfache bereichert.

Die auf dem Kongreß gegebenen mannigfachen Anregungen und vertretenen Forderungen, die in ihrem ganzen Umfange erst nach dem Erscheinen des Generalberichtes genau überblickt werden können, stellen den Schulerhaltern, dem Staat, den Landes- und Gemeindevertretungen weitschauende und kostspielige Aufgaben; denn die Durchführung der meisten hygienischen Forderungen, namentlich die auf die Schulgebäude, die Licht-, Luft- und Wärmezufuhr, auf Spielplätze und Erholungsräume bezüglichen, setzen große Mittel voraus; die hygienischen Fragen sind großenteils recht tiefgreifende Geldfragen. Aber gerade die Beteiligung am Kongresse hat den maßgebenden Faktoren Gelegenheit gegeben, die aufgestellten Forderungen und deren stellenweise Erfüllung an den eigenen Mitteln zu messen, aus der allgemeinen Prüfung das Beste zu wählen und eine Richtschnur für die Durchführung des als notwendig Erkannten und Möglichen zu gewinnen.

Derartige Erwägungen mögen die österreichischen Ministerien des Innern sowie des Kultus und Unterrichts veranlaßt haben, Fachreferenten aus dem Stande der Ärzte, der Schulmänner und der Bautechniker zum Kongreß zu delegieren; ebenso haben die Landesschulbehörden und die Landes- und Gemeindevertretungen Mitglieder der Schulaufsicht und des Lehrerstandes, die Landesvertretung von Nieder-Österreich und der Wiener Stadtrat ihre Schulreferenten dahin entsandt. Der starken numerischen Beteiligung Österreichs entsprach auch die reiche Beisteuer, die unsere Landsleute zu den Vorträgen, Referaten und der Diskussion, die unser Vaterland zur Ausstellung geleistet hat.

Österreich bringt gleich den übrigen Kulturstaaten schulhygienischen Fragen nicht bloß volles Verständnis entgegen, sondern arbeitet an deren Lösung auch mit mindestens gleichem Eifer und gleicher Opferwilligkeit mit.

Speziell das Stammland des Reiches und die Reichshauptstadt dürfen sich ihrer Leistungen auf diesem Gebiete rühmen. Hat Wien auch noch keine eigenen Schulärzte angestellt, sondern läßt es die anderswo ihnen obliegenden Funktionen durch städtische Bezirksärzte besorgen, so darf es doch auf zahlreiche, längst bestehende schulhygienische Einrichtungen und auf seine jüngsten,

in steter Vermehrung begriffenen Tageserholungsstätten für kränkliche Kinder hinweisen. Und wenn zwei Vertreter eines niederösterreichischen Lehrervereines, ein sozialdemokratischer Abgeordneter und ein Lehrer eines israelitischen Privat-Instituts, im Gegensatz zu den übrigen Kongreßmitgliedern, die die Lichtseiten ihrer heimischen Einrichtnngen mit berechtigtem Stolze rühmten und etwa vorhandene Schattenseiten taktvoll verschwiegen, ihrer Feindschaft gegen die Stadtvertretung von Wien in einer Abteilungssitzung Luft zu machen für gut fanden, so mag das die Gemeinde Wien in ihren schul- und kinderfreundlichen Bestrebungen nicht irre machen!

Arbeiten Schulerhalter, Ärzte und Lehrer auf dem gemeinsamen Felde der Verbesserung der Gesundheitsverhältnisse der Schule in gegenseitiger Hochachtung der betreffenden Kompetenzen und Berücksichtigung der verfügbaren Mittel nach den in Nürnberg ausgesteckten Richtungen unverdrossen, klar und zielbewußt mit redlichem Willen fort, dann waren alle die nicht unbeträchtlichen Opfer an Geld, Zeit und Mühe, die dieser erste internationale schulhygienische Kongreß den Veranstaltern, Förderern und Teilnehmern gekostet hat, nicht umsonst gebracht und mit einem stattlichen Zinserträgnis an vermehrter Volksgesundheit und gesteigerter Arbeitskraft des Volkes werden die Schulhygieniker von heute im Jahre 1907 vor ihren Kollegen in London erscheinen.

Lebensfeier.

Von Ilse Franke.

Der junge Birkenweg geht durch den Sand
Wie eine Prozession von frommen Kindern,
In weißen Kleidern und mit offnem Haar,
Darin der Wind nach Sonnenfunken hascht.
Zur Seite steh'n wie ragende Altäre
Im hellen Kerzenschmuck die ernsten Tannen,
Und Weihrauch ist der Dampf des reifen Korns
Das leise atmend in der Sonne liegt
Und segenmüde sich zur Scholle neigt.
Musik klingt süß von unsichtbaren Chören,
Ein Zwitschern, Trillern, Flöten, leises Jubeln
Von kleinen Stimmen, die dem Leben danken.
In blauer Klarheit strahlt die Himmelskuppel,
Zu der die Erde kindlich aufwärts schaut.
Ich geh' den langen Birkenweg hinauf,
Und meine Hände streicheln manchen weißen,
Grünnarb'gen jungen Stamm voll Zärtlichkeit.
Ich liebe sie. Es sind feinfühl'ge Kinder
Des starken, heißen, schöpferischen Lebens,
Das alle liebt, die reinen Herzens sind.

Joſeph Freiherr von Helfert.

Erlebniſſe und Erinnerungen.

VI.

Die Kataſtrophe.

5.

Nachdem ich mehr als zwei Wochen in Wien zugebracht, mußte ich mich wieder einmal in Kremſier zeigen. Die Reiſe dahin war nicht ohne Gefahr. Am 24. und 25. Januar hatte ein ſo heftiger Sturm gewütet, daß die Donau nicht überſetzt werden konnte; in Kremſier war, wie mir Baron Riefel ſchrieb, die Wiener Poſt einen Tag ausgeblieben. In den Tagen darauf beſſerte ſich das Wetter einigermaßen, ich kam am 5. Februar ohne Anſtand in einem Fiaker nach Floridsdorf und von da per Eiſenbahn nach Hullein.

In Kremſier fand ich alles, wie ich es verlaſſen hatte. Wenn keine Sitzungen im Hauſe waren, gab es dann und wann in den Ausſchüſſen zu tun; aber auch dieſe brachten nichts Rechtes vorwärts. Die Abgeordneten kamen mir neben den Miniſtern vor, wie die Jean Paul'ſchen geſpenſtiſchen Bergmännlein neben den leibhaften Bergleuten: während dieſe in den Gruben ruhig weiter arbeiten, rühren jene geſchäftig Arme und Beine, laufen Stollen ein und Stollen aus, ſchwingen den Hammer und bringen bei alledem kein Erz zu Tage.

Am 9. Februar trat der Ausſchuß für Schul- und Unterrichtsweſen zuſammen, in welchem der Abgeordnete für Elbogen Dr. Franz Haimerl den Vorſitz führte. Ich war als Vertreter der Regierung geladen und mußte manches alberne Zeug mit anhören. Ich verhielt mich ruhig; nur als Löhner anfing, Hiebe gegen das Geſamtminiſterum auszuteilen, glaubte ich parieren zu müſſen. Da ich etwas heftig und Löhner ſarkaſtiſch war, ſo wären wir bald aneinander geraten, wenn ſich nicht Haimerl beſchwichtigend ins Mittel gelegt hätte.

Am ſelben Tage ſchrieb ich an Stadion, der wieder in Wien war. Ich ſandte ihm zwei von mir in Kremſier zuſtandegebrachte Entwürfe: über die Organiſierung der proviſoriſchen Landesſchulräte und über die Verbeſſerung

der Lehrergehalte an den Volksschulen. Ich teilte ihm dabei auch manches über die Lage in Kremsier mit: „Hier scheint die Rechte zur Besinnung kommen zu wollen. Sie fühlt es nicht ohne Gewissensbisse, wie der Reichstag mehr und mehr vom Ministerium vernachlässigt wird, nachdem er selbst es gewesen war, der die vom Ministerium ihm gebotene Hand zurückgewiesen hatte. Die Böhmen möchten gern einlenken. Die Zeitschrift der Slovanská Lípa hat, wie man mir erzählt, in einer ihrer letzten Nummern einen Artikel für den Grafen Stadion gebracht." . . .

* * *

Was mich in freien Momenten am meisten, ja ausschließend beschäftigte, brauche ich nicht zu sagen; meine Gedanken flogen nach Prag, wo meine Mina von einem Tage zum andern die Entscheidung erwartete. „Jeden Morgen", schrieb sie mir, „erwache ich mit dem Gedanken, was der Abend bringen könnte, und jeden Abend schlafe ich mit dem Gedanken ein, wie es am Morgen sein werde." Gegen Ende Januar hatten sich ungemein heftige Zahnschmerzen eingestellt, gegen die sie eben wegen ihrer Umstände nichts ernstes unternehmen konnte; sie mußte den Schmerz austoben lassen. Das dauerte acht Tage und Nächte ohne Unterbrechung, bis es eines Abends so heftig wurde, daß sie meinte den Verstand zu verlieren. Vater und Mutter liefen um einen Arzt und nun mußte sie doch etwas einnehmen. Sie hatte eine bessere Nacht, am andern Tag war der Schmerz verschwunden: „Ich möchte heute die ganze Welt umarmen, so wohl ist mir nach so langen Qualen!" Dann kam wieder die Sehnsucht nach mir. Sei es denn gar nicht möglich, daß ich nach Prag komme, wenn auch nur auf Augenblicke: „Sind mir doch selbst die Tage, die Du hier zugebracht hast, wie Augenblicke vorgekommen!"

Ich brannte vor Ungeduld und Ungewißheit. Jeden Tag, wenn ich in mein Bureau kam, war meine erste Frage: „Ist nichts aus Prag gekommen?!" Und regelmäßig lautete die Antwort: „Nichts!" Dann traf wieder ein Brief von ihr ein, aber die frohe Botschaft war noch immer nicht da. Sehr lieb erwiesen sich ihr Dreyschocks; manchen Abend kam er und setzte sich ans Klavier und spielte ihr stundenlang vor. Bruder Heinrich unterhielt sie mit seiner guten Laune, Besucher schmeichelten ihr, indem sie mich lobten: „Sie möchten Dich alle küssen für Deine Haltung im Reichstag . . . doch das sagen nur die Herren." Auch Onkel Anton und Tante Julie, seit sie ihr liebes einziges Töchterlein verloren hatten, waren so voll Liebe und Sorgfalt für meine Mina, daß diese sie wie ihre Eltern verehrte. Es war zwischen uns bald ausgemacht, daß Onkel Anton Pate unseres Knäbleins sein sollte.

„Verschmähst Du denn", schrieb mir mein Engel, „ein Töchterchen so ganz und gar, als ob davon keine Rede sein dürfte?! . . Armes Kind, wenn du ein Mädchen bist!" Ich hatte mich tatsächlich mit dieser Möglichkeit gar nicht befaßt, schrieb ihr aber, um sie zu beruhigen: wenn ein Mädchen kommen sollte, müßte es nach ihrem kleinen Mütterchen mit dem ersten Namen Wilhelmine heißen.

Alle meine Freunde wußten um das, was mir bevorstand, und ließen es an heiteren Anspielungen nicht fehlen. „Nein, jetzt noch Vater werden", rief Michel, der Bräutigam, aus, „du bist fürwahr ein glücklicher Mann! Ter quaterque felix, würde Kikero ausrufen." Und Freund Alf aus Linz: „Hoffentlich hast Du jetzt schon einen Buben. Ich sage Dir, gib ihm ja nur keinen Schluller*) in das Mündchen, er muß einst Deine Stelle auf der Rednerbühne vertreten und die Schluller taugen dazu nichts. Laff' Dir den ganzen Vorrat aus der Kinderstube abliefern; ich will Dir bei Gelegenheit sagen, welchen Deputierten Du sie ins Maul stecken sollst."

Am zweiten oder dritten Tage meiner Anwesenheit in Kremsier erhielt ich ein Schreiben meiner Frau: „Mit Ungeduld erwarte ich das Ende dieser oder den Anfang der nächsten Woche; Sonntag, Montag oder Dienstag erhältst Du die ersehnte Nachricht, wir wollen sehen, ob ich gut prophezeien kann. Ich bin schon ganz wohl, sogar sehr wohl, so daß ich längere Promenaden unternehmen kann. Das Wetter ist wunderschön, wie der leibhafte Frühling." Auch Schwager Heinrich beruhigte mich in seiner scherzhaften Weise: „Dero umfangreichste Gemahlin befindet sich wohl."

Doch es kamen und vergingen der Sonntag, der Montag, der Dienstag, es kam und verging auch der Mittwoch, und noch immer keine Nachricht, und nun begann meine Unruhe in Besorgnis überzugehen.

* * *

Mit Donnerstag dem 16. Februar trat in den Verhandlungen des Reichstags eine kurze Pause ein und nun litt es mich nicht länger in Kremsier; ich erklärte Stadion, er müsse mich nach Prag lassen. Als ich auf dem Bahnhofe von Hullein auf den Train wartete, sagte mir ein Journalist: kurz nachdem ich Kremsier verlassen, habe man einen Brief für mich abgeben wollen. Also die Lösung aller meiner Zweifel in einem versiegelten Blatte auf der Post von Kremsier, und ich mit allen Qualen der Ungewißheit auf der Eisenbahn nach Prag! Als ich am nächsten Morgen in meiner Vaterstadt ankam, flog ich vom Bahnhofe in die Heuwagsgasse. Ich schellte am Haustore. Die

*) „Schluller", oberösterreichischer oder tirolischer Ausdruck für Lutscher.

Köchin, seit vielen Jahren im Fügnerischen Hause, machte mir auf und bewillkommte mich mit froh lächelndem Antlitz. Es ist also alles gut abgelaufen, sagte ich mir. Aber um keinen Preis der Welt brachte ich die Frage über meine Lippen, ob's ein Bube oder ein Mädl. Ich ging in den ersten Stock. Auf der Stiege kam mir meine Schwester Marie entgegen. „Hast ihn schon gesehen?" fragte sie voll Heiterkeit. „Ihn!" Nun wußte ich, woran ich war. Sie lief voran, es meiner Frau zu melden. Als ich ins Zimmer trat, sagte scherzend Marie: „Ja schau nur, was das für ein kokettes Weib ist! Kaum daß sie gehört hat, ‚der Pepi ist da', gleich hat sie ihre Haube heruntergenommen und eine frische verlangt und sich die Haare gestrichen, nur damit sie Dir besser gefällt!" Mina schalt sie lachend und wollte das nicht getan haben.

Nun erfuhr ich erst, wie alles vor sich gegangen war. Am 13. abends hatte sie mit großem Appetit ein Stück Gänsebraten verzehrt und sich dann zu Bette gelegt. Am frühen Morgen des 14. meldeten sich die Wehen, die einige Stunden währten. Die Entbindung ging leicht und schnell vor sich. Kaum daß der neue Mensch den ersten Schrei tat, wollte sie schon wissen, ob es ein Knabe oder ein Mädchen sei. Als sie erfuhr, es sei ein Bursch, atmete sie erleichtert auf: „Da wird der Pepi eine Freude haben!" Julie setzte sich sogleich nieder und schrieb zwei Briefe, einen nach Kremsier, den andern nach Wien, beide gleichlautend und mit denselben Worten, die ich ihr angegeben hatte: „Er ist gesund, sie ist gesund!" Das „Er" dreimal unterstrichen, und dazu der Beisatz: „Der Bub ist wie ein Riese." Am andern Tage ließ sich die junge Mutter zwei Briefpapiere geben, eines nach Kremsier, eines nach Wien, und schrieb mir im dunklen Zimmer vier Zeilen „zum Beweise, daß ich vollkommen wohl bin; unser Söhnchen ist auch gesund und freut sich, sein Väterchen bald zu sehen." Unterschrieben „Deine glückliche Mina". Schwägerin Julie aber schrieb dazu: „Der Kleine hat eine Stimme, daß wirklich dem Staudigl um seinen Ruf bange werden kann. Dabei ist er so affektiert und scheint zu wissen, daß er schöne Augen hat, denn er sieht besonders Damen sehr herausfordernd ins Gesicht. Das mußt Du ihm abgewöhnen." Alle diese Briefe, immer je zwei gleichlautend, bekam ich, wie ich kaum zu sagen brauche, erst zu lesen, als ich in Kremsier zurück war.

Am 18. Februar war Taufe. Täufer war mein treuer Jugendfreund P. Pepi Fabian, dem ich es seit langem versprochen hatte — er war damals Präses im fürsterzbischöflichen Seminar —, Paten waren der gute Onkel Anton und meine Schwiegermutter Franziska Fügner. Der Junge bekam die Namen Joseph nach mir, Wilhelm nach seiner Mutter und als dritten den vaterländischen Namen Zdenko. Ich bestimmte, Zdenko solle

ſein Rufname ſein, und darüber ſtiegen meinem frommen Weibchen nachherhand Bedenken auf. Sie wollte doch, daß ihr Sohn ein Chriſt ſei; aber einen Heiligen dieſes Namens fand ſie in allen Kalendern, wo ſie nachſchlug, nicht. Noch mehr Befremden erregte der Name bei meinen Wiener Bekannten. Meinem Referenten in theologicis, Kanonikus Zenner, ließ die Sache keine Ruhe. Er ſuchte überall nach, bis er in Jungmann's Lexikon fand: Zdenko oder Zdeněk oder Zeno bedeute Sidonius, Zdenka heiße Sidonia*), und brachte nun Folgendes heraus:

> Sidonius war ein römiſcher Dichter aus einer ſehr angeſehenen Familie in Gallien, zu Lyon geboren 430 n. Chr. Als Schwiegerſohn des nachmaligen Kaiſers Avitus und durch ſeine redneriſchen und poetiſchen Talente ſchwang er ſich zu den höchſten Würden auf, bis zur Präfektur in Rom und zum Patriziat. Allein plötzlich zog er ſich von den Weltgeſchäften zurück, wurde 472 Biſchof von Clermont in der Landſchaft Auvergne und ſtarb 487 oder 488. Sein Feſt wird in der katholiſchen Kirche am 23. Auguſt gefeiert.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich nicht ſäumte, mit dieſer Auskunft die Gewiſſensſkrupel meines Weibchens zu beſchwichtigen.

6.

Ich wäre gern noch einige Tage in Prag geblieben, namentlich wollte ich bei meiner Frau den neunten Tag abwarten. Ich ſchrieb darüber an Stadion: „Der Fall der jungen und kräftigen Gräfin Waldſtein und einige andere Fälle, die heuer auf eine ungewöhnliche Bösartigkeit der Kindbettfieber hinweiſen, werden meine Beſorgnis wohl rechtfertigen.“ Allein da gab es keine Gnade. Schon am 21. mußte ich das junge Mütterchen und meinen kleinen Schreihals von Stammhalter verlaſſen und zu meinen Geſchäften zurückkehren.

In Kremſier traf mich der Brief eines Freundes, den ich ſeit vielen Jahren aus dem Geſicht verloren hatte. P. Johann Cori, aus Neuhaus gebürtig, war in den philoſophiſchen Jahrgängen mein Studienkollege geweſen und hatte unſerem hiſtoriſchen Kränzchen — Hugo Caspar, Lebermayer, Eduard Bozorad ꝛc. — angehört. Er ſammelte damals Stoff für eine Geſchichte Meinhards von Neuhaus und war überhaupt ein Patriot von edlem Streben, ohne in manche Lächerlichkeiten des damaligen Wlaſtencentums zu verfallen. Er war ein guter Kamerad, ein luſtiger Bruder Studio

*) Wenn ich nicht irre, hat eine Tochter des Königs Georg Poděbrad, die mit einem Prinzen des ſächſiſchen Regentenhauſes vermählt war, den Namen Sidonia dorthin gebracht, der von da an in der ſächſiſchen Königsfamilie heimiſch blieb.

und für die Freiheit begeistert. Mit allen diesen Eigenschaften wählte er, vielleicht von seiner Familie dazu gedrängt, den geistlichen Stand. Er war Budweiser Diözesan, und als ich ihn vor Jahren auf einer Durchreise im dortigen Seminar besuchte, hatte er noch ganz sein burschikoses Wesen und nahm sich mit seinem rotwangigen heiteren Gesicht in der schwarzen Klerik etwas sonderbar aus. Er ist aber seinem Stande treu geblieben, und in diesem paßte er nirgends besser hin als in die Militär-Seelsorge; im Jahre 1848/49 war er k. k. Feldkaplan der österreichischen Garnison in Mainz. Ich weiß nicht mehr, aus welchem Anlasse ich ihm ein Schreiben sandte — vielleicht war es vom 17. aus Prag —, das ihn ganz glücklich machte. „Ich sehe daraus," schrieb er zurück, „daß Du noch ganz der Alte, der gute liebe Freund von ehedem, noch immer die treue Seele bist." Er klagte dann über sein „verfehltes Leben", über seine Vereinsamung: „Was mich noch wärmt, was mir ins Trübe freundlich hereinleuchtet, ist die Erinnerung an Euch Freunde aus der Universität, ist Euer Bild, das in dem Allerheiligsten meines Innern sorgsam aufbewahrt wird. Es würde mich unendlich geschmerzt haben, wenn ich Dein Bild hätte mit einem Trauerflor umhüllen müssen. Was für ein Vergnügen würde es mir bereiten, wenn ich das kleine Helfertchen in meinen Armen halten und es für die neue Geisteszukunft segnend küssen könnte!"

Auch von Exner war ein herzliches Schreiben da. Er gratulierte mir zu dem frohen Ereignis und wünschte mir, daß ich bald in die Lage kommen möge, mein häusliches Glück zu genießen, was mir bisher so wenig zuteil geworden sei. Zugleich bat er mich aber, baldigst nach Wien zu kommen, wo die Arbeiten meiner dringend bedürften. Der Voranschlag sollte zusammengestellt werden und das lasse sich, meinte er, ohne meine persönliche Anwesenheit absolut nicht zu Ende bringen. Die Reorganisation der Gymnasien werde fleißig beraten. „Wir sitzen darüber", meldete Exner, „täglich bis nach acht Uhr abends. Die Sache geht aber nicht recht vorwärts, sie wird immer verwickelter; wir müssen auf Bonitz warten." Die Kundmachung für den Wiederbeginn der Vorlesungen an der Wiener Universität war längst vorbereitet; nur der Tag ließ sich nicht festsetzen*). Von den Mitgliedern der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften hatten mehr als zwanzig ihre Bereitwilligkeit erklärt, Vorlesungen zu halten; diese betrafen jedoch, mit Ausnahme von zweien, durchaus naturwissenschaftliche Fächer, und zwar Spezial-Themata, nicht geeignet für Studenten, denen vorerst ein Überblick der gesamten Wissenschaft beigebracht werden sollte. Von Studenten hatten

*) Wiener Zeitung 1849 Nr. 39 vom 15., Nr. 41 vom 17. Febr.

sich erst zwanzig für die philosophische Fakultät gemeldet. Die Lesesäle und Laboratorien im Theresianum und im Josephinum konnten jeden Augenblick bezogen werden. Allein Welden machte immer neue Schwierigkeiten. In den Räumen der weiland Aula schaltete er wie ein Tyrann: er nahm bauliche Änderungen vor, die nicht bloß das Gebäude umgestalteten, sondern auch die kostbaren Sammlungen, namentlich das physikalische Kabinet, bedrohten. Ministerialrat Bergenstamm arbeitete eine Note aus, die Exner, weil die Sache drängte, auf eigene Verantwortung ablaufen ließ: es wurde darin die Bildung einer Kommission beantragt, der ein Vertreter des Unterrichts-Ministeriums beigezogen werden sollte.

Während meiner Abwesenheit war die Übersiedlung aus der Herrengasse in die Singerstraße vor sich gegangen, und zwar ohne merkbare Behinderung der Geschäfte, und so bezog ich denn, als ich in Wien eintraf, mein neues Bureau im Banco-Gebäude. Es bestand aus einem geräumigen Vorzimmer und einem großen Saal, der durch eine Glaswand in ein kleineres Gemach und ein größeres, mein eigentliches Arbeitszimmer, untergeteilt war. Das Budget des Ministeriums mußte nach allen Richtungen erhöht werden: für die Universitäten wegen Berufung neuer Lehrkräfte, für die Gymnasien wegen der neu hinzugetretenen siebenten und achten Klasse. Über alle diese Dinge mußte mit dem sparsamen Finanzminister verhandelt werden. Für die Lehrer und Gehilfen an den Volksschulen hatte Dechant Krombholz 1,500.000 fl. veranschlagt. Wir sahen ein, daß wir eine so hohe Summe bei Kraus nie durchsetzen würden, und beschlossen eine Überprüfung, wobei alles berücksichtigt werden sollte, was auf anderem Wege beigeschafft werden könnte; die Anforderung an den Staat wurde dadurch auf 600.000 fl., also auf zwei Fünftel der von Krombholz angesetzten Summe herabgemindert. Ich konnte diesmal nur wenige Tage in Wien bleiben. Eine wichtige parlamentarische Verpflichtung rief mich Ende Februar nach Kremsier.

* * *

Die „Grundrechte" galten als der erste Teil des Verfassungswerkes, den zweiten bildete die Gestaltung und Organisierung des Gesamtreiches und seiner Bestandteile, seiner Autoritäten und Organe. Der Konstitutions-Ausschuß war fleißig bei seiner Arbeit und hoffte damit in den ersten Tagen des März fertig zu werden.

Die Schwierigkeiten waren hier viel größere als bei den Grundrechten. Bei diesen bestand der Zwiespalt in der Hauptsache in dem größeren oder beschränkteren Maße von Freiheit, eigentlich Ungebundenheit, das den einzelnen Staatsbürgern zugemessen werden sollte. Der Unterschied war also

eigentlich nur, wenn ich ſo ſagen darf, ein quantitativer, in der Verfaſſungsfrage aber war er ein tief gehender qualitativer. Es waren grundſätzliche Verſchiedenheiten, welche die Stimmführer von einander trennten. Es gab keinen wichtigen Punkt, wo Übereinſtimmung erzielt wurde; faſt überall wurde das Ergebnis nur durch Majoriſierung gewonnen. Der unterliegende Teil konnte nur mit der Hoffnung rechnen, daß das Stimmenverhältnis im ganzen Hauſe ein anderes ſein werde als im Konſtitutionsausſchuſſe.

Die große Frage, die ſich durch das Ganze zog und bei jedem einzelnen Punkte hervortrat, war die: Zentraliſation oder Föderalismus. Zentraliſten waren vor allem die Wiener und Niederöſterreicher, und das war ja ſehr begreiflich; dann die Deutſchen in jenen Ländern, in denen ſie die Minderzahl bildeten, alſo namentlich die Deutſch-Böhmen, Deutſch-Mährer und Deutſch-Schleſier. Faſt alles andere war für eine förderative Geſtaltung der Monarchie. Eine ſolche wünſchten nicht etwa bloß die Anhänger der St. Wenzels-Krone, auch in den deutſchen Alpenländern herrſchte dieſe Tendenz vor. Im proviſoriſchen Landtag von Kärnten war dieſer Grundſatz ſchon am 17. Auguſt 1848 vom Abgeordneten Jacomini ausgeſprochen und mit Stimmeneinhelligkeit gebilligt worden. Als in der erſten Hälfte November zwiſchen den proviſoriſchen Landtagen von Oberöſterreich, Kärnten und Steiermark beſchloſſen wurde, eine gemeinſame Konferenz, alſo eigentlich einen General-Landtag abzuhalten, verfaßte über Aufforderung der ſteiriſchen Stände der Abgeordnete Kalchberg einen Entwurf, deſſen Grundlage war: Einteilung des Geſamtſtaates in möglichſt gleich große Ländergruppen mit Beibehaltung der bisherigen Landesgrenzen. Auch im Tiroler Landtage hatte ſich am 11. November der Abgeordnete Dr. Schuler, als Berichterſtatter des Ausſchuſſes für allgemeine Landesangelegenheiten, entſchieden für den Förderativſtaat mit lebensvollen ſelbſtändigen Provinzial-Verbänden ausgeſprochen. Profeſſor Flir unterſtützte den Berichterſtatter und ſtellte den Antrag, ſowohl Se. Majeſtät als den konſtituierenden Reichstag in Kenntnis zu ſetzen, „daß die Form des Förderativ-Staates der Wunſch und das Bedürfnis der Provinzen ſei“. Vorarlberg war bereit, ſich Tirol anzuſchließen, ſofern nur in inneren Angelegenheiten ſeine konſtitutive Selbſtändigkeit gewahrt bleibe. Nicht ſo Wälſch-Tirol, obwohl dieſes zu keiner Zeit ein ſelbſtändiges Staatsweſen gebildet hatte; die Wälſch-Tiroler wollten von Deutſch-Tirol getrennt ſein und einen ſelbſtändigen Teil der Monarchie bilden.

Denn da war jetzt der zweite grundſätzliche Zwieſpalt; auf der einen Seite das Deutſchtum, auf der anderen die nationale Gleichberechtigung. Außer Tirol trat dieſer Gegenſatz wohl am ſtärkſten in den Ländern der böhmiſchen Krone hervor. In Mähren waren die Behörden und die Beamten

durchaus deutsch. Das Deutschtum im Lande überwog an Ansehen und Einfluß das slavische Element, obwohl dieses zwei Dritteile der Bevölkerung ausmachte, in einer wahrhaft drückenden Weise. Noch zu Anfang Dezember 1848 wollte man dem Redakteur der „Morawské Nowiny" verbieten, seine Zeitung mit lateinischen Lettern zu drucken, weil diese „panslavistisch" seien! In den Streit zwischen den österreichischen Slaven und den Deutschen mischten sich die Deutschen von draußen und hetzten die unseren auf; sie stellten es als ein Schreckbild hin, daß Österreich ein slavischer Stamm werden solle; sie spien Feuer und Flamme gegen die slavische Partei in Österreich, „die lieber kaiserlich absolutistisch sein wolle, nur um nicht deutsch zu werden".*)

Die große März-Petition der Prager hatte bekanntlich die Allerhöchsten Bewilligungen vom 8. April zur Folge, welche die Zusammengehörigkeit von Böhmen, Mähren und Schlesien anerkannte und gemeinsame Zentralstellen und gemeinsamen Landtag für diese Länder aussprachen. Im Konstitutions-Ausschuß ließen die böhmischen Mitglieder keine Gelegenheit vorübergehen, wo sie sich auf das kaiserliche Zugeständnis berufen konnten. Allein es war vergebliche Mühe. Obwohl kein staatsrechtliches Moment geltend gemacht werden konnte, wodurch die Entschließung Kaiser Ferdinand des Gütigen ihre gesetzliche Giltigkeit verloren hätte, wurde sie von der Gegenseite vollständig beiseite geschoben; der Konstitutions-Ausschuß, hieß es, habe damit gar nichts zu tun; er sei an nichts, was vorausgegangen, gebunden; er habe volle Freiheit der Konstituierung des österreichischen Staates. Im Reichstag selbst herrschte ein gleicher Widerwille gegen diese Begünstigung der Böhmen. Bei Gelegenheit, als der Chrudimer Abgeordnete Franz Palacek über Petitionen wegen freier Verwaltung des Gemeindevermögens referierte, wies er auf das vom mährischen Landtag ausgearbeitete Gemeindegesetz und beantragte, es provisorisch in Wirksamkeit treten zu lassen. Die böhmischen Abgeordneten unterstützten diesen Antrag und Klaudy berief sich dabei auf die kaiserlichen Zugeständnisse vom 8. April. Das war für die deutschen Zentralisten wie das rote Tuch für den Stier, es entstand ein Lärm, es gab ein Schreien und Toben, das, wie Brauner sagte, nicht ärger sein konnte, wenn Windischgrätz mit einem Bataillon Grenadiere eingerückt wäre.

* * *

Im Reichstag war man noch lange nicht mit den Grundrechten fertig. Die Verhandlungen darüber schleppten sich von einer Woche in die andere fort. Es war aber nicht mehr das rechte Leben. Ahnungen von Auflösung

*) Gustav Kühne, Mein Tagebuch in bewegter Zeit (Leipzig, Denicke 1863) S. 519—522.

und Oktroyierung schwebten fortwährend in der Luft.*) Parlament und Ministerium waren sichtlich zerfallen und kamen mehr und mehr auseinander. Die akademischen Reden im Reichstag ließen die Regierung kalt. Im Reichstag wurden die schärfsten Interpellationen an die Regierung gerichtet; ihre Beantwortung ließ immer länger auf sich warten. Die Anwesenheit der Minister in Kremsier wurde immer seltener und kürzer, ihr Aufenthalt in Olmütz oder in Wien immer länger. In vielen Sitzungen war der einzige Thinnfeld auf den Ministerbänken zu sehen, ich saß selbstverständlich auf meinem Abgeordnetensitz. Der Reichstag hatte zu sich selbst kein ernstes Vertrauen mehr, noch weniger hatten es die Völker zu ihm, trotz der riesigen Vertrauens-Adresse aus Böhmen, die in der Sitzung des 1. März verlesen wurde. Sie kam von der Slovanská Lipa. Unterzeichnet waren Waceslaw Hanka als Vorsitzender, Wilhelm Gauč als Geschäftsleiter (jednatel) Christian Štefan und S. Wávra als Sekretäre. Beigetreten waren 722 Gemeinden, dazu 40.595 individuelle Unterschriften. Am selben Tage erschien ein großer Bauernaufzug zu Pferde mit vorgetragener Fahne und mit Musik, alles in festlicher Tracht. Ein Bauer hielt vor dem Reichstags-Präsidenten eine böhmische Ansprache, die Smolka polnisch beantwortete. Sodann zeigten sie sich vor dem slavischen Klub.

In derselben Sitzung vom 1. März stand der § 15 der Grundrechte an der Tagesordnung. Die Paragraphe 13 bis 18 handelten von Religion und Kirche, Paragraph 15 insbesondere von den Verhältnissen der Kirche zum Staate, und es war vorauszusehen, daß die Verhandlungen darüber viele Tage in Anspruch nehmen müßten. Gleich zum § 13 hatte sich nahezu ein halbes Hundert Redner einschreiben lassen, sechszehn pro und einunddreißig contra. Meine Landsleute waren in beide Lager verteilt; unter den pro-Rednern fanden sich Borrosch, Schuselka, Jonák, Tomek, Löhner, Pinkas, unter den contra-Rednern Sidon, Brauner, Thiemann, Kaubek. Dabei darf man aber nicht meinen, daß die Ansichten der contra-Redner unter sich die gleichen waren; im Gegenteil, die allerverschiedensten Standpunkte wurden da vertreten, vom strengsten Kirchentum bis zur Losgebundenheit des Individuums im allerweitesten Sinn, von der Freiheit der Kirche vom Staate bis zur strammsten Bevormundung derselben

*) Widmann, Franz Smolka, S. 176. Am 12. Februar 1849: „Von Wien langte gestern die Nachricht ein, daß die oktroyierte Verfassung schon fertiggestellt ist, daß das Kabinett nur auf einen schreienden Anlaß warte, um den Reichstag aufzulösen." Der Anlaß, meinte Smolka, werde gegeben sein, wenn die künftigen Paragraphe nicht im ministeriellen Sinn angenommen oder amendiert werden sollten.

durch den Staat. Auch sprachen manche, die sich für die Fassung des Paragraphen hatten einschreiben lassen, im Grunde gegen denselben.

Der § 15 in der Fassung des Konstitutions-Ausschusses lautete:

> Die Verhältnisse zwischen Staat und Kirche, namentlich in Beziehung auf das Kirchenvermögen und die Wahl der Kirchenvorstände, sowie die Bedingungen, unter welchen Klöster und geistliche Orden fortzubestehen oder aufzuhören haben, werden durch besondere Gesetze bestimmt.

Es war, wie man sieht, mit diesen Worten nichts Bestimmtes ausgesprochen, sondern alles in Frage gestellt: das Eigentum der Kirche, der Organismus der Kirche, die wichtigsten Institutionen der Kirche.

Ich hatte mir längst vorgenommen, über die Kirchenfrage zu sprechen und mich schon im Dezember 1848 an meinen Freund Pepi Fabian mit der Bitte gewendet, mir seine Auffassung vom theologischen Standpunkte auseinander zu setzen. Er schlug mir folgende Formulierung des § 15 vor:

> Die Verhältnisse zwischen Staat und Kirche werden durch Gesetze geregelt, die sich auf ein durch die ordentlichen Organe gegenseitig ausgesprochenes Übereinkommen stützen.

Er meinte also ein Konkordat. Um die Mitte Februar 1849 sandte er mir seine nähere Ausarbeitung: „Ich komme zwar etwas spät", meinte er, „aber den Fabiern und Fabianern klebt seit undenklichen Zeiten das cunctari an. Auch glaube ich fast, daß der Reichstag sich von selbst auflösen und meine ganze Schreiberei überflüssig werden dürfte".

Nun, überflüssig wurde sie eben nicht. Aber ich konnte von seinen Ausführungen nicht viel brauchen. Fabian als Theolog war strengster Kirchenmann, ich als Jurist wollte den Staat nicht ganz opfern. Ich war entschieden gegen alle Religionsmacherei von weltlicher Seite, gegen Einmischung des Staates in Sachen der Religion, gegen die Bevormundung der Kirche durch den Staat, also gegen den Josephinismus, wie man das, nicht erst seit Joseph II., sondern seit Maria Thereſiens Zeiten bei uns herrschende System nannte. Ich war entschieden für freiere Bewegung der Kirche auf dem ihr eigenen Gebiete; aber manches von dem alt-österreichischen System wollte ich mir doch nicht nehmen lassen. Das placetum regium z. B. rührte nicht von Joseph II. her, sondern reichte um mehrere Jahrhunderte weiter zurück; die ersten Spuren davon finden sich in einer Verordnung Kaiser Karls IV., mit welcher er die Bulle Papst Clemens' VI. wegen Salbung und Krönung des Königs von Böhmen durch den Erzbischof von Prag guthieß und bestätigte.

Mein Antrag lautete:

Die katholische Kirche sowie jede andere nach Zulaß des § 13*) im Staate bestehende Religions-Gesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig, unbeschadet der Rechte, die kraft des Oberaufsichts- und Verwahrungsrechtes dem Staate oder kraft besonderer Erwerbung dem Landesfürsten zustehen. Die Bestimmungen zur Ausführung dieses Grundsatzes, namentlich in Absicht auf die katholische Kirche, werden auf Grundlage besonderer Vereinbarung mit den dazu berufenen kirchlichen Organen durch das Gesetz geregelt.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß ich mich unter die Redner gegen die Formulierung des § 15 durch den Konstitutions-Ausschuß hatte einschreiben lassen. Ich war, wenn ich nicht irre, der dritte von den contra-Rednern, hatte daher (mit Einrechnung der pro-Redner) vier Vormänner. Da aber in der Regel sehr lange Reden gehalten wurden und das neuerlich bei der Kirchenfrage der Fall war, so wurde ich erst am zweiten Verhandlungstage in der Sitzung des 2. März auf die Tribüne gerufen. Meine Rede war weniger dogmatisch als polemisch. Ich ging den Kirchenmachern von der Linken scharf zuleibe. Ich gab zu, daß in manchen kirchlichen Dingen Reformen wünschenswert seien; aber diese dürften nur von der Kirche selbst ausgehen: „Wer an eine Institution der Kirche Hand anlegen will, muß vor allem kirchliche Gesinnung mitbringen. Odi profanum vulgus et arceo!" Als ich mich über den Ausdruck „Ultramontanismus" ausließ, rief man mir von der Linken zu: „Sind Sie Theolog?" „Nein", replizierte ich, „aber Kanonist!" Ich wies auf die Gefahren hin, welche der Gesellschaft von den Sozialisten und Kommunisten drohen, gegen die es nur einen Damm gebe, die Wiederbelebung und Kräftigung des christlichen Sinnes, der christlichen Charitas und Duldsamkeit, und diese Wiederbelebung und Stärkung könne man nur von der freien Kirche erwarten. Und warum wolle die Gegenseite von dieser freien Kirche nichts wissen?! „Ihr wollt allem und jedem Freiheit gewähren, wie kommt es, daß ihr nur die katholische Kirche nicht genug einschränken zu können glaubt? Mit der Omnipotenz des Staates wollt ihr in allen Dingen brechen, nur der Kirche gegenüber wollt ihr sie in Kraft erhalten. Ihr wollet die Freiheit", rief ich zum Schlusse der Linken zu, „wohlan denn, wollet die Freiheit nicht bloß für Euch allein, sondern für alle, folglich auch für die katholische Kirche!"

Meine Rede, an vielen Stellen von „Bravo" der Rechten, von „Oho!" der Linken unterbrochen, erntete am Schlusse großen Beifall. Mein Antrag wurde vom Zentrum und auch von einigen Mitgliedern der Rechten unter-

*) „Jedem österreichischen Staatsbürger ist die Freiheit des Glaubens und der öffentlichen Religionsübung gestattet."

stützt. Noch wärmere Zustimmung wurde mir von außen zuteil. Professor Johann Fabian in Salzburg trug seinen Schülern meine Rede vor und erläuterte sie ihnen; wenn man mir scheinbare Inkonsequenzen vorwerfen wolle, wie bezüglich des placetum regium, so mögen sie bedenken, daß ich dies nur im Interesse der von der Demokratie bedrohten Kirche verteidigt habe. Freund Cori, von dem schon die Rede war, schrieb mir aus Mainz: „Ich kümmere mich nicht um das Geschrei der Pangermanen, die es euch noch immer nicht vergeben wollen, daß ihr ihnen einen Korb gegeben habt, daß ihr Deutschland wohl lieben, aber nicht heiraten wollt. Die katholische Bevölkerung Deutschlands ist fast durchaus österreichisch gesinnt, Österreich ist für sie der Messias, Preußen der Antichrist."

Einen wahren ambrosianischen Lobgesang stimmte Professor Bernhard in Leitmeritz an. „Bezahl's Gott tausendmal, was Sie für seine Sache bis heute getan haben und noch weiter tun werden. Das ist die eigentliche Angelegenheit unseres lieben Vaterlandes. O, daß ich es sehen könnte, dieses heißgeliebte große Österreich, erlöst von seinen Leiden, befreit von seinen falschen Freunden, geheilt von seinen Wunden! Österreich kann nur durch den einen katholischen Glauben stark und einig sein und bleiben — das ist eine Wahrheit, die, wie ich glaube, jeder greifen kann, und das höchste politische Interesse geht hier Hand in Hand mit dem höchsten Bedürfnisse der Menschheit. Mir wird es von Tag zu Tag deutlicher, daß uns vor allem eine tüchtige intellektuelle Bildung nottut. Das falsche Prinzip muß vor allem auf dem Gebiete der Wissenschaft überwunden werden. Die hohle Windbeutelei von Naturstand, Gesellschaftsvertrag, Abtretung von Freiheit an den Staat und sonstige protestantische Einseitigkeiten müssen in ihrer ganzen Blöße dargelegt werden, wenn es besser werden soll .... Darum Dank, tausendmal Dank für Ihre Bemühungen, Dank in meinem und vieler vaterlandsliebenden Männer Namen, namentlich meines Ordensbruders P. Mayer, der mich in einem eigenen Schreiben darum ersuchte. Sie haben sich viele Freunde und Verehrer erworben ..."

Wenn ich von diesen Seiten nur Lob und Beifall erntete, so war im Reichstagssaale von Kremsier das Gegenteil der Fall. Nie wurde der Name des Abgeordneten für Tachau öfter genannt als in den Sitzungen, die auf meine Rede folgten. Alle contra-Redner fielen über mich her, als ob ich der einzige gewesen wäre, der den kirchlichen Standpunkt verteidigte. Vor mir hatte Bischof Wierzchlejski von Przemysl in einer sehr schönen und warmen Rede für die Freiheit der Kirche gesprochen. Doch dies fanden meine Gegner begreiflich; als Kirchenfürst, meinten sie, könne er doch nicht anders. Daß aber ich, der Laie, das Gleiche getan, das wollten sie mir nicht verzeihen.

Übrigens vernahm ich perſönlich nichts von dieſen Ausfällen. Ich war von Stadion nach Olmütz berufen und befand mich nach dem Tage, an welchem ich meine Rede gehalten hatte, nicht in Kremſier. Nur aus den Mitteilungen meiner Freunde erfuhr ich und aus den ſtenographiſchen Protokollen erſah ich ſpäter, wie ſehr ſich meine Widerſacher mit meinen Behauptungen und Ausführungen beſchäftigt hatten.

7.

Die allgemeine Lage des Reiches war zu Anfang März durchaus keine erfreuliche. Zwar von außen her drohte für den Augenblick keine Gefahr. Mit den franzöſiſchen Machthabern ſtand Fürſt Schwarzenberg auf leidlichem Fuße, mit dem engliſchen Premier „Lord Feuerbrand“ wohl auf geſpanntem, jedoch ſozuſagen nur akademiſch, ohne praktiſche Folgen. In Preußen hatte Graf Brandenburg, nach Öſterreichs Vorgang, mit der Revolution ſo ziemlich reine Tafel gemacht; was es im übrigen Deutſchland noch zu tun gab, in Frankfurt, im demokratiſch unterwühlten Badiſchen, in Schleswig-Holſtein, berührte Öſterreich weniger. Auch das mittlere Italien ſtand noch unter der Herrſchaft des Umſturzes und in Sardinien rüſtete man unverkennbar zu einem neuen Waffengang. Allein nach den glänzenden Erfolgen des greiſen Feldmarſchalls im letzten Feldzug konnte man einer bevorſtehenden Kataſtrophe ohne ernſte Beſorgniſſe entgegenſehen.

Wichtiger und bedenklicher waren die Stimmungen und Zuſtände im eigenen Innern, woran vorzüglich der Verlauf ſchuld war, den die Dinge in Ungarn nahmen.

Die erſten Erfolge waren wohl ſehr günſtig, und eine Zeitlang hörte man von nichts als von Siegen. Gegen Ende Januar hieß es, Debreczin ſei von den Kaiſerlichen nach blutigem Kampfe genommen, Koſſuth und viele ſeiner Anhänger ſeien gefangen worden. Ein paar Tage ſpäter verbreitete ſich im Sandecer Kreiſe das Gerücht, Görgeys Korps ſei zerſprengt, die Reſte desſelben ſeien in die Liptau gedrängt worden, ſie würden vielleicht über die Karpathen kommen; in Neu-Sandec beeilte man ſich, den Landſturm aufzubieten, um die Rebellen gerüſtet zu empfangen.

Aber bald änderte ſich die Szene. In Kremſier vernahm man von einem Einfall Bems in die Bukowina. Borkowski und Hubicki konnten ihre Freude kaum unterdrücken, die „Polen im Frack“ jubelten untereinander und rieben ſich die Hände. Gegen andere Kollegen aber nahmen ſie eine ſcheinheilige Miene an, bedauerten, was das für ein Unglück für Galizien ſei, weil es Anlaß zu neuen Verdächtigungen ihrer Landsleute geben könne. Bei Kapolna wurde durch drei Tage gekämpft, es war eine Schlacht in großem

Stile. Die Kaiserlichen hatten das Schlachtfeld behauptet, die Ungarn waren zurückgegangen. Allein der Sieg war schwer erkauft, und kaum war Windisch-Graetz nach Ofen zurückgekehrt, als eine neue Gefahr von der mittlern Theiß her drohte: Moritz Perczel und der wilde Damianić waren im Anzug. Die Hoffnung war längst geschwunden, daß der Feldzug, wie man nach der raschen Einnahme von Ofen und Pest erwartet hatte, in kurzer Zeit beendet sein werde.

Diese ungünstige Wendung wirkte auf alle Länder des Reiches zurück. Im Krakauer Gebiete wimmelte es von Aufhetzern, besonders Emigranten und galizischen Studenten, die jede Gelegenheit benützten, um gegen die Regierung zu schüren. Sie reizten das Landvolk gegen die Rekrutierung — Stadt und Gebiet von Krakau hatten 587 Mann zu stellen —, in einigen Gegenden bewaffneten sich die Leute, um der Aushebung Widerstand zu leisten. In der Hauptstadt lobten sich die ansässigen Bürger das österreichische Regiment und waren redlich besorgt, die Ruhe aufrecht zu halten. Aber der Pöbel war zu jeder Ausschreitung bereit, die Volksbeglücker verbreiteten Gerüchte von bevorstehendem Losbruch, reizten das Gesindel gegen das Militär. Am 25. Februar, einem Sonntag, rückte nachmittags eine Kompagnie Parma aus Wieliczka in Krakau ein, sie sollte im Knotz'schen Hause in der Johannisgasse einquartiert werden, Wagen mit Bettersforderniſſen fuhren ihnen nach. Bezahltes Bettlervolk und Handwerksburschen fielen über den Zug her, griffen die Gepäckswagen an, zerrten Strohsäcke herunter. Jetzt brachen aus dem Walter'schen Hause Soldaten von Palombini hervor, sie waren nur mit Stöcken bewaffnet und es gab nun auf dem Ring eine wilde Jagd, wobei einzelne Stänkerer ergriffen und verhaftet wurden. Ein Teil des Gesindels aber hatte sich in der Johannisgasse gesammelt, wo es die einmarschierenden Soldaten beschimpfte und bedrängte. Eine stärkere Patrouille erschien, der Offizier forderte die Menge auf, auseinander zu gehen, was sie mit Hohn und Lärm erwiderten; der Offizier ließ feuern, aber nur in die Luft, und jetzt stob der Haufe auseinander. Ein Piquet Kavallerie vermehrte die Verwirrung, und dabei fiel die einzige Verwundung vor: ein Schlossergeselle hatte die Klinge eines Reiters ergriffen, die er nicht loslassen wollte; als der Reiter seinen Säbel mit Gewalt zurückzog, wurden dem Schlosser die Finger durchschnitten.

Das war ein vereinzelter Fall. Im ganzen war in Galizien und in den deutschen Gegenden Schlesiens nichts Ernstes zu befürchten, so lang es in Deutschland ruhig blieb und in Ungarn Windisch-Graetz die Oberhand behielt. Aus Bielitz schrieb mir Freund Gabriel, der jetzt dort als Polizei-Kommissär fungierte: „Sollte der Krieg in Ungarn nur halbwegs eine

ungünſtige Wendung nehmen, ſo können wir in Galizien eine allgemeine Schilderhebung erleben, wobei beſonders die deutſchen Beamten hart mitgenommen werden dürften.“ In der Gegend um Bielitz war die Stimmung des Volkes eine ungemein gereizte: „Sie hätten Schneid' und würden vielleicht losgehen, wenn ihnen nicht die feſte Haltung der Regierung, der Belagerungsſtand in Galizien und einige energiſche Maßregeln des Königs von Preußen imponierten.“ Die ſchleſiſchen Katholiken zeigten ſich im Durchſchnitt der Sache Öſterreichs ergeben. Dagegen machten viele proteſtantiſche Paſtoren Propaganda für die Republik, und ihre Bauern ſagten: „Uns iſt das einerlei, Steuern müſſen wir ſo wie ſo zahlen!“ Ein böſes Element waren die Fabriksarbeiter, die in Bielitz einen ſtarken Bruchteil der Bevölkerung bildeten, bei 1500 Köpfe. Sie hatten geheime Verbindungen mit der radikalen Arbeiterſchaft in Preußiſch-Schleſien, empfingen von dort aus ihre Parole und ſtanden zugleich ungariſchen Einflüſſen offen. Ihre materielle Lage war zwar nicht mehr ſo ſchlimm wie im Jahre 1848, wo es faſt keinen Verdienſt gegeben hatte. Aber Not und Elend gab es noch immer genug und ſie blickten mit Ingrimm auf den Reichtum der Fabrikanten: „Sie würden in Verbindung mit den kleinen Gewerbsleuten einen augenblicklichen Wirrwarr ſchnell benützen, um die wohlhabenden Bürger auszuplündern und nach Umſtänden zu erſchlagen.“ Das benachbarte Mähren war im ganzen ruhig. Man war dort ſtolz darauf, den Reichstag in ſeiner Mitte zu beſitzen, und ſuchte alles zu vermeiden, was ihm den Aufenthalt daſelbſt verleiden könnte. Der Landes-Präſident Graf Leopold Lažansky hatte ein gewinnendes Weſen, aber auch einen bodenloſen Leichtſinn. Mit den Weibern trieb er es, wie er es früher in Galizien getrieben hatte. Wo er auf ſeinen Dienſtreiſen in eine Stadt kam, war ſeine erſte Sorge, einen Ball oder ſonſt eine Luſtbarkeit zu arrangieren. Es gelang ihm dabei, die Leute in guter Laune zu erhalten und die nationalen Streitigkeiten, wenn nicht zur Ruhe, doch zu zeitweiligem Stillſtand zu bringen.

Es war nicht zu verkennen, daß die überwiegende Mehrheit in allen Ländern nach Ruhe verlangte. Die endloſen Deklamationen im Reichstage ermüdeten und langweilten das Publikum; man hatte alle dieſe Phraſen längſt ſatt und fragte ſich, was denn bei all dem zuletzt herauskommen werde. Nur in Wien, in deſſen Bevölkerung es noch immer gährte, blieben die heftigeren Reden, die von Zeit zu Zeit losgelaſſen wurden, nicht ohne böſe Folgen. Riegers Rede über den § 1 der Grundrechte, Schuſelkas fulminante Sprache machten die jungen Köpfe ſchwindlig. Die Nachrichten aus Ungarn erweckten bei den Übelgeſinnten neue Hoffnungen. Es waren in Wien Leute zu ſehen, die ungariſche oder deutſche oder gar rote Farben

trugen; selbst viele Weiber schmückten sich mit Lappen solcher Couleur. Auch auf dem Lande, in den Erzherzogtümern, in Kärnten, in Steiermark fehlte es nicht an einheimischen Hetzern und an Emissären aus Deutschland, welche bis in die Berge hinein ihr Unwesen trieben. Professor Johann Fabian schrieb mir aus Salzburg: „Wir haben hier ellenhohen Schnee und mitunter klafterhohen Liberalismus. Die Sonne Gottes wird beide schmelzen und ich hoffe, ohne Überschwemmung . . . Die konsequente Demokratie ist in politischer Richtung Republik, in kirchlicher Quäkertum. Meine Tschechen wollen keines von beiden. Gott wird sie vor beidem zu bewahren wissen!"

* * *

„Meine Tschechen!" Ja, waren sie wirklich so besonnen und vernünftig, wie sich ihr entfernter Landsmann einbildete?

Von der Mehrzahl der städtischen wie der ländlichen Bevölkerung ließ sich diese Frage wohl bejahen. Die Prager Bürgerschaft zeigte sich im Durchschnitt gut kaiserlich gesinnt und war froh, daß der alte Kaiser in ihrer Stadt weilte. Sie beklagte mit vollem Recht die vorgefallenen Verirrungen, die man jedoch mehr dem Mangel an Verständnis als bösem Willen zuschrieb. Eine Rückkehr zu den früheren unkonstitutionellen Zuständen wünschte niemand. „Das Recht des Volkes, in Staatsfragen mitzusprechen," so hörte man sagen, „ist unantastbar und beruht auf einer solideren Basis als auf den Reichstagsreden in Kremsier. Die Konstitution ist einmal da und muß anerkannt werden. Die Zeit wird manche Übelstände ausgleichen, die noch vorhanden sind. Mit Gewalt die Staatsuhr um mindestens hundert Jahre zurückschrauben, das geht nun einmal nicht"*).

Es waren aber auch Fanatiker der Ruhe da, die es nicht beklagt haben würden, wenn es in der Hauptsache wieder so geworden wäre, wie es vor dem 11. März 1848 gewesen war. Das waren die viel genannten Siebenundsechziger! Manchem von ihnen wäre es wohl am liebsten gewesen, wenn es gar kein Wenzelsbad, keinen National-Ausschuß, keinen konstituierenden Reichstag gegeben hätte. Sie hatten nur eine Klage: der provisorische Landeschef Baron Mecséry war ihnen zu schwach; er schenke, sagten sie, der Slovanská Lipa, dem Studentenausschuß zu viel Gehör. Ihre Zuversicht war der kleine General Khevenhüller, von dem sie wußten, daß er keinen Spaß verstehe und gleich mit seinen „Pillerln" — er meinte die Kanonenkugeln — bei der Hand sei. Sie waren in steter Angst, daß es wieder losgehen könne. Für den 4., 5. März war die Aushebung für den Militär-

*) Prof. Athanasius Bernhard aus Leitmeritz an mich am 24. Januar.

dienſt angeſagt; viele von den ehrſamen Bürgern hielten ihre Koffer gepackt, um ſogleich, wenn ſich Unruhen zeigten, abfahren zu können. Die Ausloſung ging aber in aller Ruhe von ſtatten. Auch im übrigen Lande war in wenigen Orten von einzelnen Reibungen oder anderen minderen Unſtatthaftigkeiten zu hören; nur in Přibram gab es bei Gelegenheit der Ausloſung einen Aufſtand im kleinen. Ernſteres ereignete ſich nirgends, und ein ſchwerer Stein fiel damit den Ängſtlichen vom Herzen.

So ganz ungegründet waren übrigens die Klagen und Beſorgniſſe der Siebenundſechziger keineswegs. Gerade in dieſen Tagen erhielt ich ein Schreiben von einem meiner Prager Freunde, der mir die Zuſtände dort als ziemlich bedrohlich ſchilderte: die Gerüchte von einem nahen Losbruch ſeien zwar verſtummt, aber alle Elemente der Unordnung ſeien in voller Tätigkeit. Der Studentenausſchuß beſtand fort, wie in früheren Tagen. Von den Profeſſoren hatten die meiſten in der Meinung der Studenten Bankerott gemacht, die Studenten hatten kein Vertrauen zu ihnen und waren in einer ſo kritiſchen Zeit ſich ſelbſt überlaſſen. Der Ausſchuß ſelbſt hielt ſich im allgemeinen vernünftig, obwohl er ſich berufen glaubte, als politiſcher Faktor aufzutreten. In einer vom 19. Februar datierten Adreſſe gab er dem konſtituierenden Reichstag die Verſicherung, daß hinter ihm „die Majorität des Volkes ſtehe, jeden Augenblick bereit, ſich für die heilige Sache der Freiheit einzuſetzen“. Am 1. März war Beratung in der Aula; es galt eine Dank- und Vertrauens-Adreſſe an den Abgeordneten Schuſelka, der im Reichstage für die Befreiung der Studentenſchaft vom Militärdienſt geſprochen hatte. Zum Schluſſe wurde eine Aufforderung der Stadtverordneten und des Nationalgarde-Oberkommandos verleſen, die etwa von einigen Studenten noch zurückbehaltenen ärariſchen Gewehre nunmehr zuverläſſig abzuliefern. Die Anweſenden gaben ſich das Wort, dieſer Aufforderung nachzukommen; aber viele waren in ihrem Innern nicht geneigt, ſich dem Gebote zu fügen. Am Nachmittag desſelben Tages, wo jener Beſchluß gefaßt worden, machten einige Studenten einen Ausflug nach Lieben. Das war ihnen nicht zu verübeln. Aber was hatten ihre Waffen dabei zu tun? Als ſie am Abend nach der Stadt aufbrachen, waren die Touriſten ebenſo geladen wie ihre Flinten. Am Ufer der Moldau kamen ſie in Streit mit einem Landmann und einem Mädchen. Auf das Geſchrei des letztern eilte eine Militär-Patrouille herbei, worauf die Studioſi, mit Ausnahme von zweien, die Flucht ergriffen. Der eine warf ſein Gewehr in den Fluß, der andere legte an und drückte los, glücklicherweiſe verſagte der Schuß; beide wurden gepackt und verhaftet. Das Gewehr, das verſagt hatte, war ein ärariſches und ohne Zweifel auch das andere, das in den Fluß geworfen war.

Es fehlte in Prag nicht an Skandalen anderer Art. Nächtlicher Zeit wurden aufreizende Zettel an die Mauern geklebt oder in den Gassen verstreut. Ein Trupp Studenten zog nächtlicherweile durch die Straßen und brachte Windisch-Grätz ein Vereat, dem Kossuth ein Vivat aus; eine Patrouille, die sie zur Ruhe verweisen wollte, wurde beschimpft, worauf diese ernstlich einschritt; ein Techniker Piffl und ein Mediziner Krupicka wurden gefaßt. Überhaupt machten die Techniker am meisten zu schaffen, nach diesen kamen die Mediziner mit den Chirurgen und Pharmazeuten. Vergleichsweise am solidesten betrugen sich die Juristen, aber auch unter diesen zeigte sich mitunter ein böser Geist. Der Prager Dr. Wendelin Grünwald hatte veniam docendi für Bürgerliches Gesetzbuch mit dem Vortrag in böhmischer Sprache erhalten; als ihn nun der Senior der Professoren, Kopetz, einführte und dies in deutscher Sprache tat — er stammte aus Kuttenplan —, unterbrachen ihn die Studenten mit heftigen Ausdrücken, so daß der würdige Mann tief verletzt den Saal verließ und bald darauf seine Entlassung vom Lehramte einreichte, das er durch nahezu vierzig Jahre mit Ehren und Verdiensten bekleidet hatte.

Die Prager Stadthauptmannschaft hatte alles Ansehen verloren. Der amtierende Polizei-Adjunkt Preininger war geachtet, ehrenhaft, sehr höflich, er führte eine gute Feder; aber es fehlte ihm durchaus an Kraft und Entschlossenheit, er suchte zu lavieren und alles Bedenkliche von sich abzuwälzen. Gleiches sagte man vom Ober-Kommissär Johann Thum. Als der Stadion'sche Erlaß wegen scharfer Überwachung der Journalistik nach Prag kam, was tat die Polizei? Anstatt die Ausführung selbst in die Hand zu nehmen, wies sie dieselbe dem Stadtverordneten-Kollegium zu, das damit den Ludwig Ruppert, einen Demokraten von reinstem Wasser, wie die Siebenundsechziger sagten, betraute. Der Stadion'sche Erlaß wurde jetzt so gehandhabt, daß Zeitungsverkäufer in allen Gassen zu finden waren. Ruppert besorgte auch die Revision der Zeitungen: Sabina in der „Slovanská Lípa", Eduard Breier in der „Concordia" konnten schreiben, was sie wollten. Der Redakteur der „Concordia" war wiederholt in politischer, einmal sogar in strafgerichtlicher Untersuchung und kam nicht immer ungestraft davon. Gleichwohl hetzte er in seinem Blatte ungescheut fort; es hieß, er habe an dem Oberkommissär Thun einen Freund und Beschützer. Eines Tages gab es einen Auflauf am Altstädter Ring. Ein anständig gekleideter Herr riß einem Flugschriftenweib ein paar Blätter der „Concordia" aus der Hand und zerriß sie. Das radikale Blatt verdiente die Vernichtung; aber das arme Weib forderte die Bezahlung, wovon jener nichts wissen wollte.

Die eigentliche Machthaberin in Prag war die „Slovanská Lípa". Von den Stadtverordneten gehörten ihr die Mehrzahl an. Die Befehle der

kaiserlichen Regierung blieben unbeachtet, nur die der Klubs wurden befolgt. „Die Behörden sind null", schrieb man mir, „die Ultras regieren!" Kampelik, Emanuel Arnold u. a. benützten das Ansehen der „Slovanská Lipa" um Flugschriften aufreizenden Inhaltes unter die Leute zu bringen. Verdächtige Fremde kamen nach Prag, ohne daß Mecséry oder die Stadthauptmannschaft gegen sie einschritten; die Fremden-Polizei war gleich Null. An Stoffen der Aufreizung fehlte es nicht. Vom Ministerium wurden die Wahlen nach Frankfurt neuerdings ausgeschrieben; Schmerling drängte dazu, weil er möglichst viele Österreicher in der Paulskirche haben wollte, um den preußischen Machinationen die Spitze zu bieten. Aber die „Slovanská Lipa" agitierte dagegen. In allen slavischen Kreisen, nicht bloß in Böhmen, waren die Wahlen zum deutschen Parlament verhaßt, wie im Jahre zuvor.

Von deutscher Seite wurde selbstverständlich die Sache der National-Versammlung mit Eifer unterstützt, wobei jedoch immer der österreichische Gedanke in den Vordergrund trat. Der Prager Deutsche Verein richtete an die Frankfurter eine Adresse, die mit dem Wunsche schloß, daß „der Neubau des deutschen Staatswesens dem ältesten Sohne des Hauses, Österreich, eine Stimme im väterlichen Hause gönnen werde". Selbst das „Prager Abendblatt" — seit 18. August 1848 redigiert von Guido Polz —, in dessen Spalten sich oft genug bodenlose Gemeinheit breit machte, hielt in seinem Leitartikel vom letzten Jahrestage die Parole: „Österreich über alles, wenn es nur will", in hohen Ehren.

Den gemeinen Mann auf dem Lande kümmerten die Verfassungsstreitigkeiten wenig. Wenn ihm nur seine Freiheit von der Robot blieb, alles andere interessierte ihn nicht. Was waren ihm der Reichstag und die Grundrechte? Was fragte er nach Vereins- und Versammlungsrecht, nach Preßfreiheit, nach Mündlichkeit und Öffentlichkeit des Verfahrens, nach Schwurgerichten, kurz nach all den schönen Sachen, um die man sich in Kremsier herumzankte? Nur sein Eigen sollte ihm der Reichstag schützen. Als einer der böhmischen Abgeordneten seinen Wahlbezirk besuchte — wenn ich nicht irre, war es Rieger in Eisenbrod —, sagten ihm die Leute: „Herr Deputierter, wir möchten ergebenst bitten, daß Sie so gut wären und darauf sähen, daß schärfere Gesetze gegen den Diebstahl erlassen würden, wir können uns schon nicht mehr helfen!"

Bedenklich in politischer Linie sah es in den deutschen Gebieten im Norden des Landes aus, weil dort die sächsische Nachbarschaft schlecht wirkte. In Dresden kamen politische Flüchtlinge aus allen Ländern zusammen; nach einem Erlasse des schwachen Ministeriums durften sie bleiben. Der berüchtigte Bakunin und zahlreiche polnische Emigranten trieben in Dresden ihr

Unweſen. Der Weg nach Böhmen war offen und ſo kamen revolutionäre Sendlinge häufig ins Land oder ſchlugen ihren Sitz in der Nähe der Grenze auf. Im ſächſiſchen Städtchen Neuſalza befand ſich ein gewiſſer Thaddäus Gube, ein eingebildeter radikaler Schmierer, der ein miſerables Tagblättchen redigierte und die Leute im Schluckenauer Wahlbezirke gegen ihren Abgeordneten Med.-Dr. Fleiſcher, einen Konſervativen von ruhiger Geſinnung, hetzte. In Teplitz gab es Wühler, deren Übermut von Tag zu Tag zunahm. Sie verbreiteten lithographierte Adreſſen, ließen Deutſchland hoch leben und ſetzten Öſterreich herab. Das Kremſierer Verfaſſungswerk war nicht beendet, und ſo fanden ſie offene Ohren, wenn ſie das Landvolk damit ſchreckten, die Regierung arbeite auf Reaktion los, der Bauer werde roboten müſſen wie früher. Auch die Furcht vor der Rekrutierung kam den Hetzern zu ſtatten; in den Grenzgegenden war das Volk deswegen in gereizter Stimmung.

Zu all dem kamen die Nachwehen des Jahres 1848. In der Zeit der Verwirrung hatte es Übertretungen ohne Zahl gegeben, Ordnung und Geſetzlichkeit waren in arger Weiſe verletzt worden. So lang die Behörden ohnmächtig waren, hatte ſich das Volk ſelbſt Recht verſchaffen wollen; es waren viele Fälle von Lynchjuſtiz, darunter manche von einer barbariſchen Grauſamkeit, vorgekommen. Jetzt war die Regierung ſtark und ihre Organe holten nach, was ſie im Jahre zuvor verſäumt hatten. Im ganzen Lande gab es Kriminal-Unterſuchungen. Auch den Wilddieben der früheren ungebundenen Zeit wurde jetzt der Prozeß gemacht. Beim Gerichte von Kratzau waren zu Anfang März 1849 nicht weniger als ſechzehn Unterſuchungen wegen Jagd- und Waldfrevel im Zuge, die Zahl der Angeklagten ſtieg auf mehrere hundert.

Die strahlende Materie.

Von Th. Bartwig.

Wenn ein Physiker daran geht, eine orientierende Zusammenstellung jener seltsamen Erscheinungen vorzunehmen, welche der Öffentlichkeit in mehr oder weniger mysteriöser Form über die radioaktiven Substanzen bekannt gemacht wurden, so befindet er sich in der schwierigen Lage eines Historikers, dem man zumuten würde, ein Urteil über Zustände und Begebenheiten der unmittelbarsten Gegenwart abzugeben. In dieser für einen Vertreter einer sogenannten „exakten" Disziplin doppelt peinlichen Verlegenheit wird er sich darauf beschränken müssen, in erster Linie nur Tatsachen, wenn auch theoretisch zusammenhanglose, so doch erfahrungsgemäß beglaubigte Tatsachen mitzuteilen. Tatsachen, unter deren überwältigendem Eindruck der berühmte Londoner Chemiker Sir William Ramsay auf dem vorjährigen Naturforschertage zu Cassel*) in wahrhaft sokratischer Bescheidenheit den Satz des französischen Philosophen zitiert: „Ce que je sais, je le sais fort mal, ce que j'ignore, j'ignore parfaitement" und sich entschuldigt, daß er die Versammlung „während einer Stunde mit seiner Unwissenheit geplagt habe".

Obwohl gerade Ramsay wichtige Aufklärungen über die Natur der Radioaktivität gegeben**), ist es noch nicht gelungen, eine befriedigende Theorie der Radiumstrahlung aufzustellen. Vom chemischen Standpunkt ist allerdings ein Punkt definitiv gesichert: die Existenz eines neuen Elementes, des Radiums. Die physikalischen Eigenschaften dieses Elementes stellen aber die Wissenschaft vor immer neue Probleme und die Folgen der experimentellen Untersuchungen sind nicht abzusehen. Das Aussehen der Frage ändert sich — wie Mme. Curie bemerkt — von Tag zu Tag.

Und eben darum müssen wir uns in diesem ganz neuen und in Bildung begriffenen Wissenszweig mit den bloßen Tatsachen begnügen, da alles, was über diese hinausgeht, nur vage Vermutung ist und täglich durch ein neues Faktum widerlegt werden kann.

* * *

*) Ramsay, Einige Betrachtungen über das periodische Gesetz der Elemente. Leipzig, Barth, 1903.

**) Ramsay, A new development of the radium mystery. Chem. News 1903.

Im Jahre 1854 stellte der Glasbläser Geißler in Bonn die bekannten, nach ihm benannten Glasröhren nach Angabe des Physikers Plücker her, welche ein Gas in verdünntem Zustande enthalten und an deren Enden Metalldrähte (Elektroden) — behufs Einschaltung in einen elektrischen Stromkreis — eingeschmolzen sind.

Beträgt die Spannung des eingeschlossenen Gases 1 bis 3 Millimeter, dann erzeugt ein kräftiger Induktionsstrom, welcher an der einen Elektrode (Anode) eintritt, an der anderen Elektrode (Kathode) wieder austritt, in der Röhre eine glänzende Lichterscheinung, indem der elektrische Funke zwischen den Elektroden zu einem breiten Strahlenbande ausgedehnt wird. Doch bemerkt man nahe der Kathode einen kleinen dunklen Zwischenraum.

Verdünnt man das Gas in der Geißler'schen Röhre noch mehr, dann wird das von der Anode ausgehende Lichtband immer kürzer, der dunkle Raum vor der Kathode wächst, bis endlich die Anode gar keine sichtbaren Strahlen mehr aussendet. In diesem Augenblicke bemerkt man aber, daß die Wand des Glasrohres in der Nähe der Kathode in grünlichem, phosphoreszenzartigem Lichte erstrahlt. Die Kathode ist daher der Ausgangspunkt unsichtbarer Strahlen (Kathodenstrahlen).

Hittorf zeigte, daß dieselben von einem in ihren Weg gestellten Körper einen Schatten auf die Glaswand werfen. Crookes sah in den Kathodenstrahlen einen Strom von negativ geladenen materiellen Teilchen *) (Korpuskulartheorie), eine Annahme, welche neuerdings immer mehr an Geltung gewinnt und schon darum eine große Wahrscheinlichkeit für sich hat, weil die Kathodenstrahlen durch einen Magnetpol eine starke Ablenkung erfahren.

Die Größe der bewegten Korpuskeln (Elektronen) ist nach neueren Berechnungen zu ungefähr $^1/_{1000}$ des Wasserstoffatomes anzunehmen und die Raschheit ihrer Bewegung soll etwa $^1/_3$ der Lichtgeschwindigkeit betragen.**)

Gleichzeitig mit den Kathodenstrahlen entsteht in der Röhre noch eine andere Art von Strahlen (Kanalstrahlen), welche weniger phosphoreszenzerregend wirken, sich magnetisch entgegengesetzt verhalten und daher als ein Strom positiv elektrischer bewegter Partikel zu betrachten sind.

Die Korpuskulartheorie bietet übrigens auch einen Anhaltspunkt für die Vorstellung von der Entstehung der Röntgenstrahlen. Diese letzteren rätselhaften Strahlen zeigen manche Ähnlichkeiten mit den Kathodenstrahlen, durch welche sie hervorgerufen werden. Doch besteht ein auffallender und

*) Crookes, Die strahlende Materie oder der vierte Aggregatzustand. Leipzig, Quandt und Händel, 1882.

**) Schmidt, Das Problem der Urmaterie. Chem. Zeitschr. 1902.

sehr bemerkenswerter Unterschied: sie unterliegen nämlich keiner Einwirkung durch magnetische Kräfte. Dieser Umstand spricht nun dafür, daß sie ein wellenartiger Vorgang im Äther sind.

Es ist auch naheliegend, daß die mit so großer Geschwindigkeit auf die Glaswand treffenden Elektronen eine explosionsartige Erschütterung des Äthers erzeugen, so wie etwa ein auf ein Hindernis stoßendes Projektil eine mächtige Schallwelle hervorruft.

Auf diese Weise werden die Kathodenstrahlen, indem sie die gegenüberliegende Wand der Röhre (Antikathode) treffen, zur Quelle neuer unsichtbarer Strahlen, deren merkwürdige Eigenschaften — wie bekannt — Röntgen 1895 entdeckt hat.

Soweit haben wir es in all diesen Fällen mit Strahlungen zu tun, die mittelbar durch elektrische Entladungen erzeugt werden. Da eröffnete Becquerel 1896 der Forschung ein neues Gebiet: die „radioaktive Selbststrahlung"*). Er fand, daß manche Körper ohne äußere Veranlassung unsichtbare Strahlen (Becquerelstrahlen) aussenden. Vor dieser Tatsache allein stehen wir schon ratlos wie vor einem Wunder. Kein Physiker hätte dieses Phänomen auf Grund der bisher geltenden Anschauungen über die Materie für möglich halten können.

Wenn wir einen Körper zum Leuchten, zur Aussendung von Lichtstrahlen bringen wollen, so müssen wir ihm Energie in irgend einer Form zuführen. Zumeist geschieht dies durch Steigerung der Wärmeenergie des Körpers bis zu jenem Grade, bei welchem die Lichtausstrahlung beginnt. So ist es bei dem Auerbrenner, indem der Glühstrumpf durch die (nichtleuchtende) Gasflamme erhitzt wird.

Auch durch elektrische Energie (Bogenlampe), durch Bewegungsenergie (Meteore), chemische Energie u. s. w. kann ein Körper zum Leuchten gebracht werden, indem jede dieser Energien in Wärme umgesetzt wird.

Es gibt aber auch eine Art Lichtentwicklung ohne entsprechende Temperatursteigerung: die Lumineszenz. Dazu gehört die Fluoreszenz, das ist die Aussendung sichtbarer Strahlen von eigenartiger Farbe, zu welcher gewisse Körper (Petroleum, Uranglas, Barymplatincyanür) angeregt werden. Auch das Licht der Geißlerröhren und jenes der Antikathode gehört zu dieser Art „kalten Lichtes".

Ferner gibt es eine große Anzahl von Körpern, welche unter dem Einfluß von Licht, besonders wenn letzteres reich an ultravioletten Strahlen ist, ein sanftes Licht ausstrahlen und diese Fähigkeit (Phosphoreszenz) eine merkliche, oft sogar erheblich lange Zeit nach der Bestrahlung beibehalten (Diamant, Schwefelkalzium, Sidotsche Blende, Balmains Leuchtfarben).

*) Compt. rend. 1896.

Beide Arten des Selbstleuchtens werden veranlaßt durch die von außen zugeführten Strahlen, welche durch die genannten Körper absorbiert und in andere Strahlen umgesetzt werden. Ist auch die Art dieser und anderer Luminiszenzvorgänge noch keineswegs aufgeklärt, so wirken dieselben doch nicht verblüffend, da wenigstens die äußere Ursache der Erscheinungen bekannt ist.

Bei den Becquerelstrahlen steht die Sache ganz anders. Während das Leuchten eines phosphoreszierenden Körpers im Dunkeln allmählich erlischt, nimmt die Fähigkeit der Uranpräparate, Strahlen auszusenden, nicht ab, auch wenn diese Stoffe monatelang vor Licht geschützt aufbewahrt werden. Es ist daher begreiflich, daß die seltsame Erscheinung das höchste Erstaunen erregte und zur Aufstellung zahlreicher Hypothesen Anlaß gegeben hat.

Man hat angenommen, daß die radioaktive Energie früher einmal angehäuft worden ist und sich nun erschöpft wie eine Phosphoreszenz von sehr langer Dauer. Man hat versucht, die Entwicklung radioaktiver Energie aus einer Umwandlung des strahlenden Atoms zu erklären. Man wollte experimentell nachweisen*), daß diese Umwandlung von einem Gewichtsverlust begleitet ist und von einer Emission materieller Teilchen, aus denen die Strahlung besteht. Man hat die Gravitationsenergie als geheime Ursache verdächtigt und hat andererseits wieder Gründe gefunden anzunehmen, daß der ganze Raum von einer noch unbekannten Strahlung durchsetzt werde, die bei ihrem Durchgange durch radioaktive Körper absorbiert und in die nachweisbare Radio-Energie übergeführt wird.

Die neuesten Untersuchungen sprechen zu Gunsten der Hypothese einer Umwandlung des Radiumatoms. Rutherford nahm an, daß die Ausstrahlung ein materielles Gas sei, das eines der Spaltungsprodukte des Radiums darstelle**).

Die neuen Versuche von Ramsay und Soddy laufen auf den Beweis hinaus, daß die Ausstrahlung (Emanation) ein instabiles Gas ist, das sich unter Bildung von Helium zersetzt.

Wie immer auch die endgiltige Lösung des strittigen Problemes lauten wird, wir erkennen wieder einmal, wie unvollkommen unsere Theorien trotz fortgesetzter Umgestaltungen und Verbesserungen die Wirklichkeit widerspiegeln; wie alle unsere Erklärungen nur Hilfskonstruktionen sind, um uns durch Analogien etwas plausibel zu machen, was unsere Sinne nie und nimmer direkt fassen können; wie die unmittelbar geschaute Tatsache zum Ausgangspunkt und zum Ziel aller Gedankenanpassungen des Physikers gemacht wird. Die Strenge der Wissenschaft fordert daher, — wie Herz betont, — daß wir das bunte Gewand, welches wir der Theorie überwerfen, von der einfachen und schlichten Gestalt der Natur selbst unterscheiden.

* * *

*) Heydweiller, Phys. Zeitschr. 1902.

**) Rutherford und Soddy, Phil. Mag. 1903.

Die Strahlen, welche Radiumpräparate aussenden, sind nicht homogen, sondern nach ihrem Verhalten in drei Gruppen zu teilen:

1. Die α-Strahlen. Sie besitzen geringes Durchdringungsvermögen und schwache magnetische Ablenkbarkeit im Sinne der Kanalstrahlen. Sie verhalten sich wie ein Strom positiver Elektronen und erteilen Gasen elektrische Leitfähigkeit (Ionisation), so daß ein Elektroskop unter ihrem Einfluß seine Ladung verliert und zwischen zwei Metallplatten ein elektrischer Ausgleich vermittelt wird.*) Läßt man α-Strahlen aus nächster Nähe auf einen mit Sidotscher Blende bedeckten Schirm wirken, so gewahrt man auf demselben einen flimmernden Regen von Lichtpunkten**).

2. Die β-Strahlen werden weniger leicht absorbiert und verhalten sich magnetisch wie die Kathodenstrahlen, also wie ein Strom negativer Elektronen. Sie wirken stark fluoreszenzerregend und färben hiebei die betreffenden Körper. So wird Glas unter ihrem Einfluß gelb, braun oder violett. Erhitzt man das so veränderte Glas, so entfärbt es sich unter Emission von Licht. In hohem Grade interessant und vielleicht medizinisch wichtig sind die physiologischen Wirkungen der β-Strahlen. Sie erregen auf der Netzhaut eine Lichtempfindung, indem sie den Glaskörper zur Phosphoreszenz zu bringen scheinen. Sie zerstören lebende Gewebe und verletzen nach längerer Einwirkung die Haut nach Art einer Verbrennung. Kleinere Tiere sterben unter der Bestrahlung, desgleichen Pflanzen und Bakterien.

3. Die γ-Strahlen, welche vom Magnet nicht beeinflußt werden und, den Röntgenstrahlen vergleichbar, ein sehr starkes Durchdringungsvermögen besitzen. Sie bilden übrigens nur einen sehr geringen Teil der Gesamtstrahlung und können deshalb meist vernachlässigt werden***).

Alle diese Strahlen wirken fluoreszenzerregend auf Baryumplatincyanür und können auf diese Weise wahrnehmbar gemacht werden. Außerdem senden die Radiumsalze relativ sehr kräftige Wärmestrahlen aus. Curie und Laborde beobachteten an einem Thermometer, das in die Nähe der aktiven Substanz gebracht wurde, eine Temperatursteigerung von 3°.

Die fortwährende selbsttätige Wärmeentwicklung spricht wieder zu Gunsten der Annahme der Atomzersetzung. Eine weitere Stütze erhielt diese Hypothese durch den Nachweis,†) daß neben der geradlinig sich fortpflanzenden Strahlung von der aktiven Substanz noch eine gasförmige Emanation ausgeht, welche zum Unterschiede von den Strahlen durch einen

*) Mme. Curie, Untersuchungen über die radioaktiven Substanzen, übersetzt von W. Kaufmann. Braunschweig, Vieweg, 1904.

**) Crookes, Spinthariskop, Chem. News, 1903.

***) Hofmann, Die radioaktiven Stoffe nach dem neuesten Stande der wissenschaftlichen Erkenntnis. Leipzig, Barth, 1904.

†) Rutherford, Emanationen von radioaktiven Substanzen. Nature, 1901.

Luftstrom fortgetrieben und so durch Röhren geleitet werden kann. Durch Kühlung eines solchen Luftstromes mit flüssiger Luft kann die Emanation bei ungefähr 150° unter Null kondensiert werden.

Über die stoffliche Natur des rätselhaften Gases stellte Rutherford die Vermutung auf, daß es mit den Gliedern der Argonreihe (Helium, Neon, Argon, Krypton, Xenon) nahe verwandt sein müsse, da es sich wie diese chemisch höchst indifferent verhält.

Beim Durchgang elektrischer Entladungen beobachteten Ramsay und Soddy das Spektrum des Gases, welches ganz neue, unbekannte Linien aufwies. Als sie aber nach vier Tagen die verschlossen gehaltene Emanation nochmals spektroskopisch untersuchten, da bemerkten sie zu ihrem Erstaunen das Vorhandensein der Heliumlinien. Dieses überraschende Resultat beweist, daß die gegen energische chemische Agentien so widerstandsfähige Emanation eine freiwillige Umwandlung erfährt, bei welcher Helium oder ähnliche Gase auftreten.

Die Emanation selbst besitzt radioaktive Eigenschaften, verliert dieselben aber in dem Maße, als ihr Zerfall fortschreitet, welche Tatsache auch damit gut übereinstimmt, daß weder Helium noch seine Verwandten der Argongruppe radioaktiv sind. Da mit dem Verlust an Emanation, welcher beispielsweise durch Erhitzen der Präparate beschleunigt wird, die Wirksamkeit dieser Präparate auf ein Minimum herabgesetzt wird, so rühren die von den radioaktiven Stoffen ausgehenden Wirkungen zweifellos von der in ihnen angehäuften Emanation her. Es ist daher erklärlich, daß alle Materialien, in welche Emanation gelangt, radioaktive Eigenschaften erhalten, indem die mit der freiwilligen Zersetzung der Emanation verbundenen Energieäußerungen zur Quelle ihrer Wirksamkeit werden (*induzierte Aktivität*). Darnach ist es nur natürlich, wenn man aus der Aktivität der Luft*) den Schluß zog, daß die Erdrinde der Sitz einer radioaktiven Emanation sei, umsomehr als auch die aus dem Boden stammenden Quellen, insbesondere die Thermalquellen, eine relativ starke Wirksamkeit zeigen.

Nach den vorgebrachten Tatsachen kann somit die Annahme eines Atomzerfalls der radioaktiven Elemente als sehr wahrscheinlich gelten. Wenn wir daraus wohl keineswegs folgern dürfen, daß ein ähnlicher Vorgang auch bei der Mehrzahl der anderen Elemente anzutreffen sei, sind wir doch der Vorstellung einer allgemeinen Urmaterie wieder erheblich näher gerückt. Was die dichterische Phantasie eines Milton vorausahnt, indem er den Allmächtigen schaffen läßt

„nur einen ersten Stoff, der durch und durch begabt war mit verschiedener Gestaltung und mit verschiedenen Stufen der Substanz"

*) Elster und Geitel, Über die radioaktive Emanation in der atmosphärischen Luft. Phys. Zeitschr. 1903.

ist der wissenschaftlichen Untersuchung nahegerückt. Der Traum der Alchymisten erhält greifbare Gestalt und die Idee einer allmählichen Entwicklung der Elemente*) gewinnt an realer Basis. So mag es nicht Wunder nehmen, wenn ein moderner Physiker**) schon aus der Tatsache, daß alle Körper gleich schnell fallen, schließt, daß die Atome der verschiedenen Elemente doch nicht ganz und gar von einander verschieden sein können, daß vielmehr eine bestimmte Ähnlichkeit bestehen müsse, die sich allerdings bis jetzt unseren Nachforschungen entzogen hat. Womit er andeutet, daß alle Stoffe zuletzt doch aus einem Urstoff zu bestehen scheinen.

* * *

Nach der Entdeckung der Becquerelstrahlen glaubte man die Eigenschaften der Radioaktivität den Uran- und Thoriumverbindungen zuschreiben zu müssen. Doch fand das Ehepaar Curie an der aus Joachimsthal in Böhmen stammenden Pechblende eine im Verhältnis zu dem geringen Gehalt an Uranmetall auffallend hohe Energieäußerung. In richtiger Erwägung dieses Umstandes schrieb Professor Curie die Ursache der Radioaktivität dem Vorhandensein eines neuen, einstweilen noch hypothetischen Elementes zu, welches er zu Ehren des Heimatlandes seiner Gattin „Polonium" nannte***). Weitere Forschungen führten zur Annahme zweier anderer Elemente: Radium†) und Aktinium††). Indessen konnte nur die Existenz des Radiums durch spektralanalytische Arbeiten†††) mit ziemlicher Sicherheit nachgewiesen werden. Auch die aus Urankerz, Uranglimmer 2c. abgeschiedenen Bleipräparate erwiesen sich als radioaktiv.§) Doch haben sich keine definitiven Anhaltspunkte für den primär wirksamen Bestandteil des radioaktiven Bleies ergeben. Ebenso unsicher steht auch noch die Forschung der Erregung von Aktivität durch Bestrahlung phosphoreszierender Substanzen mit Licht-, Kathoden- und Röntgenstrahlen gegenüber. Man ist nachgerade ein wenig prädisponiert für die Auffindung von direkten oder induzierten Energieäußerungen in Form von unmittelbar wahrnehmbaren oder photographisch wirksamen Strahlen geworden.

---

*) Crookes, Die Genesis der Elemente; übersetzt von W. Preyer. Braunschweig, Vieweg, 1895.

**) Lorentz, Sichtbare und unsichtbare Bewegungen; übersetzt von G. Siebert, Braunschweig, Vieweg, 1902.

***) Curie S., Über den radioaktiven Stoff Polonium. Phys. Zeitschr. 1903.

†) Curie P., Radium. Roy. Instit. 1903.

††) Debierne, Sur la production de la radioactivité induite par l'actinium. Compt. rend. 1903.

†††) Runge und Precht, Über das Funkenspektrum des Radiums. Ann. d. Phys. 1903.

§) Hofmann und Strauß, Über das radioaktive Blei. Chem. Ber. 1901.

So glaubt Blondlot*) eine neue Art Strahlen entdeckt zu haben, welche von den meisten Licht- und Wärmequellen emittiert wird. Der Entdecker nennt sie n-Strahlen. Sie haben nach seinen Ausführungen die Fähigkeit, Metalle und andere feste Körper zu durchdringen. Er erhält sie aus Sonnenlicht, welches er durch einen 15 Zentimeter dicken Eichenholzfensterladen gehen läßt, und konzentriert sie mit Hilfe einer Quarzlinse. Nach Bichat senden flüssige Kohlensäure, flüssige Luft u. s. w. n-Strahlen aus. Jégou fand in einem Leclanché-Element, das eine Zeit lang geschlossen gehalten wurde, eine energische Quelle von n-Strahlen. Charpentier behauptet, daß sich die n-Strahlen nicht nur durch Luft, sondern auch durch Leitung längs eines Drahtes fortpflanzen. Nachdem aber alle Bemühungen nichtfranzösischer Forscher, die Versuche zu wiederholen, ergebnislos waren, müssen wir uns mit einer zuwartenden Haltung begnügen.

Daß wir aber überhaupt so bereitwillig die ungeheuerlichen Enthüllungen eines Naturgeheimnisses hinnehmen, daß wir gläubig alles für möglich halten, selbst wenn es mit unseren Theorien nicht in Einklang gebracht werden kann, beweist, wie labil und tastend wir in der Voraussetzung allgemein giltiger Naturgesetze geworden sind. Wenn auch Theorien nur einen ökonomischen und heuristischen Wert besitzen,**) wenn sie auch nur der sinnlichen Vorstellung das näher rücken, was das abstrakte Denken mit einem inhaltsleeren Wort begreift, so bezeichnet doch das haltlose Schwanken in der Theorie die Unsicherheit unserer wissenschaftlichen Erkenntnis.

Zwei grundverschiedene Fundamentalanschauungen ringen in der Physik um ihre Daseinsberechtigung: die alte Fluidatheorie, nach welcher jede Energie als eine Art Materie (Imponderabilien) angesehen wird, und die Undulationstheorie, nach welcher die einzelnen Energien durch periodische Schwingungen der Atome innerhalb eines vermittelnden Mediums (Äther) erklärt werden. Wenn nun auch die moderne Elektronentheorie durch die Aufstellung „elektrischer Atome", begabt mit Masse und Energie, ein Kompromiß schafft, so beseitigt sie damit keineswegs den vorerwähnten Dualismus. Der starre Dogmatiker wird auch in der Verschiedenheit der positiven und negativen Elektrizitätsquanta einen materiellen, atomistischen Unterschied anerkennen müssen oder aber auch in den Elektronen nur Energiezentren erblicken, welche uns durch ihre dynamische Wirkung den Schein der „Masse" vortäuschen.

Und in diesem Wirrsal menschlicher Ansichten und Meinungen fahren wir fort, Tatsachen auf Tatsachen zu häufen, zu beschreiben und — sogenannte Gesetze in die Natur hineinzutragen.

Wiener-Neustadt, 4. Juni 1904.

---

*) Compt. rend. 1903, 1904.

**) Vgl. „Das Wesen des Lichtes" in: Die Kultur, V. Jahrg.

Der Schlaf.

Von Clara Commer.

Auf Engelsſchwingen naht ſich leiſe
Und ſchweigend dir der Sohn der Nacht;
Doch ſcheu entflieht er deinen Blicken,
Er weicht zurück vor dem, der wacht.

Er kam, eh' du ihn grüßen konnteſt,
Und ohne Abſchied er entſchwand.
Durchs bunte Reich der Träume ſchwebſt du,
Gleich ihm beſchwingt, an ſeiner Hand.

Sein wallend' Kleid deckt dich mit Frieden,
Vergeſſen bringt ſein Schwingenſchlag;
Er nimmt dir freundlich ab die Bürde,
Die auf dich legt der ernſte Tag.

Dem Kinde naht er, nah im Spiele:
Schon ſtreckt's die müden Füßchen aus,
Die froh auf grüner Wieſe tanzten,
Noch hält die kleine Hand den Strauß.

Dem armen Kranken ſpendet Kühlung
In Fiebernacht der Schwinge Weh'n,
Und neben ſeinem Schmerzenslager
Wird morgen früh die Hoffnung ſteh'n.

Auch in des Kerkers dunklen Grüften
Verheißt ſein milder Engelsblick
Für eine Stunde Ruh und Frieden
Der reu'gen Schuld, dem Mißgeſchick.

Dem Wand'rer folgt er in die Fremde,
Zeigt ihm der Heimat Bild im Traum,
Er eint die weit Getrennten liebend,
Erhebt ſie über Zeit und Raum.

Den Jüngling trägt er ſchnellen Fluges
Hinüber zu der Zukunft Tat
Und läßt den Greis mit ſanften Armen
Hernieder auf der Jugend Pfad.

Das Wünſchen macht er zum Vollbringen,
Der Hoffnung Schein zur Wirklichkeit;
Sein Hauch wirkt Kraft zu neuem Leben
Und macht uns ſtark und kampfbereit.

Wo nach des Tages lautem Treiben
Noch ſtill ein Aug' in Tränen wacht:
O, nahe dich mit leiſen Schwingen,
Du holder Schlaf, du Sohn der Nacht.

Der Kirchenstaat in den Jahren 1851 und 1852.

Nach den amtlichen Berichten des preußischen Gesandten Guido von Usedom.

Von **Dr. Sigismund Freiherrn von Bischoffshausen.***)

„Selten wohl hat eine Regierung unter so entmutigenden Umständen, umgeben von erbitterten und selbstsüchtigen, lauernden Feinden, ohne irgend eine feste Stütze, ohne einen einzigen zuverlässigen Freund ihr mühevolles Tagewerk begonnen und fortgeführt." Mit diesen Worten beginnt Döllinger die Geschichte des Kirchenstaates nach 1848.

Die Jahre, welche auf die Rückkehr Pius IX. aus der Verbannung bis 1859 folgten, bedeuteten für den römischen Staat die Zeit einer nicht ungestörten, aber immerhin ruhigeren Entwicklung. Bevor wir den Berichten des preußischen Gesandten v. Usedom wieder das Wort geben, sei es vorerst gestattet, zum Vergleiche, nach einer andern zeitgenössischen Quelle, ein Bild der politischen Zustände von Rom zu entwerfen. Schwierigkeiten und Mißstände waren unstreitig vorhanden, doch wurden dieselben von der großen europäischen Welt, die den letzten geistlichen Staat, den die Karte Europas aufwies, den italienischen Kleinstaat unter dem eminent katholischen Fürsten, mit dem mißgünstigsten Auge betrachtete, und zumal von der Parteipresse bedeutend übertrieben. Man muß ihre wahren Ursachen kennen, um darüber urteilen zu können, wieweit sie gerade der päpstlichen Herrschaft zur Last fallen.

Der Graf von Rayneval, dem wir bereits begegnet sind, der als Diplomat lange Jahre an der Seite Pius IX. weilte und in den ersten Jahren unserer Periode französischer Botschafter bei der Kurie war, erstattete im Jahre 1856 dem französischen Minister des Äußern, Grafen Walewski, einen ausführlichen Bericht über die Verhältnisse im Kirchenstaat. In diesem Berichte eines Augenzeugen werden auch die Verdienste der päpstlichen Regierung dargelegt, ohne ihre Schwächen und Schwierigkeiten oder deren Ursachen zu verschweigen.

Montalembert hatte schon in der französischen Kammer bemerkt, daß man sich über die Anstellung von Geistlichen im Kirchenstaat wenigstens nicht mehr aufzuhalten brauchte, als darüber, daß der damalige Czar von Rußland Generäle und Oberste an die Spitze seiner Ministerien und hohen Ämter und selbst des heiligen Synods stelle. Ueber diesen oft erörterten Vorwurf sagt nun Graf Rayneval in seinem Memorandum: „Ich habe an

*) Vergl. „Die Kultur" IV, S. 420—434, 484—499, V, 70—85, 207—238. Für das vorliegende Kapitel wurden 54 Bericht ein französischer Sprache des Gesandten v. Usedom an König Friedrich Wilhelm IV. aus der Zeit vom 20. Juni 1851 bis 5. März 1853 verwendet.

die heftigen Gegner oft die Frage gestellt, auf wie groß sie die Zahl der in der Verwaltung angestellten Priester anschlügen? Man antwortete mir: Auf ungefähr 3000, und wollte mir keinen Glauben schenken, als ich ihnen mit den Belegen in der Hand nachwies, daß die Zahl hoch gerechnet nicht 200 betrage und daß die Hälfte dieser angeblichen Priester gar keine Weihen hätten. Und auf solchen falschen Behauptungen beruhen die schweren Anklagen, welche allgemein als unwiderleglich gelten!" Sie beruhen auf einer Verkennung der Einrichtung der Prälatur, deren Mitglieder für die weltliche Verwaltung ausgebildet wurden, sich zum Empfange der Priesterweihe gar nicht verpflichteten und dieselbe oft nicht empfangen hatten, auch wenn sie zum Range von Ministern oder Kardinälen emporgestiegen waren. „Würden diese ihrem Kleide und der Ehelosigkeit nach geistlichen Beamten", so frägt Rayneval, „weniger Vorwürfe verdienen, wenn sie anders gekleidet wären?" „Wieviele Geistliche stehen außerhalb Rom", fährt er fort, „d. h. in dem ganzen Gebiete des Kirchenstaates mit Ausnahme der Hauptstadt, in den Legationen, Marken und Umbrien, in allen Provinzen in Verwendung? Nicht mehr als 15, einer in jeder Provinz mit Ausnahme von drei Provinzen, wo es gar keine gibt. Dies sind die Delegaten. Die Gerichte und Verwaltungsbehörden aller Art sind von Laien besetzt. Deren gibt es 2313 in der politischen Verwaltung und 620 bei den Gerichten, im ganzen 2933, so daß auf einen geistlichen Beamten 15 Laien kommen. Wer frei von Voreingenommenheit ist, muß anerkennen, daß ein geistlicher Fürst, der die Beamten aus seinem Stande auf eine so geringe Zahl beschränkt hat, damit bei der äußersten Grenze angelangt ist. Wer kann da glauben, daß dies ein unerträglicher Mißbrauch ist und daß jede Gefahr aufhören werde, sobald nur die kleine Zahl von Geistlichen, die Beamte sind, verschwunden sein wird?" Die Provinzen Ferrara und Camerino, an deren Spitze Laien standen, suchten durch Deputationen in Rom die Ernennung *geistlicher* Delegaten zu erlangen und wollten dem weltlichen Beamten nicht gehorchen. Auch aus einer Darlegung von Usedoms werden wir noch sehen, daß man erst nach Verweltlichung der Verwaltung rief und dann, nach den Erfahrungen, die man mit diesen machte, sich nach den geistlichen Beamten zurücksehnte.

In Bezug auf die Forderungen nach politischen Freiheiten bemerkt Graf Rayneval: „Pius IX. hat sich voll von Eifer gezeigt für die Reformen, aber man kennt die Katastrophe, die darauf folgte. Was damals geschah, würde sich nun gewiß wiederholen." Wir haben die Zugeständnisse angeführt, die der Papst bei seiner Rückkehr machte; andere Reformen werden von Rayneval im Folgenden aufgezählt: „Pius IX. ließ die Prozeßordnung und das Handelsgesetzbuch einer Revision unterziehen. Ich habe beide lange studiert; sie sind über jede Kritik erhaben. Das Hypothekarrecht wurde von französischen Rechtsgelehrten geprüft und wird von ihnen als ein Muster hingestellt . . . Das Statut der Städte ist so weitherzig, . . . daß es gegenwärtig allem Anschein nach notwendig sein wird, nicht die Befugnisse der Gemeindebehörden, sondern die staatliche Aufsicht auszudehnen . . ."

Die Amnestie, welche Pius IX. nach Besiegung der Revolution erließ, hatte in ganz Europa eine Flut von Angriffen erzeugt. Die päpstliche Regierung hatte dabei den großen Fehler gemacht, in dem Dekret ganze um-

fassende Kategorien, wie alle Mitglieder der Nationalversammlung, einen großen Teil der republikanischen Beamten u. s. w. von der Wohltat auszunehmen, statt die beschränkte Zahl von Personen namentlich zu nennen, gegen die ernst vorgegangen werden sollte. Die europäische Presse sah bereits alle jene Personen im Kerker schmachten oder ihr Blut in Strömen fließen. Tatsächlich begnügte sich die päpstliche Regierung damit, eine geringe Anzahl von Unruhestiftern, die sie nicht im Lande lassen konnte, ergreifen zu lassen und ihnen Auslandspässe in die Hand zu drücken. „Die Zahl der Anstifter der Revolution von 1849, denen das Wiederbetreten des päpstlichen Gebietes verboten ist, beträgt nicht hundert. Diese äußerste Milde hat das englische Parlament nicht abgehalten, die päpstliche Regierung der Grausamkeit anzuklagen."

„Man weiß", heißt es an einer andern Stelle des Memorandums, „was Revolutionen kosten. Die römische Republik hat zur Deckung ihrer Auslagen ein Papiergeld ausgegeben, das bald einer bedeutenden Entwertung verfiel. Die päpstliche Regierung trug kein Bedenken, diese Assignaten anzuerkennen, und hat sie durch ihren Rückkauf aus dem Verkehr gezogen. Und doch war die Summe bedeutend: 7,000.000 Skudi, d. h. etwas mehr als die Einkünfte eines Jahres . . . Die Assignaten sind verschwunden und die päpstlichen Staatsbanknoten haben heute den Kurs des Metallgeldes erreicht. Dieser bemerkenswerte Erfolg gilt aber den Verleumdern der päpstlichen Verwaltung gar nichts." Bei den großen Anforderungen, welche die Neuordnung der Dinge an den Staat stellte, war das Defizit nach der Restauration ein großes, aber schon im Jahre 1856 soweit gesunken, daß es nur mehr eine wenig bedeutende Summe zur Rückzahlung der Schuld und zur Deckung unvorhergesehener Ausgaben aufwies. „Die Steuern sind" — allerdings entsprechend der geringern Steuerfähigkeit des Landes — „weit unter dem Durchschnittsmaß der andern europäischen Staaten. Ein Römer zahlt jährlich dem Staate 22 Franken ein Franzose hingegen 45 Franken." — Weiter erwähnt Rayneval die Ausführung von Straßenbauten, die Erweiterung des Hafens von Terracina, die Entwässerung der Pontinischen Sümpfe und jener von Ostia, die neue Dampfschiffahrt am Tiber, Einführung des Telegraphen, verschiedene Verbesserungen in Rom, die Beförderung von Ackerbau und Viehzucht und fährt dann fort: „Wenn die römische Bevölkerung fähig wäre, sich selbst zu helfen, wenn sie nur tätig und arbeitsam wäre, wenn ihr Ehrgeiz sich nicht darauf beschränkte, ein kleines Einkommen zu erwerben, das gerade für die allernotwendigsten Lebensbedürfnisse ausreicht, so würde das Land schnell zu Wohlstand gelangen. Allein man überläßt alle einträglichen Unternehmungen den Fremden, und die Regierung kann nicht überall ihre eigene Initiative dort eintreten lassen, wo die Regsamkeit der Privaten etwas leisten sollte." Das Volk fühle seine Notlage weniger dank dem günstigern Klima, und beim Anblick des heitern Volkslebens dränge sich die Frage auf, „ob dies wirklich das Volk sei, dessen Elend das Mitleid von ganz Europa erregt".

Aus allem Gesagten folge nicht, daß die römische Regierung eine Musterregierung sei ohne Schwächen oder Fehler; „allein diese Fehler sind von der Art jener, welchen man bei allen Regierungen und mit wenigen

Ausnahmen bei allen Menschen begegne." „Die päpstliche Regierung besteht aus Römern, die nach römischer Weise vorgehen. Sie ist mißtrauisch, furchtsam und unentschieden. Sie weicht vor dem Gefühl der Verantwortlichkeit zurück. Ihr ist mehr der Geist der Prüfung als des Entschlusses eigen. Man liebt Ausflüchte und Auswege. Es fehlt an Tatkraft, Tätigkeit, Initiative und Festigkeit; und die Regierung gleicht darin der Nation selbst."

Nichtsdestoweniger erkennt das Memorandum die römische Frage, auch abgesehen von allen landläufigen Entstellungen, als eine objektiv vorhandene an: „Obwohl die Anklagen gegen die päpstliche Regierung stark übertrieben erscheinen, ist es gewiß, daß diese Regierung in einem Punkte verwundbar ist: ihr Gebiet wird von fremden Truppen (Frankreichs und Österreichs) besetzt gehalten und es ist zweifelhaft, ob sie dieser Stütze entbehren kann. Jeder unabhängige Staat muß aber fähig sein, sich selbst zu genügen und die Ruhe im Innern durch eigene Kraft zu behaupten. Man wirft dem römischen Hofe vor, daß er dieser Forderung nicht zu entsprechen vermag, man forscht nach den Ursachen dieser Schwäche und schreibt sie allgemein der Unzufriedenheit zu, welche durch die Mängel der Verwaltung unter den Untertanen erzeugt werde. Die wirkliche Ursache der Schwäche der päpstlichen Regierung ist aber eine viel weniger einfache. Über die Regierung klagen, um zu dem gewünschten Schlusse zu kommen, ist freilich ein bequemerer und kürzerer Weg als der andere, erst mühsam die Geschichte und die Bestrebungen der italienischen Nation zu befragen. Das Unbehagen und die Unzufriedenheit der Bevölkerung entspringt vor allem aus der Tatsache, daß die Rolle, die Italien in der Welt spielt, seinen Zielen und Wünschen nicht entspricht."

Der Berichterstatter erwähnt zunächst, daß das Papsttum durch die großen Veränderungen, die sich in Europa vollzogen, nun auf die Einkünfte seines Gebietes allein angewiesen wäre. Ferner sei ein Staat mit einem Priester an der Spitze eine Anomalie, die in der Welt sich gegenwärtig nicht mehr wiederhole und die mit billigen Worten als Unding hingestellt zu werden pflege. Das italienische Nationalgefühl empfinde es schwer, angeblich von jeder großen Rolle in der Welt ausgeschlossen zu sein, solange das Herz und die Mitte des Landes im Besitze eines Herrschers sei, der keinen Degen trage. Die Italiener fühlen es, daß sie auch in Kunst und Wissenschaft nicht mehr die Führer sind. Die Presse der Welt halte ihnen täglich in tausend Stimmen die Fortschritte ihrer Nachbarn und ihre eigene Rückständigkeit vor. Alle diese Klagen werden dann auf die Regierung übertragen und die italienischen Regierungen haben die Unzufriedenheit noch vermehrt, indem sie diesen Klagen allzubereitwillig recht gaben. „Auf einem so bereiteten Boden schießen Aufstände und Revolutionen mit Leichtigkeit empor. Sie haben im Lande alles durcheinander gebracht und tiefe Spuren zurückgelassen. Die vorübergehende Niederlage hat das Papsttum jedes Ansehens beraubt." Diese Schwierigkeiten werden durch die Eigenschaften des italienischen Nationalcharakters voll gemacht, als dessen Hauptfehler der französische Diplomat „das mangelnde Gleichgewicht zwischen Einsicht und Energie" bezeichnet. Der Italiener fasse alles schnell auf, aber es fehle ihm die tatkräftige Ausführung. Man dürfe sich nicht auf die Piemontesen berufen, die eine ganz andere Abstammung aufwiesen. Der beste Beweis hiefür sei ihr kriegerischer und monarchischer

Geist, der im übrigen Italien unbekannt sei. Die Auslegung gelte mehr als die Gesetze und verhindere deren strenge Anwendung. Man streitet und diskutiert über alles und kommt zu keiner Einigung. Alles solle der Staat machen. Die Regierung finde in keiner Partei eine Stütze. Die radikalen Republikaner im Sinne Mazzinis sind ihre größten Feinde und die Anhänger einer Konstitution nach dem Beispiele Piemonts überhäufen die päpstliche Regierung mit Vorwürfen, ohne feststehende Pläne zu haben. Die Dritten sehen wieder in der Rückkehr zum rein geistlichen Regiment von ehedem das Heil und die Vierten verhalten sich gleichgiltig, ohne es sich zu versagen, in die allgemeine Unzufriedenheit mit einzustimmen. Im Grunde könnte keine der Parteien die Zügel der Regierung in die Hand nehmen. Sich selbst überlassen würde das Land nur den Anhängern Mazzinis zufallen.

„Ich glaube nicht," so schließt Graf Rayneval seine Darlegungen, „daß alle Fragen, die in der Welt entstehen, notwendig eine endgiltige Lösung finden müssen. Nach meiner Meinung gibt es für die römische Frage keine. Alles, was wir tun können, ist, durch einen wohlwollenden und aufmerksamen Schutz die Gefahren einer Katastrophe fernzuhalten." Sein Rat ging dahin, die französische Garnison, soweit als es not tue, im Kirchenstaat zu belassen. Die Ruhe werde allmählig eintreten. Ein plötzliches Zurückziehen der Truppen würde Frankreich mit der Verantwortung für die zu befürchtenden Ereignisse vor ganz Europa belasten.

Die Hauptschuld lastete somit nicht auf der päpstlichen Verwaltung, sondern auf den Revolutionären, welche das Land durchwühlten, und auf auswärtigen Mächten und Parteien, welche die Frage nur einer ihnen genehmen Lösung zutrieben. Den fruchtbaren Boden hiefür bot aber die Nation mit ihren Charaktereigentümlichkeiten und in dem augenblicklichen Stadium ihrer Entwicklung.

Die „Stilübung" Raynevals, wie ein Geschichtsschreiber das Memorandum bezeichnet, das der päpstlichen Regierung auch gute Seiten abzugewinnen wagte, wird von einer gewissen Seite ablehnend beurteilt. Es muß bei seiner Beurteilung gewiß in Anschlag gebracht werden, daß Rayneval damit den Zweck verfolgte, der französischen Regierung gegenüber für die Belassung ihrer Okkupationskorps in Rom einzutreten. Allein damit sind dem Grafen noch keine Übertreibungen nachgewiesen. Er selbst schildert die Zustände als äußerst bedenklich, hält der Regierung Fehler vor und auch seine günstigen Angaben erhalten von ihm selbst durch den zugestandenen Mangel an Gesetzlichkeit, bei dem die guten Gesetze oder dekretierten Reformen kaum zur Ausführung kamen, eine ganz bedeutende Abschwächung. Ein Zeitgenosse, Lyons, englischer Geschäftsträger in Rom, macht an der Darstellung Raynevals einige Ausstellungen, stimmt jedoch mit dem französischen Beobachter in der Hauptsache überein. Auch nach ihm trägt nicht die gegenwärtige Regierung die Schuld an der Mißstimmung. In der Bevölkerung gebe es nur zwei Klassen, eingefleischte Gegner jeder Priesterherrschaft, die durch keine Reform zu gewinnen wären und den Umsturz wollten, und Gleichgiltige, welche der Regierung gar keine Stütze gewährten. »Il malo e che tutti i galantuomini si ritirano ora«, klagte Pius IX. selbst nach Pasolini im Jahre 1855.

Die Berichte Guido v. Usedoms, die wir noch zu berücksichtigen haben, liefern manche Ergänzung zu dieser Schilderung. Der preußische Gesandte kehrte im Sommer 1851 an die Kurie, wo inzwischen Alfred v. Reumont als Geschäftsträger fungiert hatte, zurück und hatte am 23. Juli wieder seine erste Audienz bei Pius IX.

Auch von Usedom glaubte nicht an eine Dauer des bestehenden Zustandes:

„Niemand gibt sich der geringsten Täuschung darüber hin, daß wir die äußerliche Ruhe und Stille, die künstliche Ruhe, deren wir genießen, nur der Gewalt, d. h. der fremden Truppenmacht verdanken. Eine solche Ruhe kann andauern und man muß aus den wichtigsten Gründen hoffen, daß sie lange währe, allein es ist ebenso gewiß, daß sie nicht immerfort dauern wird. Sie wird zu bestehen aufhören mit den außergewöhnlichen Vorkehrungen, welche sie aufrechthalten." Politische Morde und Mordversuche beleuchteten blitzartig die scheinbar ruhige Landschaft. „Neulich", so berichtet der Gesandte am 4. September, „erhielt der Polizeiassessor Conte Dandini, als er sich um 9 Uhr früh in sein Amt begab, einen Dolchstich in die Seite von einem Manne, der ihm von hinten nachgeschlichen und nach der Tat um die Straßenecke verschwand." Man glaubte an dem Dolche, der in der Wunde stecken geblieben, Gift zu finden. Dabei ereigneten sich tragikomische Verwechslungen. Ein friedlicher Pensionist kehrt des Abends in seine Behausung zurück, da fühlt er oben auf der Stiege einen Dolchstich in seinen Kleidern und alsbald rollt er mit seinem Angreifer die Stiege herab. Unten im Hausflur sehen sich beide Männer ins Gesicht. Der Mordgeselle merkt nun, daß er sich in der Person geirrt, entschuldigt sich lebhaft bei seinem Opfer und entfernt sich mit einem Gruße. „Im allgemeinen", setzt Usedom hinzu, „sind die Nachforschungen der Polizei selten von einem Erfolg gekrönt. Diese Polizei ist wirklich die schlechteste und verkommenste, die man sich denken kann." Auch ernstdenkende Männer waren der Meinung, daß die Polizei gar nicht die Absicht habe, die wirklichen Übeltäter dingfest zu machen. „Abgesehen davon, daß es unter ihren Agenten eine Menge früherer Räuber und Geheimbündler gibt, ist es erwiesen, daß die Polizei eine maßlose Nachsicht übt gegen die schlimmen Elemente, die sie fürchtet, während sie ohne Erbarmen gegen die anständigen Leute vorgeht, von denen sie nichts zu besorgen hat. Der Geheimfonds, der das sicherste Mittel zu sein pflegt, um Erfolge zu erzielen, gelangt nicht bis hinunter, wo er Früchte tragen könnte, sondern wird von den höhern Beamten aufgezehrt. Da man indessen Schuldige braucht, verschafft man sich dieselben, indem man blindlings Leute auf der Straße unter den nichtigsten Verdachtsgründen arretiert. Dann kann die Polizei allerdings an die Oberbehörde berichten, daß sie dem Verbrechen auf der Spur sei, und, wenn die Untat einmal in Vergessenheit gerät, können die angeblichen Missetäter ja wieder freigelassen werden."

„Mit der Pflege der Gerechtigkeit steht es kaum besser. Ein Dutzend junger Leute wurde beschuldigt, den Jahrestag der Republik durch ein Feuerwerk feiern zu wollen, weil bei ihnen die zu einem solchen Zwecke dienlichen Materialien vorgefunden wurden, und mit 20 Jahren Galeere bestraft. Ein Mensch wurde ebenfalls zu 20 Jahren Galeere verurteilt, weil er einen

Vorübergehenden am Rauchen verhinderte, ein Vergehen, das die Österreicher in Ancona und den Marken mit 2 Monaten Gefängnis bestrafen. Und zur selben Zeit schämt man sich nicht, die Ermordung des Ministers Rossi ganz zu vergessen, der sein Leben für den Papst geopfert und unter den Streichen einer regelrechten Verschwörung gefallen ist, deren sich eine Menge Leute in der Folge offen gerühmt haben. Statt gegen diese Übeltäter vorzugehen, sind die Augenzeugen des Verbrechens, z. B. der Cavaliere Righetti und dessen Diener, nicht einmal verhört worden. Freilich wurde vor längerer Zeit ein Individuum unter der Beschuldigung, die Mordtat an Rossi verübt zu haben, verhaftet, allein man verhört ihn nicht. Er wird in einem so schrecklichen Gewahrsam gehalten, daß er jedesmal an der frischen Luft ohnmächtig wird, wenn man ihn hinaufführt, um sich seiner Existenz zu vergewissern. Auf diese Weise wird der Tod auch diese leise Spur bald verwischt haben."

„Solche Zustände, bei denen die Straflosigkeit des Schuldigen und die Bestrafung des Unschuldigen an der Tagesordnung sind, können auf die politischen Verhältnisse des Landes nur eine verhängnisvolle Wirkung üben."

Zur Deckung des gegenwärtigen Defizits, das sich auf ungefähr zwei Millionen Scudi belief, griff man zu zwei energischen Maßregeln. Der Dativa, der Abgabe der ländlichen Grundbesitzer, wurde für dieses Jahr noch ein Bimester hinzugefügt, das heißt die Steuerträger hatten in dem Jahre die Steuer nicht von 12, sondern von 14 Monaten zu bezahlen. Ferner wurde allen Kommunen des Landes eine außergewöhnliche Steuer von einer Million auferlegt, die nach der Bevölkerungszahl und den schon bestehenden Steuern unter ihnen verteilt werden sollte. Diese beiden Maßregeln waren von dem Minister Galli erdacht worden, um aus dem Circulus vitiosus einer jährlichen Anleihe zur Deckung des jährlichen Ausfalles herauszukommen. Man mußte mit einem Widerstand der Grundbesitzer und der Gemeinden gegen diese Besteuerung rechnen und Kardinal Altieri wurde mit einer Rundreise betraut, um sich der Stimmung in den Provinzen zu vergewissern. Seine Berichte sollen nicht ermunternd gelautet haben. Der Plan, die Zolleinkünfte des Kirchenstaates zu verpachten, wurde wieder aufgegeben, da sich das Ministerium dabei einer mächtigen Clique gegenübergestellt sah. Als Grundlage der Berechnung hätte die Durchschnittssumme der letzten 6 Jahre dienen sollen, die fast nichts eingetragen hatten, so daß der neuen Gesellschaft bei der Verpachtung ein übermäßiger Gewinn zugefallen wäre. Auch tröstete man sich mit der Hoffnung, daß die Zolleinnahmen sich günstiger gestalten würden, da die österreichischen Truppen an den Grenzen mit unnachsichtlicher Strenge gegen die Schmuggler vorgingen.

Ebenso führten die Unterhandlungen mit englischen und französischen Kapitalisten über den Bau einer Eisenbahn von Rom nach Ancona noch zu keinem Ergebnis.

Die Ungewißheit der französischen Politik mußte darauf gefaßt machen, daß der heil. Stuhl eines Tages die französischen durch eigene Truppen werde ersetzen müssen.

Am 7. Oktober schreibt Herr v. Usedom: „Man hat sich endlich zur Aufstellung eines päpstlichen Armeekorps entschlossen. Ein Rundschreiben des

Kardinals Antonelli erteilt den Delegaten die Weisung, die Werbungen in den Provinzen soviel als möglich zu befördern, zunächst für ein päpstliches Jägerregiment, das sein Kader in Velletri haben soll. Indessen ist man sich bewußt, daß auf diese Weise eine bewaffnete Macht, welche die bestehende Ordnung aufrechterhalten könnte, nicht zustande kommen wird. Es wird niemals gelingen, ein sicheres und achtunggebietendes Korps italienischer Offiziere zu gewinnen. Deshalb entschloß man sich, noch einmal zum Aushilfsmittel der Bildung einer fremden Truppe zu schreiten. General Kalbermatten wurde mit der Mission betraut, Schweizerregimenter durch Werbung einzelner Leute zu bilden, da das alte System der Kapitulationen mit den Kantonen voraussichtlich bei der Bundesregierung auf Schwierigkeiten stoßen würde. Dieser Entschluß ist gut, kommt aber etwas spät. Vor dem Jahre 1852, dem kritischen Zeitpunkt für die französischen Offiziere, wird es nicht mehr gelingen, aus Schweizertruppen eine genügende Garnison für Rom zu bilden. Ich glaube nicht an die Möglichkeit, daß irgend eine französische Regierung eine ausgesprochen feindliche Haltung gegen die päpstliche einnehmen könnte. Allein, wenn ein Regierungswechsel nur zur Verlegung der französischen Truppen von Rom nach Civitavecchia führt, wenn Rom nur durch zwei Stunden ohne eine imponierende Garnison bleibt, würde der Weiterbestand der Regierung und das Leben der Kardinäle und vieler Priester im allgemeinen in der größten Gefahr schweben. Die Verurteilung von tausenden von Individuen zu Gefängnis und Verbannung und die Vertreibung von tausenden von Individuen, die nicht als römische Untertanen geboren worden waren, haben die Bevölkerung von Rom nicht von einem tiefen Hasse gegen das kirchliche Regiment und seine Träger heilen können. Da man mit einer solchen Stimmung zu rechnen hat und auf einen Einfluß der Zivilbehörden nichts geben kann, wäre es höchst unklug, die Stadt Rom ohne eine mächtige Truppenmacht zu lassen, nicht bloß um eine Stütze für die Autorität der Regierung zu haben, sondern auch um Unruhen mit bewaffneter Hand zurückschlagen zu können. Man beabsichtigt, die fremden Truppen, deren Offiziere ohne Ausnahme geborene Schweizer sein werden, auf die Stärke von 5000 Mann zu bringen. Was die Mannschaft angeht, zählt man nicht bloß auf die Sonderbundskantone, wo die katholische Gesinnung und die Ergebenheit für den heiligen Stuhl zumeist herrscht, sondern auch auf die französischen Kantone, z. B. Wallis, das fast ganz katholisch ist. Frankreich und Österreich haben versprochen, an ihren Grenzen Depotstationen zur Anwerbung und für den Durchzug der Rekruten zu errichten."

Am 20. Dezember wird über denselben Gegenstand berichtet: „Die Anwerbung für die römischen wie für die Schweizertruppenregimenter hat wenig Erfolg. Man findet, daß die italienischen Rekruten in Bezug auf ihre moralische oder politische Gesinnung wenig Zuverlässigkeit versprechen. Bei den Schweizern fehlt ein Kommandant, der in seiner Heimat Ansehen genug besitzt, um die jungen Leute den päpstlichen Fahnen zuzuführen."

Unterdessen hatten sich in Paris in der Tat wichtige Ereignisse vollzogen, doch glücklicherweise die Besorgnisse nicht gerechtfertigt, die man in Rom hegte. Am 2. Dezember 1851 bereitete Louis Napoleon der Nationalversammlung und der bisherigen Verfassung durch seinen Staatsstreich ein

gewaltsames Ende und ließ sich wenige Tage nachher durch eine Volksabstimmung die Präsidentschaft auf 10 Jahre übertragen. Wie der preußische Gesandte nach einer Unterredung mit dem Kardinal-Staatssekretär melden konnte, war die Kurie mit dieser Wendung nicht unzufrieden.

„Nach dem Eindrucke, den ich empfangen, ist die römische Kurie mit dem Ereignis und dem energischen Vorgehen des Präsidenten sehr zufrieden. Der Kardinal gab seiner Befriedigung auf nicht mißzuverstehende Weise Ausdruck. Er lobte besonders die geschickt verfaßte Proklamation, die trotz des Staatsstreiches die Gemüter gewinnen dürfte, da sie die letzte Entscheidung der allgemeinen Volksabstimmung überläßt. Er versicherte, daß nach den Äußerungen des französischen Botschafters und des Generals Gemeau das französische Armeekorps sich ohne Zweifel dem neuen Zustande unterwerfen werde."

„Eurer Majestät werden die Gründe klar sein, welche die römische Kurie zu dieser Auffassung bestimmen; für sie gibt es zwei Gesichtspunkte, die alles beherrschen."

„Vor allem betrachtet man hier das Ereignis vom 2. Dezember als eine Rückkehr zur absoluten Regierungsform unter dem Namen der Republik. Die absolute Regierung in Frankreich wird die absolute Regierung in Rom stets unterstützen, während man mit der Republik Gefahr lief, daß ein Systemwechsel zu einem gänzlichen Umsturz der Dinge in Rom und Italien führen könne."

„An zweiter Stelle urteilt man, daß die Interessen der Kirche und des katholischen Klerus in Frankreich von einer absoluten Regierung besser gewahrt würden als von irgend einer Republik. Unter einer republikanischen Regierung hätte man die Sozialisten, Geheimbündler, mit einem Worte die Feinde jeder Religion und die Feinde des Katholizismus im besondern stets zu fürchten, während der Inhaber der absoluten Gewalt, wer er auch sei, Rom und den Klerus stets nötig hat, um sich zu behaupten, und beiden entsprechend entgegenkommen wird. Gewiß hätte man Heinrich V. Louis Napoleon vorgezogen; allein man beginnt zu glauben, daß, von einigen Familien und alten Dienern abgesehen, die dynastischen Gefühle in Frankreich erloschen und die Vorurteile des Volkes gegen die ältere königliche Linie zu stark sind, um eine dauerhafte Wiederherstellung des rechtmäßigen Herrscherhauses zuzulassen."

Auch die Besatzungstruppen in Rom folgten dem Beispiele ihrer Mitbürger in Frankreich. „Während des gestrigen Tages", so berichtet v. Usedom am 12. Dezember, „fand die Abstimmung bei der französischen Garnison nach dem Rundschreiben des Präsidenten statt. Eine unzweifelhafte Mehrheit hat sich für den Präsidenten erklärt; die Minderheit hat es vorgezogen, sich der Abstimmung ganz zu enthalten. Viele Offiziere des Generalstabs und der größte Teil der Artillerie hat sich geweigert, die Stimme abzugeben, da sie in der Proklamation einen Hinterhalt wittern. Indes sind alle entschlossen, wenn nicht zu stimmen, so doch wenigstens sich zu unterwerfen; und dies ist im Augenblick das Wesentliche. Die Reisenden aus Frankreich in Rom sind je nach ihrer Parteianschauung geteilter Meinung über den

Wert des letzten Staatsstreiches; aber bei allen ist die Gleichgiltigkeit in politischen Dingen das vorherrschende Gefühl." Nach dem nächstfolgenden Bericht gaben die Soldaten der verschiedenen Abteilungen mit einer Majorität von 80 gegen 20 ihre Stimme zu Gunsten des Präsidenten ab. „Unter den Offizieren, besonders den höhern, gibt es mehr Widerstand, hauptsächlich weil man über die Verhaftung von Generälen in Paris aufgebracht ist. Allein die Entscheidung des kommandierenden Generals Gemeau hat den Ausschlag gegeben und das französische Korps in Rom wird den Plänen des Präsidenten keine Schwierigkeiten entgegenstellen."

Die Wendung der napoleonischen Politik zu einer absolutern Regierungsweise trug ebenso wie die am letzten Tage desselben Dezembers und Jahres folgende Aufhebung der Konstitution in Österreich zur Befestigung der päpstlichen Regierung bei. In einem seiner letzten Berichte aus diesem Jahre bemerkt darum der preußische Gesandte:

„Die Ereignisse in Paris üben keinerlei sichtbaren Einfluß auf die politische Atmosphäre aus. Was jetzt in Paris geschieht, wurde hier schon vor zwei Jahren durchgeführt. Seit der Restauration des Papstes sind hier Sozialismus, Republikanismus, politische Opposition und, ich möchte sagen, selbst jede Gegenüberstellung einer öffentlichen Meinung gegen die offizielle unterdrückt. Wie könnten sie wiedererweckt werden durch ihre neuerliche Unterdrückung in Frankreich? Jedoch würde man sich täuschen, wenn man die Zukunft der Halbinsel durch solche Ereignisse gesichert glaubte. Die revolutionären Elemente der Revolution, die Gesinnungen, durch welche die politischen Explosionen sich vorbereiten, bestehen und wachsen unmerklich weiter, selbst unter der Hand, welche sie niederhält; die Gefahren, die daraus für die politische Welt erwachsen, können darum nicht weggeleugnet werden. Nur der Augenblick irgend eines Ausbruches ist nicht gekommen und kann von keiner menschlichen Voraussicht im vorhinein angegeben werden. Er wird ganz von den Umständen abhängen. Denn bei der gegenwärtigen politischen Lage Europas ist Italien kaum imstande, die Initiative zu ergreifen; nicht innerhalb seiner eigenen Grenzen, sondern bei seinen Nachbarn fällt die Entscheidung über die Geschicke dieses Landes. Übrigens würden die professionellen Anarchisten die Zeit zum Losschlagen in Italien schlecht wählen in dem Augenblicke, wo ihre Genossen eine solche Niederlage erleiden. Deshalb ist im Augenblick für die Ruhe der Halbinsel nichts zu fürchten, aber sehr viel für die Zukunft." Während die Franzosen sich über den Verlust ihrer konstitutionellen Freiheiten damit trösten könnten, daß Napoleon ihnen dafür Ruhe und Sicherheit verbürge, müsse er sagen, daß „nichts die Absicht der römischen Staatslenker verrate, ihr Land die revolutionären Umwälzungen durch eine gute Verwaltung und durch ein billiges Regiment vergessen zu lassen." „Dennoch ist es gewiß, daß das Land, seines Taumels müde, weiter nichts verlangen und unter dieser Bedingung Pius IX. von neuem als Vater des Vaterlandes begrüßen würde. Aber alle meine Beobachtungen entdecken kaum einen vereinzelten Beweis dafür, daß die Regierung den Abgrund wirklich auf eine dauerhaftere Weise schließen wolle als durch die Kraft, welche sie selbst der Besetzung des Landes durch fremde Truppen entlehnt. Mit Recht kann man sich freuen, daß das Jahr 1852 sozusagen

im Ei zerdrückt wurde, allein man vergißt mit Unrecht, daß dann ein 1853 und 1854 folgt."

Für das Jahr 1852 war von Pius IX. ein Jubiläum verkündet worden. Das diesbezügliche päpstliche Rundschreiben hatte Herr v. Usedom dem preußischen König mit den Worten mitgeteilt: „Nach einer sehr nachdrücklichen und, wie man bekennen muß, wohlverdienten Klage über den irreligiösen Geist der Zeit, über das Gift des religiösen Indifferentismus und andere Wunden der Kirche ermahnt Seine Heiligkeit alle Hirten der Kirche, sich mit ihren Gläubigen an Gott, die heilige Jungfrau und alle Heiligen zu wenden, um ein Heilmittel für so viele Übel zu erlangen."

„Das Jahr 1852", so schreibt Herr v. Usedom in dem ersten Briefe dieses Jahres, „kündigt sich für dieses Land mit günstigen Vorzeichen an. Die Ereignisse in Frankreich haben die furchtsamen Gemüter beruhigt und die Feinde der sozialen Ordnung allem Anschein nach für den Augenblick entmutigt. Diesem Gedanken hat der Papst in seiner Antwort an General Gemeau Ausdruck gegeben, als er Sr. Heiligkeit die Offiziere der Garnison vorstellte und seine Glückwünsche aussprach."

Ein weiteres für Italien glückliches Ereignis war dem andern gefolgt, als Lord Palmerston, der durch seine beständigen Einmischungen und Gewalttätigkeiten seinen eigenen Ministerkollegen schon lästig geworden, gerade durch eine voreilige Billigung des bonapartistischen Staatsstreiches seine zeitweilige Niederlage herbeiführte. Herr v. Usedom gibt über den „Lord Feuerbrand" interessante Aufschlüsse:

„Der Sturz des Lord Palmerston — so muß dieser Wechsel bezeichnet werden — hat alle italienischen Regierungen mit aufrichtiger Freude erfüllt. Da man der revolutionären Politik des edlen Viscount den größten Teil der Übel zuschrieb, welche Italien in den letzten Jahren heimgesucht, glaubt man seit seinem Rücktritt am Vorabend einer neuen Ära zu stehen. Indessen kann die eine wie die andere Ansicht nur mit Beschränkungen gelten."

„Seit dem Regierungsantritt Pius IX. habe ich die Entwicklung der englischen Politik in Italien genau beobachtet; zur Zeit der Mission Lord Mintos (in Rom) hatte ich von dem Minister Ew. Majestät sogar die Weisung, mit diesem Staatsmann auf konfidentielle Weise über die italienischen Angelegenheiten zu konferieren. Zwei Jahre später hatte ich die Gelegenheit, die geheimen Berichte, welche Lord Minto von hier an Lord Palmerston gerichtet hatte, in der Hauptsache kennen zu lernen und fortwährend stehe ich in Beziehungen zu angesehenen Engländern, welche mich mit einer Menge interessanter Einzelheiten bekannt machten."

„Auf alle diese Angaben gestützt, kann ich sagen, daß Lord Palmerston vor der Februarrevolution die italienische Bewegung direkt und indirekt unterstützt hat, ohne jedoch vollständige Veränderungen anzustreben, welche die bestehenden Regierungen stürzen und eine fremde Intervention von Seite Österreichs und Frankreichs rechtfertigen konnten. Dies lag durchaus nicht in den Plänen Lord Palmerstons. Die Mission des Lord Minto hatte sogar die Aufgabe, eher mäßigend als antreibend auf die fortschrittliche Bewegung einzuwirken, zugleich aber den Regierungen die Gewährung von Zugeständnissen im Sinne des Fortschrittes anzuraten."

„Nach der Februarrevolution und der Auflösung der europäischen Ordnung wurde die Politik Palmerstons immer abenteuerlicher. Es ist über jeden Zweifel erhaben, daß die Aufständischen eine fast offizielle Unterstützung von England und Engländern erhielten. Unter der Ägide des edlen Viscount beschäftigten sich eine Menge seiner Landsleute als „sympathisierende dilettanti" mit der italienischen Politik, wobei sie ein unsägliches Unheil anrichteten. Die Bevölkerung glaubte, daß sie von England mit aller Macht unterstützt werde, und war weit entfernt, sich mit vernünftigen Zugeständnissen zufrieden zu geben. Bei diesem Ende sah Lord Palmerston sich außerstande, die Träume von Freiheit und Unabhängigkeit zu verwirklichen, welche er in den Geistern wachgerufen. Gewöhnlich blieb ihm kein anderer Ausweg übrig als, von ihrem Fluche beladen, seine Schützlinge ihrem Schicksale zu überlassen. Er begnügte sich hierauf, die politischen Neckereien allein fortzusetzen, so in der Affaire der Gladstone'schen Briefe gegen die Regierung von Neapel.*) Dadurch hat er die Lage der Verurteilten, denen er beistehen wollte, noch verschlimmert, und die beleidigte Regierung hält nun an ihrer Strenge wie an einer Ehrensache fest. Übrigens ist an den Angaben Gladstones viel mehr Wahres, als man jetzt zugeben will. Man muß die politischen Sitten und Gebräuche des Landes kennen. Gladstone ist mit Hilfe einer sehr hochgestellten Persönlichkeit selbst in alle Gefängnisse eingedrungen, die er als Augenzeuge beschreibt. Er verschwieg diesen entscheidenden Umstand, um niemand in Gefahr zu bringen; allein diesen Sachverhalt, daß dem so ist, habe ich auf sichere und nicht zu bezweifelnde Weise erfahren. Gladstone hat überdies zwei Fehler begangen, welche dazu beitrugen, seinen Briefen die Glaubhaftigkeit zu nehmen, die sein lauterer Charakter als Staatsmann ihnen sonst verschafft hätte; er hat seinen eigenen Beobachtungen Dinge beigemengt, die er nur vom Hören-Sagen wußte und nicht feststellen konnte, z. B. die übermäßige Zahl der Staatsgefangenen, und dann hat er den Ableugnungen gegenüber, mit denen man ihm geantwortet, ein vollständiges Stillschweigen beobachtet."

Der Umstand, daß Preußen in Italien keine eigenen Kuriere verwendete und seine Vertreter ihre Berichte darum fremden Kurieren mitgeben mußten, nötigte sie zu großer Zurückhaltung in ihren Mitteilungen. Gelegenheiten, die mehr Sicherheit boten, kamen nur hie und da vor; und so benützte Herr v. Usedom am 1. Februar 1852 eine solche Gelegenheit zu einer ausführlicheren Berichterstattung über die Verhältnisse im Kirchenstaat, die darum hier mitgeteilt sei:

„Wenn man, um ein Urteil über den Zustand eines Landes zu gewinnen, zunächst den politischen Schwerpunkt in demselben zu suchen und sich zu fragen pflegt, in wessen Händen sich eigentlich die Gewalt befinde, so vermöchte

*) Nach einer Reise in Italien veröffentlichte Gladstone ein an Lord Aberdeen gerichtetes Schreiben über die politischen Verfolgungen in Neapel, das Aufsehen erregende Anklagen gegen König Ferdinand erhob und von Palmerston an alle europäischen Höfe versandt wurde. Gladstone hat seine übertriebenen Angaben später selbst teilweise widerrufen, nachdem seine eigenen Freunde ihm öffentlich seinen Irrtum vorgehalten.

ein Beobachter der römischen Verhältnisse kaum eine klare und bestimmte Antwort zu geben. Vor den Ereignissen von 1846–48 hatte der Papst, der den Staat absoluter regierte als die Kirche, einen Kardinal-Staatssekretär, dem er die ganze Autorität und das ganze Gewicht eines Premierministers überließ . . . es war jedoch ein Gewohnheitsrecht, daß der Papst in der Staatsverwaltung keine wichtige Änderung vornahm, ohne das heilige Kollegium zu befragen. Überdies konnten dem Herkommen nach die hervorragenderen Kardinäle aus eigenem Antrieb beim Papste Staatsangelegenheiten zur Sprache bringen, ihm ihren Rat erteilen und ihre Empfehlungen vorbringen. Diese letztere Befugnis eines jeden Kardinals war zu einem förmlichen Rechte geworden und bildete einen der offenbarsten Mißbräuche der alten Regierungsweise. Wenn die Amtsdauer des Kardinal-Staatssekretärs lange währte, gewann er allmählig einen großen Einfluß auf das heilige Kollegium, da die neuen Kardinalsernennungen gewöhnlich nach dem Vorschlag des Ministers vorgenommen wurden und dieser dabei auf seine Freunde und Schützlinge bedacht war. So hatte der Kardinal Lambruschini, ein gebürtiger Genueſe, das heilige Kollegium mit Männern angefüllt, die keine Bedeutung, aber das Verdienst besaßen, seine Landsleute und Anhänger zu sein. In den ersten Tagen des Konklaves von 1846 hätte Kardinal Lambruschini mit Hilfe dieser ergebenen Schar fast den Sieg über Pius IX. davongetragen."

„Nach der Wiederherstellung der päpstlichen Autorität im Jahre 1849 und der Rückkehr des Papstes aus Neapel dachte man ernstlich an eine Reform dieser Regierungsweise. Nachdem man dem Volke alle konstitutionellen Rechte genommen, wollte man ihm wenigstens eine gute Verwaltung zuteil werden lassen, in der die Intrigue keinen so fruchtbaren Boden finden konnte wie ehedem . . . Unter Beibehaltung des Amtes des Kardinal-Staatssekretärs, das Kardinal Antonelli als Prosekretär einnahm, wurde ein Ministerrat geschaffen, der größtenteils aus Laien bestand. Die Minister der verschiedenen Ressorts erhielten das Privilegium der „Audienz beim Papst", d. h. sie durften, nachdem sie sich der Zustimmung des Kardinal-Staatssekretärs versichert hatten, dem Souverän persönlich über ihre Angelegenheiten Bericht erstatten. Den Kardinälen wurde es verwehrt, Gunstbezeugungen oder Entscheidungen unmittelbar beim Souverän zu erlangen, und wenn sie ihm Bitten vorbrachten, wurden sie an den Minister des betreffenden Ressorts gewiesen. Der Papst spricht mit keinem Mitglied des heiligen Kollegiums mehr über Politik und kommt sogar sehr selten mit ihnen zusammen. . . . . Es ist ziemlich natürlich, daß die geistliche Partei, die sich auf diese Weise von vielen Vorteilen der weltlichen Regierung ausgeschlossen sieht, seit langem den Versuch macht, ihren alten Einfluß in allen Zweigen der Verwaltung wiederzugewinnen. Im gegenwärtigen Augenblicke sind manche Umstände einem solchen Vorhaben günstig."

„Zunächst muß die Wiederherstellung der alten Regierungsform, die im allgemeinen auf der italienischen Halbinsel die Runde macht, an sich auf ganz analoge Weise zu einer Erneuerung der geistlichen Verwaltung führen. Man würde dieselbe dann mit ihren Mißbräuchen wieder herstellen, denn gerade auf die Vorteile dieser Mißbräuche hofft man. Diese allgemeine

Reaktion zu Gunsten der alten Regierungsform wird von Österreich befördert, das mit Ausnahme von Piemont im Rate aller italienischen Fürsten einen überwiegenden Einfluß besitzt. Der jüngste Ministerwechsel in Neapel, die Gerüchte über Pläne in Toscana sind Spuren dieses allmächtigen Einflusses. Obwohl die Wiederherstellung der absoluten Gewalt in den italienischen Staaten notwendig im Interesse Österreichs gelegen ist, kann ich doch nicht die Überzeugung gewinnen, daß Österreich dem Kirchenstaat eine Verwaltungsform geben will, die notorisch und notwendigerweise schlecht wäre. Es kann sich ganz gut mit dem Ersten begnügen, ohne das Zweite anzustreben. Bei meinem letzten Aufenthalt in Wien im Juni 1851 sagte mir Fürst Schwarzenberg: ‚Was Rom betrifft, ist es unsere traurige Bestimmung, eine schlechte Regierung unterstützen zu müssen.' Ich glaubte damals den Fürsten wohl zu verstehen, indem ich ihm die Absicht beilegte, die gegenwärtige Regierungsform zu unterstützen, die in mancher Beziehung mangelhaft ist." Nun habe es aber, meint von Usedom, den Anschein, als ob die Bestrebungen der geistlichen Partei sich gegen das Motu proprio von Portici und deren Zugeständnisse richteten und als ob Österreich dieselben immer mehr unterstütze.

„Man muß wohl zugeben," fährt der Bericht weiter, „daß die Erfolge mit dem Laienregiment nicht glänzend genug waren, um jede Rückkehr zu einer gleichverhaßten Vergangenheit unmöglich zu machen. An Stelle der Korruption der geistlichen Verwaltung hat man jetzt Gelegenheit gehabt, die Korruption der Laienverwaltung zu verkosten. Besonders in finanzieller Beziehung ist und bleibt die gegenwärtige Verwaltung eine der allerschlechtesten. Der Papst selbst spricht von den Ministern, mit Ausnahme des Kardinals Antonelli, mit einer überraschenden Offenheit. Er wirft im vertraulichen Gespräche dem Minister des Innern Savelli Habsucht und Bestechlichkeit vor und nennt Galli, den Finanzminister, einen unfähigen Menschen; und doch bleiben beide im Amte. Eine finanzielle Clique hält sich durch alle Mittel eines wohl organisierten Einverständnisses aufrecht. Der letzte Plan, die Zolleinkünfte in Pacht zu geben, war nichts anderes als eine Verschwörung von Finanzfamilien zu ihrem Vorteil gegen die Interessen des Staatsschatzes, ein Vorgehen, zu dem sich die Familien des Kardinals Antonelli und des Ministers Galli mit einigen Bankiers von schlechtem Rufe vereinigt hatten."

„Die Zensur-Kommission, die gegen Beamte, die sich bei der letzten Revolution kompromittiert haben, eingesetzt wurde, ist unter dem Einfluß von Intriguen soweit gekommen, daß sie eine große Anzahl von Angestellten abgesetzt hat, die im besten Falle keine andere Schuld haben als die, eine gute Stelle zu besitzen, die irgend ein Angeber für sich haben will. Nachdem reine Fanatiker an ihre Plätze getreten, ist es vielen von diesen Leuten gelungen, sich vollkommen zu rechtfertigen, so daß man ihnen Pensionen zuerkennen mußte, welche im gegenwärtigen Budget die ungeheuere Summe von 950.000 Scudi erreichen. Natürlich wächst unter dem Gewicht einer solchen Verwaltung das Defizit von Tag zu Tag, schon durch die Zinsen der Staatsschuld, die bei jedem Fälligkeitstermin durch eine neue Anleihe gedeckt werden. Die konsolidierte Schuld allein, mit Ausschluß der Staatsnoten, beträgt 60 Millionen Scudi und das Defizit von 1852 $2^1/_2$ Millionen."

. . . . . „Der Polizeidienst verteilt sich auf verschiedene Departements. Der Minister des Innern hat die seine und Mgr. Rufini, Direktor der allgemeinen Polizei, ist ihr offizieller Chef in Rom, während der famose Nardini an der Spitze der Geheimpolizei steht. Jeder schickt seine Spione nach allen Seiten auf eigene Faust aus; und diese verständigen sich zum Schlusse oft genug mit den Schuldigen und verhaften auf die unverschämteste Weise unschuldige Leute. Diese Unglücklichen haben dann gewöhnlich die größte Mühe von der Welt, um aus dem Kerker herauszukommen, und aus was für einem Kerker; nachdem sie ohne Verhör Monate in der Gesellschaft von Verbrechern, dem Abschaum der Menschheit, zugebracht haben!"

„Euere Majestät sehen hiemit, was aus der Regierung des Kirchenstaates geworden ist, unter der Regierung eines Fürsten, der ein wahres Muster von Tugend und Frömmigkeit ist! Wenn Pius IX., dem diese Verhältnisse nicht ganz unbekannt sind, diese Resultate sieht, könnte er leicht zur Überzeugung gelangen, daß die Wiedereinführung der Verwaltung durch Geistliche der gegenwärtigen Ordnung der Dinge vorzuziehen ist. Er könnte sich sagen, daß der geistliche Beamte durch doppelte Bande an ihn gebunden ist, daß er seinen Absichten aufrichtiger nachkommen wird als die Laien, die aus einer Bevölkerung stammen, bei der die politischen Tugenden noch seltener sind als die privaten und auf deren Sittlichkeitsbegriffe die Religion offenbar wenig Einfluß ausübt."

Unter solchen Umständen sei es kein Wunder, daß Pius IX., „angeekelt von der Politik, in der er so wenig Glück hatte, tief verletzt durch den Undank der Menschen und die Laster, welche er auf seiner Laufbahn als weltlicher Herrscher angetroffen", sich der weltlichen Regierung immer weniger widme und die Verwaltung der Kirche ihn fast ganz in Anspruch nehme. Dennoch sieht Herr von Usedom nicht in den Mängeln der Verwaltung die Gefahr für eine neue Umwälzung in Italien, sondern fürchtet ihr Eintreten durch einen Anstoß von außen: „Italien wird eine solche Regierung aushalten, es wird vielleicht noch größere Übel ertragen und es wird — ich zögere nicht im Geringsten mit dieser Behauptung — dabei ruhig bleiben . . . . Obwohl es wenig Leute gibt, welche die Last der gegenwärtigen Zeit nicht schwer bedrückt, so ist doch die große Masse des Volkes abgespannt, der revolutionäre Unternehmungsgeist hat sich verflüchtigt; man tut nichts mehr, weil man nichts mehr will. Die höheren Klassen haben es gesehen, in welche Hände die öffentliche Gewalt geraten ist und ein zweites Mal geraten würde, wenn man zum Sturze der Regierung beitragen wollte. . . . Italien hat, wie viele andere Länder, kein eigenes Geschick; dasselbe entscheidet sich vielmehr bei seinen Nachbarn. Europäische Ereignisse, welche in der Halbinsel ihr Echo finden werden, können dieselbe in Flammen setzen. Sonst glaube ich hier an keine Gefahr für die öffentliche Ordnung und die Verlockungen der Mazziniſten werden keinen Erfolg haben, selbst wenn sie mehr Sympathien im Lande finden, als dies im gegenwärtigen Augenblicke der Fall ist."

„Indes scheint mir eine politische Lage, welche in solchem Grade von der Gnade des Auslandes abhängt, eine der traurigsten zu sein, die man sich denken kann. Die europäische Politik sollte aber, da sie sich der

versteckten Gefahren bewußt ist, die sie in ihrem Busen nährt, statt aus Italien einen Zankapfel zu machen, sich vielmehr die edle Aufgabe stellen, dem Übel abzuhelfen."

Am 10. Februar fügt der Gesandte diesem Berichte, der in eine Anklage gegen die mitschuldigen Mächte und Parteien im Ausland ausklingt, die Mitteilung hinzu, daß Kardinal Antonelli sich nun auch mit dem Gedanken einer Rückkehr zum alten geistlichen System vertraut mache, da ja auch die Diplomaten nicht mehr auf dem Standpunkt der im Memorandum von 1831 vorgeschlagenen Reformen stünden. Man erwartete schon einen formellen Widerruf des Motu proprio von Portici. Einen Monat später wird jedoch der Nachricht von der voraussichtlichen Ersetzung des Justizministers Giansanti durch einen Prälaten beigefügt:

„Es scheint nicht, daß man mit dem Laiensystem offen brechen wolle, wie man vor einem Monat entschlossen war. Ebensowenig wird die gegenwärtige Einrichtung des Ministerrates mit einem Schlag vernichtet werden, sondern wie die Gelegenheit sich darbietet, wird man die einzelnen Minister durch Prälaten ersetzen. Ich hatte schon die Ehre zu bemerken, daß der Unterschied bei dieser Veränderung praktisch nicht bedeutend sein wird. Da in der politischen Verwaltung das geistliche System, d. h. das Übergewicht des geistlichen Interesses über das der Laien beibehalten oder wiederhergestellt wurde, wird wenig davon abhängen, welche Organe man ihr zugesellen wird; man wird sie immer nicht nach ihrer Befähigung, sondern nach ihrer Geneigtheit, dem System zu dienen, auswählen. Dies vorausgesetzt, ist nach meiner Meinung ein ehrenwerter Prälat einem Minister aus dem Laienstande vorzuziehen; der erstere wird, wenn er das Gute will, mehr Einfluß haben, um es zu tun, während der letztere immer nur das Spielzeug eines seiner Stellung widerstrebenden Interesses und Intriguenspieles sein wird. Man scheint auf den formellen Widerruf des Motu proprio von Portici, das munizipale und kommunale Einrichtungen zum Ersatze für die aufgehobenen politischen Freiheiten verspricht, verzichtet zu haben. Statt dessen wird man es nicht oder mit Beschränkungen ausführen."

Die dann, noch im März, erfolgte Ernennung des bisherigen Prosekretärs zum Staatssekretär wurde wieder als eine Bestätigung des bisherigen Systems aufgefaßt.

Neuerdings wurde ein Versuch gemacht, das System oder eigentlich die „Moralität" der Douane zu reformieren. Ein reicher Mann, der etwas von Finanzsachen verstand, Conte Cini, wurde zum Zollinspektor ernannt mit einem Gehalt von 3500 Scudi, einer Summe von 18000 Scudi zur Besoldung seiner Unterinspektoren und Zusicherung von 20% vom erhofften Überschuß der Zolleinnahmen gegen die des Jahres 1851. Die Öffentlichkeit hoffte aber wenig von dieser Maßregel und erwartete vielmehr, daß die Kontrolore des Conte Cini nun mit den Zolleinnehmern gemeinsame Sache machen würden. Man hätte nicht neue Beamte, sondern Spione zur Beobachtung der Einnehmer bestellen müssen. Ein Beispiel zeigte, in welchem Maße der Schmuggel betrieben wurde. Die Vanille wurde wegen ihrer Verwendung bei der Schokoladefabrikation im Lande sehr stark konsumiert, war aber wegen ihres hohen Preises und geringen, handlichen

Umfanges und gerade wegen des hohen Zolles, mit dem sie belegt war, den Schmugglern besonders lieb. Der Schmuggel mit dieser Ware wurde nun so stark betrieben, daß Vanille bei allen Kaufleuten in großer Menge zu sehen war, die Bücher der Zolleinnehmer aber eine Gesamtsumme von 4 Pfund Vanille als Jahresimport aufwiesen! Der Einladung, einer Zollunion mit Österreich beizutreten, welche Graf Esterházy im November ergehen ließ, wurde von der römischen Regierung nicht Folge gegeben.

Die Organisation und Bildung der päpstlichen Armee ging nur sehr langsam von statten. Herr von Usedom gibt im Juni 1852 ihre Stärke mit 7800 Mann an, darunter 4000 Polizeisoldaten, 3000 Mann aller Truppengattungen, größtenteils ohne eigentliche Organisation, und 800 Schweizer, die in Macerata lagen. Und für diese Armee gab es im Kriegsministerium einen Schwarm von 723 Beamten, an deren Spitze als Minister Farina stand, der im Jahre 1846 entlassen worden war, weil er im Vereine mit den Bäckern aus dem den Soldaten verabreichten Brote einen allzu großen Profit gezogen hatte. Wie erwähnt, war General Kalbermatten seit einem Jahre mit der Aufgabe betraut, ein Schweizerkorps zu bilden; dasselbe sollte auf die Höhe von 5000 Mann gebracht werden. Nun zählte das Korps aber erst 800 Köpfe und verlor fortwährend ebensoviel durch Desertion, als es durch die Werbungen gewann. Die Kapitulationen mit den Kantonen, durch welche in früheren Zeiten die päpstlichen Schweizerregimenter zustande gekommen waren, wurden vom schweizerischen Bundesrat für unzulässig erklärt und es bestand nicht einmal ein festes Vertragsverhältnis zwischen dem Staate und den angeworbenen Soldaten, das diesen eine sichere Aussicht eröffnet hätte. Und vor allem galt hier das Sprichwort: Kein Geld, kein Schweizer. Die Geldnot des Kirchenstaates hinderte mehr die Vergrößerung der päpstlichen Armee als die Verbote Österreichs, Frankreichs und Bayerns für ihre Untertanen, in diese Armee einzutreten. In Spanien war die Werbung erlaubt worden, da man aber 6 Monate brauchte, um 7 Mann zu gewinnen, wurde die Werbung dort wieder aufgegeben. Im Jahre 1856 gab es außer 4000 Schweizern 12000 Mann einheimischer Truppen; doch werden diese von Rayneval als minderwertig bezeichnet. Der gute italienische Soldat stammt eben aus dem Norden. Das ersehnte Ziel, die fremde Besatzung entbehren und durch eigene Truppen ersetzen zu können, konnte so nicht verwirklicht werden.

In den Briefen des preußischen Gesandten spielt manche interessante Persönlichkeit aus jener Zeit eine Rolle. So hatte er wiederholt im Winter 1851/2 an König Friedrich Wilhelm IV. über den mehrmonatlichen Aufenthalt von dessen Gemahlin, der Fürstin von Liegnitz, einer geborenen Gräfin von Harrach zu berichten. Wie andere Fürstlichkeiten, wurden im Mai 1852 zwei russische Großfürsten in Rom auf jede Weise mit Aufmerksamkeiten bedacht. Die französische Armee paradierte vor ihnen. Wie v. Usedom bemerkt, hätte ein Prophet, der vor einem Jahrhundert die Voraussage gewagt, daß zwei Söhne des Kaisers von Rußland eine Revue über eine Armee der französischen Republik in der Hauptstadt des Papstes abhalten werden, dabei wohl wenig Glauben gefunden. Eine besondere Stelle in diesen persönlichen Erinnerungen nahm wieder der Fürst von Canino ein.

Dieses Haupt der in Rom ansässigen und von den Päpsten zu Rang und Würde erhobenen Bonaparte hatte bekanntlich an der Revolution im Kirchenstaate hervorragenden Anteil genommen und war deshalb von der von Pius IX. erteilten Amnestie ausgeschlossen. Da erfuhr man auf einmal in den letzten Tagen des März 1852, daß Karl Bonaparte auf einem französischen Schiffe angekommen sei. Ungefähr 10 Tage vorher hatte die französische Regierung in Rom das Ersuchen gestellt, man möge dem Fürsten einen Aufenthalt von einigen Wochen zur Ordnung von Familienangelegenheiten gestatten. Der Botschafter Graf Rayneval hatte jedoch auf eine diesbezügliche vertrauliche Anfrage von seiten des Kardinals Antonelli eine entschieden abschlägige Antwort erhalten und diesen Bescheid sogleich nach Paris mitgeteilt. Ohne jedoch die Antwort abzuwarten, ließ die französische Regierung den Vetter ihres Präsidenten, mit einem französischen Passe und einem Befehlsschreiben an den französischen Kommandanten in Civitavecchia versehen, abreisen, welch' letzteres ihn für die Person des Fürsten verantwortlich machte, sonst aber anwies, vor der Weiterreise nach Rom erst die Meinung des französischen Botschafters einzuholen. Noch in Marseille hatte der päpstliche Konsul das Visa des Passes verweigert und in Civitavecchia verbot der Delegat, daß der Fürst seinen Fuß auf römisches Gebiet setze. Allein der französische Kommandant nahm ihn beim Arm und führte ihn in seine eigene Wohnung. Als diese offenbare Verletzung des Völkerrechtes in Rom bekannt wurde, erhob der Kardinal-Staatssekretär sofort Protest. Pius IX. erklärte dem Grafen Rayneval, daß er den Befehl gegeben, den Fürsten von Canino zu verhaften, sobald er Civitavecchia verlassen würde, und für den Fall, daß der Fürst unter dem Schutze der französischen Bajonette in Rom erschiene, würde er selbst seine Hauptstadt sofort verlassen. Während der Botschafter seinen ersten Legationsrat auf einem Staatsschiff nach Paris sandte, wurde im Vatikan tatsächlich alles vorbereitet, um eine sofortige Abreise des Papstes zu ermöglichen. Am bestürztesten über die Ankunft des Fürsten war dessen Gemahlin. Sie verlangte von der Regierung Karabinieri, welche ihn am Betreten des Hauses verhindern sollten, und ein vernichtendes Urteil mußte dieser darin erblicken, daß auch seine eigenen jüngern Kinder erklärten, ihn um keinen Preis wiedersehen zu wollen. Die Prinzessin flüchtete mit den Kindern nach Perugia. Die angeblichen Familienangelegenheiten konnten nur als Vorwand gelten. Der Fürst hatte seine Güter bereits größtenteils an seine Frau und Kinder abgetreten, und wie er sonst nur Schulden hinterlassen hatte, war er gewiß nicht gekommen, um seine Gläubiger zu befriedigen. Seine Absicht war vielmehr, seinen jüngern, 13jährigen Sohn Napoleon an sich zu bringen. Dieser vielversprechende Prinz besaß eine auffallende Ähnlichkeit mit seinem Großoheim Napoleon I. Der noch immer unvermählte Prinz-Präsident der französischen Republik mußte daran denken, für das Kaiserreich, das er bald neuzubegründen dachte, einen Erben zu gewinnen, und so mag man mit Herrn von Usedom der allgemeinen Annahme Glauben schenken, daß Louis-Napoleon sich mit dem Gedanken trug, den Sohn des Chefs der älteren Linie aus dessen Ehe mit einer Tochter Josef Bonapartes zu adoptieren. Es wäre dies nur ein neuer Zug der erwünschten Ähnlichkeit mit den römischen Cäsaren gewesen, deren Würde auch vielfach auf dem Wege der Adoption und nicht der

natürlichen Erbfolge sich fortpflanzte. In Civitavecchia sah man den Fürsten von Canino, von einem Schwarm von Polizeiagenten gefolgt, in den Straßen promenieren, die Kaffeehäuser besuchen und durch seine gewohnten Prahlereien und Extravaganzen die päpstliche Regierung auf jede Weise öffentlich herausfordern. An seine Frau ließ er durch das Gericht die Aufforderung auf Auslieferung ihrer Kinder, besonders des jungen Napoleon, ergehen. Das Versprechen einer glänzenden Zukunft, die denselben in Frankreich erwarte, verfing aber nicht. Der französische Botschafter bemühte sich umsonst, den Fürsten zur Abreise zu bewegen oder, wieder aus Rücksichten auf den Präsidenten, die Fürstin zur Übergabe ihres Sohnes zu bestimmen. Dieser befand sich außerhalb des Bereiches des französischen Besatzungskorps; jedes weitere Verweilen des Fürsten im Kirchenstaat war somit zwecklos. Am 6. April reiste er endlich wieder ab, nachdem er seinem Zorne in Schmähungen gegen den Papst, den Präsidenten, seine Frau und den Botschafter Luft gemacht. Von Paris war in dieser Zeit fast täglich eine Depesche gekommen des Inhalts, daß dem Präsidenten jede Absicht ferne liege, dem heiligen Stuhl eine Verlegenheit zu bereiten, er wolle nur seinem Vetter bei Abwickelung von Familienangelegenheiten behilflich sein. Die Sache war aber ernst genug, um zu einem Zerwürfnis führen zu können, ganz gegen die Interessen Louis-Napoleons, der bei seinen Kaiserplänen auf den Klerus und die Katholiken Frankreichs Bedacht nehmen mußte. Er hatte allzusehr darauf gerechnet, daß der Allgewalt des Namens Bonaparte nichts standhalten und auch die Schranken des Völkerrechtes vor ihm fallen müßten.

Gerüchte, die durch die Abreise des Grafen Rayneval im April eine scheinbare Bestätigung erhielten, wollten, daß dieser Botschafter, der Pius IX. sehr genehm war, durch eine andere Persönlichkeit ersetzt werden sollte. Als solcher wurde Montalembert genannt, den der Papst jedoch nicht wünschte; und wohl um dies zu verhindern, richtete Pius an den Präsidenten einen Brief und bat um Belassung Raynevals. „Der Papst", so berichtet der preußische Gesandte, „hat sich geweigert, Herrn von Montalembert als Botschafter Frankreichs an Stelle des Grafen Rayneval anzunehmen, wie einige allzu eifrige Freunde des erstern vorgeschlagen. Denn wenn auch Herr von Montalembert große Verdienste um die Kirche und das Papsttum sich erworben hat, bleibt es doch wahr, daß sein Charakter zum Extrem hinneigt; er würde den heiligen Stuhl vielleicht zur Befolgung einer Kirchenpolitik nach seiner eigenen Erfindung bestimmen und, da er im Grunde ein liberaler Politiker ist, sich auf eine unangenehme Weise in die innern Verhältnisse des römischen Staates einmischen wollen." Die Rückkehr des Botschafters statt seiner erwarteten Ernennung zum Minister des Äußern entkräftete die Abberufungsgerüchte vollends. Rayneval brachte auch beruhigende Aufschlüsse über die Stellung Louis-Napoleon zur italienischen Politik nach Rom mit. Darnach billigte der Präsident nicht alles, was im Kirchenstaat geschah, doch halte er eine Einmischung Frankreichs in diese innern Angelegenheiten für unstatthaft in der richtigen Erkenntnis, daß seine Politik dadurch das Vertrauen und die Unterstützung des heiligen Stuhles verlieren würde. Der Präsident habe noch hinzugefügt, daß die europäischen Mächte ihre Zufriedenheit mit dem bezeigten, was die Franzosen in Rom täten.

Eine der vielen Etappen, mit denen sich der Prinz-Präsident der Erfüllung seiner Pläne näherte, war die Schmückung der Regimentsfahnen der französischen Armee mit dem Napoleonischen Adler. Auch in Rom wurde diese Verteilung der Adler an das Okkupationskorps am 1. Juni auf feierliche Weise vorgenommen. In einer Ansprache feierte der kommandierende General den Adler als „das Abzeichen der öffentlichen Ordnung, des Sieges und der Herrschaft der Autorität". In der Tat war dies die Parole, unter welcher der künftige Kaiser das von so vielen Revolutionen ermüdete Frankreich zur Abfindung mit seiner Herrschaft bestimmte. Jupiter hatte allerdings, als er dem Gründer Roms im Adleraugurium die künftige Weltherrschaft verkündete, eine andere Absicht gehabt, als ein Zeichen endlicher Ruhe zu geben oder, wie Herr von Usedom sich drastisch ausdrückt, etwas anderes als „ein Abzeichen der Gendarmerie" gezeigt. Der Adler des dritten Napoleon erschien daher als ein schwächlicher Nachfolger der Adler der alten Römer und ihrer Imperatoren, eines Karls des Großen und der römisch-deutschen Kaiser und des kriegerischen Napoleon I. Der Neffe entschuldigte sich mit dieser Auslegung sozusagen vor dem Lande und vor Europa, daß er es unternehme, in die Fußtapfen seines Oheims zu treten. Allein für die Ruhe Europas konnte diese Grundlage des neuen Kaiserreiches nur willkommen sein.

Auch im französischen Offizierskorps herrschten keine kriegerischen Gelüste und keine Revanchegedanken gegen die Alliirten von 1815. Herr von Usedom erwähnt die Äußerung des kommandierenden Generals in Rom: „Wir sind in der Lage uns zu verteidigen, allein es ist unmöglich, daß wir jemand angreifen". Die französische Armee müßte von ihren 500.000 Mann soviel zur Verteidigung des Landes und der Kolonien zurücklassen, daß sie keine 100.000, die alsbald sich so vielen Festungen und den geeinten deutschen Armeen gegenübergestellt fänden, über die Grenze senden könnte. Dies war, wie die aus Paris zurückkehrenden hohen Offiziere des Okkupationskorps berichteten, auch die Stimmung, welche durchgehends unter den hohen Offizieren und Regimentskommandanten zu Ausdruck gekommen, als sie zum Feste der Adler in Paris versammelt waren. „Man hätte uns", bemerkten sie, „eher für eine Versammlung von Männern mit ehrsamem, bürgerlichem Erwerb oder von guten Familienvätern halten können als für eine Vereinigung der Elite der schönsten oder wenigstens der ehrgeizigsten Armee der Welt. So sehr waren alle darin einig, daß es sich vor allem darum handle, Frieden zu haben, bürgerlichen und militärischen, nach Außen wie nach Innen . . . Vor diesem hohen Ziele müßten alle Fragen über Dynastie, Konstitution, politischer Ehrgeiz und Spitzfindigkeiten zurückweichen oder verschwinden". Napoleon erschien auch nicht als militärischer Führer, sondern als der Mann der neu begründeten Ordnung, und es war eine Demütigung für ihn, daß man ihn als solchen annahm, nicht als Bonaparte. Dabei konnte er aber auf den unbedingten Gehorsam der Armee bis auf weiteres rechnen, auch zum Schutze seines Hauses. Am 8. Dezember 1852 wurde auch von den Franzosen in Rom die erfolgte Proklamation des Kaiserreiches gefeiert.

Eine Angelegenheit des Ministers Galli beschäftigte lange Zeit die öffentliche Meinung. Es hieß, daß beim Papst eine Anklageschrift gegen

denselben eingereicht worden sei, deren Inhalt ihn nicht bloß als Minister unmöglich machen, sondern sogar dem Strafgericht überliefern müßte. Wie erwähnt, hatte Pius selbst keine hohe Meinung von Galli. Man sagte, der Papst habe die Denkschrift einer Kardinalskommission zur Prüfung übergeben. Die Antonelli abgeneigte Partei benützte dies als Angriffspunkt. Allein der Einfluß des Staatssekretärs bestand diese Kraftprobe. Die Untersuchung gegen Galli wurde niedergeschlagen und ein Haftbefehl gegen den Ankläger Baldassari erlassen. Zur Beurteilung Gallis genügt übrigens ein anderer Fall, in dem Herr von Usedom einen Einblick in die Akten erhielt. Galli war Vormund eines schwachsinnigen Neffen und übergab demselben nach $3^1/_2$ jähriger Vormundschaft 300 Skudi und einige Liegenschaften, die über ihren Wert mit Schulden belastet waren, als dessen ganzes Vermögen. Das war der Rest eines Vermögens, das unter dem Einfluß der Vormünder selbst auf 27.000 Skudi geschätzt worden war und darum in Wirklichkeit wohl 40—50.000 Skudi betrug. Kein Unglücksfall hatte dasselbe betroffen. Hingegen war Vieh im Werte von 9000 Skudi aus dem Besitz des Neffen verschwunden und auf dem des Vormundes und Ministers vorgefunden worden. Die Sache sollte im September vor Gericht kommen und wurde auf besonderen Befehl des Staatssekretariats bis in den November vertagt. Der Gesandte bemerkt dazu: „Diese Tatsachen sind so charakteristisch für die öffentliche und private Moral dieses Landes, daß ich mir erlaube, einen authentischen Auszug aus den Prozeßakten Ew. Majestät vorzulegen".

Im November 1852 versammelte sich die Konsulta, um sich mit dem bedenklichen Stande der Finanzen, dem Ressort Gallis, zu beschäftigen. Dieser Staatsrat bestand aus 25 Mitgliedern, die auf folgende Weise gewählt worden waren. Die von der Regierung ernannten Munizipalräte hatten den Provinzialräten eine Anzahl von Kandidaten vorgeschlagen und diese aus dieser Zahl wieder einen Vorschlag an die Regierung gemacht, worauf die letztere aus den Vorgeschlagenen 20 Mitglieder, eines für jede Provinz, für die Konsulta auswählte. Die übrigen fünf wurden unmittelbar ernannt und Kardinal Brignole zum Präsidenten bestimmt. Usedom bemerkt dazu: „Trotz dieses Übergewichtes der Regierung muß man anerkennen, daß fast alle Mitglieder der Konsulta mit großer Unparteilichkeit und als Männer von Gewissen vorgegangen sind. Zunächst hatten sie eine unerhörte Mühe, dem Finanzminister die Rechnungen und die übrigen notwendigen Aufschlüsse zu entreißen, um in das finanzielle Labyrinth des Herrn Galli einzudringen."

Als Resultat ergab sich folgendes: von den 7 Millionen Papiergeld der römischen Republik waren 4 Millionen eingelöst worden und dennoch war Papiergeld im Werte von 4,600.000 im Umlauf, somit seitdem 1,600 00 neu ausgegeben worden. Ferner war im Nominalwerte von 2,600.000 eine geringhältige Kupfermünze von 1, 2 und 5 Baiocchi ausgegeben worden, die in Wirklichkeit nur den vierten Teil dieses Wertes besaßen. Das Silber war ganz aus dem Verkehre verschwunden und das unförmliche und schwere Kupfergeld war bei Zahlungen so schwer zu handhaben, daß „man an die Zeiten von Sparta und Lykurg erinnert wurde". Der größte Teil hätte nun aus dem Verkehr gezogen werden müssen. Schulden waren noch in Gaëta in der Höhe von 7 Millionen Skudi

(34 Millionen Franken) gemacht worden, dazu später noch 4 Millionen Skudi, die nach der früher eingegangenen Verpflichtung wieder bei Rothschild unter ungeheuerlich günstigen Bedingungen für diesen aufgenommen werden mußten. Im Ganzen waren in den dritthalb Jahren seit der Revolution ungefähr 15 Millionen über die Einnahmen ausgegeben worden, was ein jährliches Defizit von mindestens 5 Millionen bedeutete bei einer jährlichen Einnahme von 9½ Millionen. Die Mitglieder der Konsulta sprachen sich mit einer Majorität von 23 gegen 2 Stimmen gegen die bisherige Finanzwirtschaft aus. Der angesehene Conte Bevilacqua aus Bologna legte einen Reformplan vor, nach dem ein Teil der Lasten auf die Kirchengüter gewälzt werden sollte. Allein der Präsident ließ diese Vorschläge nicht zur Beratung zu. Mitte Januar 1853 waren die Mitglieder dieser beratenden Körperschaft der Entlassung zu ihrem häuslichen Herd gewärtig.

* * *

Dies ist die letzte wichtigere Nachricht über die damaligen Verhältnisse des Kirchenstaates. Es folgen nur noch wenige Briefe Usedoms, in denen unter anderm die Neubesetzung des fürstbischöflichen Stuhles von Breslau besprochen wird. Kardinal Diepenbrock war gestorben und nach Usedom „wünschte die jesuitische Partei die Transferierung des Bischofs von Mainz, Ketteler", nach Breslau, um „aus ihm womöglich einen zweiten Klemens August von Köln zum Gebrauche von Schlesien und der westlichen Provinzen zu machen". „Wenn dies nicht gelinge, wünschten die Jesuiten, daß das Kapitel von Breslau, in dem sie viele Anhänger besessen, einen Kandidaten aus seiner Mitte wähle." Aus sicherer Quelle glaubte Herr von Usedom zu wissen, daß „Seine Heiligkeit eine starke Antipathie gegen die Jesuiten hege und gesagt habe, er wünsche zum Besten der Breslauer Diözese, daß die Wahl auf den jungen Prinzen (Gustav) Hohenlohe, seinen Geheimkämmerer, falle".

Diese Bemerkungen charakterisieren wohl zunächst ihren Schreiber. Hiemit schließen Ende Februar 1853 die Berichte, denen wir hier folgen konnten. Es lag nicht in der Natur dieser Gesandtendepeschen, allein ein erschöpfendes Bild von den Zuständen des Kirchenstaates zu bieten. Sie setzen manches als bekannt voraus, sie weisen, wie erwähnt, infolge zeitweiliger Abwesenheit des Gesandten namhafte Lücken auf, sie mußten im Gefühl mangelnder Sicherheit bei der Beförderung mit Zurückhaltung abgefaßt werden und dabei wissen sie vielleicht begreiflicherweise vielfach gerade das Nachteilige zu erzählen. Jedenfalls geschah dies Letztere ohne schlechte Absicht und mit anerkennenswertem Gerechtigkeitsgefühl. Der Gesandte v. Usedom, übrigens Katholik, wenn auch nicht mit ganz klaren Auffassungen, war Pio nono durchaus wohlgesinnt, und auch am preußischen Hofe herrschte in dieser vor-Bismarckischen Zeit wenig Voreingenommenheit. Wir haben einer andern Stimme Gehör zu verschaffen gesucht, um das Bild einigermaßen zu vervollständigen. Aber auch nach Usedom lag der Grund der Mißstände, ohne einen innern Widerspruch einer weltlichen Herrschaft des Papstes darzutun, vor allem in dem Charakter von Land und Leuten und in einer längst ins

krankhafte ausgearteten nationalen, freiheitlichen Strömung, die aus dem Halbdunkel und von außen Nahrung erhielt.

Es ist falsch, wenn Fr. X. Kraus in dem letzten seiner Werke meint, Pius IX. habe durch die in der Allokution vom 29. April 1848 ausgesprochene und dann in Gaëta wiederholte Weigerung, am nationalen Krieg gegen Österreich teilzunehmen und an die Spitze einer italienischen Konföderation, wie sie damals geplant wurde, zu treten, den Anstoß zum definitiven Verlust des Kirchenstaates gegeben.*) Wäre etwa der Papst-König verschont geblieben, wenn er an dem ungerechten Kriege teilgenommen und selbst zum Genossen Cavours sich gemacht hätte? Darum war es klüger, vor allem aber war es selbstverständlich, lieber unterzugehen, als mehrfaches Unrecht zu tun.

Der Kirchenstaat fiel aber nicht bloß als ein Opfer jenes italienischen Nationalismus, der vor den Schranken unzweifelhaften Rechtes nicht Halt macht, sein Untergang hat eine tiefere Ursache in der grundsätzlichen Unversöhnlichkeit der modernen Staatsidee, wie sie leibt und lebt, mit den unabänderlichen Normen des natürlichen und christlichen Sittengesetzes. Abgründe werden nicht dadurch ausgefüllt, Ströme nicht dadurch überbrückt, daß man ihr Dasein leugnet oder dem umflorten Auge verhüllt. Der moderne Staat beruht auf der großen Lüge, daß er alles tun darf, ohne nach natürlichem oder göttlichem Rechte zu fragen; das Christentum hingegen erklärt das Recht auch des Kleinsten für unverletzlich und ein Absehen vom Sittengesetz auch im großen, politischen Getriebe für unzulässig. Das Oberhaupt der katholischen Kirche kann daher niemals das Haupt eines wirklich modernen, d. h. liberalen, vom objektiv giltigen Sittengesetz emanzipierten Staates sein. Nur ein solcher Kirchenstaat hätte wenigstens eine Zeit lang Gnade gefunden. Wurde es ja schon getadelt, wenn Pius IX. die Einführung des Code Napoléon mit seinen Ehegesetzen ablehnte, kirchliche Fragen verfassungsgemäß aus der Beratung der Kammern ausschaltete oder ähnliche von seinem Gewissen gebotene Beschränkungen aufrechthielt. Der Untergang der weltlichen Herrschaft des Papstes ist darum

*) „In der Tat war seine Enzyklika" (vom 29. April 1848, übrigens eine Allokution, siehe „Die Kultur", 5. Jahrgang, Seite 83) „der erste Schritt, der den definitiven Verlust des Kirchenstaates zur Folge hatte; den zweiten tat Pius IX. in Gaëta" (offenbar die Ablehnung der von Gioberti angebotenen piemontesischen Intervention in Rom), behauptet Fr. X. Kraus, Cavour, S. 37. Vgl. ferner folgende Behauptungen dieses Werkes mit unserer Darstellung: „In Pius IX. war der Mensch fromm und verehrungswert, während der Regent fast aller Eigenschaften entbehrte, die notwendig gewesen wären ... er hatte sehr oberflächliche Studien gemacht", (Cavour, S. 35); „jener (Pius IX.) sah seit dem März 1849 Konferenzen der von ihm angerufenen vier Mächte bei sich in Gaëta, aus welchen Verhandlungen die bewaffnete Intervention Frankreichs hervorging" (Cavour, S. 40), und ferner die Benützung der oben von uns erwähnten Briefe Gladstones, „welcher die vollkommene Rechtlosigkeit enthüllte, mit der tausende unbescholtener Bürger Neapels ohne Justifizierung, ohne Mittel zu ihrer Rechtfertigung in den Kerkern des Königreiches dahinschmachteten" (Cavour, S. 43), als einer ganz unbezweifelten Quelle. In diesem Werke, das so viele unbewiesene Urteile fällt, so viele mit katholischen Grundsätzen unvereinbare Ansichten ausspricht, fehlt vielfach auch die wissenschaftliche Treue.

eine glänzende Apologie des Katholizismus, ſeiner ſittlichen Hoheit und ſeines völkerbefreienden Gehaltes gegenüber der vernichtenden Übermacht des modernen Staates.

In der Sitzung, welche der zur Erledigung der Orientfrage einberufene Pariſer Kongreß am 8. April 1856 abhielt, wurden die beiden längſt verſchrieenen Kleinſtaaten, Neapel und der Kirchenſtaat, vor den Richterſtuhl der Großmächte gezerrt. Cavour verlangte die Abtrennung der päpſtlichen Legationen unter einem ſelbſtändigen Vize-König, indem er die Regierung des Papſtes als „eine Schmach für Europa“ bezeichnete. Während andere Diplomaten die Antwort ſchuldig blieben, kennzeichnete der Vertreter Preußens, v. Manteuffel, dieſes Anſinnen der piemonteſiſchen Regierung als einen Appell an die in Italien um ſich greifende revolutionäre Bewegung. Man hat dieſen Appell ſeitdem nicht geſcheut. Viele, die als Beförderer der anfangs gut gemeinten Beſtrebungen Rosminis und Giobertis begannen, endeten mit Cavour als Genoſſen Mazzinis und Garibaldis.

Glücksahnen.

Von Max Reſchreiter.

Und die Brunnen mit klagenden Zungen
Tönen hinein in die kommende Nacht.
Meine Seele, von Nöten umrungen,
O, vergiß, was ſo trüb dich gemacht.

Über den halbzerfallenen Wänden
Graſen Rehe in ſcheuen Reih'n.
Glocken von fernen Waldeskapellen
Leuten des Tages Sterben ein.

Über die Felſen und einſamen Steige
Flutet das Mondlicht groß und ſtill . .
Meine Seele, nun ſchweige und neige
Dich dem Glück, das dich ſegnen will.

Die listige Witwe.

Dem Javanischen frei nacherzählt von **Dr. H. Bohatta.***)

Ein reicher Kaufmann, namens Gunawicara, d. i. der verständige Redner, lag im Sterben. Er war zeitlebens rechtschaffen, fromm und milde gegen die Armen gewesen, was ihm die allgemeine Liebe seiner Mitmenschen erwarb; auch war er in seinen Unternehmungen stets glücklich gewesen und hatte ein großes Vermögen gesammelt, das er jetzt, da die Ehe kinderlos geblieben war, seiner Frau hinterlassen sollte. Die beiden Gatten waren einander herzlich zugetan. Die Frau war tief unglücklich über den bevorstehenden Abschied für die Ewigkeit, doch ihr Mann tröstete sie, so gut er vermochte, und verwies sie auf Gott, in dessen Ratschluß sich jeder ergeben müsse. Als letzten Rat aber gab er ihr die Mahnung, das Vermögen gut zu verwalten, weder zu knausern noch zu verschwenden. „Klugheit", setzte er hinzu, „ist das einzige Mittel zu einem glücklichen Leben; sie allein überwindet alle Schwierigkeiten und hilft über alles Ungemach hinweg. Sei klug und du wirst stets wohlfahren und glücklich sein!"

Mit diesen Worten verschied der Kaufmann. Unter allgemeiner Teilnahme wurde er zur Ruhe bestattet. Die Witwe, auf die die Worte ihres Mannes tiefen Eindruck gemacht hatten, gab den Handel auf und zog sich in ihr Haus zurück, wo sie eifrig dem Studium heiliger Bücher oblag, um aus ihnen Klugheit zu schöpfen.

Nachdem sie längere Zeit auf diese Weise hingebracht hatte, beschloß sie, die ihr von der Natur verliehene Gabe der Klugheit, die sie durch Studium reich vermehrt hatte, in der Welt zu erproben, und schlug an ihrem Hause eine Tafel an, auf der geschrieben stand: „Klugheit siegt in jedem Streit, Torheit unterliegt stets. Schlechtigkeit ohne Verstand zieht immer den kürzeren. Eine verständige Frau vermag mehr als ein törichter Mann."

Die Tafel erregte die Aufmerksamkeit der Nachbarn und die Leute lasen sie mit Kopfschütteln, da sie ihren Zweck nicht zu erkennen vermochten.

Da kam ein Kaufmann des Weges, ein listiger, verschlagener Mann, der es in allem darauf anlegte, aus der Torheit anderer Vorteile zu ziehen und dem jedes Mittel recht war, wenn es ihm Nutzen versprach. Seine bisherigen Erfolge hatten ihn aber selbstbewußt und eitel gemacht, so daß er sich jedem Mann, von den Frauen ganz zu schweigen, weit überlegen glaubte. Er war auf Reisen gegangen, um Gold und Edelsteine zu möglichst billigen

*) Unter dem Titel „Durcara arja" de gladde weduwe, en javaansch sprookje von D. F. van der Pant und Prinz Padma Soesaftra in Surakarta-Dialekt nacherzählt und herausgegeben.

Preisen einzuhandeln und hatte sich zu diesem Zwecke ärmlich gekleidet; er trug kein anderes Gepäck als einen Bambusstock, der freilich sehr kostbar war, denn in ihm waren zehntausend Rupien versteckt.

Als dieser Mann, Surawacana d. i. Prahlhans mit Namen, vor dem Hause und der Tafel anlangte und von den Umstehenden erfuhr, daß die Eigentümerin des Hauses sie hier befestigt habe, wurde sein Herz, da er die Herausforderung verstand, von Zorn erfaßt, daß eine Frau klüger sein wolle als die Männer. Er beschloß, den Kampf mit ihr aufzunehmen.

Surawacana ging auf das Haus zu und begehrte in anmaßender und lärmender Weise Einlaß; er wurde jedoch höflich, ja demütig empfangen, obwohl er die Frau herrisch anfuhr und ihr das Unpassende ihres Beginnens verwies. Schließlich machte ihn das unterwürfige Wesen der Witwe ganz verwirrt und er entschuldigte sein Benehmen, forderte aber die Beseitigung der Tafel, was ihm auch zugesagt wurde.

Der Kaufmann fühlte sich infolge des freundlichen Entgegenkommens bald heimisch, nahm ein Bad und ließ sich das aufgetragene Essen wohl schmecken. Dann zog er sich in das Fremdenzimmer zurück, wo er rasch in tiefen Schlaf verfiel.

Diesen Moment hatte Frau Gunawicara abgewartet. Sie schlich leise ins Gemach, untersuchte den Stock, in dem sie Geldeswert vermutete, und nahm seinen Inhalt an sich. Als Sarawacana erwachte, war es schon spät geworden; er nahm daher rasch Abschied und entfernte sich.

In tiefen Gedanken über das Erlebnis hatte er bereits eine ziemliche Strecke zurückgelegt, als er plötzlich merkte, daß der Stock leichter sei als früher; er öffnete ihn und fand ihn seines Inhalts beraubt. Entsetzen und Zorn trieben ihn ins Haus zurück, das er nun mit lautem Geschrei erfüllte. Er überhäufte die Witwe mit Schimpfworten und nannte sie eine Diebin, die ihn um sein Vermögen gebracht und seinen Stock geleert habe.

„Du hast keine Beweise für diese Behauptung," erwiderte sie. „Hast du einen Zeugen dafür, daß du das Geld wirklich in den Stock getan? einen Zeugen, der dich überhaupt in deinem ärmlichen Aufzug kennt? einen Zeugen endlich dafür, daß ich das Geld gestohlen habe? Erst jetzt erfahre ich von dir, daß du so viel Geld bei dir trugst. Du verleumdest mich und das zum Dank, daß ich dich freundlich aufgenommen und bewirtet habe! Mich zeihst du des Diebstahls, mich, die man hier allgemein achtet und als reich kennt? Wird dir einer, der deinen ärmlichen Anzug sieht, glauben, daß du überhaupt eine solche Summe bei dir hattest?"

Surawacana erkannte die Richtigkeit ihrer Worte und milderte Benehmen und Ton.

„Wohl kann ich dir nichts beweisen, aber doch muß mir das Geld hier im Hause abhanden gekommen sein. Da es früher noch im Stock war, jetzt aber nicht mehr, muß ich annehmen, daß du es daraus entfernt hast."

Da Frau Gunawicara gleichwohl nichts von dem Gelde wissen wollte, redete sie noch eine Zeitlang hin und her, bis die Witwe dem Kaufmann vorschlug, den Fall einem älteren, einsichtigen Manne vorzulegen, worauf er schließlich auch einging. Sie nannte als Schiedsrichter einen holländischen Juwelier, der ihr seit langem als rechtlich und verständig bekannt sei;

Surawacana müsse aber, um seine Verkleidung nicht zu verraten, als ihr Sohn auftreten, der eben aus Egypten eingetroffen sei, um Juwelen einzuhandeln. Als solcher dürfe er sich nur der malaischen Sprache bedienen und zu allem nur „ja" sagen. Surawacana ging darauf ein, denn ihm war alles recht, was ihm zu seinem Gelde verhelfen konnte.

Er blieb als Gast im Hause. Am nächsten Morgen fuhren beide zu dem Juwelier, der die Frau als alte Kunde freundlich begrüßte. Sie wählte im Auftrag ihres angeblichen Sohnes, der auf alle Fragen immer nur mit „ja" antwortete, mehrere Goldsachen aus, deren Wert schließlich die Summe von elftausend Rupien erreichte. Der Sohn sagte immer nur „ja". Als die Dienerin aber die Geldkiste aus dem Wagen herbeiholte, erwies es sich, daß diese mit der Kleiderkiste verwechselt worden war und kein Geld enthielt. Die Witwe fuhr nach Hause, um das Geld zu holen und ließ Surawacana beim Juwelier als Pfand zurück.

Dieser wartete lange Zeit, doch die Frau kam nicht zurück. Er fragte ihren Sohn, doch erhöhte dessen ewiges „ja" seinen Zorn so sehr, daß er dem Diener befahl, ihn zu prügeln. Dies gab Surawacana sein Javanisch zurück und er erzählte dem Juwelier, daß er nicht der Sohn jener Witwe, sondern ein Kaufmann sei, daß er von ihr seines Vermögens beraubt und hierher geführt worden sein, um ihm den Fall zur Entscheidung vorzulegen.

Der Zorn des Juweliers wandte sich nunmehr ganz gegen die Frau, die ihn so hintergangen. Er schickte zwei seiner Diener zu ihr mit dem Auftrage, entweder die Frau oder das Geld für die Waren ihm zu bringen.

Als die Leute unter Schmähreden bei Gunawicara eintraten, hieß sie sie ein wenig warten, bis sie eine Summe, die der Fürst ihr schulde, behoben habe; unterdessen möchten sie sich an Speisen und Trank gütlich tun.

Sie ließen sich nieder, taten, wie ihnen geheißen, während Gunawicara in den Palast ging und der Fürstin unter Tränen erzählte, daß zwei ehemalige Diener ihres verstorbenen Mannes als holländische Diener verkleidet in ihr Haus gedrungen seien und sie im Namen ihres angeblichen Herrn aufforderten, sich zu diesem zu begeben. Sie bäte um Schutz gegen diese Leute.

Der Sultan, der eben bei seiner Gemahlin eintrat, ließ sich die Geschichte noch einmal erzählen und kaufte der Witwe auf ihre Bitte die beiden Diener um vierhundert Gulden ab. Darauf gab er den Befehl, die beiden mit der Wache abzuholen. Sie saßen noch im Hause der Witwe und warteten auf die Frau und das versprochene Geld, als die Soldaten erschienen. Alle Vorstellungen, alle Beteuerungen, daß sie nichts verschuldet hätten, waren umsonst, sie mußten mit zum Palaste des Sultans. Hier wurde die Sache näher untersucht und das Ergebnis dem Sultan berichtet, der durch den Betrug der Witwe in den höchsten Zorn versetzt wurde. Der Fürst befahl, zwei Boten zu ihr zu senden und sie herbeizubringen.

Die beiden Boten wurden von der Frau, die ganz zerknirscht schien, freundlich empfangen und bewirtet. Dann klagte sie über ihr Schicksal, das ihr wohl ein großes Vermögen, aber keine Kinder geschenkt, denen sie es hinterlassen könnte. „So will ich denn," fügte sie hinzu, „wenn ihr einverstanden seid, euch beide adoptieren und zu meinen Erben einsetzen, damit ich doch weiß, wem meine Habe zufällt, falls ich mein Gefängnis nicht mehr

verlassen sollte. Alles sei euer, Haus und Hof mit Nebengebäuden und Gründen, mein Vermögen und meine Schätze. Wollt ihr es nicht erst besehen?"

Die beiden Abgesandten, die sich so unvermutet als reiche Männer sahen, willigten mit Freuden ein und bedankten sich. Nachdem sie alles in Augenschein genommen, bat noch der eine, sie möge ihr Versprechen schriftlich festsetzen. Die Witwe war dazu bereit, doch wolle sie vorher noch zu einem ihrer Schuldner fahren, um das bei diesem ausstehende Geld einzufordern und in die Schenkungsurkunde aufzunehmen; dies könnte sie noch auf ihrer Fahrt besorgen, dann sei sie bereit, vor dem Sultan zu erscheinen.

Die Witwe führte die Beiden nun zu einem Arzte, den sie allein in der Wohnung aufsuchte. Hier gab sie an, sie käme wegen ihrer zwei Söhne, die durch Zahnschmerzen so gepeinigt würden, daß sie manchmal wie Verrückte rasten und die ganze Umgebung gefährdeten. Sie seien sehr widerspenstig und würden sich dem Ausziehen der Zähne vermutlich hart widersetzen, doch würde ihrer Meinung nach dieses Mittel sie vollständig und sicher wiederherstellen. Ein Diener rief die beiden jungen Männer herbei, die der Arzt, während die Frau durch die andere Tür sich entfernte, in Empfang nahm und trotz energischer Weigerung und heftigen Widerstandes der vorher genau bezeichneten Zähne beraubte. Jammernd und scheltend kehrten sie an den Hof zurück.

Als der Sultan von dieser üblen Behandlung seiner Boten erfuhr, entsendete er den Obersten der Leibwache, um die Witwe herbeizuholen. Der Befehl wurde pünktlich vollzogen und Frau Gunawicara traf in dem Palaste ein, als der Sultan gerade beim Gebete war. Er wollte die Andacht nicht unterbrechen, sondern befahl nur kurz, sie an einen Baum zu binden; nach dem Gebete wolle er sie selbst mit dem Schwerte töten.

Aber das Schicksal wollte es anders. Der Fürst wurde während des Gebetes vom Schlaf übermannt und die Nacht brach herein.

Die Witwe dachte über ihr Schicksal nach und war tief betrübt, daß sie nunmehr so elend umkommen müsse. Sie grübelte über ein Mittel, das sie aus ihrer Not erretten könnte. Endlich glaubte sie es gefunden zu haben.

Sie pries mit lauter Stimme Gott und rief seinen Segen über den Sultan herab. Im Palaste wachte nur noch die hochbetagte Großmutter des Fürsten, die ihre Worte hörte. Sie kam herbei, fragte die Gefesselte, was ihre Reden zu bedeuten hätten, und erfuhr von ihr: zur Heilung von einem bösen Leiden habe sie der Sultan an den Baum gebunden und in der Tat seien jetzt alle Schmerzen geschwunden; deshalb preise sie Gott und den gnädigen Fürsten. Die alte Fürstin wollte das Mittel gleichfalls versuchen und ließ sich, nach einigem Sträuben der Witwe, von dieser an den Baum binden, um von den Leiden, die das Alter ihr bereitete, befreit zu werden. Gunawicara aber entfernte sich rasch.

Bald darauf erwachte der Sultan, erinnerte sich, nachdem er sein Gebet beendet, an sein Vorhaben, ging zu dem Baum und hieb der Gefesselten das Haupt ab. Als er aber den Kopf näher betrachtete und erkannte, was er getan hatte, warf er sich zu Boden und weinte laut über seine Tat und mit ihm der ganze Hof, so daß der Palast von den Klagen erfüllt wurde.

Am nächsten Morgen ließ der Sultan seine Großmutter mit allen Ehren bestatten. — Dann rief er den Großvezier heran und befahl ihm, Frau

Gunawicara zum Verhör vor ihn zu bringen, die an allem schuld sei und getötet werden müsse.

Kaum hatte er diesen Befehl ausgesprochen, so erschien der Geist eines Heiligen im Saale und erklärte dem Fürsten:

„Was geschehen ist, geschah nach dem Willen des Schicksals. An dem Tode deiner Großmutter trägst du allein die Schuld, da du dich vom Zorn hinreißen ließest und nicht vorerst untersuchtest, wem du das Haupt abschlugst. Die Witwe Gunawicara ist nur ein Werkzeug des Schicksals und ohne Schuld. Sie ist rein und klug; rufe sie an deinen Hof, aber nicht, um sie zu bestrafen, sondern damit sie deine Ratgeberin werde."

Und so geschah es. Die Witwe, die über den unseligen Ausgang ihres Beginnens in größter Verzweiflung war, wurde zu ihrem höchsten Erstaunen mit einer Sänfte abgeholt und erhielt reiche Geschenke vom Fürsten, die sie voll Freude entgegennahm. Dann begab sie sich mit dem ganzen Zuge an den Hof. Hier empfing sie der Sultan feierlich und machte sie zur Njahi Adipati Sedah Mirah, in welcher Eigenschaft sie über das Haus des Fürsten und alle Frauen darin die Oberaufsicht zu führen hatte.

Dann erzählte sie ihrem Herrn auf dessen Aufforderung ihre Erlebnisse, wie Surawicana, der andere betrügen wollte, von ihr bestraft worden sei, wie der Juwelier für seine törichte Leichtgläubigkeit gegen seine Kunden, dessen Diener für ihre Dummheit, die fürstlichen Boten für ihre Schlechtigkeit und Habgier gebüßt hätten.

Den Beschädigten gab die Witwe das Geld zurück, ihr Privatvermögen aber ließ sie unter die Armen verteilen.

Poesie.

Von Franz Eichert.

Zum Spiele rief mein Kind mich heut'
Und brachte seinen kleinen Raub, —
Goldfarbe war's, — die warf's erfreut
In eine Handvoll Sand und Staub.

Und schüttelte, da ward verklärt
Der Sand und strahlte leuchtend warm,
Und alles schien zu Gold vermehrt —
War doch nur Staub, gering und arm.

So, dacht' ich, war der Herr mir hold:
Er nahm mein Herz, voll Leid und Zorn,
Und warf hinein von seinem Gold, —
Wir nennen's Poesie, — ein Korn.

Und schüttelt nur das Leben gut,
So glänzt wie Gold der taube Stein
Und leuchtet noch mit seiner Glut
In manches dunkle Herz hinein.

Umschau.

Über ein „Anthropozoon biblicum“ veröffentlicht J. Lanz-Liebenfels in der neugegründeten, im Verlag von S. Calvary & Ko. erscheinende „Vierteljahrsschrift für Bibelkunde“ (I. Jahrgang, 3. Heft) eine eigenartige Studie. Der Autor stellt folgende Thesen und Hypothesen auf:

1. Die in altorientalischen Texten vorkommenden Namen der „pagu“ und „bazaati“ bezeichnen Menschentiere („Anthropozoa“). Diese heute ausgestorbenen Anthropozoa waren ebensowohl im Wasser wie auf dem Festlande heimisch, hatten also die Lebensgewohnheiten eines Amphibiums (!) und stellen das langgesuchte Zwischenglied zwischen Mensch und Tier dar. Sie sind identisch mit den anthropologisch festgestellten Pygmäen und „kleineren Anthropozoen“ der prähistorischen und zum Teile historischen Perioden; die Kabirenkulte, die „ganz rätselhafte“ Erscheinung der Pfahlbauten, die Unkenidole, die orgiastischen Kulte, die Schuppentätowierung finden dadurch eine ganz ungezwungene Erklärung.

2. „Pagusta“ und „udumi“ stellen zwei verschiedene Menschentierarten dar, von denen die eine schwarz, die andere rötlich, die eine lang-, die andere kurzschwänzig war. Die pagusta sind pygmäenartig und mikrokephal, die „bazaati“ bilden ein Mittelglied, die udumi (die Riesen der Vorzeit!) sind gewaltige Bestien und haben Beziehungen zu den Anthropoiden. Alle drei Arten haben sich somohl untereinander, als auch wieder mit dem homo Ariacus bastardiert, wofür sich Andeutungen im flachen Schädeldach und den vorspringenden Augenwulsten des europäischen Urmenschen (— der Autor spricht vom „Froschkopf“ des Menschen von Krapina —) finden.

3. Der Homo sapiens oder besser Homo Ariacus (denn so nannte er sich nach Lanz-Liebenfels bereits selbst in der Steinzeit) hat seine ethnologischen Wurzeln im heutigen Norddeutschland und vermischte sich sodomitischerweise mit den Menschentierarten, wodurch immer inferiorere Formen (Zentralafrikaner, Australier ꝛc.) entstanden.

4. Stammen die Arier aus Deutschland und sind sie allein im Besitz einer artikulierten Sprache, so ist das Anthropozoon stumm und steht auf einer fast tierischen Kulturstufe. Die anthropologische Wurzel der Arier ist in der neuen Welt oder der „Atlantis“ zu suchen; sie waren in einem der historischen Zeit nicht viel vorangehenden Stadium bisexuell. (Hermaphrodismus ꝛc.!)

„Für diese aufgestellten Thesen und Hypothesen enthält die Bibel die stärksten und überzeugendsten Argumente.“ (S. 351.) Behemot und Leviathan sind Menschentiere. Der homo ad imaginem dei (Gen. I./2—6) ist grundsätzlich verschieden vom homo de limo terrae. (Gen II./7) und als der Ahne des Homo sapiens Ariacus (der Sethiten) aufzufassen. Er war im mittleren Sekundär ein Flugsaurier, ist in seiner späteren Entwicklung genetisch nie durch das Stadium der

Affen gegangen, hat sich aber mit ihnen und ihren Vorfahrenstufen bastardiert. Der „alte Bund" ist der Urvertrag zwischen Ariacus und Gott, das Menschentier auszurotten, der neue Bund die Erneuerung des im Menschengeschlecht vergessenen alten Bundes, „nur mit dem Unterschied, daß nun fast ein jeder Affenblut in sich hat" (der Ariacus nur mütterlicherseits!) Daher die Bekämpfung des Menschentiers in jedem Menschen. Der gotisch-germanische Geist hatte bereits unter Ulfilas die Geheimnisse der Bibel erfaßt, — der „udumu"-Geist des Byzantinismus und Romanismus hatte aber über ihn mit roher Gewalt gesiegt. In sorgfältig ausgewählten Ehen [ich vermeide hier die „naturwissenschaftlichen" Ausführungen des Verfassers und der von ihm beigezogenen Quellen] erblickt Lanz-Liebenfels die einzige Möglichkeit, den Fluch der „Erbsünde" von uns zu nehmen und das irdische Paradies wieder zurückkehren zu lassen.

Überzeugt, daß unsere ersten Fachleute auf dem Gebiete der menschlichen Urgeschichte, unfruchtbaren Zeitverlust vermeidend, von einer Besprechung der „biblischen Studie" nach Möglichkeit Abstand nehmen werden, muß auch ich mir versagen, auf die Einzelpunkte der Publikation näher einzugehen. Wir sind gewöhnt, den ohnedies genug mühsamen Weg der Tatsachenforschung zu gehen, — in der Arbeit Lanz-Liebenfels' dagegen wird uns ein erträumtes Hypothesengemälde entworfen, das in ganz und gar kritikloser Anlehnung an einzelne Beobachtungen und Ergebnisse der verschiedenartigsten Disziplinen (vergleichende Sprachforschung, Monumentalarchäologie, theologische Exegese, Embryologie, Ethnographie 2c.) dieselben mit verblüffender Kühnheit für sich adaptiert. Der Verfasser, dessen einziges Spezialfach altorientalische Linguistik zu sein scheint, verwertet eine überraschend „bunte" Literatur und beweist nur zu oft, daß ihm jedes persönliche, kritische Wissen in den angezogenen Fächern völlig mangelt. Ja, es erweckt den Anschein, daß er tieferen Spezialarbeiten über einzelne Themata auswich. Nach einem gründlichen Studium von Joh. Rankes „Der Mensch" und einer Reihe von Abhandlungen im Braunschweiger „Archiv für Anthropologie" hätte der Autor unmöglich derart über verschiedene anthropologische Probleme (Hermaphrodismus, Pygmäen, Fertilität bei Bestialität, Schwanzbildung beim Embryo, den russischen „Hundemenschen" u. a.) schreiben, beziehungsweise sie derart in den Dienst seiner Ideenwelt stellen können.

Wir selbst müssen uns hier begnügen, auf folgende Fakta hinzuweisen:

a) Ein Mittelglied zwischen Mensch und Tier mit den Lebensgewohnheiten eines Amphibiums ist zoologisch und anthropologisch ein Unding.

b) Wir besitzen nicht die geringsten wissenschaftlichen Anhaltspunkte (Mumien, Skeletteile oder ähnliches), die uns an ein Zusammenleben der Kulturvölker des Orients mit menschenähnlichen Wesen denken lassen. Die Hauptstützen Lanz-Liebenfels' sind monumentale Abbildungen nicht näher bestimmbarer Ungeheuer mit teilweise noch ebenso dunklen Namen. Inwieweit hier phantastisch-stilistische Auffassungen oder dämonistische Vorstellungen der betreffenden Künstler zu erblicken sind, sei offen gelassen. (Man vergleiche die Dämonenbilder der Mexikaner und die phantastischen Ungeheuer der Etruskerkunst herab bis zu jenen unserer romanischen Portale und gotischen Wasserspeier.) Für die wirkliche Existenz solcher Monstra bedarf es anderer Belege als Darstellungen einer nachgewiesenermaßen bereits der reinen Ideenwelt dienenden Kunst.

c) Die so vielbetonten Pygmäen schließen sich voll und ganz der Menschenfamilie der Gegenwart an und können unter keinem anatomischen Gesichtspunkt weder genetisch noch spezifisch von ihr getrennt werden.

d) Auf die „Theologie" des Verfassers einzugehen (— vorausgesetzt, daß ihr dieser Name überhaupt zukommt —), dürfte in Erwägung der für sie vorgebrachten, gänzlich falschen profanwissenschaftlichen Stützpunkte überflüssig sein. Sie fällt mit ihren Voraussetzungen, gegen deren Bezeichnung als „wissenschaftliche Ergebnisse" im Namen der Wissenschaft protestiert werden muß. —R—

* * *

Menschliche Massenerscheinungen vom Standpunkt der Wahrscheinlichkeitsrechnung. „So wohl begründet uns auch eine wissenschaftliche Voraussage erscheinen mag, wir sind nie absolut sicher, ob die Erfahrung ihr nicht widerspricht", sagt ein bekannter französischer Mathematiker. Und doch zweifeln wir nicht an der Gewißheit wissenschaftlicher Prophezeiungen, weil deren Sicherheit in den meisten Fällen für die Bedürfnisse der Praxis ausreicht.

Selbst der Geschichtsschreiber, der nach rückwärts sehende Prophet, wird bei seinen Forschungen den Zusammenhang der Begebenheiten nur mit einem gewissen Grade von Wahrscheinlichkeit feststellen können und bleibt in seinen Behauptungen steter Berichtigung ausgesetzt.

Drastisch meinte einmal Lessing: „Wir alle glauben, daß ein Alexander gelebt hat, der in kurzer Zeit fast ganz Asien besiegte. Aber wer wollte diesem Glauben zufolge alle Kenntnis auf ewig abschwören, die mit diesem Glauben stritte? Ich wahrlich nicht. Ich habe jetzt gegen den Alexander und seine Siege nichts einzuwenden, aber es wäre doch möglich, daß sie sich ebenso wohl auf ein bloßes Gedicht des Choerilos, welcher den Alexander überall begleitete, gründeten, als die zehnjährige Belagerung von Troja sich auf weiter nichts als auf die Gedichte des Homer gründet." Ein Historiker mag zwar an der Wahrheit der Überlieferung, es habe einen Alexander als Besieger Persiens gegeben, ebensowenig zweifeln wie daran, daß am nächsten Tage die Sonne aufgehen müsse, der Mathematiker aber wird vorsichtiger sein und der Weltordnung doch größeres Vertrauen entgegenbringen als der Verläßlichkeit geschichtlicher Tradition. Und diese Ansicht wird er auch zahlenmäßig begründen können.

Im gewöhnlichen Leben hat man einen sehr undeutlichen Begriff von Wahrscheinlichkeit. Viele Menschen sind der festen Meinung, daß eine Nummer in der Lotterie, die sehr lange nicht mit einem Gewinn gezogen wurde, mehr Aussicht besitze als eine andere und dieser Glaube wird oft zur Grundlage sogenannter „Berechnungen" gemacht. Und hat die Wahrscheinlichkeitsrechnung nicht eine gewisse Ähnlichkeit mit diesem Aberglauben?

Schon der Name „Wahrscheinlichkeitsrechnung" ist ein Paradoxon. Wie kann man Ungewißheiten einer genauen Rechnung unterziehen? In Wahrheit handelt es sich jedoch bei der Anwendung der exakten Methode auf Unsicherheiten nur um eine Einschränkung der vollständigen Ungewißheit in bestimmte mögliche Grenzen.

Betrachten wir ein einfaches Beispiel. Wir nehmen ein Spiel mit 32 Karten. Darunter befinden sich 4 Könige. Die Wahrscheinlichkeit, daß eine beliebig gezogene Karte ein König ist, beträgt $^1/_8$, d. h. unter 8 Versuchen wird voraussichtlich einmal ein König getroffen werden. Das ist nicht etwa dahin zu verstehen, als ob unter 8 Zügen ein König gezogen werden müsse. Man kann die verlangte Karte vielleicht gar nicht, möglicherweise gerade einmal, oder auch öfter als einmal ziehen; aber je mehr Züge man macht, desto mehr wird sich das Verhältnis 1 : 8 erfüllen. Die mathematische Wahrscheinlichkeit ist also stets dahin aufzufassen, daß der tat-

sächliche Erfolg dem zahlenmäßigen Ausdruck um so näher kommt, je größer die Anzahl der Versuche ist.

Dem praktischen Verstand des Menschen ist die Nutzanwendung einer Rechnung immer deutlicher als die Berechnung selbst. Darum wollen wir das Beispiel umkehren: Man spielt mit einem Unbekannten und er zieht unter 10mal durchschnittlich 6mal einen König. Werden wir nicht sofort vermuten, daß er den Zufall — korrigiert hat?

Wir drängen also unsere Rechnung nicht der Natur auf, wir beabsichtigen nicht — wie Poincaré hübsch gesagt hat — „den Schöpfer zu fesseln und ihm nur die Wahl unter verhältnismäßig wenig Möglichkeiten zu lassen", sondern sind nur im vorhinein überzeugt, daß der parteilose Zufall jedes Ereignis in gleicher Weise begünstige.

Je weniger der Mensch mit seinem systematischen Wollen eingreift, desto mehr werden sich die zufälligen Fehler und Abweichungen ausgleichen und darum darf sich die Wahrscheinlichkeitsrechnung auch auf solche menschliche Massenerscheinungen erstrecken, welche Analogien mit zufälligen Ereignissen aufweisen, weil sie regellos auftreten und trotzdem in großer Vereinigung eine gewisse Beständigkeit zeigen.

So sind beispielsweise in den Jahren 1866 bis 1877 in Österreich 4,311.076 männliche und 4,052.193 weibliche Geburten registriert worden. Wenn nun von 1877 bis 1894 nur die Anzahl der männlichen Geburten, nämlich 6,533.961 verzeichnet worden wäre, welchen Schluß könnte man in Bezug auf die Zahl der weiblichen Geburten ziehen? Prof. Czuber*) findet durch die Rechnung: 6,118.361 bis 6,164.813 und tatsächlich ist der beobachtete Wert, nämlich 6,161.987 weibliche Geburten in diesem Intervall enthalten. Diese Übereinstimmung gibt zu denken und wird vielleicht Manchem schon genügen, um Schenks Theorie von der willkürlichen Bestimmung des Geschlechtes anzuzweifeln. Denn die Genauigkeit der Rechnung deutet auf eine große Anzahl zufällig wirkender Umstände hin, man müßte denn annehmen, daß die große Menge einzelner Individuen ebensowohl einem physiologischen Gesetz unterworfen sei wie der einzelne menschliche Körper.

In gleicher Weise sind Mortalitätsverhältnisse und Unfälle gewissen Gesetzen unterworfen, welche zur Grundlage der Versicherungsrechnung gemacht werden. Ein Beispiel aus der Moralstatistik wird aber besser durch die Beständigkeit der relativen Häufigkeit der Ereignisse die Bedeutung zufällig wirkender Umstände klar machen.

Nach den französischen Comptes généraux de l'administration de la justice criminelle betrug die Zahl der männlichen Selbstmörder in den Jahren 1855—1859 im Mittel 3015 pro Jahr, wovon sich durchschnittlich 783 ertränkten. Wenn man aus diesen Daten den Schluß ziehen würde, daß von den im Jahre 1860 verzeichneten 3076 Selbstmördern 757 den Tod in den Wellen gefunden haben, so würde man nicht weit fehlgreifen, denn deren Zahl betrug 772.

Wie verschiedenartig das Motiv eines Selbstmordes, wie eigenartig auch die individuelle Veranlagung eines einzelnen Selbstmörders sein mag, die relative Frequenz einer bestimmten gewählten Todesart beweist, daß die außerordentlich zahlreichen und mannigfaltigen Ursachen, welche zu der Wahl eines bestimmten Mittels führen, gerade wegen ihrer Mannigfaltigkeit und großen Zahl einen verhältnismäßig konstanten Bedingungskomplex bilden, der in seinen Wirkungen das Chancenspiel bei einer gleichbleibenden Wahrscheinlichkeit nachahmt.

*) „Die Wahrscheinlichkeitsrechnung und ihre Anwendung auf Fehlerausgleichung, Statistik und Lebensversicherung" von E. Czuber, Professor an der Techn. Hochschule in Wien. Verlag B. G. Teubner, Leipzig, 1903.

Der Einzelne mag sich immerhin als ein ganz besonderes Ich mit charakteristischen Eigenschaften empfinden, in der großen Menge ist er — an und für sich ohne wissenschaftliches Interesse — ein zufälliges Element der beobachteten Masse. Darum können wir selbst dann noch von menschlichen Massenerscheinungen in oben genanntem Sinne sprechen, wenn Menschen mit Einsicht und Verstand ein Urteil abgeben.

Es handle sich beispielsweise um die Wahrscheinlichkeit, daß ein von einer Mehrheit gefälltes Urteil der Gerechtigkeit entspricht. Bei aller Erfahrung und Vorsicht der Richter, bei aller Wahrhaftigkeit der Zeugen ist ein Irrtum durchaus nicht ausgeschlossen. Für die Sicherheit der Gesellschaft ist aber — wie Poisson richtig bemerkt — nicht die Wahrscheinlichkeit der Richtigkeit eines Urteiles in Bezug auf einen einzelnen Fall von Wichtigkeit, sondern die Kenntnis der Wahrscheinlichkeit in Beziehung auf die Gesamtheit der in mehreren Jahren von den Gerichtshöfen gefällten Urteile, welche sich aus der Beobachtung und der Rechnung ergibt.

Dies ist von größter Wichtigkeit für die Gesetzgebung. Wie sollte man anders die größere oder geringere Garantie bestimmen, welche das Institut der Geschworenengerichte der bürgerlichen Gesellschaft und den Angeklagten gewährt? Ein Beispiel mag die Bedeutung der Gesetzesbestimmungen für die Zahl der Verurteilungen erläutern.

In den Jahren 1825—1830 erfolgten in Frankreich die Entscheidungen der Kriminalgerichtshöfe mit einer Mehrheit von 7 gegen 5 Stimmen. Unter diesen Umständen wurden von je 100 Angeklagten 61 verurteilt. Als 1831 das Gesetz dahin abgeändert wurde, daß eine Verurteilung mit einer Majorität von 8 gegen 4 Stimmen erfolge, wurden von 100 Angeklagten nur mehr 54 verurteilt. Im Jahre 1832 wurde gesetzlich bestimmt, daß auch mildernde Umstände von den Geschworenen berücksichtigt werden durften, und infolge dessen stieg wieder die Zahl der schuldig Befundenen auf 59 %. Und dieses prozentuelle Verhältnis wechselte nicht etwa erheblich von Jahr zu Jahr, sondern blieb ebenso stabil, als ob es sich um zufälligere Ereignisse als Verbrechen, Überführung und Urteilsfällungen gehandelt hätte.

Wohl haben viele bedeutende Männer entschieden geleugnet, daß sich solche Fragen überhaupt einer Rechnung unterziehen ließen, aber — wie Arago betont — sie vergessen, daß das Beobachtungsmaterial selbst aus der Erfahrung genommen wird und die Rechnung nur auf einer Vergleichung dieser Daten beruht.

Man kann über Statistik wie immer denken und selbst meinen, daß sich mit Zahlen schließlich alles beweisen lasse; die Wahrscheinlichkeitsrechnung liefert aber genaue Angaben über die zulässigen Grenzen der Wirksamkeit statistischer Angaben. Man kann nicht nur die Wahrscheinlichkeit für das Eintreffen eines Ereignisses feststellen, sondern auch die Wahrscheinlichkeit bestimmen, bis zu welchem Grade die erstberechnete Wahrscheinlichkeit Giltigkeit hat. Auf diese Weise werden viele Fehler ausgeglichen, welche sich bei direkter Verwendung eines beliebigen Zahlenmaterials notwendigerweise einstellen müßten.

Damit sei auf die Bedeutung der „mathematischen Statistik" hingewiesen, welche berufen ist, neben der Ausgleichsrechnung, der Lebens-, Renten- und Unfallversicherungsrechnung als jüngster Zweig der Wahrscheinlichkeitsrechnung ein neues, reiches Gebiet für die angewandte Mathematik zu erobern. Die Rechnung läßt erkennen, daß es sich bei menschlichen Massenerscheinungen nicht um eine geheime Kraft handelt, sondern um die Resultate des Zusammenwirkens sehr verschiedenartiger und komplizierter Verhältnisse, welche dem sogenannten Gesetze der großen Zahlen unterliegt. Diese Tatsache der Gesetzmäßigkeit der meisten Erscheinungen, welche wir

im gewöhnlichen Leben als zufällige bezeichnen, gehört jedenfalls zu den merkwürdigsten Ermittlungen der Wissenschaft. Verstanden werden kann aber das ziffermäßige Material der menschlichen Massenerscheinungen nur vom Standpunkt der modernen Wahrscheinlichkeitsrechnung. H.

* * *

Unter dem Pseudonym Hans Faber, hinter dem sich ein hervorragender Geistlicher der Züricher reformierten Kirche verbirgt, erschien jüngst eine Schrift über „Das Christentum der Zukunft. Ein Ausblick in das XX. Jahrhundert". (Zürich, Druck und Verlag von Schultheß u. Komp. 1904. VIII und 220 S.) Diese Tatsache in Verbindung mit derjenigen, daß vor kurzem ein positiv gesinnter Amtsbruder in einer Broschüre, als deren Urheber er sich mit Namensunterschrift bekannte, der Sozialdemokratie Pionierdienste tat, zeigt zur Genüge, daß trotz des herrschenden Indifferentismus und Materialismus eine religiöse Bewegung im Anzuge ist und die Gemüter sich nach und nach darauf vorbereiten. Hans Faber selbst legt die Tendenz seiner Schrift in die Aufstellung, daß die Zeit der Kirche vorüber, die Zeit des Christentums aber erst gekommen sei. Hieraus ergibt sich von selbst sein Schluß, der Zerfall der Kirche sei eine Befreiung und eine Notwendigkeit, damit alsdann die Menschheit die ungeahnten Kräfte des ursprünglichen, recht verstandenen Christentums in sich aufnehme, um ihre wahren Ziele zu erreichen. Damit ist auch der Gesamtinhalt des Buches angedeutet. Es soll dargelegt werden, wie die Kirche dem wichtigen Begriff des Christentums nicht entsprach, daher auch die protestantische Kirche nicht. Letztere sei aus dem Gedanken hervorgegangen, eine irrtümliche Entwicklung wieder gut zu machen und an die Anfänge anzuknüpfen. Dabei hat der Verfasser zunächst seine evangelische Kirche im Auge und er verschmäht es, den Katholizismus bei diesem Anlaß auch in den Kreis spezieller Kritik zu ziehen, wenn auch selbstverständlich die Verneinung der Existenzberechtigung der „Kirche" sich von selbst und in erster Linie auch gegen den richten muß. Heutzutage gewiß ein Vorzug, der nicht gering anzuschlagen ist. In dreißig kurzen Abhandlungen wird nicht nur der allgemeine Begriff „Kirche" seziert, sondern auch die jeder Kirchengemeinschaft zukommenden Prädikate und Einwirkungsmittel werden einer Kritik unterzogen, die allerdings stellenweise beinahe vernichtend lautet, sofern man sich auf den Standpunkt des protestantischen Christen stellt. Der Abschnitt „Die Zukunft der Kirche" stellt letzterer nichts weniger als die vollständige Auflösung in Aussicht, sie hat keine Zukunft mehr. „Man weiß, daß es theologische Fakultäten gibt, daß die Pfarrer die kirchlichen Funktionen besorgen, man läßt sich bei besonderen Gelegenheiten die Dienste der Kirche gefallen, man läßt seine Kinder von ihr unterrichten und konfirmieren, man hört auch hin und wieder eine Predigt, — aber man nimmt die Kirche nicht mehr ernst. Die Arbeitermassen sind von tiefem Mißtrauen gegen die Kirche und die Pastoren erfüllt, der bürgerliche Mittelstand dünkt sich über ihre Predigt erhaben, die Vornehmen verachten sie oder behandeln sie mit gönnerhafter Herablassung, weil sie doch „für das niedere Volk notwendig" sei; für die regierenden und politischen Kreise kommt sie überhaupt nur als staatliche Institution in Frage. Es ist keine Aussicht, daß alles das je wieder anders werde." — Auch für den außerhalb der schweizerischen evangelischen Kirchen Stehenden sind diese Vorwürfe zum Teil grausame Wahrheit, wenn ihm auch die Möglichkeit nicht gegeben ist, das bittere Urteil in all seiner Schärfe auf die tatsächliche Richtigkeit zu prüfen. Widerspruch

kann und wird daher nicht ausbleiben und die Geistlichen, die es mit ihrem Beruf ernst meinen, werden nicht umhin können, der Streitschrift — und eine solche ist es — eine reifliche Prüfung und Erwiderung angedeihen zu lassen. Oder ist es wirklich schon auf diesen Punkt gekommen, daß man, ohne eine Widerlegung zu befürchten, öffentlich behaupten kann: „Man merkt dem jüngeren Geschlecht der Prediger an, daß es in der Dogmatik nicht mehr sattelfest ist und daß die alten protestantischen Lehrsätze allgemein aufgegeben sind" — und weiter: „In den theologischen Kreisen herrscht eine förmliche Deroute. Die Richtungen greifen seltsam ineinander über; es gibt statt der wenigen Schulen unzählige Nuancierungen"? — Der Verfasser selbst fürchtet übrigens den Streit nicht, setzt er ja doch ausdrücklich voraus, sein Buch werde „zweifellos heftige Kritik erregen". Soviel ist gewiß, daß es nicht an seiner stellenweise glänzenden, immer aber klaren und korrekten Schreibweise liegt, wenn er nicht für seine Sache einen bedeutenden Erfolg erzielt. Wie andere Bekenntnisse und Geständnisse aus der evangelischen Kirche, darf diese Stimme über die aktuelle, große religiöse Frage auch in katholischen Kreisen mit allem Interesse vernommen werden.

Frauenfeld, Schweiz. Edw. Ramsperger.

* * *

Chamberlain als Dramatiker. Was ein bedeutender Denker mit seinem Herzblut geschrieben, verdient wohl achtungsvolle Würdigung. Desto schmerzlicher berührt es, wenn ein hervorragender Kritiker gerade die Fehler nicht zu vermeiden weiß, die er an Anderen richtig erkannt hat. Chamberlain wirft Ibsen mit Recht die Unwahrheit seiner Gestalten vor; Ibsen hat auf die Theatertypen verzichtet, weil seine Typen Gesellschaftstypen sein sollen; Chamberlain hat richtig erkannt, daß sie das nicht sind; aber die Gestalten, die er ihnen entgegensetzt*), sind nicht weniger unwahr. Sowohl im „Weinbauer" — übrigens einer erschütternden Darstellung des Niederganges des Bauernstandes — wie in der „Antonie" sind die Titelhelden überreizte Menschen, übersteigerte Naturen, wie sie in der Wirklichkeit nicht vorkommen, zum Glücke für die Gesellschaft, die sie sprengen müßten mit ihrer exzentrischen Konsequenz. Es läßt sich nicht bestreiten, daß der „Weinbauer" ergreifende Szenen hat, voll dramatischen Lebens, nicht nur tief empfunden, sondern auch geschickt gemacht; aber dennoch sind diese Bauern stilisierte Mosenthalische Figuren. Marie weist den reichen Martin zurück, weil sie ihn nicht liebt; sechs Jahre wirbt er um sie, auch im Unglücke treu; in höchster Not ruft sie seine Hilfe an, die er ihrem Bruder bereitwillig leistet; dennoch verweigert sie ihm, obwohl völlig frei, ihre Hand, die er schließlich gewalttätig ertrotzt. Solcher Handlung fehlt alle äußere und innere Wahrheit und für solche Mängel in der Charakterauffassung können auch Phantasie und Sprachgewalt nicht entschädigen. Im ersten Akte der „Antonie" bestürmen ein zurückgewiesener Freier und eine etwas zudringliche Freundin die Heldin, die aus Dankbarkeit einem edlen Manne, der sie liebt und die Familie aus übelster Lage gerettet hat, ihre Hand zugesagt, dies nicht zu tun, weil sie ihn nicht liebe und sich also ins Unglück stürze. Wieder äußere und innere Unwahrheit: äußere, denn so zudringlich benehmen sich Gebildete nicht; innere, denn diese beiden als edel geschilderten Leute begehen die ärgste Gemütsroheit, indem sie das Mädchen

*) Drei Bühnendichtungen von Houston Stewart Chamberlain. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann. Lex. 8° (219 S.) M. 6.—

quälen und ihm den Kampf der Selbstüberwindung auf das äußerste erschweren. Sieht denn ein so feinfühliger Schriftsteller wie Chamberlain nicht, daß er, weit entfernt, Ibsen zu verbessern, in dessen eigenste Fehler verfällt; daß in jener Szene Gregor Werle aus der „Wildente" den Wechsel mit der „idealen Forderung" präsentiert, den harmlos Wandelnden oder redlich Kämpfenden gewalttätig aus seiner Bahn stößt?! — Dazu kommt, daß beide Themen eigentlich novellistisch, episch sind; im „Weinbauer" soll der konstante Niedergang einer Familie, als Typus des Standes, gezeigt werden; gerade dieses Moment kann nicht zur Geltung gelangen; infolgedessen erhält die Handlung einen sprunghaft abgerissenen Charakter. „Antonie" umfaßt drei Akte, zwischen denen je zwei Jahre liegen; das sind an sich drei Kapitel eines längeren Romanes. Insoferne also hat sich Chamberlain auch im Stoffe vergriffen. Dessenungeachtet müßte der „Weinbauer", der in der Titelrolle des in Wahnsinn endenden Helden einem ersten Charakterspieler eine ebenso schwierige als dankbare Aufgabe böte, entsprechend besetzt und inszeniert, auf einer großen Bühne von mächtiger Wirkung sein; weniger versprächen wir uns von „Antonie". — Voran geht beiden eine melodramatische Bearbeitung der Katastrophe der Antigone, an Adel der Sprache und Wohllaut des Rhythmus — die odischen, trochäisch-daktylischen Verse bezeichnet der Autor merkwürdigerweise als Prosa! — hinter keiner modernen Leistung zurückstehend. r. g.

* * *

Die Schriftleitung der „Deutschen Erde" erläßt einen „Aufruf zur Mitarbeit behufs Ermittlung noch heute gebräuchlicher deutscher Namensformen für Orte in fremden Sprachgebieten." In Bezug auf den Gebrauch deutscher Namensformen für Orte in fremdsprachiger Umgebung stimmen die Forscher aller in Betracht kommenden Wissensgebiete überein: nur solche deutsche Ortsnamen haben für die Gegenwart Berechtigung, die noch im Volksmunde lebendig sind, d. h. die noch heute zum Sprachschatze einer deutschen Minderheit der Einwohner oder zu dem der deutschen Nachbarn jenseits der Sprachgrenze gehören. Alle „Buchnamen", die in früheren Jahrhunderten gebräuchlich waren, jetzt aber verklungen sind, haben nur geschichtlichen Wert. Die Schwierigkeit liegt aber in der zuverlässigen Feststellung der Namensformen, die heute noch gebraucht werden, der Wissenschaft und damit der Allgemeinheit aber unbekannt sind. Hier droht kostbares altes deutsches Sprachgut verloren zu gehen, das die Mundarten treulich bewahrt haben, das die Schriftsprache aus einfacher Unkenntnis aber nicht übernommen hat. So ist z. B. noch heute Nanzig der gebräuchliche Name für Nancy, Cläven im Veltlin für Chiavenna, Neumarkt für Maros-Vasarhely u. s. w. Es ist die höchste Zeit, uns sichere Kenntnis dieser heute noch lebendigen deutschen Namensformen zu verschaffen, um sie als Beleg vergangener Kolonisationstätigkeit unseres Volkes oder lebhafter deutscher Kulturbeziehungen über die Grenzen unseres Sprachgebietes hinaus in der deutschen Schriftsprache zur Geltung zu bringen, aus der sie bisher vielfach nur verbannt waren, weil man sie für verklungen hielt. Es ergeht daher an alle, die sich an Ort und Stelle verläßliche Kenntnis des Gegenstandes verschafften, die Bitte, ihre Beobachtungen der Schriftleitung der „Deutschen Erde", Herrn Prof. Paul Langhans in Gotha, mitteilen zu wollen.

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei A. Opitz, Wien.

Die Welterschaffung und die Bildungsmöglichkeiten im Reiche der Natur.

Ein Beitrag zur Entwicklungstheorie mit besonderer Berücksichtigung der Beziehungen zwischen Mensch und Tier.

Von **Albert Wimmer.**

Die schöpferische Tätigkeit Gottes ist innerhalb von Raum und Zeit eine doppelte: Gott erschuf den Stoff und das Leben und gab beiden ihre unwandelbaren Gesetze. Die Mannigfaltigkeiten des Stoffes sind eine kombinierte Folge der Wechselwirkungen seiner Gesetze, und dies gilt jedenfalls nicht nur für die Gebilde des Stoffes und für die unendliche Zahl von Verbindungen und Mischungen der sogenannten „Urstoffe", sondern auch für die Urstoffe selbst. Daß die Anzahl der Urstoffe, also ihre Mannigfaltigkeit, auf unserem Planeten und vermutlich auch innerhalb unseres heimatlichen Fixsternsystems, dem unsere Sonne angehört, augenscheinlich begrenzt ist, kann keineswegs als Widerspruch gegen die Kombinationstheorie hingestellt werden; in jedem System wie auf jedem einzelnen Weltkörper sind ja die Bedingungen für die Möglichkeit des Bestehens einzelner Kombinationen (der „Ur-Kraftatome") durch die Art und das Stadium des Bildungsvorganges fixiert, denn an die Stelle der ursprünglichen Unendlichkeit tritt hier eine endliche, arithmetisch präzisierbare Zahl.*) Ähnlich sind auch die Mannigfaltigkeiten des Lebens aufzufassen,

*) Auf die hohe Wahrscheinlichkeit, daß die Atome (die kleinsten chemischen Teilchen) der sogenannten Grundstoffe oder Elemente keine absoluten Einheiten, sondern in einer Weise zusammengesetzt sind, deren Folge ihr chemischer Artcharakter ist, weisen sowohl Analogieschlüsse als auch Tatsachen hin, und das mit so überzeugender Gewalt, daß wir statt „Wahrscheinlichkeit" fast „Gewißheit" sagen können.

Der nächstliegende Analogieschluß folgt aus der plötzlichen und auf keine Weise zu erklärenden Stockung, welche der analytische Weg der wissenschaftlichen Forschung erleidet, sobald er bei den sogenannten einfachen Stoffen anlangt. Bis dahin wurde immer ein Kompliziertes in einfachere Bestandteile aufgelöst, indem man von einer Tatsachenreihe ausging und die neugewonnene These sowohl durch die Gesetze der Logik als auch durch Anwendung auf das Experiment relativ bestätigt fand. Bis zu der Konstatierung der Grundstoffe ist die wissenschaftliche Erkenntnis, gleichviel ob strikte beweisbar oder nicht, ein in sich geschlossenes Ganzes ohne innere Widersprüche. Infolge jener Konstatierung ist sie aber gezwungen (wenn wir die Anzahl der bis heute bekannten „Grundstoffe" mit 75 annehmen ihr ganzes

[redacted]

Im Sinne dieses Satzes wären die Wirkungen der verschiedenen geologischen Epochen unseres Erdballes auf den Charakter der jeweiligen Tier- und Pflanzenwelt so zu verstehen, daß der in unendlich vielen Mannigfaltigkeiten, welche vom Schöpfer seit der Welterschaffung gesetzmäßig vorgebildet sind, zum Ausdruck kommende göttliche Wille stets in jenen Formen in die Welt der Lebewesen einfließt, bezw. in den aufeinanderfolgenden Generationen fortwirkt, welche den Bedingungen angepaßt sind, wie sie der jeweilige Zustand der Erde darbietet.

Die Phasenfolge der sogenannten „Schöpfungsepochen" ist also nichts als die Reihenfolge der verschiedenen Relationen zwischen dem Zustande der Stoffwelt und der organisierenden Kraft, zwischen Existenzbedingung und Existenz; der „schöpferische Impuls" ist wirksam gemäß der Eignung des stofflichen Mediums, dessen er zur Verwirklichung bedarf.

Es erscheint hier geboten, ein kurzes Beispiel für die „automatische Evolution" des Stoffes anzuführen.

Nehmen wir an, es wären an einer Stelle innerhalb der Erdrinde verschiedene Minerale assoziiert, wie es ja häufig vorkommt, z. B. Schwerspat und Eisenspat. Diese Minerale lagern, seit ihrer Entstehung in einer fernen Epoche abgeschlossen von Wasser und Luft, unverändert zwischen den umgebenden Gesteinen. Nun reißt ein Erdbeben eine tiefe Spalte in das Gebirge, welche auch diese beiden Minerale für Luft und Wasser bloßlegt. Diese Stoffe, deren Einwirkung nun der Eisenspat wie der Schwerspat ausgesetzt sind, wirken im Laufe der Zeit verändernd auf beide ein. Ursprünglich waren beide Minerale gelblich gefärbt und zeigten im Bruch kristallinische, glänzende Flächen. Würden wir aber nach einem langen Zeitraum einen Block davon, z. B. einen Kubikmeter, herausheben, so würden sowohl das Aussehen als auch die chemische Zusammensetzung wesentlich geändert erscheinen. Der Eisenspat ist stellenweise durch teils erdigbrüchige, teils harte Lagen von Toneisenstein ersetzt, welche rot bis braun gefärbt sind, auch der Baryt zeigt alle Farbenstufen vom selben Gelb durch Rostrot bis zum Braun; dabei ist der ganze Block von Nestern kleiner goldglänzender Kristalle von Schwefelkies durchsetzt. Die Verteilung dieser neuen Minerale, in welche sich ein großer Teil des ursprünglich vorhanden gewesenen Schwerspates und Eisenspates umgewandelt hat, ist durchaus keine gleichmäßige: hier eine Druse besonders schöner Schwefelkieskristalle, dort mitten im rotbraunen Toneisenstein ein Nest gelben, pulverigen Eisenockers. Würden wir den ganzen Block in lauter gleiche Stücke von der Größe eines Kubikdezimeters zerlegen, so bekämen wir tausend solcher Stücke, aber unter denselben gewiß keine zwei, welche einander hinsichtlich der Verteilung der Minerale und der Färbung ganz gleich wären. Jedoch könnten wir, indem wir dieselben nach ihrer Ähnlichkeit dominoartig aneinanderreihten, dabei vom einfachsten zum kompliziertesten Gebilde fortschreitend, auf diese Weise ein verästeltes System von Reihen erhalten,

welches, gleich einem Stammbaum vom ersten Stücke ausgehend, die Grade der Ähnlichkeit zwischen den einzelnen Individuen versinnlichen würde. Innerhalb dieses Reihensystems entfernter liegende Stücke werden einander sehr unähnlich sein; und dennoch könnte keines derselben als „Art" charakterisiert werden, da das ihm zunächstliegende und in der Reihe fortschreitend jedes beliebige den gleichen Anspruch darauf hätte; alle diese tausend Stücke bilden ja ein System von Reihen einander so ähnlicher Stücke, daß wir an keiner Stelle sagen könnten: hier hört der eine Typus auf und beginnt der andere. Innerhalb aller stofflichen Gebilde von gleicher Zusammensetzung und Bildungsweise, also bei den Produkten der „automatischen Evolution" ist demnach der „Artbegriff" unanwendbar: es gibt hier nur Individuen (im weitesten Sinne).

Dieses kleine Beispiel zeigt zugleich als Analogon die größte Schwäche der Darwin'schen Evolutionstheorie, besonders jener unversöhnlich strengen Form derselben, welche ihr Haeckel gegeben hat. Wäre die rezente Tier- und Pflanzenwelt ein Produkt der „automatischen Evolution", so müßten wenigstens innerhalb großer Gruppen alle sogenannten „guten" (d. h. scharf diagnostizierbaren) Arten fehlen, denn an die Stelle des Artbegriffes müßte der Varietätsbegriff (in seiner modernen Fassung) treten. Es ist undenkbar, daß als Ergebnis der automatischen Entwicklung (durch Zuchtwahl 2c.) beispielsweise am Ural genau derselbe Admiral (**Vanessa Atalanta**) entstanden sein sollte wie in Sizilien, in England oder im nördlichen Spanien. Schon die große Neigung zur Variation und Umwandlung, welche Darwin im Reiche der Organismen voraussetzt, müßte trotz aller oft künstlich konstruierten Einschränkungen (gesetzmäßiges [!] Aussterben der Zwischenformen) augenscheinlich, ja unbedingt zu einer Auflösung des gesamten Tier- und Pflanzenreiches in ein vielverzweigtes System kontinuierlicher Ketten von Individualitäten führen, bei welchem ja allerdings ein oder das andere Zwischenglied, ja ganze Reihen solcher infolge zufälliger, besonderer Umstände verloren gegangen sein könnten. Unsere rezenten Lebewesen würden dann bestenfalls in Klassen, Ordnungen und Familien klassifiziert werden können (ob strenge, ist sehr fraglich), aber schon der Gattungsbegriff würde meistens schwankend sein. Besonders bei auffallend bizarren Tierformen müßte die artbildende Neigung zur Umwandlung als ungewöhnlich intensiv wirkend angenommen werden, aber eben bei diesen versagt die Darwin'sche Evolutionstheorie; denn gerade solche Gattungen stehen meist morphologisch ganz isoliert da und die Individuen der betreffenden Arten (obwohl diese oft über weite Gebiete verbreitet sind) weichen nur quantitativ von einander ab, wie dies ja überall durch reichlichere oder kärgliche Nahrungsverhältnisse bedingt erscheint. So sind die drei bekannten Arten der Gattung **Mormolyce** (Gespenstlaufkäfer: **M. phyllodes, Castelnaui** und **Hagenbachi**, ersterer mit der Varietät **borneensis**) über Malakka, Sumatra und Java (bezw. Borneo)

verbreitet, unterscheiden sich aber untereinander an jedem Punkte ihres weiten Wohngebietes durch die gleichen Merkmale gleich scharf. Auch unsere heimische **Mantis religiosa** (Gottesanbeterin) unterscheidet sich in Mitteleuropa von ihren afrikanischen Gattungsverwandten in genau gleicher Weise wie ihre in Afrika lebenden Schwestern der gleichen Art. Es ist nicht einzusehen, warum die Fähigkeit zur Evolution an entgegengesetzten Punkten eines weiten Gebietes entweder gleichzeitig in Stockung geraten sein oder aber an allen klimatisch und auch sonst so grundverschiedenen Stellen im gleichen Tempo und im genau gleichen Sinne fortwirken sollte.

Ich betone hier ausdrücklich, daß ich dem genialen Gedankenkomplex, welchen Darwin als erster in klar formulierte Theorien zusammengefaßt hat, durchaus nicht mißachtend gegenüberstehe. Die Verbindung von Tatsachen und Folgerungen, auf welche Darwin sich stützte, muß gerade auf denjenigen verführerisch wirken, welcher mit den betreffenden Disziplinen einigermaßen vertraut ist, — die Bedenken kommen erst, wenn die Suggestion infolge nüchterner Prüfung verblaßt. Übrigens dürfte Darwin selbst kaum die Absicht gehabt haben, seine Lehre auf die Spitze zu treiben und gleich manchem seiner Anhänger jede Brücke hinter sich abzubrechen.

Vielfach verweisen darwinistisch gesinnte Autoren auf einzelne besonders stark variierende Spezies, deren Individuen im oben gekennzeichneten Sinne zwischen zwei einander relativ unähnlichen Extremen eine lückenlose Reihe bilden würden. Derartige, meist — wohlbedacht — recht flüchtige Hinweise müssen den Laien kaptivieren, denn die Schwäche des Arguments wird weislich verschwiegen und eben durch die — wenn ich so sagen darf — kokette Flüchtigkeit des Zitats der Anschein erweckt, als ob es sich nur um eine beliebige Stichprobe, um einen wahllosen Griff in ein überreiches Materiale handeln würde. Dem ist aber nicht so. Es gibt allerdings einige solche Arten, besonders fossiler und rezenter Konchylien, welche aber nur als Beispiele außerordentlicher Mutation angeführt werden können, z. B. **Paludina Brusinai** und **P. Forbesi** (aus dem Pliocän der griechischen Inseln), welche in geschlossener Formenreihe in einander übergehen, also auch nur *eine* Art bilden, oder **Paludina Neumayri** (aus dem Pliocän Slavoniens); aber diese ausnehmend stark variierenden Arten sind doch durch die Endglieder ihrer Formenreihen ganz sicher als Arten bestimmt, denn von den Extremen an existieren keine weiteren Übergänge. Es ändert auch nichts an der Belanglosigkeit solcher seltenen Fälle, wenn von der Formenreihe (einziges mir bekanntes Beispiel eine teils rezente teils diluviale **Planorbis** [**multiformis**] Schwabens) behauptet wird, sie bewege sich zeitlich aufeinanderfolgend durch die Schichten ihrer Ablagerung, denn die identische rezente Schnecke zeigt alle Übergänge nebeneinander; diese paradoxe Anführung beweist tatsächlich zugleich These und Antithese. Ich erwähne als Ergänzung und zugleich Illustration des Gesagten hier nur einen der obersten Lehrsätze der modernen Systematik: „Zwischen Arten gibt es keine Übergänge."

Es gibt einzelne Tiergattungen, speziell unter den Koleopteren (z. B. in den Formenkreisen der Lucaniden und Dynastiden), bei welchen, hauptsächlich im männlichen Geschlecht, hornartige und sonstige Bildungen an Kopf und Halsschild sowie geweihartige Vergrößerungen der Kieferzangen vorkommen. Die Insekten aus den angeführten Familien leben als Larven meist im Mulme hohler Bäume und der Ausbildungsgrad jener extrem entwickelten Teile hängt (außer von Zufälligkeiten) von den speziellen Bedingungen ab, welche der Larve zu ihrer Ausbildung geboten waren. Ursprünglich entspricht wohl zumeist nur dem Unterschiede zwischen reichlicher oder kümmerlicher Ernährung auch ein Unterschied im Maße der Ausbildung; im Laufe der Generationen mag es auch geschehen, daß besonders schwach entwickelte Individuen die betreffende schwächere individuelle Veranlagung vererben, besonders wenn und solange die veranlassenden Ursachen (in den Lebensbedingungen) fortdauern. Wir können dies auch an heimischen Insekten beobachten, z. B. an unserem Hirschkäfer (Lucanus cervus L.), dessen schwächer entwickelte Formen mit Unrecht als var. capreolus ausgeschieden wurden. Bei der südostasiatischen Hirschkäfergattung Odontolabis treten derartige Unterschiede, besonders in der Geweihbildung, noch viel ausgeprägter auf, von feminoiden Formen mit ganz kleinen Zangen (priodonte Form) bis zum halbentwickelten Geweih der „mesodonten" und dem mächtigen der „telodonten" Formen. Bei der gleichfalls Südostasien bewohnenden Gattung Chalcosoma (aus der Familie der Dynastiden) sind die hornartigen Gebilde am Halsschilde und am Kopfe derart verschieden ausgebildet, daß neben dem typischen Ch. Atlas L. noch drei ausgeprägte schwächere Formen unterschieden werden (als var. Caucasus Er., Chiron Ol. und Hesperus Er.), und vermutlich ist die zweite Art Ch. Phidias Blanch. aus Amboina wohl auch nur eine Lokalform. Auch die Koprophagengattung Phanaeus aus Süd- und Mittel-Amerika, ein Dungkäfer, zeigt hinsichtlich des Kopfhornes und der Skulptur des Halsschildes einen ausgedehnten Formenkreis individueller Abweichungen innerhalb jeder Art, was wir übrigens auch an einem ihrer heimischen Verwandten ersehen können, der Copris lunaris (Mondhornkäfer), welche auf unseren Viehweiden stellenweise häufig ist. Bei vielen dieser Koprophagen rollen die Tiere um jedes eben gelegte Ei eine Kugel aus Mist, welche sie sodann in eine zu diesem Zwecke gegrabene Erdhöhlung versenken. Wenn dann die bald ausschlüpfende Larve diesen Futtervorrat aufgezehrt hat, verpuppt sie sich an Ort und Stelle und es ist zweifellos, daß die Größe, wohl auch die Qualität der für sie bestimmten Nahrungskugel den Ausbildungsgrad des fertigen Insektes bestimmt. Die solcherart bedingten Formenunterschiede berechtigen uns indessen nicht einmal zu einer Klassifikation auch der extremsten Formen als Varietät, denn ein infolge kümmerlicher Ernährung schwaches Exemplar vermag eine Nachkommenschaft hervorzurufen, welche, durch reichliche Ernährung gefördert, nur aus hochentwickelten

Typen besteht; nach der strengen Definition sollen aber die Varietätsmerkmale konstant vererbt werden.

Besonders interessant ist die oft starke, stets aber vorübergehende Beeinflussung des Habitus durch veränderte Ernährung, Nässe, Temperatur 2c. bei Faltern, weil die betreffenden Erscheinungen hier leicht experimentell studiert werden können. So bedingt beim braunen Bären (Arctia Caja) die Fütterung der Raupe mit Salat ein Vorwalten der weißen Farbe in den Vorderflügeln. Setzt man Falterpuppen intermittierend Kältegraden aus, so wird das Imago alle Farben verdunkelt, bis schwarz, zeigen (Melanismus). Die in Betracht kommenden Ursachen können in der Natur zufällig vorhanden sein oder auch künstlich geschaffen werden, keinesfalls sind die so erzeugten abweichenden Eigenschaften konstant vererblich.

Erwähnen muß ich auch noch die temporäre Beeinflussung des Artprotoplasmas, besonders bei Pflanzen, welche durch die Kulturtätigkeit des Menschen oder durch Zufall auf Standorte versetzt werden, die ihrer Natur nicht ganz entsprechen. In kalten Lagen gereifte Samen ergeben Pflanzen von rascherer Aufeinanderfolge der biologischen Phasen. So werden in ungünstiger gelegenen Teilen Schwedens der Frühreife wegen gerne Cerealien gebaut, welche im rauhen Norwegen geerntet wurden. In Steinach am Brenner (Tirol) wird die Reife von gewöhnlichem Hafer oft durch frühe Schneefälle gehindert; Hafer, welcher in höher gelegenen Seitentälern, z. B. in Schmirn, zur Reife kam, kann aber in Steinach mit sicherer Ernteaussicht gebaut werden, da er früher reift als der dort oder noch weiter talwärts geerntete. Doch geht diese durch abnorme Verhältnisse erzielte Eigenschaft bei wiederholter Aussaat bald zurück und endlich ganz verloren, d. h. das Protoplasma kehrt zu seiner früheren Konstitution zurück.

Zweifellos würden die Pflanzen (und Tiere) unserer Heimat, falls das Jahresmittel der Temperatur dauernd nur um wenige Grade fallen würde, zum Teil ein verändertes Gepräge erhalten; manche Arten, für welche in unserem jetzigen Klima die Nordgrenze der Verbreitung liegt, würden aussterben, die unserem Klima eigentümlichen (autochthonen) Arten aber würden hinsichtlich der Üppigkeit und Höhe des Wuchses reduziert, die Abwicklung ihrer biologischen Funktionen würde vielfach beschleunigt, noch öfter aber verstümmelt werden, da die Vermehrung durch Ableger gegenüber jener durch Samen zum Teil stark in den Vordergrund treten müßte. Die bisher in rauhe Lagen zurückgedrängten Residua der letzten Glazialepoche (nordische und alpine Gewächse) hingegen würden sich nun über weite, ihnen früher verschlossene Gebiete ausbreiten können. Auch in der Tierwelt würde eine solche klimatische Änderung entsprechende Wandlungen zur Folge haben, nur würden diese hauptsächlich in

Änderungen der Wohnsitze oder (besonders bei Insekten) in teilweisem Aussterben bestehen.

Es ist klar, daß diese Veränderungen, bezw. Anpassungen keine Entwicklungsstadien im Sinne der Darwin'schen Lehre sind. Änderungen der Lebensbedingungen haben naturgemäß Anpassungen sekundärer Arteigenschaften zur Folge, welche sich aber (wie auch bei der Domestikation und Rassenzucht der Tiere, bei der Kultur der Pflanzen) innerhalb der Art vollziehen und nur Varietäten erzeugen, welche mit stark atavistischer Neigung behaftet sind.

Innerhalb des betreffenden Gebietes müssen schon vor Eintritt der klimatischen Änderung die mittleren Temperaturen verschiedener Örtlichkeiten große Unterschiede aufgewiesen haben, besonders in einem Lande mit starker vertikaler Gliederung. Das Jahresmittel der Temperatur von Wien z. B. ist 9·7° C. Der Jahresisotherme von 9·7° gehört in Niederösterreich ein weites Gebiet an, welchem bei dem meist gebirgigen Charakter des Landes das mindestens ebenso große Gebiet mit der Jahresisotherme von 7·7° vielfach bis auf kaum nennenswerte Distanzen genähert ist. Würde nun die gedachte Veränderung im Klima eintreten, z. B. mit einem Sinken um 2° C., so würde das Jahresmittel von Wien und des ganzen vorher an der Jahresisotherme von 9·7° gelegenen Gebietes nunmehr nur 7·7° betragen, d. h. genau dem früheren Jahresmittel des erwähnten benachbarten gleich großen Gebietes entsprechen. Die Tier- und Pflanzenwelt des Landes wäre also nur innerhalb der beiden extremsten Gebiete zur Anpassung gezwungen, in den übrigen Teilen würden, unter gleichzeitiger örtlicher Verschiebung gegen die höchste Jahresisotherme hin, die Tiere wie die Pflanzen die alten Lebensbedingungen finden. Von der Grenze des nunmehr ewigen Schnees im Hochgebirge an bis zum wärmsten Orte des Landes würde, wie überall, das Klima mit unmerklichen Übergängen abgestuft sein, und dies beweist wieder die notwendige Folgerung, daß die Stammform oder deren Derivate mit den extremsten Formen der Anpassung durch ebenso unmerkliche Übergänge verbunden bleiben müßten.

Man muß darauf bedacht sein, sowohl die individuellen Abweichungen (Aberrationen) wie auch die Variationen innerhalb einer Art von jener behaupteten Umwandlung zu unterscheiden, vermöge welcher nach Darwins Theorie neue Arten und im weiteren Verlaufe Gattungen, Familien und Ordnungen entstehen sollen. Die Eigenart des Artprotoplasmas ist denn doch viel zu konstant für solche Änderungen, welche Darwins Lehre durch Beweise zu stützen vermöchten. Besonders bei Arten, welche einander bis zur Ähnlichkeit nahestehen, wie die erwähnten Mormolyce-Arten und überhaupt zahlreiche Insekten, mußte die vorausgesetzte Neigung zur Umwandlung sicherlich nicht selten Individuen hervorbringen, welche als Bindeglieder zwischen solchen naheverwandten Arten stehen würden. Der Wissenschaft ist aber kein solcher Fall bekannt, soferne nicht die

mehr oder minder vorübergehenden Folgeerscheinungen der Hybridation vorliegen.*)

Wie energisch im Protoplasma nicht nur der Artcharakter, sondern auch der individuelle Sondertypus fortwirkt, dafür gibt die alljährliche Neubildung der Hirschgeweihe einen interessanten Beweis. Jedes Geweih hat seine charakteristischen Unregelmäßigkeiten und diese wiederholen sich unter normalen Umständen genau an jedem neuen Geweih; es gleicht bis auf die um eins vermehrte Sprossenzahl auch im Detail dem alten.

Vor allem aber wird seitens der Anhänger Darwins sehr leichtsinnig in der Zeitfrage umgegangen. Aus historischer Zeit ist kein Beispiel von nachweisbarer Artumbildung bekannt. Der Hinweis darauf, daß Mammuth und Riesenhirsch sicher Zeitgenossen des europäischen, ein Mastodon ebenso des amerikanischen Urmenschen gewesen sei, oder auf die vermutlich in historischer Zeit ausgestorbenen Riesenstraußе (Moa in verschiedenen Gattungen: Dinornis, Maionornis etc.) Neuseelands ist hier nicht stichhaltig; man kann diesen Tieren ruhig die Dronte (Didus ineptus L.) von Mauritius, die Steller'sche Seekuh (Rhytina Stelleri Cuv.) und andere an die Seite stellen, welche vor kaum hundert Jahren noch der rezenten Fauna angehörten. Zum Schmerze der Naturfreunde werden ja in vielleicht kurzer Zeit noch viele Arten von Tieren dieses Schicksal teilen, wie z. B. die prächtigen Vögel aus der Gattung Paradisea. Hier hat eben der Mensch störend in die Naturgeschichte seines Planeten eingegriffen und er tut es auch heute noch. Gerade in Bezug auf die angeführten ausgestorbenen Tierarten, soferne sie als letzte Repräsentanten einer vergangenen Faunenepoche hingestellt werden, ist eine Tatsache vollkommen klar: in darwinistischem Sinne müßte dem Aussterben (infolge nicht angepaßter Existenzfähigkeit) gleichzeitig das Fortbestehen nächstverwandter Arten in angepaßter Form entsprechen. Nun steht das Mammuth (Elephas primigenius Blumenb.) dem jetzigen indischen Elephanten unzweifelhaft nahe; die unterscheidenden Merkmale bestehen außer in den größeren gekrümmten Stoßzähnen und dem dichten Haarkleide besonders in den zahlreicheren und schmäleren Lamellen der Backenzähne des ersteren. Sollte der rezente indische Elephant (Elephas asiaticus Bl.) tatsächlich aus dem Mammuth hervorgegangen sein, so könnte diese Umwandlung keinesfalls sprunghaft, sondern nur sehr allmählich erfolgt sein und die betreffenden oberen geologischen Schichten müßten uns die Zwischenformen erhalten haben; dies ist aber nicht der Fall. Auch der Riesenhirsch (Cervus megaceros Hart.) Irlands hat nicht etwa das Elch (Cervus alces Cuv.) zum rezenten Epigonen, denn ihre Gebeine finden sich nebeneinander, ohne Übergänge. Das „offene Buch der geologischen Schichten" spricht eben nicht so für

*) Siehe über die Hybridation die Fußnote zum Artikel „Das Protoplasma" in dieser Zeitschrift, 1904, Heft 3, Seite 262.

Darwins Lehre, wie ihre Anhänger dies die Laien glauben machen wollen. Was nun die erwähnte Zeitfrage betrifft, so gilt hierin eine doppelte Überlegung: wie alt mag irgend eine geologische Schichte sein, und andererseits: welcher Zeitraum dürfte für eine fundamentale Umwandlung eines Tiertypus notwendig gewesen sein?

Wir wollen zuerst der zweiten Frage näher treten. Wie erwähnt, ist aus historischer Zeit nichts von einer merkbaren derartigen Umwandlung bekannt, auch wenn wir auf Aristoteles oder Plinius zurückgreifen; jedenfalls ist im natürlichen Lauf der Dinge schon für die Fixierung einer geringfügigen Umwandlung eine lange Reihe von Generationen, vielleicht tausende derselben, vorauszusetzen. Wäre dies nicht der Fall, sondern könnten sich Artumwandlungen in relativ kurzer Zeit vollziehen, so würde unsere lebende Natur kaleidoskopartig und auch vor unseren Augen stets neuartige Gebilde entstehen, die alten verschwinden lassen; dann könnten aber auch so kleine Unterschiede, wie sie so viele Arten zeigen, nicht Jahrhunderte hindurch konstant bleiben. Nehmen wir nun — eher zu tief als zu hoch greifend — den für die Fixierung einer kleinsten merkbaren Eigenschaftsänderung, welche uns berechtigen würde, von einer anderen Art zu sprechen, nötigen Zeitraum mit tausend Jahren an und vergleichen wir mit jenem Grade der Eigenschaftsänderung nicht nur die Summe, welche bei der Vergleichung als Differenz erscheint, sondern auch die mögliche Anzahl aberrativer Fehlevolutionen, welche angesichts der Absprechung jedes Intellektes in der Natur vorkommen müßten, so würde nach sehr mäßiger Schätzung der Faktor Tausend höchstwahrscheinlich weit unter der wirklichen Zahl der notwendigen Mutationen zurückbleiben; wir würden auf Grund dieser bescheidenen Annahme also einen Zeitraum von einer Million Jahren als Resultat erhalten. Diese Zeit würde für eine Vorwärtsbewegung der Entwicklung um den Betrag der morphologischen, anatomischen und biologischen Differenz zwischen zwei Lebewesen nötig gewesen sein, welche einander sehr nahe stehen, dabei aber verschiedenen Ordnungen derselben Klasse angehören, zwischen welchen sie gewissermaßen die verbindenden Glieder bilden. Wer jemals nur in der Klasse der Insekten die feinen morphologischen und sonstigen Artmerkmale studiert und deren Beständigkeit bewundert hat, wird zugeben, daß der bloße Übergang vom Bienentypus zum Fliegentypus einen ungeheuren Zeitraum erfordert haben muß, wenn derselbe auch nicht einmal schätzungsweise bestimmt werden kann. Ich möchte hier eine interessante Tatsache erwähnen, welche geeignet ist, diesen Punkt zu illustrieren. Der bekannte Entomologe H. Kolbe*) untersuchte im November 1894 als Teilnehmer an einer paläontologischen Exkursion das vermutlich diluviale Schmierkohlenflötz in Groß-Räschen (Nied.-Lausitz), welches unter einer Sandschichte und über

*) Sitzungsber. d. Ges. naturforsch. Freunde. Berlin 1894, Nr. 10, S. 236—238.

einem mächtigen tertiären Braunkohlenflötz sich erstreckt. In dieser Schmierkohle fand er nun nebst reichen Resten rezenter Sumpfgewächse auch zahlreiche fossile, doch äußerst wohlerhaltene Koleopteren, besonders einen Schilfkäfer (Plateumaris discolor Pz.), welcher in keinem Punkte von der heute lebenden gleichen Art sich unterschied; auch bei den anderen aufgefundenen Arten (Donacia, Agonum) war kein Unterschied zu konstatieren. Nun ist ja allerdings das Alter der Schmierkohle (als eines Umwandlungsproduktes des Torfes), im Vergleiche zu den Zeiträumen geologischer Epochen nicht hoch anzuschlagen, es ist aber immerhin seine Entstehung mindestens in die vorgeschichtliche Zeit zu verlegen und dies beweist, daß innerhalb mehrerer Jahrtausende wenigstens einzelne Arten gänzlich unverändert geblieben sind.

Zu dem Zeitraume, dessen der Übergang von einer Ordnung in die nächststehende bedürfte, ist auch die Dauer der Entwicklungsgeschichte innerhalb der Ordnung selbst zu rechnen, und es ist leicht einzusehen, daß die Evolution der organischen Natur, vom Urschleim und den wechselgestaltigen, haut- und organlosen Protoplasten angefangen bis zu den höchststehenden Tieren, wohl Milliarden von Jahren gebraucht haben müßte.

Gehen wir nun zur ersten Frage über, welche das Alter der geologischen Schichten betrifft. In dieser Hinsicht hat man schon viele Berechnungen angestellt, welche aber trotz aller Bemühungen keine annehmbaren Resultate ergaben, auch nicht ergeben konnten, da sie sich nur auf einen einzigen, noch dazu höchst variablen Faktor stützten: die beobachtete Höhe des Niederschlages aus dem Meerwasser in einem bestimmten Zeitraum. Besser gelingt es, diese Frage für unseren Zweck dem Verständnisse näher zu führen, wenn wir den umgekehrten Weg einschlagen und folgendermaßen fragen: wie dick müßte die Sedimentschichte sein, wenn in ihren untersten Teilen die ältesten Reste organischen Lebens, aus den Uranfängen desselben, enthalten sein sollen? Hiebei müssen wir bedenken, daß infolge sekulärer Hebungen und Senkungen sowie vulkanischer Vorgänge die meisten Gebiete abwechselnd vom Wasser bedeckt und dann wieder trockenes Land waren. In Anbetracht der geologischen Tatsache, daß in früheren Weltepochen das Meer gegenüber dem festen Lande noch bedeutend mehr vorwaltete als heute, ist wohl die Konzession an jene einschränkende Erwägung mehr als hinreichend, wenn wir von vorneherein die abzuschätzende Schichtendicke nur zur Hälfte rechnen. Ein weiterer wohl zu berücksichtigender Umstand ist die Volumverminderung des ursprünglich losen Sedimentes durch den Massendruck; diesen Verlust mit $^4/_5$ anzuschlagen, ist gewiß einwandfrei weit gegangen. Wir erhalten also statt der rechnungsmäßigen Schichtendicke (wenn man so sagen darf) nur den zehnten Teil derselben als Resultat. Nun ist die durchschnittliche Dicke des jährlichen Niederschlages fester Stoffe aus dem Meerwasser mit 1 cm wohl nicht zu hoch veranschlagt und für eine Epoche von einer Million Jahren würde sich demnach

die Dicke der gebildeten Sedimentschichte (nach der oben begründeten Division durch 10) mit 10.000 Metern ergeben. Diese mächtige Schichte entstammt aber nur dem Zeitraum, dessen die Natur zur Umbildung der höchststehenden Art einer Ordnung in die ihr nächstverwandte Art der folgenden höheren Ordnung bedürfte. Wenn wir nun die ungeheure Reihenfolge ähnlicher Verwandlungen bedenken, welche zwischen der formlosen Schleimmasse des Bathybius und den höchstentwickelten Tieren bezw. Pflanzen die Evolutionskette im Sinne Darwins gebildet haben müssen, so werden wir leicht einsehen, daß die Dimensionen unseres Erdballes für die Aufnahme der in so unermeßlichen Zeiträumen gebildeten Sedimente nicht ausreichen würden. Freilich dürfen wir nicht vergessen, daß das Meer nicht nur bildet, sondern auch zerstört und das gleiche Materiale immer wieder in gewaltigem Kreislaufe zu neuem Aufbau verwendet. Ferner bot die Erde zu verschiedenen Zeiten ein so wechselvolles hydrographisches Bild, daß an keinem Orte die Schichten chronologisch lückenlos aufeinanderfolgen. Trotz aller dieser Einschränkungen des Ergebnisses unserer Erwägungen bleibt die faktische, nach jeder Richtung ergänzte Mächtigkeit unserer geologischen Schichten weit zurück selbst unter der bescheidensten Schätzung, welche wir auf Grundlage der Darwin'schen Theorie vornehmen. Man wende nicht die relativ große vertikale Mächtigkeit gewisser Schichten, wie der dolomitischen Kalke des Rhät ein, welche hohe Gebirge bilden und deren Petrefakte in den verschiedensten Höhenlagen wenig von einander abweichen. In diesen Schichten haben wir erwiesenermaßen keine eigentlichen Sedimente von langerstreckter Bildungsdauer vor uns, sondern relativ rasch entstandene Korallenbildungen, zum Teil auch vielleicht noch rascher gebildete Detritusmassen infolge mächtiger Erosionserscheinungen; die echten Sedimentschichten aber weisen, wo immer sie auch beobachtet werden mögen, eine relativ geringe Mächtigkeit auf.

Den hier angeführten Zahlen kommt indessen kaum ein anderer als didaktischer Wert zu. Zu hoch gegriffen sind sie schwerlich, denn alle auf ihre Höhe vermindernd einwirkenden Faktoren sind absichtlich mit einem das wahrscheinliche Maß weit überschreitenden Betrage berücksichtigt worden; für eine halbswegs annähernde Schätzung fehlen uns aber fast alle Voraussetzungen. Der Zweck dieses Versuches, einige in Betracht kommende Verhältnisse ziffernmäßig darzustellen, soll nur der Hinweis auf die wohl der Unmöglichkeit gleichzusetzende Schwierigkeit sein, den für eine Evolution im Darwin'schen Sinne nötig gewesenen ungeheuren Zeitraum mit jenem zweifellos viel kleineren Zeitintervall in Einklang zu bringen, innerhalb dessen sich die petrefaktenführenden Schichten unserer Erde gebildet haben. Wer die hohe Artbeständigkeit und die fast unermeßliche Mannigfaltigkeit im Reiche der heutigen lebenden Natur betrachtet und dabei die wahrscheinliche Dauer jedes einzelnen Umwandlungsprozesses im Sinne Darwins erwägt, wird gewiß bei dem Versuche einer Abschätzung der Gesamtzeit zu

einer Zahl gelangen, der gegenüber auch die weitestgehende Altersbewertung unserer sämtlichen geologischen Schichten verschwindend klein erschiene.

Von ganz besonderem Interesse ist das unvermittelte Auftreten und oft ebenso plötzliche Verschwinden von Tierformen. So sieht man trotz augenscheinlich kontinuierlicher, ungestörter Schichtenfolge die sogenannten Vögel der Juraformation (Archaeopteryx inklusive der echten Flugechsen Pterodactylus und Rhamphorrhynchus), ferner der Kreide (Ichthyornis, Hesperornis) und endlich die echten Vögel des unteren Tertiär (mit unseren Vögeln fast identische Formen) unvermittelt erscheinen und (mit Ausnahme der letzteren) wieder verschwinden; doch fehlen bei diesen drei so scharf getrennten Gruppen die Übergänge, welche nach Darwin vorhanden sein müßten, gänzlich. Archaeopteryx war ein vogelartiges befiedertes Tier, dessen Schnabel mit echten Zähnen bewehrt war, während an den Handknochen der Flügel drei bekrallte Finger frei blieben und dasselbe außer durch diese Merkmale auch durch die zahlreichen Schwanzwirbel von den Vögeln unterschieden war. Die Vögel der Kreidezeit unterscheiden sich vom Archaeopteryx durch den Mangel der freien Finger an den Flügeln und von jenen der darauffolgenden Tertiärepoche durch ihre mit echten Zähnen bewehrten Kiefer und die zahlreichen Schwanzwirbel. Die Entwicklungszeiten, welche nach Darwin zwischen dem Auftreten dieser drei so verschiedenen Formenkreise eingeschaltet sein müßten, dürften mindestens so lang, wahrscheinlich aber länger gewesen sein als die für die interne Entwicklung der betreffenden Typen selbst nötigen Zeiträume; und entsprechend dem so bedeutenden und fundamentalen Unterscheidungsmerkmale müßten auch die verbindenden Typenreihen größer gewesen sein als diejenigen innerhalb der neu gebildeten Formenkreise selbst, da ja die Entwicklung hier nur mehr sekundäre Eigenschaften zu überwinden, bezw. zu ändern hatte. Daß aber absolut keine dieser Übergangsstufen aufzufinden ist, kann man sicherlich nicht dem Zufalle zuschreiben, im Gegenteile: die Paläontologie kennt überhaupt keine einzige wahre Übergangsform in ihrem ganzen Bereiche; der Mangel an solchen ist also eine ausnahmslose Regel. Wäre dies nicht der Fall, so könnte der wissenschaftliche Begriff der Spezies bei Fossilien wohl nirgends aufrechterhalten werden und an seine Stelle müßte der Kontinuitätsbegriff treten. Wenn Darwin die Theorie durch den Satz vom „Aussterben der Zwischenformen" zu bemänteln versuchte, so müssen sich doch auch seine blindesten Anhänger darüber wundern, warum gerade nur die Zwischenformen vergaßen, nach ihrem Aussterben ihre Gebeine und sonstigen Überreste gleich ihren von der Natur und Darwin begünstigten Verwandten in den geologischen Schichten zu deponieren.

Ich habe oben (S. 387) den Satz aufgestellt, daß der göttliche, seit der Erschaffung der Welt vorgebildete Schöpferwille insoweit in die Welt der Lebewesen einfließt, bezw. in ihr fortwirkt, als dies wechselwirkend

dem jeweiligen Zustande des aufnehmenden Weltkörpers angemessen ist, ähnlich fast, wie durch verschieden gefärbte Gläser nur einzelne Strahlenarten dringen können.

Doch darf die Vorstellung des Einfließens hier nicht irre führen. Ein Ausstrahlen im Sinne des Pantheismus kann hierunter nicht verstanden werden. So wie die strahlende Sonne von Gott erschaffen ist, so sind es auch die ewigen Gesetze, nach welchen sich Organismen bilden. Nachdem im Weltall vielfach eine Existenz niederer Ordnung einer Parallelexistenz höherer Ordnung entspricht (sei dieselbe als Geist oder als geistiges Gesetz gedacht), so ist es zwar nicht zu beweisen, aber immerhin der Vorstellung zugänglich, die gesetzmäßige Quelle des organischen Lebens mit der Quelle von Licht und Wärme in Parallele zu stellen.

Der Mensch ist nun hinsichtlich seiner körperlichen Organisation den ihm zunächst stehenden Formen der Tierwelt so ähnlich, daß fast die gesamten Philosophen der sogenannten „Aufklärungsepoche" vermeinten, an diesem Punkte sei mit glücklichem Erfolge der Hebel zur Vernichtung von Religion und Idealismus anzusetzen, ein Ziel, das sie leider auch nahezu erreichten. Gewaltigen Vorschub leistete ihnen dabei die Eigentümlichkeit der halbgebildeten Massen, jede halbverstandene Lehre im extremsten Sinne aufzufassen und in umgekehrter Proportion zum Verständnis fanatisch dafür einzutreten, ebenso aber auch die laue Zurückhaltung der christlichen Gelehrtenwelt, welche es meist ablehnte, dem Feinde auf sein eigenes Gebiet zu folgen und so — nach einem alten strategischen Grundsatze — den Krieg in das Land des Gegners zu verlegen. Dieser Kampf, dem lange vor Spinoza schon im Altertum mancher Philosoph als Plänkler präludierte, wurde mit oft bewußt unehrlichen Waffen geführt: man suchte und fand überall und stets nur die Ähnlichkeit von Mensch und Tier — hierin war der Wunsch der Vater des Gedankens — und vermied es konsequent, die ungeheuren Unterschiede auch nur zu erwähnen: eine richtige Vogel-Strauß-Politik. Als es nicht mehr möglich schien, den Menschen noch tiefer herabzuwürdigen, verfiel man auf den andern Weg, das Tier um die immerhin noch fehlenden Stufen zu dieser menschlichen Karrikatur emporsteigen zu lassen, und erfand die „Tierseele", als der Menschenseele qualitativ, wenn auch nicht quantitativ äquivalent. Gleichzeitig fügte man aber hinzu, daß beide ein nur durch die Armut unserer Sprache und ihre Rückständigkeit an Begriffswörtern bedingter Nonsens wären, da eigentlich das Wort „Seele" nur in der neuen Bedeutung einer materiellen Funktion der Gehirnzellen verstanden und gebraucht werden dürfe.

Auf Erfahrungen gestützt, meine ich nun, indem ich wieder gänzlich von den Argumenten des Glaubens absehen will, den tiefstgreifenden augenfälligen Unterschied zwischen Mensch und Tier durch die Gegenüberstellung zweier Begriffe kennzeichnen zu dürfen: Altruismus und Egoismus.

Greifen wir die am meisten mit dem menschlichen Gemütsleben in Parallele gebrachte Liebe vieler Tiere zu ihren Jungen (das Umgekehrte existiert nicht) heraus, das vornehmste Argument derjenigen, welche die Identität der Begriffe Mensch und Tier beweisen wollen. Unsere Schulbücher schon wissen zahlreiche rührende Beispiele davon anzuführen, wobei sie allerdings den edlen und richtigen Zweck verfolgen, die Jugend zur Liebe und Schonung gegen alle Geschöpfe anzuleiten: denn wer gegen Tiere grausam handelt, ist schlecht oder mindestens gedankenlos. Wie sieht nun diese Liebe zu den Jungen bei näherer Betrachtung aus? Das kleine Rotkehlchen, die Henne, die Katze u. s. f. verteidigen ihre Jungen mit Preisgabe ihres Lebens; die Äffin, welche ihr Junges an der Brust trägt, scheut selbst den Kampf mit den großen Katzen ihrer Heimat nicht, wenn ihr die Flucht unmöglich ist. Aber die Erfahrungen in den Menagerien haben gezeigt, daß dieselbe Äffin ihr Junges, sobald es ganz selbständig geworden ist, nur mehr nach dem Rechte des Stärkeren behandelt und vom Futter mit dem ganzen Hasse des Selbsterhaltungstriebes verjagt; es müßte oft verhungern, wenn man es bei ihr belassen würde. Auch das sanfte Rotkehlchen jagt die erwachsenen Jungen ebenso grimmig aus seinem Rayon, als wären sie fremde Eindringlinge. *Die Liebe zu den Jungen dauert genau so lange als der betreffende biologische Zustand des Tieres*: Tiere, welche eben Junge haben oder solche, welchen sie entrissen worden sind, nehmen sich in gleicher Liebe oft auch fremder (unterschobener) Jungen, selbst anderer Arten oder Gattungen, an (Rotkehlchen und Kuckuck, Henne und Enten, Hündin und Löwen ꝛc.). Die Gattenliebe bei Tieren ist ebenfalls an die entsprechende biologische Phase, zugleich aber auch vielfach an die Wirkung der Gewöhnung geknüpft.

Sehr ähnlich verhält es sich mit zwei anderen Motiven des freundlichen Verhaltens von Tieren zu einander: dem Herdensinn und der Gewöhnung an einander, wozu noch die seltenen Fälle von aberrativer Sympathie als Ausnahmen kommen, deren Entstehung aber meist auf das Jugendstadium beschränkt ist. Der Herdensinn ist ein nur gewissen Tierarten eigentümlicher und dabei exklusiver Trieb, denn seine Äußerungen bleiben nur auf die der eigenen Herde angehörigen Tiere beschränkt, und die ziemlich häufig vorkommende Gewöhnung ist eine allgemeine, kaum jemals positive Eigenschaft. Herdensinn wie auch Gewöhnung äußern sich meist negativ als Duldung. Wo der erstere positiv als Beschützung und Verteidigung auftritt, erscheint diese positive Äußerungsform auf die Leittiere beschränkt und ist die spontane Auslösung des in den Leittieren stärker ausgeprägten Triebes; bei der Gewöhnung aber kommt die positive Äußerungsform wohl meist nur bei der aberrativen Freundschaft zwischen Tieren verschiedener Art vor und ist wohl nur als die natürliche Folge einer Störung des tierischen Besitzgefühles aufzufassen, wie ja z. B. Hunde auch leblose, ihnen durch Gewohnheit angenehme Gegenstände verteidigen.

dem jeweiligen Zustande des aufnehmenden Weltkörpers angemessen ist, ähnlich fast, wie durch verschieden gefärbte Gläser nur einzelne Strahlenarten dringen können.

Doch darf die Vorstellung des Einfließens hier nicht irre führen. Ein Ausstrahlen im Sinne des Pantheismus kann hierunter nicht verstanden werden. So wie die strahlende Sonne von Gott erschaffen ist, so sind es auch die ewigen Gesetze, nach welchen sich Organismen bilden. Nachdem im Weltall vielfach eine Existenz niederer Ordnung einer Parallelexistenz höherer Ordnung entspricht (sei dieselbe als Geist oder als geistiges Gesetz gedacht), so ist es zwar nicht zu beweisen, aber immerhin der Vorstellung zugänglich, die gesetzmäßige Quelle des organischen Lebens mit der Quelle von Licht und Wärme in Parallele zu stellen.

Der Mensch ist nun hinsichtlich seiner körperlichen Organisation den ihm zunächst stehenden Formen der Tierwelt so ähnlich, daß fast die gesamten Philosophen der sogenannten „Aufklärungsepoche" vermeinten, an diesem Punkte sei mit glücklichem Erfolge der Hebel zur Vernichtung von Religion und Idealismus anzusetzen, ein Ziel, das sie leider auch nahezu erreichten. Gewaltigen Vorschub leistete ihnen dabei die Eigentümlichkeit der halbgebildeten Massen, jede halbverstandene Lehre im extremsten Sinne aufzufassen und in umgekehrter Proportion zum Verständnis fanatisch dafür einzutreten, ebenso aber auch die laue Zurückhaltung der christlichen Gelehrtenwelt, welche es meist ablehnte, dem Feinde auf sein eigenes Gebiet zu folgen und so — nach einem alten strategischen Grundsatze — den Krieg in das Land des Gegners zu verlegen. Dieser Kampf, dem lange vor Spinoza schon im Altertum mancher Philosoph als Plänkler präludierte, wurde mit oft bewußt unehrlichen Waffen geführt: man suchte und fand überall und stets nur die Ähnlichkeit von Mensch und Tier — hierin war der Wunsch der Vater des Gedankens — und vermied es konsequent, die ungeheuren Unterschiede auch nur zu erwähnen: eine richtige Vogel-Strauß-Politik. Als es nicht mehr möglich schien, den Menschen noch tiefer herabzuwürdigen, verfiel man auf den andern Weg, das Tier um die immerhin noch fehlenden Stufen zu dieser menschlichen Karrikatur emporsteigen zu lassen, und erfand die „Tierseele", als der Menschenseele qualitativ, wenn auch nicht quantitativ äquivalent. Gleichzeitig fügte man aber hinzu, daß beide ein nur durch die Armut unserer Sprache und ihre Rückständigkeit an Begriffswörtern bedingter Nonsens wären, da eigentlich das Wort „Seele" nur in der neuen Bedeutung einer materiellen Funktion der Gehirnzellen verstanden und gebraucht werden dürfe.

Auf Erfahrungen gestützt, meine ich nun, indem ich wieder gänzlich von den Argumenten des Glaubens absehen will, den tiefstgreifenden augenfälligen Unterschied zwischen Mensch und Tier durch die Gegenüberstellung zweier Begriffe kennzeichnen zu dürfen: Altruismus und Egoismus.

alten ihrer Sitzstangen 2c., indem sie dabei dieselben piependen hören lassen, wie es beim Füttern ihrer Jungen ihre Art ist. er Trieb der Arterhaltung, der stärkste aller tierischen Triebe, sich als unbewußter und automatischer biologischer Vorgang ahlreichen Fälle, in welchen er sich aberrativ äußert. Bei der on wirken übrigens so viele Momente zusammen, daß das erhalten mancher Tiere nicht immer sofort leicht von seinen oft en Ursachen abzuleiten ist.

bin nur durch vorurteilslose Beobachtung dahin gekommen, die Eigentümlichkeiten sowohl des „Gemütslebens" als des Verstandes rten bloß als Konsequenzen der speziellen Konstitution des Artmas aufzufassen. Wir haben als Kinder manchmal so lange die am Himmel angesehen und darunter die Gestalten von Vögeln, oder Elefanten gesucht, bis wir das Gesuchte endlich wirklich deutlich n vermeinten; in ähnlicher Lage ist derjenige, welcher eine Biologie ierwelt schreiben will und mit dem vorgefaßten Willen an seine uchungen und Beobachtungen geht, die „Tierseele" zu schildern, um s der Menschenseele adäquat zu finden.

Aber so mancher, der einmal einen treuen Hund besaß, wird mir einem ungelösten Reste sagen, welcher dennoch bei der oben durchührten Division durch die nüchterne Beobachtung zu verbleiben scheint. wird mir sagen von dem treuen, liebevollen Blick, mit dem sein n der Bahn geräderter Phylax in der letzten, qualvollen Zuckung zu ihm ssah, während der fette, blöde Mops des Nachbars friedlich und vergnügt uf seinem Polster ruhte und sich einem minder tragischen Ende entgegenästete. Er wird mir auch noch von jenem anderen Reste sagen, welcher ls Dissonanz bei der Vergleichung der Tierschicksale übrig bleibt, und wird mich fragen, ob diese Dissonanz nicht eine stumme Anklage gegen die göttliche Gerechtigkeit sei? — Nun, ich werde ihm (wie mir selbst) antworten: Überlassen wir das ruhig und unbesorgt der weisen Hand, welche das Wunderwerk des Weltalls gebaut hat und leitet, wenn wir auch über diese Frage keine andere Offenbarung besitzen als die darauf hinweisende Moral des Satzes: „Der Gerechte erbarmt sich auch der Tiere."

Ich habe die Meinung aufzustellen gewagt, daß der vorgebildete göttliche Schöpferwille als „schöpferischer Impuls" in die belebte Natur einfließt, sobald die Existenzbedingungen mit dem entsprechenden Teile der unendlichen Zahl von Mannigfaltigkeiten der „schöpferischen Impulse" harmonieren, und daß er so lange in ihr fortwirkt, als diese Harmonie andauert; so wäre das Entstehen und Erlöschen der Arten infolge der Verwirklichungsmöglichkeit für die „schöpferischen Impulse" zu denken, deren vornehmste Kraft und Fähigkeit darin besteht, aus der Materie die lebenden Gebilde gemäß ihrer besonderen Eigenart aufbauen zu können. Würden wir nun nur den Altruismus allein als spezifisch menschlich,

In jedem Falle ist es absurd, diese Abweichungen von der Grundeigenschaft des Tiercharakters mit dem menschlichen Altruismus vergleichen zu wollen. Diese verschiedenen Formen von Sympathie oder Indifferentismus zwischen Tieren sind integrierende Bestandteile des Artcharakters, deren Äußerungen durch bestimmte äußere Ursachen oder biologische Zustände selbsttätig ausgelöst werden; der menschliche Altruismus aber ist bewußt und kennt in seiner schönsten, erhabensten Gestalt keine Einschränkung.

Wie automatisch die biologischen Perioden der sympathischen Regungen beim Tiere eintreten und wie blind und willenlos sie dabei ihrem Triebe folgen, kann jedermann hundertfach sehen, wenn er nur dabei objektiv beobachten will. Ich pflege beispielsweise seit neun Jahren ein Weibchen der Lachtaube, welches den biologischen Wechsel seines Empfindens geradezu klassisch demonstriert. Wenn sich diese Taube in der biologischen Phase der Liebenswürdigkeit befindet, fliegt sie mir und anderen auf den Kopf oder die Achsel und küßt mich fortwährend in der bekannten schnäbelnden Taubenweise. Schon bei meiner bloßen Annäherung an ihren Käfig fängt sie zu girren an, indem sie sich dabei an den Boden drückt und mit den Flügeln ruckweise zuckt. Dieser biologische Zustand erreicht einen Höhepunkt, auf welchem sie ihre Liebenswürdigkeit wahllos auch auf leblose Gegenstände ausdehnt. Darauf folgt aber eine Phase anderer Art; die Taube ruht konstant mit gelockertem Federkleide auf dem Boden des Bauers, und wenn man sie aufhebt, findet man unter ihr stets entweder ein taubes Ei, das sie gelegt hat, oder sonst irgend einen harten Gegenstand, auf welchem sie sitzt. Gibt man sie frei, so befördert sie denselben sofort wieder durch charakteristische, ihr sonst nicht eigene Schnabelbewegungen unter ihre Brust; ebenso auch die wenigen Wollfäden und Halme 2c., für welche sie schon kurze Zeit vor Eintritt dieses Zustandes sich zu interessieren begonnen hatte. Wer sich ihr zu dieser Zeit nähert, wird durch wütende Schnabelhiebe und Flügelschläge belehrt, daß er sehr unwillkommen ist. Dieser Zustand dauert jedesmal zwei Wochen; dann geht sie wieder öfter auf ihre Sitzstange, verhält sich jedoch noch längere Zeit gegen jedermann ziemlich feindselig. Nach Ablauf dieser Periode ist sie aber wieder die Liebenswürdigkeit selbst. Es ist klar, daß diese Perioden wechselnden Verhaltens denselben Zeitabschnitten entsprechen, während welcher die Taube unter natürlichen Verhältnissen im Freien zuerst einen Gefährten gesucht, dann Eier gelegt und sie bebrütet und endlich die Jungen erzogen hätte. Die betreffenden biologischen Äußerungsformen des Verhaltens treten also auch dann mit der Präzision eines Uhrwerkes ein, wenn von Erfüllung des Naturzweckes keine Rede sein kann. Diese Erscheinungen kann jeder beobachten und sich von der Wahrheit des Gesagten überzeugen, der Haustiere hält. Einsam im Bauer gehaltene Kanarienhähne z. B. würgen zur Brutzeit die in ihrem Kröpfchen aufgeweichte Nahrung heraus und „verfüttern" sie zwischen ihre

Zehen, in Spalten ihrer Sitzstangen 2c., indem sie dabei dieselben piependen leisen Laute hören lassen, wie es beim Füttern ihrer Jungen ihre Art ist. Besonders der Trieb der Arterhaltung, der stärkste aller tierischen Triebe, dokumentiert sich als unbewußter und automatischer biologischer Vorgang durch die zahlreichen Fälle, in welchen er sich aberrativ äußert. Bei der Domestikation wirken übrigens so viele Momente zusammen, daß das spezielle Verhalten mancher Tiere nicht immer sofort leicht von seinen oft komplizierten Ursachen abzuleiten ist.

Ich bin nur durch vorurteilslose Beobachtung dahin gekommen, die speziellen Eigentümlichkeiten sowohl des „Gemütslebens" als des Verstandes der Tierarten bloß als Konsequenzen der speziellen Konstitution des Artprotoplasmas aufzufassen. Wir haben als Kinder manchmal so lange die Wolken am Himmel angesehen und darunter die Gestalten von Vögeln, Bären oder Elefanten gesucht, bis wir das Gesuchte endlich wirklich deutlich zu sehen vermeinten; in ähnlicher Lage ist derjenige, welcher eine Biologie der Tierwelt schreiben will und mit dem vorgefaßten Willen an seine Untersuchungen und Beobachtungen geht, die „Tierseele" zu schildern, um sie als der Menschenseele adäquat zu finden.

Aber so mancher, der einmal einen treuen Hund besaß, wird mir von einem ungelösten Reste sagen, welcher dennoch bei der oben durchgeführten Division durch die nüchterne Beobachtung zu verbleiben scheint. Er wird mir sagen von dem treuen, liebevollen Blick, mit dem sein von der Bahn geräderter Phylax in der letzten, qualvollen Zuckung zu ihm aufsah, während der fette, blöde Mops des Nachbars friedlich und vergnügt auf seinem Polster ruhte und sich einem minder tragischen Ende entgegenmästete. Er wird mir auch noch von jenem anderen Reste sagen, welcher als Dissonanz bei der Vergleichung der Tierschicksale übrig bleibt, und wird mich fragen, ob diese Dissonanz nicht eine stumme Anklage gegen die göttliche Gerechtigkeit sei? — Nun, ich werde ihm (wie mir selbst) antworten: Überlassen wir das ruhig und unbesorgt der weisen Hand, welche das Wunderwerk des Weltalls gebaut hat und leitet, wenn wir auch über diese Frage keine andere Offenbarung besitzen als die darauf hinweisende Moral des Satzes: „Der Gerechte erbarmt sich auch der Tiere."

Ich habe die Meinung aufzustellen gewagt, daß der vorgebildete göttliche Schöpferwille als „schöpferischer Impuls" in die belebte Natur einfließt, sobald die Existenzbedingungen mit dem entsprechenden Teile der unendlichen Zahl von Mannigfaltigkeiten der „schöpferischen Impulse" harmonieren, und daß er so lange in ihr fortwirkt, als diese Harmonie andauert; so wäre das Entstehen und Erlöschen der Arten infolge der Verwirklichungsmöglichkeit für die „schöpferischen Impulse" zu denken, deren vornehmste Kraft und Fähigkeit darin besteht, aus der Materie die lebenden Gebilde gemäß ihrer besonderen Eigenart aufbauen zu können. Würden wir nun *nur den Altruismus allein* als spezifisch menschlich,

als einzige Eigenschaft gelten lassen, welche den Menschen von den Tieren unterscheidet, so würde das schon allein genügen, den schöpferischen Impuls, der Tiere und Pflanzen bildet, von jenem scharf zu trennen, welchem der Mensch sein Dasein verdankt; denn innerhalb der ganzen Natur bildet der aktive oder passive Kampf um die Forterhaltung des Individuums wie der Art den Grundzug: die unausweichliche Kollision der Betätigungen des Selbst- und Arterhaltungstriebes bedingt die natürliche Eigenschaft des Egoismus und dessen ausschließliche Herrschaft. Da die „schöpferischen Impulse" erschaffen sind, so ist es mittelbar auch der Egoismus; „erschaffen sein" oder „Geschöpf" decken sich aber im gebräuchlichen Sinne mit dem Begriff „natürlich"; die Betätigung des Egoismus liegt jedoch (entsprechend den stofflichen Gesetzen) in der geraden Linie, welche von der Ursache, dem Dasein, zum Zwecke, der Erhaltung, führt. Ist nun der Egoismus eine natürliche Eigenschaft materieller Art, so muß die Liebe, welche im menschlichen Altruismus zum Ausdrucke kommt, notwendig eine natürliche Eigenschaft höherer, geistiger Art, also immateriell sein: der schöpferische Impuls, welcher den Menschen erschuf, enthielt auch einen Strahl der göttlichen Liebe, der vornehmsten Eigenschaft des Weltenschöpfers. *Schon infolge der bloßen Berücksichtigung nur des Altruismus allein erscheint also die Kluft, welche den Menschen vom Tiere trennt, unüberbrückbar* und relativ größer als diejenige, welche die belebte Welt von der anorganischen Stoffwelt scheidet.

Nachdem in dieser Skizze des Versuches der Materialisten gedacht war, den Menschen als von dem Tiere durch keine einzige fundamentale Unterscheidung getrennt zu erweisen, mag es vielleich berechtigt erscheinen, noch einige dieses Thema betreffende Betrachtungen folgen zu lassen.

Es erscheint auf den ersten Blick sehr schwierig, zu bestimmen, ob und in welchem Grade die Tiere Selbstbewußtsein besitzen, inwieferne dasselbe von demjenigen der Menschen verschieden ist, und überhaupt, den Begriff klar und wahrheitsgemäß zu definieren. Um zu wissen, *was* ein Tier und *wie* es sieht, müßten wir durch ein lebendes Tierauge sehen können; ebenso müßten wir — wie es scheint — uns zu dem Zwecke, die Tierseele oder die entsprechenden Funktionen zu erkennen, in dieselbe versetzen können. Da uns also — uns selbst (bedingungsweise) ausgenommen — eine subjektive Basis für unser Urteil fehlt, so müssen wir uns auf die objektive Basis der Beobachtung und die logischen Schlüsse aus derselben beschränken.

Beginnen wir bei der niedersten Tierwelt, so zeigt sich uns nur eine bloße Reflexwirkung auf äußere oder innere Anreize. Diese Beobachtung ist für unseren Zweck wertlos, weil sie ganz ähnlich auch beim unbelebten Stoffe gemacht werden kann, und die logische Folge wäre die Annahme der Lehren des Empedokles oder Cudworths (Hylozoismus, Beseelung

aller Materie) oder Haeckels (Monismus im modernen Sinne). Setzen wir die Versuche weiter fort, zu immer höher organisierten Tieren fortschreitend, so erhalten wir vorerst den Eindruck, daß es sich stets um die gleiche Erscheinung, nur um eine kompliziertere Form derselben handelt. Wer sich mit diesem Resultat zufrieden gibt, kann leicht eine lückenlose Reihe vom Chlorsilber über die Mimosa pudica bis zum Menschen konstruieren und landet natürlich beim Hylozoismus oder Monismus. Daß viele tierische, anscheinend auf geistiger Tätigkeit beruhende Handlungen nur als mechanisch ausgelöste Reflexwirkungen aufzufassen sind, glaube ich an dem Beispiele von der Xylocopa*) gezeigt zu haben. Die Empfindung an sich, der Eindruck des Erlebten, kann durch haftende Nachwirkung der Anreize (fixierte physiologische Veränderungen in den reizempfänglichen Zentralorganen), also durch eine Art von Gedächtnis, zu einem konstanten Zustand (einer Summe der Residua) gemacht werden; damit wird der Begriff „Bewußtsein" nur zu einem anderen Ausdruck für diese Summe, ist also im idealistischen Sinne ein vager Begriff. Innerhalb dieses „mechanischen Bewußtseins" vermittelt eine oftmalige analoge Aneinanderreihung identischer nachgebliebener Anreize deren Verbindung zu einem größeren Komplexe und erzeugt so die Möglichkeit einer mittelbaren Auslösung jener Reaktion, welche dem Endgliede einer solchen Reihe entspricht, auf einen dem Anfangsgliede entsprechenden Anreiz: den direkten (oder indirekten) Schluß. Hiermit wäre die Genesis des objektiven Verstandes in herrlicher Übereinstimmung mit den Lehren des Materialismus gegeben.

Nun ist eines ganz zweifellos: ein lichtempfindliches Molekül kann tausendmal vom Reiz getroffen werden, ohne beim tausendsten Male in qualitativ anderer Weise darauf zu reagieren als das erste Mal. Eine reizempfindliche Pflanze verhält sich ganz ähnlich; daß das lichtempfindliche Molekül sich naturgemäß allmählich verändert und die Reaktionsfähigkeit verliert, daß die Pflanzenzellen nach und nach infolge der oftmaligen Reizreaktionen ermüden (durch den Verbrauch an lebendiger Kraft), ist selbstverständlich: bei beiden ändert sich nur die Intensität, nicht die Qualität der Reaktion. Hier haben wir also eine zweifellos direkte und unbewußte Reaktion vor uns.

Übergehen wir nun die niedere Tierwelt, bei welcher die Wahrscheinlichkeit einer Kettenbildung von fixierten Reiznachwirkungen, also ein physisches Gedächtnis und folglich auch die entsprechende Fähigkeit, schlußmäßig zu reagieren, mindestens höchst zweifelhaft ist, und wenden wir uns den höheren Tieren zu.

Wie schon erwähnt, kann man die Summe der organisch fixierten Reizresidua gleicherweise physisches Gedächtnis und Bewußtsein nennen, die durch Bildung bestimmter Reihen derselben ermöglichte Fähigkeit einer

*) Siehe den Artikel „Das Protoplasma" in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1904, Heft 3, S. 263 ff.

indirekten Auslösung der Reaktionen aber physischen Verstand. Ferner ist es ganz plausibel, daß innerhalb solcher Reihen durch einen Anreiz auch teils direkt, teils indirekt gleichzeitige Erregungen einer Residuenreihe oder von Teilen derselben ausgelöst werden; dieser Vorgang würde „Vorstellungen" hervorrufen können. Wir sehen hieraus, daß Bewußtsein, Verstand und Vorstellungsfähigkeit (im bisher angewendeten Sinne) noch nicht den Begriff „Seele" rechtfertigen; aber wir haben hier schon einen relativen Unterschied zwischen dem Reiche der Pflanzen (und wahrscheinlich auch der Zoophyten) und den höher organisierten Tieren festgestellt, denn die ersteren besitzen nur die Fähigkeit direkter Reaktionen auf Anreize.

Ob und inwieweit aber den Tieren (auch den höchststehenden) Vernunft und geistiges Ich-Bewußtsein zuerkannt werden können, ist eine Frage, welche nicht zustimmend beantwortet werden kann. Soweit Erfahrung eine Frage dieser Art zu entscheiden vermag, ist dieselbe hinsichtlich der Vernunft, bis auf geringe unbestimmbare Reste, entschieden zu verneinen; ich wenigstens habe stets nur in Ausnahmsfällen schwache und äußerst unsichere Anzeichen reflektierender Vernunft bei Tieren entdecken können; diese fielen aber immer unter die Begriffe „List" oder „Schlauheit", und die betreffenden zweckdienlichen Handlungen wären auch vom Standpunkte des physischen Verstandes, als kompliziertere Äußerung desselben, erklärbar. Wir alle stehen aber so sehr noch im Banne der unaufhörlich das Gegenteil propagierenden Literatur eines vollen Jahrhunderts, daß ein solcher Ausspruch fast gewagt erscheinen muß, so wenig die von jener Seite ins Treffen geführten relativ wenigen Beispiele überzeugend wirken können, besonders da selten ein Autor eigene Beobachtungen anführt, sondern sie nur meist zitiert. Wo aber die reflektierende Vernunft, die Fähigkeit fehlt, auch über sinnliche Erfahrung hinaus zu denken und Vorstellungen abstrakter Natur zu bilden, da ist auch ein Selbstbewußtsein in dem Sinne unmöglich, wie es der Mensch besitzt. Der Mensch vermag abstrakt zu denken, d. h. er bedarf zu dieser Tätigkeit keines Anreizes von außen und keiner veranlassenden realen Notwendigkeit, und sein Ich-Bewußtsein, als die Folge dieses Denkens, entspricht notwendig nur dieser höheren, geistigen Stufe.

Wir sehen also drei Gruppen unterschieden:

1. Pflanzen und jedenfalls die niederste Tierwelt: bloß direkte Reaktion auf Anreize. 2. Höhere Tiere: auch indirekte Reaktion, also physisches Bewußtsein (und Gedächtnis), „Verstand" und eventuell Vorstellungsgabe. 3. Der Mensch: neben diesen inferioren Fähigkeiten noch reflektierende Vernunft und geistiges Selbstbewußtsein sowie die logische Folge beider: freier Wille.

Ist es nicht seltsam und zugleich auch traurig, daß diese hohe Begünstigung, welche dem Menschen im Schöpfungsplane eine so ausnahmsweise Stellung anweist, daß alle diese Gaben und Fähigkeiten, vermöge welcher er die Erde beherrscht, von ihm so oft nur dazu mißbraucht werden, seinen Geist zum beredten Anwalte seines hinfälligen materiellen Teiles

zu machen? Nicht genug an dem, daß so mancher Gelehrte seinen ganzen Scharfsinn an den traurigen Versuch verschwendet, sich als dem Tiere gleichgestellt zu erweisen; mit der dem bewußt Schlechten eigentümlichen Propagierungssucht beschränkt er die Mitteilung seiner Theorien nicht auf den Kreis der mit ihm geistig auf gleicher Höhe Stehenden, wo sie kaum viel schaden können, sondern er überfällt damit die geistig wehrlosen großen Massen. Eine solche Propaganda, dieser Mißbrauch seiner geistigen Überlegenheit, ist gefährlicher und strafwürdiger als das schwerste Verbrechen. Der Materialismus, wenn einmal von den Massen vollkommen erfaßt und angenommen, ist eine verderbliche Lehre, verderblich für alles, was wir am Menschen als edel und gut schätzen, sobald die Menschen aus ihr den einzig logischen und folgerichtigen Schluß ziehen und sich sohin gezwungen sehen, die Bilanzierung ihres Lebensinhaltes an Freude und Schmerz nur noch in dieses kurze Dasein zu verlegen. Von diesem Augenblicke an wird die Nächstenliebe, wie überhaupt alles, was nicht dem Interesse des Egoismus dient, im Soll und Haben jedes einzelnen zu einem negativen Posten, zu einem uneinbringlichen Passivum, welchem die rücksichtsloseste Betätigung des Eigennutzes als Aktivpost gegenübergestellt werden muß.

Man wende nicht ein, daß eine allgemeine, auf der praktischen Grundlage der Reziprozität beruhende Sittlichkeit dann gleichwirkend an die Stelle der idealistischen Motiven entstammenden Moral treten werde, wie uns dies manche Moralsysteme, z. B. dasjenige Mirabauds, glauben machen wollen. Die gelehrten Verfasser solcher materialistischer Sittenlehren stehen infolge ihrer umfassenden Bildung geistig viel zu hoch, um aus ihren eigenen Lehren oder denjenigen ihrer Gesinnungsverwandten jene brutalen Konsequenzen zu ziehen, welche der Ungebildete vielfach daraus ziehen muß. Indem sie das, wie ich annehmen will, manchmal wohlgemeinte Ergebnis ihrer Geistesarbeit sorglos den Massen übermitteln, begehen sie, oft wohl unbewußt, einen Akt der Fahrlässigkeit, welcher sich schon mehrfach in furchtbarster Weise gerächt hat.

Die Erde ist relativ reich an Gaben, aber sie müssen durch Arbeit gewonnen werden, und niemals wird sie so reich daran sein, daß die große Masse der Menschen, statt zu arbeiten, ihre volle Zeit bis weit in das Mannesalter hinein jenen angestrengten Studien widmen könnte, wie sie nötig sind zur Erreichung eines geistigen Standpunktes, auf welchem solche Theorien an Gefährlichkeit einbüßen.

Die Wissenschaft und ihre Lehre sollen frei sein, nicht aber ihr Mißbrauch zu bedenklicher und schädlicher Propaganda. Sobald die Gelehrten ehrlich genug sein werden, in volkstümlichen Schriften oder Vorträgen nur das einwandfrei Erwiesene zu lehren, alle hypothetischen Ansichten aber offen als das zu bezeichnen, was sie sind: als unerwiesene persönliche Meinungen —, dann wird auch keiner von ihnen mehr das harte Urteil verdienen, ein Schädling am Wohle der Menschheit zu sein.

Eduard Mörikes Lyrik.

Zum 8. September 1904.

Von Maximilian Reichreiter.

I.

Am 8. September 1804 wurde Eduard Mörike zu Ludwigsburg geboren, am 6. Juni 1875 zu Stuttgart begraben. In diesen beiden Daten lag noch vor 20 Jahren für den größten Teil des Publikums das umschlossen, was sie etwa von Mörike aus der Literaturgeschichte wußten. Zur Lektüre seiner Werke sind nur wenige vorgedrungen. Und klein, winzig klein war der Zug jener, die dem Toten an jenem regnerischen Junitag, da man ihn in Stuttgart ins Grab senkte, das letzte Geleite gaben. Aber heute ist sein Name tiefer ins Land gedrungen; weite Kreise haben von dem wunderzarten Hauch, der hinreißenden Innigkeit und dem schelmischen Humor seiner Lieder gekostet und die literarhistorische Forschung über ihn hat sich mehr und mehr vertieft und erweitert. Von den Tagen an, da Julius Klaiber, der treue Freund des Toten, unter dem noch unmittelbarsten Eindruck der Persönlichkeit des kaum Hingegangenen 1876 seine zwei Reden über Mörikes dichterische Entwicklung schrieb („Eduard Mörike". Stuttgart, 1876), hat die wissenschaftliche Forschung selbst die kleinsten Einzelzüge aus dem Leben des Dichters liebevoll behandelt bis herab zu Mörikes Gelegenheitsdichtungen, denen Rudolf Krauß („Mörike als Gelegenheitsdichter". 3. Auflage. Stuttgart, 1895) eingehende Untersuchungen angedeihen ließ.

Die wundersame Auferstehung, die die Nachwelt den als Lebenden fast Vergessenen feiern ließ, weist zurück auf viele Gründe. Im Jahre 1838 war die erste Ausgabe von Mörikes Gedichten erschienen, 1856 erst die dritte. In stürmischer Zeit, da das Volk „die Sturmglocke der Könige" läutete und die wilden, von düsterem Haß und verzehrender Freiheitssehnsucht durchbrausten Lieder eines Herwegh, Prutz, Kinkel dem bebenden Deutschland ins Ohr gellten, war kein Platz gewesen für die weichen, leisen Lieder, die aus „Cleversulzbach im Unterland", diesem vergessenen Weltwinkel Schwabens, in die gährende Zeit hinausgeflattert waren. An mystischen Mordaffairen wie denen des preußischen Spions Lessing in der Schweiz und des Findlings Kaspar Hauser in Ansbach erschöpfte sich die

Phantasie des Volkes, an Festen voll schwellenden Redeprunks und innerer Hohlheit wie dem Hambacher Freiheitsfest seine Begeisterung. Und was noch übrig war an Interesse und Liebe des Volkes zur Kunst, rissen Freiligrath und seine Schüler mit ihren farbenglänzenden, in prunkvollen Rhythmen daherflutenden exotischen Dichtungsbildern an sich.

Ein dunkler Drang brauste in den Adern der Zeit, angetan, eine Dichtung voll Kraft und Glut zu befeuern. Aber einen Mörike zu fördern und in seinem Tiefsten zu erkennen, vermochte diese überall wogende Gärung nicht. Dazu mußte erst Ruhe und Selbstvertiefung einkehren, und diese war erst möglich, als mit der Wiederaufrichtung des deutschen Reichs alle diese politischen Strohfeuer und wirklichen gewaltigen, vernichtenden Brände zu erlöschen vermochten. In der Tat ist es eigenartig: seit dem Jahre 1876 schossen auf einmal die Auflageziffern der Dichtungen Mörikes in die Höhe. Bis tief ins Volk drangen plötzlich seine Lieder und wer einmal wie wir das wehmütig-süße „Lied vom verlassenen Mägdlein": „Früh, wann die Hähne kräh'n" auf den einsamen Höhen der rauhen Alb von den Lippen des Volksstammes, dem Mörike angehörte, an einem Sommerabend, da die dunklen Buchenwälder meilenweit ins Land hinaus feierlich im Abendlicht standen, vernommen hat, wer im Konzertsaal eine der von Hugo Wolff träumerisch vertonten Balladen Mörikes ihre ganze wundertiefe Stimmungsgewalt in seine Seele ergießen ließ, der wird nicht mehr daran zweifeln, daß Mörikes Platz unter den deutschen Lyrikern für lange gesichert ist.

Man hat vielfach davon gesprochen, daß unsere Zeit einer neuen Romantik zutreibe, — freilich einer etwas anders gestalteten, als jene des heraufziehenden 19. Jahrhunderts war: nämlich einer Romantik, die „am Herdfeuer des Lebens sitzt, während die alte mit den Märchenlauten des Kindlichen uns in süßen Schlummer sang" (Krapp). Wenn es wahr ist, daß die Literatur von heute einer solchen, mit realistischen Elementen stark durchsetzten Romantik wieder zutreibt, — und viele Anzeichen sprechen dafür, — dann ist die hohe Einschätzung begreiflich, die unsere Zeit — anders als seine eigene — Mörike angedeihen läßt.

Denn Mörikes Kunst ist romantisch durch und durch. Sie trägt die zwei Hauptkennzeichen der Romantik an sich: Erhebung des Sinnfälligen ins Reich des Symbols und Flucht aus der lauten Welt, dem „frechen Tag", ins Reich des Inneren, das süße, schöne Traumreich der blauen Blume. Wie eine Nachblüte der Tage Brentanos und der wehmütigen schlesischen Nachtigall, Eichendorffs, mutet er uns an. Und das alles nicht nur in seinem Dichten, sondern auch in seinem Leben.

II.

Denn überfliegen wir doch einmal dies Leben Mörikes, vor allem jenen Abschnitt, der bestimmend ist für die Entwicklung fast aller Künstler,

seine Jugend! Im steifen, schnurgeraden Ludwigsburg war er als Sohn eines Arztes geboren. Etwas nüchtern Herbes lag in dem Charakter seiner Vaterstadt, dieser einförmigen Schöpfung barocker Zeiten und barocker Herrscher. Aber was wußte nicht des Knaben schweifende Phantasie und seine märchenumflorte Seele darin zu finden! Er hörte über der Fürstengruft im Schloßgarten, wo die dunklen Ulmen starr ragten, den Trutzgeist eines Schubart rauschen, der hier gelebt, gelitten und zornbrennende Lieder gedichtet hatte; er fand manches „Hexenpförtlein und verwunschenes Gäßlein", das seine Träume mit luftigen Gestalten langverrauschter oder nie gewesener Zeiten und Märchen bevölkerte.

Sein Vater war eine stille, praktische Natur, und wie der Vater, so die ganze Familie des Knaben. Aber dennoch lebte in allen auch ein Stück des schwäbischen Zugs zum Grüblerischen und Rätselvollen, der den Vater die Mystiker des Mittelalters, vor allem den dunklen, schmerzgebeugten Magister Eckhart liebgewinnen ließ und der Mörikes älteren Bruder zur Lektüre des phantastischen, tiefsinnigen Hamann, des nordischen Magus, und verwandter Geister hinführte. Von diesen beiden Menschen — Vater und Bruder — gewann der Knabe die ersten Anregungen, von ihrem Geiste sprangen Funken in seine empfängliche Seele über. Kann es da verwundern, daß sein ganzes weiteres Leben stets unter diesem Banne des Romantischen, in sich Verschlossenen stand, bis dies überreich angehäufte innere Erleben sich endlich in Liedern nach außen hin Bahn brach, die oft völlig von diesem Hauch des Mystischen, Symbolischen durchzittert sind?

Der Vater starb, als Mörike zwölf Jahre alt war, und der Knabe kam nach Stuttgart ins Haus eines Verwandten, des späteren Konsistorialpräsidenten v. Georgii. In diesem altväterlich traulichen Heim, in dem alles nach verschollenen, süßen Tagen zu duften schien, wo aus den Rokokorahmen der Bilder ihn der Geist einer neckischen, tändelnden Zeit schelmisch anblickte, mag Mörikes Humor manche Anregung gewonnen haben. In seiner Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag" leben Erinnerungen an dieses im Biedermaierstil frisierte Familienleben auf; und ungern mag Mörike in seinem vierzehnten Jahre davon geschieden und nach Bestehung des gefürchteten „Landexamens" ins theologische Seminar nach Urach, einem wunderbar weltverlorenen, von alten Buchenforsten umrauschten Ort der rauhen Alb, und nach weiteren vier Jahren ins theologische Stift zu Tübingen übersiedelt sein.

Der grüblerische Geist seines Vaters und Bruders, deren nach innen gewandte Natur lebte in diesen Jahren mehr denn je wieder in Mörike auf. Nur wenigen erschloß er sich ganz, so reich sein Humor war und so gern man ihn in geselligem Kreise sah. Unter den wenigen, die er sich in Tübingen zu Vertrauten machte, sind es besonders zwei, die tieferen Einfluß auf sein Seelenleben gewannen: einmal eine Natur voll überschäumenden Dranges mit fast dämonischen Tiefen, Wilhelm Waiblinger, dessen

unheimlicher, trotziger Kraft, dessen prometheusartigem Wollen Mörike sich mit leisem Schauer beugte; aber daneben stand Mörikes innigster Freund, der joviale, herzensgute Ludwig Bauer, dessen harmlose, redliche Seele das durch Waiblinger gestörte Gleichgewicht in Mörikes innerem Leben stets wieder herstellte.

Es sind tiefere Gründe, die uns bestimmen, dem Jugendleben dieser beiden, das von romantischen Zaubern umwoben ist, uns kurz etwas näher zuzuwenden. Denn unter dem Einflusse dieser Tage entstanden die Anfänge vieler der berühmtesten Schöpfungen des Dichters: hieher weisen die innigsten Szenen aus dem „Maler Nolten", die tiefsten seiner Naturlieder. Was war das für ein eigenes Leben und Träumen, das die beiden in den freien Stunden führten, von dem uns Klaiber als Zeitgenosse und Freund des Dichters so trauliche Bilder entwirft. „Im dämmernden Halbdunkel des tiefsten Waldes auf Moos gelagert träumen, auf dem sonnigen Gipfel des Spitzbergs aus Tannenzweigen eine Robinsonhütte bauen, geheime Zusammenkünfte in einem alten Gartenturm am Oesterberge halten, zu dem sie mit dem wonnigen Grauen eines nächtlichen Diebes durch den ausgehobenen Fensterladen schlüpfen, im schaurigen Dunkel einer hochgewölbten Brunnenstube bei Kerzenlicht im Homer oder Shakespeare lesen, während feuchte Spinnfäden von der Decke hängen und unter ihnen einförmig ernst das Wasser rauscht" (a. a. O., S. 13) — das sind die seltsamen Züge aus der Geschichte dieses beglückten Freundschaftsbundes. Sie haben ihre eigenen Gegenstände der Unterhaltung, in die sonst niemand eingeweiht werden darf, sie haben hundert kleine Geheimnisse und zuweilen ihre eigene Sprache; sie erfinnen am Ende einen besonderen Boden für das bunte Spiel ihrer Phantasie, eine abgeschlossene Insel, außerhalb der bekannten Welt gelegen, der sie den Namen Orplid geben und die sie um die Wette mit Göttern und Helden und wunderbaren Geschicken zu bevölkern und mit dem eigenen Herzblut zu beleben geschäftig sind. Und mit Entzücken schweift nun ihr Gedanke durch dieses verschwiegene Herrscherreich ihrer Einbildungskraft, „weilt in den leeren Mondhallen der Ulmonsburg und sieht, im Palmenhain versteckt, das Auge badender Gazellen im Niwrisee blitzen".

Kann man sich etwas Tieferes, Schöneres denken als diese Tage einer heiteren, durch Ruhe und Freude verklärten Jugend? Noch oft in späteren Jahren hat Mörike dem friedevollen Erinnern an diese Stunden warme, glückdurchbebte Lieder gewidmet.

Im Jahre 1826 waren Mörikes Universitätsstudien zu Ende. Er trat in das Leben hinaus, das ihm wenig an bedeutsamen äußeren Begebnissen bot. Landauf, landab hat er bald als Gehilfe greiser Pfarrherren, bald als Vikar, zuletzt — im Jahre 1824 — als Pfarrer von Cleversulzbach seines Amtes gewaltet. Schon 1832 hatte er seinen Roman „Maler Nolten" in die Welt hinausziehen lassen, 1838 folgte die

erste Auflage seiner Gedichte, eines anfangs schmalen Bändchens, dessen Zusammenstellung bis in seine Tübinger Zeit zurückgereicht hatte.

Über sein weiteres Leben ist wenig zu erzählen; ruhig und ebenmäßig floß es dahin. 1842 mußte er, seiner angegriffenen Gesundheit halber, seine Stellung als Pfarrherr in Cleversulzbach aufgeben und wiederholt den Wohnsitz wechseln. In dieser Zeit entstand 1846 „Die Idylle vom Bodensee", dies weiche, duftumwobene Stimmungsbild, das, obwohl künstlerisch durch zu große Breite geschädigt, dennoch oft mit seltener Stimmungskraft die schönen Ufer dieses Sees mit ihrem treuherzigen Volke vor uns heraufbeschwört. Siebenunddvierzigjährig gründete er sich (1851) einen eigenen Herd und folgte zugleich einem Rufe von Freundesseite, der ihn nach Stuttgart einlud.

Hier lebte nun Mörike im Kreise treuer Freunde in still hingleitender Ruhe, die nur durch eheliches Unglück vorübergehend getrübt wurde, die letzten fünfundzwanzig Jahre seines Lebens. Hier entstanden auch seine zwei letzten größeren Werke, das „Stuttgarter Hutzelmännlein" (1853), ein treues Abbild des treuherzig-derben schwäbischen Volkscharakters, und 1856 jene fein ziselierte Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag", in der die liebenswürdige Gestalt des Meisters der Töne mit anmutigem Humor vor uns hingestellt erscheint.

III.

Können wir bei Betrachtung dieses ruhevollen, schweigsam verfließenden Lebens noch zweifeln, daß die reiche, tiefe Persönlichkeit Mörikes vor allem in der Lyrik nach ihrem Ausdruck streben mußte? Das wird wohl jedem klar werden, der dessen gedenkt, daß die Lyrik die Kunstart ist, wo der Gestaltende wie auf Du zu Du zum Hörer redet, leise und gedämpft, vertraut und innerlich. Das Drama zeigt den handelnden Menschen, es ist die Apotheose der Kämpfer und Sieger, der lärmenden Walstatt, der mit Blut errungenen Kronen. Und der Roman, dem die kraftvolle Gestaltung einer Weltanschauung tiefster Grund und letztes Ziel ist, mußte Mörikes stiller Natur auch ferne liegen. Wo er sich darin versuchte, wie im „Maler Nolten", sind es daher gerade die Lyrismen, die diesem Werke seine reifste Schönheit geben. Aber in der Lyrik war diese beschauliche, mit erstaunlicher Kraft der Intuition ausgestattete Natur in ihrem eigensten Reiche, und wenn die Götter nicht allen alles geben, erfreut es umsomehr, wenn die von ihnen Beschenkten mit dem verliehenen Talente, gleich Mörike, umso sorgsamer wuchern.

Die Kraft seelischen Schauens, die Tiefe der Gedanken und Gefühle ist daher die erste und hervorragendste Eigenschaft der Lyrik Mörikes. Darin trat er das halbvergessene Erbteil der Romantiker wieder an, die in ihren Liedern — man denke nur an einen Achim Arnim, Brentano, eine Luise Hensel, einen Eichendorff — gerade deshalb, weil

sie so tief in den halbverschütteten Gängen volkstümlichen deutschen Denkens geschürft hatten, im Sturmlauf sich das Volk eroberten.

Deutsche Tiefe und Innigkeit strebte Mörike als heiligstes Ziel an. Aber wenn er das auf den Spuren der Romantiker tat, tat er es doch nicht mit ihren Fehlern; vor allem entrann er jener Gefahr, an der die alte romantische Schule untergegangen war, der Gefahr des Verschwimmenden, Zerfließenden, Unklaren. Seine Lyrik trägt im Gegenteil ein plastisches Gepräge, das direkt klassisch anmutet. Er hört das Brausen der Orgel in weltverlorener Dorfkirche, er spürt die Weihe, in deren Bann die Gemeinde bei diesen mächtig anschwellenden Tönen steht, und das gestaltet sich ihm sofort zu einem Bilde, so scharf, so fein gezeichnet, daß nicht mehr Worte, sondern Linien und Farben vor uns zu stehen scheinen:

Das Hochamt war. Der Morgensonne Blick
Glomm wunderbar im süßen Weihrauchscheine.
Der Priester schwieg; nun brauste die Musik
Vom Chor herab zur Tiefe der Gemeine.
So stürzt ein sonnentrunk'ner Aar
Vom Himmel sich mit herrlichem Gefieder,
So läßt Jehovens Mantel unsichtbar
Sich stürmend aus den Wolken nieder.

Seine dichterische Intuition sieht den Frühling gleich einem verträumten Hirtenkind, das „sein blaues Band wieder durch die Lüfte flattern läßt"; er sieht die Nacht ernst, groß und schweigend aus dem weindunklen, murmelnden Meer wie eine homerische Vision steigen:

Gelassen stieg die Nacht ans Land,
Lehnt träumend an der Berge Rand,
Ihr Auge sieht die gold'ne Wage nun
Der Zeit in gleichen Schalen stille ruh'n;
Und kecker rauschen die Quellen hervor,
Sie singen der Mutter, der Nacht, ins Ohr
Vom Tage,
Vom heute gewesenen Tage.

Das uralt alte Schlummerlied,
Sie achtet's nicht, sie ist es müd';
Ihr klingt des Himmels Bläue süßer noch,
Der flücht'gen Stunden gleichgeschwung'nes Joch.
Doch immer behalten die Quellen das Wort,
Es singen die Wasser im Schlafe noch fort
Vom Tage,
Vom heute gewesenen Tage.

Die tiefe Versenkung in seinen Stoff, das Streben nach Verinnerlichung, dem kostbarsten Erbteil deutschen Wesens, führt uns sofort zum zweiten hervorragendsten Merkmal seiner Lyrik: zu ihrem volks-

tümlichen Elemente. In der Tat: jener Ton, der dem Volke im Herzen bleibt, so daß es ihn in Liedern und Gesängen selig durch Generationen weiter verkündet, ist ihm oft in die Seele gekommen. Schmucklos und einfach gleich altdeutschem Bildnis steht in solchen Liedern seine Kunst vor uns; und die braunen Ackerbauern und Hirten der rauhen Alb halten manches dieser Lieder gleich dem alten, seltsam verschnörkelten Hausgeräte und den verblichenen Bildern ihrer rauchdunkeln Stuben hoch und heilig. Schlichter und volksmäßiger kann man den öden Gram des Verlassenseins wohl kaum schildern, jenes Weh, das aus Volksliedern bricht, wie dem von den drei Lilien oder den zwei Königskindern, als in dem bekannten Lied vom verlassenen Mägdlein: Früh, wann die Hähne kräh'n . . .

Er greift die Sagen des Volkes auf, wo er sie findet: ob sie nun heiter und von übersprudelndem Humor sind, wie jene Märe von dem riesigen Waldmenschen bei Igelsloch, den die Bauern nur den Suckelborst nennen, der droben auf der Waldhöhe in seiner Höhle liegt und dem der Igelslocher Balbierer die Hecken des Barts mit unermeßlicher Schere stutzt. Wie quellfrisches Lachen klingt es durch die Hexameter dieser Dichtung „vom sichern Mann", wenn Mörike uns erzählt, wie dieser biedere Suckelborst eines Tages in mächtigem Rock und mit gewaltigem schäbigen Hut in die Unterwelt steigt, um dort den Seelen aus der Urgeschichte der Welt eine Vorlesung zu halten, wie aber der Teufel, dieser Erzschelm, sich hinter ihn schleicht und immer Grimassen macht, so daß die Schatten über den „sichern Mann" in einem fort lachen müssen, und wie nun der Suckelborst, diese Tücke merkend, sich umkehrt und dem Teufel den Schwanz bis zur Wurzel herausreißt . . . . Und dann wieder weht die Luft stürmischer Zeiten um uns, — Hörnerklang braust, — die Tage der Wikingerkämpfe tauchen vor uns auf, — hochgebordete Schiffe sausen über die gewitterverhangene See mit Menschen an Bord, deren Sinne nach Gewalt und Kronen lechzen und die vor keinem Mittel in düster lohender Leidenschaftlichkeit zurückschrecken: man denke an die „traurige Krönung" auf Liffey-Schloß, wo nächtens im öden Saal der neugekrönte König sitzt, der seines Bruders Kind, den Thronerben erschlug, um selbst die Krone zu gewinnen. Vor dem fiebernden Hirn des Mörders tauchen Schatten auf — ein seltsam Totenspiel — ein endloser Zug vermummter Gestalten naht:

Und aus der schwarzen Menge blickt
Ein Kind mit frischer Wunde.
Es lächelt sterbensweh und nickt,
Es macht im Saal die Runde,
Es trippelt zu dem Throne,
Es reichet eine Krone
Dem Könige, des Herze tief erschrickt.

Darauf der Zug von dannen strich,
Von Morgenluft berauschet:
Die Kerzen flackern wunderlich,
Der Mond am Fenster lauschet;
Der Sohn mit Angst und Schweigen
Zum Vater tät sich neigen —
Er neiget über eine Leiche sich. — — —

Und dann wieder tönt die Märe vom wahnsinnigen Feuerreiter an unser Ohr und leise Schauer packen uns mit unentrinnbarer Gewalt.

Sollte man denken, daß neben solchen Liedern, die an dunkle, rätselvolle Saiten der Seele rühren, so daß diese machtvoll erklingen, andere stehen könnten voll innigsten Behagens, voll treuherzigster, altfränkischer Behäbigkeit? Und doch sind gerade diese Lieder diejenigen, die die dritte und größte Gruppe in Mörikes Lyrik einnehmen und die den meisten am bekanntesten sind. Schon oben in der Märe vom biderben Suckelborst haben wir eine Probe dieser Art verkostet; breit und weitschweifig zum Einschläfern, überlang sind sie manchmal und die kritische Hand Mörikes, die vieles daran strich, hätte sie ferner wohl oft noch mehr gekürzt. Aber daneben stehen wieder andere, die einen unfehlbar in den Bann ziehen, wo man den Dichter zu schauen glaubt, wie er mit dem klugen Lächeln des Weisen winterabends und am Abend eines ruhigschönen Lebens am Herde sitzt und großväterlich zu uns redet. Wie köstlich muten diese Verklärungen des gewöhnlichen Lebens an; Weisheit des Alters und Naivität des Kindes redet aus ihnen. Ihre schönste Probe ist die Idylle vom „alten Turmhahn", der uns seinen Lebensgang erzählt, dieses gemütvolle, von prächtigen kleinen Einzelzügen belebte Bild des Lebens und Treibens in weltvergessenem Kleinstädtchen . . . .

Die Anerkennung, die Mörike erst so spät fand, hat er sich, wie wenige, wohl verdient. In unserer Zeit scheint es oft, als wolle die Lyrik auf der einen Seite unter dem Einfluß des Naturalismus sich auflösen in eine kalte Aneinanderreihung von Gedanken, die zudem oft noch aus den tiefsten Niederungen des Lebens geholt sind, — und als anderes Extrem tritt als Frucht des Symbolismus uns wiederum auf der Gegenseite eine Lyrik entgegen, die lediglich Wortkunst ist, die zu unverständlichem Lallen und Traumrufen mehr als einmal (man denke nur an Hofmannsthal, George, Dauthendey) sich zusammenballt. Zwischen diesen beiden Extremen bezeichnet Mörikes Kunst jene schöne Mittellinie, die in gleicher Weise der tiefen Idee wie dem tiefen Gefühle Genüge leistet, und aus ihr sich Freude und Erholung zu schöpfen, wird jedem, der sich in sie versenkt, vergönnt sein.

Andrew Carnegie.

Von Ludwig Gall.

Unter dem Titel „Kaufmanns Herrschgewalt“*) hat Dr. E. E. Lehmann eine Übertragung des mit der Überschrift „Empire of Business“ vor geraumer Zeit erschienenen Werkes des amerikanischen Milliardärs A. Carnegie veröffentlicht. Die Aufgabe war eine verdienstliche, da durch die Verdeutschung der zwar nicht immer unanfechtbaren, doch sicherlich immer originellen Äußerungen dieses welterfahrenen Großindustriellen die populäre volkswirtschaftliche Literatur eine wirkliche Bereicherung erfährt. In unseren Ausführungen folgen wir im Wesentlichen dem Inhalte dieses Buches, nur in wenigen Fällen Angaben anderer Berichterstatter benützend.

Der Industrielle und bis vor wenigen Jahren größte Machtgebieter in der Welt von Stahl und Eisen, Andrew Carnegie, ist in der ökonomischen Literatur kein Unbekannter. Er hatte noch lange nicht die Mittagshöhe seiner Erfolge erreicht, als er sich gedrängt fühlte, von diesen und dem Wege, wie er zu denselben gelangte, zu jenen Kreisen zu sprechen, die Teilnahme und Verständnis für den wirtschaftlichen Aufschwung zeigten, in dem er eine treibende und bestimmende Kraft geworden, zu jenen Kreisen, aus denen seine Mitarbeiter am Werke hervorgingen. Seine Errungenschaften erschienen den Amerikanern nicht nur achtunggebietend wegen ihrer Raschheit, ihrer Größe, der Tatkraft dessen, der sie erreicht, sondern vor allem, weil sie geschäftlich streng ehrenhafte waren. Es waren nicht Erfolge des seinen Mitbürgern so gründlich verhaßten Glücksspieles, einer auf den bloßen Geldgewinn abzielenden waghalsigen Spekulation, sondern nur die des unermüdlichen Fleißes, der angestrengtesten Tätigkeit, des vorausschauenden, gesunden Unternehmungsgeistes. Wenn dieser Mann über Fragen sprach, die ihn als Arbeitsgeber, als mächtigsten Förderer des industriellen Fortschrittes am nächsten berührten, horchte man auf, die Presse machte seine Meinungen zum Gemeingut, die Biographen fanden in ihnen das Material für die Zeichnung eines Charakterbildes, wie uns eines der besten dieser Art T. W. Stead, der Herausgeber der „Review of Reviews“

*) Andrew Carnegie: „Kaufmanns Herrschgewalt“ (»Empire of Business«). Autorisierte Übersetzung von Dr. E. E. Lehmann. Mit einem Bildnisse in Photogravüre. 2. Auflage. Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn, 1903. (XXIII und 320 Seiten, gr. 8°. Mk. 5.—)

geboten hat. Als die größte aller Trustbildungen ihm, dem von der industriellen Welt als solchen anerkannten Stahlkönig, den Fehdehandschuh hinwarf, nahm er ihn im Bewußtsein seiner unbezwinglichen Stärke auf, sofort durch einige gewaltige Kraftäußerungen in der Form des Neubaues von Stahlwerken zu zeigen, was er vermochte. Und wie damit der Wert seines Riesenbesitzes stieg, so wuchs auch das Verlangen des Trusts, denselben in die Hand zu bekommen, stieg der Carnegie dafür gebotene Preis. Nun war aber der Moment gekommen, den dieser kluge Geschäftsmann für geeignet fand, seinen ganzen Besitz um eine Summe hinzugeben, wie sie in dieser Höhe wohl nie noch in die Hand eines einzigen Menschen zu freier Verfügung gelangte. Von diesem Zeitpunkte ab konnte sich der von der Leitung seines Unternehmens frei gewordene Mann noch mehr als früher der schriftstellerischen Erörterung der ihn beschäftigenden Fragen hingeben. Das zuletzt veröffentlichte Buch über die „Herrschaft des Geschäftes" dankt sein Entstehen der so gewonnenen Muße seines Verfassers. Die in demselben vereinigten Aufsätze sind zum Teile vor Jahren in amerikanischen oder englischen periodischen Schriften erschienen und behandeln soziale und wirtschaftliche Fragen, die immer aktuell bleiben, wenn auch bei einzelnen derselben durch die fortschreitende Erkenntnis andere Gesichtspunkte gewonnen wurden, als zu denen der Verfasser zur Zeit der Niederschrift derselben gelangen konnte oder zu denen ihn sein streng republikanischer Parteistandpunkt, den er im Gegensatze zum demokratischen Amerikas einnimmt, gelangen ließ. Von diesem Standpunkte aus müssen wir seine Ausführungen zur Valutenfrage beurteilen, in denen er sich nicht nur als eifriger Verfechter der Goldwährung gibt, sondern auch dem Silber jede weitere Eignung als Währungsmetall abspricht.

Seine Bemerkungen über Staatsgeld und Staatskredit, die nur auf Grund von Beobachtungen an amerikanischen Verhältnissen entstanden sein dürften, sind auf die Europas schon darum nicht anwendbar, weil die Vereinigten Staaten nicht über jenen Werte erzeugenden staatlichen Besitz verfügen wie die Länder des alten Kontinentes, für welche dieser mit als eine Grundlage des Kredites anzusehen ist. Hier wie in seinen Ausführungen über das Zahlungsmittel „Geld" dünkt uns, daß der Praktiker Carnegie denn doch einen zu speziell amerikanischen Standpunkt einnimmt, um diese schwierigen Fragen in ihrer wichtigen Gesamtheit überblicken zu können. Dagegen dürfen wir ihm das uneingeschränkteste Interesse entgegenbringen, wenn er die anderen großen Wirtschaftsfragen nach den in der lebenslangen Betätigung als Fabrikant und Großunternehmer gewonnenen Erfahrungen bespricht. So sieht er in den Trusts ein Schreckgespenst, das nicht zu fürchten sei. In interessanter Darstellung geht er auf ihren Ursprung zurück, vergleicht sie mit den Syndikaten, die sich verdientermaßen bereits überlebt haben, deren Schicksal fraglos auch diese neueste

Form der wirtschaftlichen Vereinigung teilen werde, die in ganz unhaltbarem Beginnen es unternimmt, im Widerspruche gegen die ökonomischen Grundgesetze von Angebot und Nachfrage die Preise regulieren zu wollen. Wenn wir eben jetzt erleben, daß die amerikanische Gesetzgebung sich gegen die Trusts wendet und daß es als ein großes Verdienst des gegenwärtigen Präsidenten gerühmt wird, daß er mit der ihm innewohnenden Energie bemüht bleibt, die durch diese verursachten Schäden zu bekämpfen, so scheint uns die Auffassung Carnegies fast zu optimistisch, wenn er meint, die Amerikaner könnten über die Anstrengungen der Eisenbahnmagnaten und Großfabrikanten, die volkswirtschaftlichen Gesetze durch Trusts, Vereinigungen, Differenzialtarife und dergleichen zu umgehen, lachen, solange sie an dem Grundsatze unbeschränkten, freien Wettbewerbes festhielten. Dies umsomehr, als ja die Frage, ob Freihandel oder Schutzzoll, auch jenseits des großen Wassers zur Diskussion steht. Wenn sich Carnegie ferner über die Stahlfabrikation des neunzehnten Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten, die auswärtige Stahlfabrikation sowie über die natürlichen Öl- und Gasquellen im westlichen Pennsylvanien verbreitet, so darf jedes Wort als das schwerwiegende der eigenen Erfahrung angesehen werden; denn wer könnte als ein vertrauenswürdigerer Berichterstatter gelten als der glückliche Teilnehmer an der Erschließung dieser Petroleum- und Gasquellen, der Schöpfer der gigantischen Stahlindustrie, die, dank dem unermüdlichen Fleiße und der genialen Führung dieses Mannes, ungeachtet der europäischen Überlegenheit in dieser Fabrikation entstand und diese Konkurrenz nicht nur vollständig besiegte, sondern sich den Weltmarkt für den eigenen Absatz sicherte. Hier spricht der große Kaufmann und Unternehmer, der nicht nur alle die Fäden der eigenen Unternehmungen zielbewußt in der Hand behielt, sondern auch die geschäftliche Lage des Weltmarktes mit allen diese bestimmenden Ereignissen im Auge hatte. „Die Nation," sagt Carnegie, „welche den billigsten Stahl zu machen imstande ist, wird, soweit die Fabrikation in den meisten einschlägigen Gebieten in Betracht kommt, notwendigerweise die anderen Nationen beherrschen. Der billigste Stahl vermittelt die billigsten Schiffe, die billigsten Maschinen und mehr als tausend andere Artikel, welche teilweise oder ganz aus Stahl gemacht werden. Wir stehen an dem Vorabende einer Entwicklung der Industriemächte unserer amerikanischen Republik, dergleichen die Welt vorher niemals gesehen hat." Wir haben, wenn wir dies lesen, die Empfindung, daß hier ein abschließendes Urteil seitens eines Führers auf dem Felde der Arbeit und der Wirtschaft ausgesprochen wurde, das durch ein kommendes Menschenalter hindurch wohl kaum eine Modifikation erfahren dürfte. Wie diese Stelle, sprechen auch die Ausführungen über die Ideale der freihändlerischen Manchesterschule, die durchaus nicht im Sinne ihrer Begründer erfüllt wurden, für die Großzügigkeit der Anschauungen des

Autors. Er hält hier einer Lobpreisung des Freihandels durch den Expremier Lord Rosebery die unseres Ministers des Auswärtigen, Grafen Goluchowski, entgegen, in der letzterer aufforderte, „Schulter an Schulter zu kämpfen gegen die gemeinschaftliche Gefahr des zerstörenden Wettbewerbes der transeuropäischen Länder". Weil die großen Fabrikationszentren Europas die Rohmaterialien der einzelnen Länder verarbeiten, die Bedürfnisse derselben decken und mit dem Überschusse auf dem Weltmarkte konkurrieren, hat sich die Annahme des Manchestertums, daß der Austausch verschiedener unter einander nicht konkurrierender Artikel stattfinden werde, nicht verwirklicht. Darin sieht aber Carnegie einen großen Fortschritt gegenüber dem, was den Manchestermännern wünschenswert erschien.

In der Angelegenheit der Zölle und Steuern spricht sich Carnegie, unter der Voraussetzung, daß die höchste Gewalt im Staate etwa so frei verfügen könne wie allenfalls der Czar, dahin aus, daß alle Bedürfnisse der ärmeren und schwer arbeitenden Klassen von jeder Belastung frei zu halten wären. Die notwendigen Staatsbedürfnisse seien so zu decken, daß die aus dem Auslande kommenden Luxusgegenstände, die dem Bedürfnisse der Reichen und „Extravaganten" dienen, auf das schwerste und jedenfalls mit einem Mehrfachen dessen belastet werden, was heute hierfür in den Vereinigten Staaten zu bezahlen ist. Ganz unbedingt spricht er sich gegen die Einkommensteuer als solche aus: „Ich kenne", sagt er, „keinen Staatsmann von Ansehen, der die Einkommensteuer nicht als die verderblichste von allen gebrandmarkt hätte. Gladstone appellierte einst nur wegen dieser Steuer an das Land, indem er sie als eine solche bezeichnete, welche dazu geeignet sei, eine Nation von Lügnern zu erziehen. Obgleich der Theorie nach eine berechtigte Abgabe, ist sie doch tatsächlich eine solche Quelle der Demoralisation, daß man sie als die verderblichste Abgabenform bezeichnen kann, die jemals aufgefunden wurde, seitdem die menschliche Gesellschaft sich friedlicher staatlicher Verhältnisse erfreut."

Nur in Kriegszeiten scheint ihm jede Maßnahme genehm, die geeignet ist, die Deckung für die außerordentlichen und dringenden Bedürfnisse des Staates zu beschaffen. Durch den Fall einer solchen Notwendigkeit mag selbst die Schaffung der Einkommensteuer entschuldigt werden.

Seitdem Carnegie diese Grundsätze ausgesprochen hat, schreiten die Vereinigten Staaten auf den Bahnen des Imperialismus vorwärts, die weit abgehen von den früher eingehaltenen der Zeiten, in denen die Monroe-Doktrin noch nicht ein Schattengebilde, sondern der Ausdruck jener weisen Beschränkung und zugleich Kraft war, welche die bewunderten und verehrten Schöpfer der Konstitution des Landes bekundeten.

Dadurch hat aber im Organismus dieses großen Staatswesens so vieles eine Änderung erfahren, daß auch in der Frage der Steuern nicht mehr jener ideale Standpunkt festgehalten werden kann, der unter den

bedürfnislosen, jeder Eroberungspolitik abholden Bürgern dieses Gemeinwesens der früheren Zeit der einzig begreifliche war.

Wie großes Interesse uns aber auch die gesunden und dabei weitblickenden wirtschaftlichen Anschauungen des Mannes abringen, der von seinem Arbeitstische aus Geschäfte leitete, die einen bestimmenden Einfluß auf den Weltmarkt nahmen, so überwiegt doch das Persönliche an dem Manne Carnegie, der sich aus drückender Armut lediglich nur durch Ausübung der schlichten Bürgertugenden und der Betätigung eines starken sittlichen Momentes, dessen schönste Äußerung wir in einer rührenden Dankbarkeit und Liebe zu seiner Mutter erkennen, zu so ungeheurer Macht emporgearbeitet hat. Wenn wir jene Aufsätze lesen, die über den Weg zu den geschäftlichen Erfolgen, die Pflichten der reichen Leute, die Art wie man ein Vermögen erwerben kann, den Gebrauch des Reichtums sprechen und uns dessen erinnern, was uns an biographischen Details aus seinem eigenen Leben bekannt geworden ist, so mutet uns vieles aus dem Inhalte dieses Buches so Zutrauen erweckend, so ermutigend an wie etwa jene berühmte Selbstbiographie Benjamin Franklins, die durch ihre so überzeugend wahrheitsgetreue Sprache das Gemeingut aller Gebildeten geworden ist. In dem vorliegenden Werke, in dem die geschäftliche Tätigkeit und die durch diese gewonnene Macht gewürdigt und gepriesen wird, ist auf den meisten Seiten vom Gelderwerbe, vom Reichtume die Rede, und dennoch bleibt es ein tief sittliches Buch, denn es zeigt uns, daß es Pflicht jedes reich Gewordenen sei, das Erworbene nicht einfach für lachende Erben aufzuhäufen, sondern es so nutzbringend und in so edlem Sinne als möglich zu verwenden. Wer aber ist kompetenter, über eine solche Verwendung zu sprechen als der Mann, der bereits viele Millionen Zwecken gewidmet hat, die dem allgemeinen Besten dienen, und der auch in seiner jetzigen Mußezeit, die er zum guten Teile auf seinem schottischen Landsitze Skibo-castle verbringt, durch seine persönlichen und literarischen Beziehungen bestrebt bleibt, den Pulsschlag der Zeit zu fühlen, um mit den gewaltigen Mitteln seines Besitzes, der ihm aber im Hinblicke auf das, was not tut, gering erscheinen mag, helfend einzugreifen. Carnegies Buch ist auch vor allem ein Buch für die Armen: nicht deshalb, weil es davon redet, wie man zu Reichtümern gelangen kann, sondern vorweg deswegen, weil es Mut zuspricht und den Wert der persönlichen Arbeit in einer so überzeugenden Weise preist wie kaum eines vor ihm. Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß, wer recht von einer Gesellschaftsschichte verstanden werden will, aus dieser selbst hervorgehen solle. Dies trifft hier zu. Der arme schottische Junge, der seine geliebte Heimat mit den Eltern verlassen mußte, weil die auf den Betrieb von wenigen Handwebstühlen beschränkte Arbeit des Vaters die Konkurrenz der Dampfmaschine nicht aushalten konnte, der über dem Wasser in einer Fabrik Pittsburgs zuerst als Klöppeljunge, dann als Maschinenwärter,

später als Telegraphenbote und als Telegraphist arbeitete, hat auch im Herbste seines an Erfolgen überreichen Lebens die lebendigste Erinnerung an diese schwere Jugendzeit bewahrt; nicht aber wie jener altgewordene reiche Mann in einem der berühmten Romane von Dickens, der seine eigene Härte mit den erduldeten Entbehrungen begründet, sondern wie ein dem Schöpfer dafür Dankbarer, daß er in dieser härtesten Schule jene Fähigkeiten gebrauchen lernte, die ihm allein im schweren Wettbewerbe dienlich sein konnten. Dabei verfällt Carnegie niemals in den Ton des Moralpredigers, dem man eher als jedem anderen zurufen könnte, daß er es leicht habe, Lehren zu erteilen, nachdem er selbst glücklich über alle Klippen, die dem Strebenden sich entgegenstellen, hinweg sei. Jedes von ihm gesprochene ermahnende Wort, jede von gesundem, praktischem Sinne durchdrungene Belehrung ruft in uns das Gefühl hervor, daß der freie Mann zu uns spricht, der sich bei allen seinen Handlungen von Ehrenhaftigkeit, Treue und Billigkeit leiten läßt. Und noch eines dürfen wir nicht vergessen. Carnegie, der mit seinen Eltern, die Chartisten waren und wegen dieses politischen Bekenntnisses üble Erfahrungen in der schottischen Heimat gemacht hatten, ausgewandert war, ist Vollblutamerikaner auch in Hinsicht auf jenes Recht der Selbstbestimmung geworden, das jedes zu kräftiger Persönlichkeit entwickelte Einzelindividuum in lebendiger Weise erfüllt. Wenn er als selfmade-man in diesem Sinne den jungen Kaufleuten zuruft, frohgemut an der untersten Stelle in einem Geschäfte anzufangen, aber gleich da den felsenfesten Vorsatz zu fassen, bis zur ersten zu gelangen, wenn er bei der Pflichterfüllung gegenüber den Vorgesetzten nicht nur verlangt, daß man mehr tun solle, als diese erwarten, sondern solche Dienste leiste, welche die Aufmerksamkeit erregen und zeigen, daß man immer größer werdendes Vertrauen verdiene, daß man alle Kräfte zur Lösung einer bestimmten Aufgabe konzentrieren müsse, so wird man sofort den lebenserfahrenen Mann erkennen, der den jungen Leuten nicht Raum geben will für phantastische Ideen, selbstquälerische Betrachtungen und zweckwidriges Abspringen von einer Tätigkeit zur anderen. Gelegenheiten, auf diesem Wege emporzukommen, sind nach seiner Überzeugung stets vorhanden, da alle Vorgesetzten immer auf der Suche nach brauchbaren Leuten sind und zum Beispiel die Nachfrage nach dem Typus des, die Übersicht über das Gesamtgebiet des jeweiligen Geschäftes bedingenden tüchtigen Buchhalters nie durch das Angebot befriedigt werde. Ganz selbstverständlich ist es, daß er größter Mäßigkeit im Trinken und der konsequentesten Sparsamkeit als der besten Grundlage des Kredites das Wort redet, daß er vor jedem auf Geldgewinnst abzielenden Spiele und jeder Spekulation warnt. Aus den nach diesen Grundsätzen arbeitenden und strebenden jungen Männern, die ganz für die Interessen des Berufes und Geschäftes einstehen, dem sie sich gewidmet, sieht Carnegie jene Teilhaber an diesen hervorgehen, die gleichzeitig die fähigsten Leiter derselben werden. In praktischer Durch-

führung dieser Grundsätze haben wir ihn vom armen Botenjungen, der die Telegramme an die Pittsburger zuzustellen hatte, zum Telegraphisten und Betriebsbeamten der pennsylvanischen Bahn aufsteigen sehen, der sich seinem vorgesetzten Betriebsinspektor so nützlich zu machen wußte, daß, als dieser später als Assistent des Kriegsministers die Verkehrsangelegenheiten während des Krieges mit den Südstaaten zu leiten hatte, ihm Carnegie der wichtigste Gehilfe blieb. Später, als er die Eisenbahncarrière, in der er es bis zur Stelle eines Oberinspektors der früher genannten Bahn gebracht hatte, verlassen, waren es fraglos die praktisch-organisatorischen Erfahrungen, die ihm als einem von übermächtiger Schaffens- und Unternehmungslust erfüllten Fabrikanten zu statten kamen. Bei der Wahl seiner Gehilfen fand er reichlich Gelegenheit, die Grundsätze anzuwenden, die ihn die Erfahrung gelehrt. Er verstand es, jene jugendlich kräftigen und doch fachlich erfahrenen Männer heranzuziehen, deren Schultern er stark, deren Köpfe er hell genug fand, um ihnen die Leitung seiner einzelnen ins Riesenhafte wachsenden Etablissements anzuvertrauen.

Weil wir aber der Periode gedachten, die er im Eisenbahndienste verbrachte, und wir geneigt sind, diese gewissermaßen als die Lehrzeit des großen geschäftlichen Organisators anzusehen, ist es nicht uninteressant zu erfahren, was der vom Oberaufseher Thomas A. Scott als Telegraphist und Sekretär mit 35 Dollars Monatsgehalt in den Dienst der damals noch in der Hauptlinie zwischen Pittsburg und Philadelphia nicht ausgebauten Pennsylvanischen Bahn aufgenommene Carnegie über dies Verkehrsmittel der damaligen Zeit zu berichten weiß.

Die aus England eingeführten Eisenschienen waren 14 Fuß lang und trotz des Holzreichtums der Gegend, durch welche sie führten, auf Steinblöcken gelagert. Der Schienenweg war so mangelhaft, daß Carnegie an einem einzigen Wintermorgen 47 Verbindungen desselben in dem ihm zugewiesenen Inspektionsbezirke unterbrochen vorfand. Als der Präsident der Gesellschaft den Pittsburgern die Mitteilung machte, die Pennsylvanische Bahn würde von nun ab jeden Tag 100 Wagen zu je 8 Tonnen Ladegewicht abfertigen, erregte dies das Erstaunen. In der ersten Zeit verfügte die Bahn nicht einmal über eine eigene Telegraphenleitung und die Dienst-telegramme mußten daher auf den Drähten der West-Union-Gesellschaft abgespielt werden. Güterschoppen standen für den Frachtenverkehr nicht zur Verfügung und so mußten die Leute im Freien arbeiten. Da die Bahn eingeleisig und, wie bemerkt, ohne eigene Telegraphenlinie war, so mußten beim Ausweichen der Züge und in Fällen von Verspätungen Signalmänner denselben an Krümmungen und Ausweichestellen vorausgehen. Der Personenzug, welcher zwischen Pittsburg und Philadelphia mit 27 Meilen Geschwindigkeit die Stunde fuhr, wurde „Blitzzug" getauft. Daß Carnegie, der ein unermüdlicher Arbeiter war, oft die ganze Nacht hindurch im Dienste blieb, ja zuweilen eine ganze Woche nicht sein Heim

sah und dann die wenigen Stunden der Nachtruhe in einem leeren Frachtwagen verbrachte, darf uns bei der außerordentlichen Arbeitsenergie des Mannes nicht befremden. Daß er jedoch wie sein von ihm besonders verehrter Vorgesetzter, der nachmalige Präsident der Pennsylvanischen Bahn, Mr. Scott, alle Arbeiten selbst besorgen zu müssen vermeinte, verurteilt er selbst, wenn er sagt: „Ich brauchte einige Zeit dazu, um zu lernen, aber ich lernte es schließlich doch, daß die großen Eisenbahnleiter, solche wie wir sie jetzt haben, niemals selbst etwas Nennenswertes tun. Ihr Hauptaugenmerk richten sie darauf, andere arbeiten zu lassen, während sie selbst über die Arbeiten nachdenken. Ich nahm mir das für mein späteres Leben zur Lehre, so daß tatsächlich kein Geschäft mir in Zukunft irgend welchen Kummer machte. Meine jungen Teilnehmer arbeiteten, ich lachte derweilen. Allen empfehle ich ein Gleiches zur Beachtung, da mit wenig Lachen nur wenig Erfolg zu ernten ist. Der Arbeiter, der sich seiner Arbeit freut und sich seine Unannehmlichkeiten weglacht, ist des Emporkommens sicher, denn was wir mit Lachen und gern tun, das tun wir auch gut. Wenn Sie einen Präsidenten, einen Schatzmeister oder einen Oberaufseher sehen, der von seinen Pflichten niedergedrückt, mit Kummer beladen ist und sich immer so ernst gebärdet wie ein Richter, der ein Todesurteil auszusprechen hat, dann dürfen Sie sicher sein, daß er mehr Verantwortung zu tragen hat, als er zu tragen imstande ist, dann bedarf er der Erleichterung."

Wenn er nur so leichthin von der wichtigen, verantwortlichen, die besten Kräfte bis zur Erschöpfung in Anspruch nehmenden Denkarbeit der Leiter großer Eisenbahnunternehmungen spricht, da doch bekannt ist, daß gerade diese sowohl im Konferenzsaale wie im Bureau ohne jene Zeitbegrenzung, die jeder Arbeiter für sich in Anspruch nimmt, tätig sein müssen, so sehen wir darin nur einen Ausdruck der Vornehmheit der Gesinnung dieses bedeutenden Organisators, der der Arbeit seiner Gehilfen, die er denn doch selbst so trefflich zu leisten verstand, den Rang und die Selbständigkeit lassen will, die der Verantwortung gebührt und ohne die wir uns die Kraftleistungen der Industrie und des geschäftlichen Lebens Amerikas nicht denken können.

Diese in allen Lebenslagen von dem Amerikaner verlangte Selbständigkeit schafft das Selbstvertrauen, das einer Pflichterfüllung vorausgehen muß, auf die man sich so unbedingt verlassen kann wie Carnegie auf die der Leiter seiner Etablissements, die, in den eigenen Komptoirs und Werkstätten herangewachsen, schon als Dreißigjährige diesen wichtigen Unternehmen vorstanden. Die Selbständigkeit, die sich im Geschäfte so gut bezahlt macht, ist eben für den Amerikaner Sache der nationalen Erziehung sowohl in der Schule wie im öffentlichen Leben. Geben doch die vielen hunderttausende von niederen und höheren öffentlichen Ämtern, zu deren Ausübung fachlich meist nicht vorgebildete Männer gewählt werden, reichliche Gelegenheit zur Betätigung dieser Selbständigkeit. So erklärt sich auch

das fröhliche Lachen, das sich Carnegie zu bewahren verstand und das er auch an denen nicht vermissen wollte, die gleich ihm ehrliche Arbeit tun sollten, die ja bekanntlich immer froh macht.

Daß die Fürsorge für das Eisenbahnpersonal immer weiter fortschreitet, findet er über alle Maßen erfreulich und nimmt an, daß nur diejenige Bahngesellschaft unter die führenden zu zählen sein wird, die in dieser Richtung das Beste leistet, damit von ihrem Gelde den richtigsten Gebrauch macht und ihren Aktionären die größten Vorteile sichert. Denn im Eisenbahndienste findet er keinen Unterschied zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Der höchste wie der niedrigste Bedienstete der Bahn, jener Körperschaft, der sie ihre Arbeit leisten, sollte die vereinigenden Bande der Kameradschaft empfinden, sowie daß die von den Höheren erlassenen Vorschriften und disziplinaren Verfügungen „nicht zur eigenen Selbstvergrößerung", sondern nur zur erfolgreichen Förderung des Unternehmens erlassen wurden.

Als nun Carnegie den Dienst der Bahn verlassen hatte und der Begründer einer Fabriksfirma geworden war, die sich in erster Linie mit der Herstellung von Konstruktionsteilen für den damals eben in Aufnahme gekommenen Bau von Eisenbrücken beschäftigte, begann für ihn jene Periode des eigenen Schaffens, in der er alle die Erfahrungen gesammelt hat, die ihn, einen der größten Arbeitsgeber, auch zum Freunde und Berater der Arbeiter wie zum warmfühlenden Menschenfreunde gemacht haben. Kein Erfolg, den dieser Arbeitsherr errungen, auch nicht das lawinenartige Anwachsen des Reichtums, hat ihn je blind oder teilnahmslos für die Bedürfnisse derer gemacht, die um ihn arbeiteten. Freilich macht an sich schon die Art der so intensiv betriebenen Arbeit eines Industriebezirkes, wie des von Pittsburg, hart. Die Schilderungen der Besucher der dortigen Werke sind fesselnd, wenn sie von jenen ingeniösen maschinellen Einrichtungen erzählen, welche Kyklopenarbeiten mit der Präzision eines Uhrwerkes verrichten. Die Ziffern über die Menge der verarbeiteten Erze, verbrauchten Kohlen, erzeugten und verfrachteten Fabrikate, die von den zartesten Stahlkonstruktionen bis zu den Rahmen der „Wolkenkratzer" alle Artikel umfassen, die aus diesem wichtigsten Rohmateriale erzeugt werden, sind verblüffend. Immer aber hören wir sagen, daß die harte, drängende Arbeit, wie gut sie auch bezahlt sein mag, — und Carnegie bezeichnet die Pittsburger Löhne wiederholt als die höchsten, — auf den seelischen Zustand der Menschen schwer drückt. Es beschleicht uns daher wiederholt der Gedanke, daß der vielfache Millionär, der doch ein so großes Verständnis für die Bedürfnisse seiner Mitarbeiter zeigte, in jener warmherzigen Fürsorge, die die Nächstenliebe zeitigt, noch weit mehr zu jener Zeit hätte leisten können, als er noch den großen Unternehmungen vorstand und der durch seine Blutopfer in trauriger Erinnerung stehende Streik der Homestead-works nur zu deutlich die schweren Kontraste zwischen Arbeitgeber und -nehmer zeigte, — wenn wir auch zugestehen müssen, daß die Eigenart der tüchtigen und selbst-

bewußten Arbeiter der neuen Welt die Heilung von Schäden im Wege der Wohltaten nicht leicht macht. Wir haben schon erwähnt, wie das Recht der Selbstbestimmung auf die Tatkraft und Unternehmungslust des Amerikaners befruchtend einwirkt, und dürfen eben nicht übersehen, daß gerade diese Selbständigkeit und Unabhängigkeit mit dazu beigetragen haben, daß sich in Amerika Arbeitgeber und Arbeitnehmer schroff und fast ohne mildernde persönliche Beziehung gegenüberstehen. Der Yankee, dem gewisse Züge von Optimismus und gesundem Humor eigen sind, mag als Arbeiter wohl verdüstert werden, wenn ihm durch die Ungunst der Umstände Lust und Gelegenheit benommen wird, sich in angenehm verbrachten Erholungsstunden des Segens dieses köstlichen Nationalerbteils zu erfreuen. Von Pittsburg, dieser Arbeitswelt, auf die sich unsere Bemerkungen beziehen, sagt aber der Philosoph Herbert Spencer nach einem kurzen Besuche derselben, daß längeres Verweilen in ihr zum Selbstmorde führen könne, und Carnegie selbst, der nach langer Abwesenheit auf einer Weltreise in die Homestead-works zurückkehrte, fiel es auf, daß er nirgends so wenig fröhlichen Menschen begegnet sei als in diesen! In einer Ansprache an die Arbeiter, in der er das gemeinschaftliche Interesse zwischen Arbeit und Kapital darlegt, gesteht er auch zu, daß das jüngere Amerika von Europa in der Pflege der freundschaftlichen Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu lernen habe.

Als wichtigstes Mittel zur Anbahnung eines besseren Verständnisses zwischen beiden Parteien empfiehlt er eine tiefere volkswirtschaftliche Einsicht, somit eine höhere Bildung der Arbeiter, die sie die jeweilige wirtschaftliche Lage verstehen, somit auch die des Arbeitsgebers richtig beurteilen lassen würde. Die Streitigkeiten zwischen Arbeit und Kapital müßten an Schärfe verlieren, sobald die bessere Einsicht einkehrt, von Ausschreitungen zurückhält, den Geist der Feindseligkeit bannt. Der Todfeind der Arbeiter sei nicht der Kapitalist, sondern der Arbeiter selbst. Die Löhne werden von den wechselnden Gestehungskosten des Rohproduktes und dem Marktpreise des Fabrikates bestimmt. Nur selten drücke der Kapitalist die Arbeitspreise herab und in den meisten Fällen sei weder das Kapital noch der Arbeitgeber anzuklagen, wenn Lohnreduktionen erfolgen, und letztere bedauerten, als die natürlichen Freunde der Arbeiter, selbst eine solche unausweichliche Maßnahme.

Neben der fachlichen wünscht Carnegie erhebende und aufklärende Bildung für jeden Arbeiter, hierin vorerst das beste Mittel zur weiteren Hebung der an sich nicht schlechten materiellen Lage derselben erblickend, das sie in den Stand setzt, auch die Früchte ihres Arbeitsfleißes zweckdienlich und würdig zu verwenden. Der Gedanke, daß es vielleicht nicht gut sei, die durch die erfolgreiche Arbeit geschaffenen Reichtümer ins Unermeßliche zu vermehren, kommt bei Carnegie nicht auf, da er nur durch die größt angelegten Betriebe die Erhaltung der Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkte für möglich hält.

Für ihn, der vor allem Bildung in allen arbeitenden Kreisen verbreiten will, bleibt, wie für John Bright, „der Geschmack am Lesen" eine der wertvollsten Eigenschaften. Der nunmehrige Gründer reichdotierter Universitäten und Bibliotheken hat schon als Eisenbahnmann seine Freude darüber geäußert, auf großen Kreuzungsstationen Lesezimmer für die Bediensteten eingerichtet zu sehen, und weiß die Wohltat der Selbstbildung, wie sie durch kluge Benützung von Bücherschätzen zu erlangen, nicht genug zu preisen. Er erinnert sich der Zeit, in der er als Jüngling jeden Samstag Bücher von einem menschenfreundlichen Obersten entleihen durfte, der seine Bücherei den arbeitenden jungen Leuten zur freien Verfügung hielt. Auf die Fächer übergehend, in denen Kenntnisse zu erwerben er am zweckdienlichsten erachtet, stellt er hier die Mechanik in erste Linie, dieser die Chemie anreihend, eine Anordnung, die im Lande der größten Errungenschaften der Ingenieurwissenschaften nur selbstverständlich ist. Er, der eminente Praktiker, hält die klassische Bildung sowie die Kenntnis der toten Sprachen für jene jungen Leute, die sich nicht ausschließlich der wissenschaftlichen Arbeit widmen, nicht nur nicht hoch, sondern er findet, daß es geradezu wenig junge Männer gebe, die, für das Geschäft bestimmt, durch die akademische Bildung keinen Schaden erlitten hätten, — eine Anschauung, der wir nach unseren europäischen Gesichtspunkten nicht beipflichten können. Angelegentlichst empfiehlt er das ernste Studium fachwissenschaftlicher Werke, das dazu hilft, den Spezialisten, den vollständigen Beherrscher des eigenen Faches heranzubilden, welche jedoch durchaus nicht das derjenigen der Literatur überhaupt und vor allem jener der klassisch-nationalen ausschließen solle. Findet doch auch er in der Lektüre einer guten Dichtung das beste Mittel zu „Genuß und Rast". Als wahrhaft Lebenserfahrener rät er auch, sich zu amüsieren, das Leben nicht zu ernst zu nehmen, die die Elastizität der Körperkraft erhaltenden Spiele zu spielen und sich ein herzliches Lachen zu bewahren, wie er denn den größten Teil seiner Erfolge der Tatsache zuschreibt, daß, wie seine Teilhaber sagten, „Sorgen an seinem Rücken hinunterfließen wie Wasser an einer Ente". Daß Carnegie, den wir mit Recht einen Erzieher zu jeder geschäftlichen Tugend nennen können, das Sparen als eine Pflicht ansieht, begründet er nach seinen ökonomischen Gesichtspunkten damit, daß ohne Ansammlung von Rücklagen alle die viel Kapital erfordernden Unternehmungen nicht ins Leben gerufen werden könnten. Sittliche Pflicht ist ihm Sparen zum Zwecke der Erreichung der Unabhängigkeit. Er stimmt hierbei mit dem in den Versen seines Lieblingsdichters Burns ausgesprochenen Rate überein, der lautet:

»To catch Dame Fortunes golden smile
Assiduous wait upon her:
And gather gear by every while
That justified by honour.

Not for to hide it in a hedge,
Not for a train attendant;
But for the glorious privilege
Of being independant.«

Damit endet für ihn aber auch diese Pflicht. Für ihn ist das Zusammenscharren von Millionen ohne selbsttätige Arbeit nicht Sparsamkeit, sondern Geiz. Die Anhäufung der Millionen, welche die unter dem Konzentrationsgesetze stehende Industrie benötigt, ist für ihn das Resultat von „Unternehmungsgeist, richtigem Urteile und außerordentlicher Organisationsfähigkeit, nicht des gewöhnlichen Sparens". Als ein Resultat des schon in der Jugend sich zeigenden Geizes sieht er es an, wenn Leute im Alter darauf ausgehen, große Summen zurückzulegen. Es erscheint ihm dies als Mißbrauch des an sich nützlichen und edlen Spartriebes, infolge Gewohnheit, die sich hier ebenso im Guten wie sonst im Bösen geltend macht.

Da das Ersparte nur Stütze und Rückhalt sein soll, so ist es im Sinne der Anschauungen Carnegies selbstverständlich, daß man ein beträchtliches Vermögen nur durch Arbeit erwerben soll und kann. Hierbei kommen die zwei großen Hauptgebiete Ackerbau und Industrie in Betracht. Wenn er die größere Vermögensbildung im Landbaue nicht wünscht und auch nicht findet, sowie wenn er erklärt, daß die Arbeit des Ackerbauers von den entgegengesetzten Normen beherrscht werde wie die des Industriellen, und daß „kein Mann mit Nutzen für sich selbst mehr Boden bebauen kann, als er selbst mit Hilfe seiner Familie zu bestellen vermag", so können wir ihm im Hinblicke auf die agraren Verhältnisse Europas nicht beipflichten. Große Vermögensbildung erscheint ihm also für den Stand, der den Acker mit eigener Hand bebaut und die beste Volkskraft in sich faßt, nicht wünschenswert. Diese bleibt der industriellen Tätigkeit, die aus allen bekannten Gründen zur Konzentration der Betriebe zwingt, vorbehalten. Wer sich dieser widmet, soll Vermögen erwerben. Dennoch schreckt den jungen Mann, der diese mächtigen, große Kapitalkräfte erfordernden Unternehmungen sieht, der Gedanke, daß er kaum je so viel erwerben könne, um Herr in einem solchen Unternehmen zu werden. Zwei Kategorien von jungen Leuten sind es, die berufen sind, den Kampf um Stellungen und Vermögen durchzuführen, der Mechaniker für alle industriellen, der Gehilfe oder Komptoirist für alle kaufmännischen oder finanziellen Zweige der Geschäftswelt. Für diese aber erkennt Carnegie in der Armut das beste Rüstzeug. Er nennt eine Reihe von nun weltbekannten amerikanischen Industriellen, die gleich ihm durch die härteste Schule gegangen sind, zählt die Präsidenten der größten Unternehmungen des Landes auf und findet, daß die Mehrzahl derselben nicht in der Lage war, eine höhere Schulbildung zu genießen. Er macht dazu die Bemerkung, daß die höher Gebildeten zwar sehr oft Vertrauensstellungen bekleiden, aber durchaus nicht auf den ersten Posten zu finden seien, die fast immer den Praktikern gewahrt bleiben. Nach ihm, der

selbst ein solcher ist, dauern die Universitätskurse zu lange und beschweren den jungen Mann, der bestimmt ist, seinen Weg im Geschäfte zu machen, mit einem Ballaste von Kenntnissen, um deren Erwerbung er Jahre geopfert hat und die ihm nun vielfach den Geschmack an der prosaischen Arbeit vergällen. Der Gehilfe auf kaufmännischem und finanziellem Gebiete, der im frühesten Jünglingsalter die praktische Tätigkeit aufnimmt, zeigt sich später dem gleichaltrigen Konkurrenten mit Hochschulbildung überlegen und gewinnt nach Carnegie in allen Fällen die höchsten Preise. Auf industriellem Felde aber räumt er den tüchtigsten technisch-wissenschaftlich vorgebildeten jungen Männern den Vorrang gegenüber den gelernten Mechanikern ein. Ein solcher wissenschaftlich Vorgebildeter ist dem an sich so hochzuschätzenden Mechaniker insoferne überlegen, als die wissenschaftliche Schulung des Geistes ihn, der von Vorurteilen frei ist, befähigt, jede neue Erfindung zu versuchen, und zu verwerfen, was er als untauglich erkennt. Es ist bekannt, wie die Amerikaner sich alle neuen Erfindungen auf maschinellem Gebiete dienstbar zu machen verstehen und welche Vorteile sie sich allein dadurch zu sichern wissen, daß sie den Mut haben, teure Maschinen zu verwerfen, wenn ihnen bessere erreichbar sind. Für den höher Gebildeten, der sich gerne mit einem Gehalte begnügt, der ihm ein gutes Auskommen sichert und die Möglichkeit gewährt zu Studien, die oft fernab liegen von jeder schaffenden Tätigkeit, sind nicht die besten Plätze zu haben unter jenen, die von ihren Vorgesetzten doch nur wegen der von ihnen betätigten Arbeitsenergie und Pflichttreue geschätzt, bezahlt und später mit den wichtigsten leitenden Stellungen betraut werden. In seiner an Begeisterung grenzenden Wertschätzung der Tatkraft und der nimmer erlahmenden Energie, welch beide er „Eigenschaften der alles erobernden Armut" nennt, preist er die jungen Leute glücklich, die sich ihren Lebensunterhalt verdienen müssen, ohne jedoch von der akademischen Bildung für jene abzuraten, die über die Mittel verfügen, eine solche zu genießen. Den Armen aber macht er es zur Pflicht, aus dem drückenden Zustande, in dem sie sich befinden, durch Arbeit sich emporzuringen, ja die Erwerbung von Vermögen anzustreben. Solche Pflichterfüllung, die tüchtige, schaffensfreudige Bürger emporkommen läßt, ist ihm aber dann auch „mehr wert als alle Universitätsbildung". Daß diese durch Selbsterziehung geschaffenen Kräfte zu den besten des Gemeinwesens gehören, ist für ihn selbstverständlich, und des Nutzens der Erziehung, die diese sich selbst gegeben, gedenkend, läßt er sich sogar zu dem Ausspruche verleiten, daß nur die Durchschnittsbegabung der Universitäten bedürfe, — ein Ausspruch, der uns Deutsche, die wir gewohnt sind, durch die Arbeit unserer Hochschulen die Grundpfeiler für die gesamte wissenschaftliche Tätigkeit gelegt zu sehen, gar sehr befremdet. Diese von uns nicht zu billigende und fast nur jenseits des Ozeans mögliche Äußerung wird in ihrem spezifisch amerikanischen Geiste noch charakteristischer, wenn wir erfahren, daß die dort gebräuchliche

Enzyklopädie „The Century Dictionary“ gelegentlich der Definition des Wortes „Geschäft“ wörtlich sagt: „Es kommt selten vor, daß studierte Leute den Ruf großer Geschäftskenntnis erlangen“. Es kommt hier eben die vorherrschende Stellung des alle Erfolge, die der unerschöpfliche Reichtum des Landes verbürgt, sich nutzbar machenden Geschäftsmannes zur Geltung, der mit den erarbeiteten Millionen Universitäten gründet für diejenigen, die nicht gleich ihm die Kraft haben, so ausdauernd gegen den Strom zu schwimmen und, auf sich allein gestellt, alle Hindernisse zu besiegen. Stolz finden wir hier mit Nächstenliebe vereint, nur daß der erstere sich bloß in Worten, letztere sich in Taten äußert.

Als Geschäftsmann im eigentlichen Sinne gilt Carnagie kein mit Gehalt Angestellter, seine Stelle mag noch so hoch und einflußreich sein. Er verlangt von einem solchen, daß er mindestens leitender Mitteilhaber eines Geschäftes sei. Der Gehalt des Angestellten ist ihm ein Schwimmgürtel, den der Geschäftsmann nicht haben darf, der sich mit ganzer Energie und ohne Rückhalt, mit möglichster Konzentration aller seiner Kräfte in den Strom eines speziellen Faches werfen soll. Hierbei darf er vor den mit dem Betriebe eines jeden Unternehmens verbundenen Gefahren, welche die verschiedensten, nicht in der Gewalt des Arbeitenden stehenden Umstände herbeiführen, nicht zurückschrecken. Dagegen erscheint ihm die Spekulation jeder Art ganz unvereinbar mit dem Gebaren eines ehrlichen Geschäftsmannes, dessen Beruf er als denjenigen erkennt, der an sich schon geeignet ist, „den Charakter und Wert des Mannes am besten zu bilden“. Während nämlich die Laufbahn des Künstlers leicht engherzig und zu Eifersüchteleien und Eitelkeiten geneigt mache, die des Gelehrten die Gefahr der Einseitigkeit berge, die juristische zwar klare, aber beschränkte Geister erziehe, — wenn er auch den amerikanischen Staatsmännern, die in den meisten Fällen Juristen seien, ihre hohen Verdienste nicht absprechen wolle, — dränge doch der geschäftliche Beruf allein dazu, sich mit einer Gesamtheit von Fragen zu befassen, die sich über die wichtigsten Wissens- und Erfahrungsgebiete verbreiten. Lehrte uns die Geschichte die Fugger und Welser bewundern, so brauchen wir nur auf das flüchtigste der Aufgaben des heutigen Großkaufmannes zu gedenken, zu deren Lösung ihm die Verkehrsmittel und Erfindungen unserer Tage mit einem Apparate ökonomischer Einrichtungen zur Verfügung stehen, welche, die ganze Kulturwelt umspannend, dieselbe zu seinem Arbeitsfelde machen, um zu ermessen, wozu ihn die Lösung derselben als Mann und Charakter machen muß, zeigt er sich denselben wirklich gewachsen. Nur in den Zeiten der Kindheit des gesellschaftlichen und geschäftlichen Lebens, die fast immer solche der Vorherrschaft des Militarismus waren, konnte einem Stande die Achtung versagt bleiben, der „Raum genug für die Entfaltung des höchsten menschlichen Könnens und aller in der Menschennatur liegenden guten Eigenschaften bietet“. Das Geschäft, das, in diesem großen Sinne erfaßt, zur

strengen Schule von Tugenden werden kann, ermöglicht wie keine andere Laufbahn die Erreichung jenes höchsten Lohnes, den Carnegie in der Ausübung von Wohltaten sieht. Solche Wohltaten üben in so imponierender Art, wie dies in Amerika geschieht, in der Regel nur jene mächtigen, moralisch gesund gebliebenen, durch eigene Arbeit reich Gewordenen, die Achtung, Ehre und Ansehen genießen und öffentliche Stellungen bekleiden, — nicht allein weil sie reich sind, sondern weil man auch in ihre Tatkraft Vertrauen setzt, und deren Söhne und Töchter unter anderen Begriffen von Pflicht und Ehre erzogen worden sind, als daß sie darauf rechnen würden, im arbeitslosen Genusse des Ererbten ein Drohnenleben zu führen. Für Carnegie ist nicht der Sohn des armen, sondern des reichen Mannes bemitleidenswert, nicht dem Fleißigen, sondern dem Lässigen solle man Teilnahme entgegenbringen, denn nur dieser errege Besorgnis. Glücklicherweise geht mit dem Fortschreiten der Kultur die Tatsache Hand in Hand, daß die großen und größten nicht arbeitenden Vermögen sich verringern, während durch die, wenn auch langsam, doch stets besser werdenden Löhne die kleinen Kapitalansammlungen sich erheblich vermehren. Dabei darf der Erwerb wie der Besitz großer Reichtümer durch Einzelne nicht an sich als Nachteil angesehen werden, weil die so vereinten Mittel dennoch immer weiter arbeiten. Ob ein solcher Millionär will oder nicht, die Anlage seiner Kapitalien zwingt ihn dazu, diese zum Besten der Gesamtheit nutzbringend zu verwenden. Es ist ein verschwindend kleiner Bruchteil eines solchen großen Vermögens, das dem ganz persönlichen Zwecke des Besitzers allein dient; vielleicht oft nicht mehr, als was man an Depositenstellen und an Sachwalter für die Verrechnung und den Interessenschutz abzugeben hätte, wenn ein solcher Besitzer zur eigenen Interessenwahrnahme unfähig geworden wäre. Ein solcher ist also in gewissem Sinne nur Hüter und, weil im Erwerben klug geworden, gewöhnlich der beste Verwalter des Reichtums, dessen Sorgen oft nicht unschwer auf ihm lasten. Gut paßt daher der auf diese angewendete Vergleich mit den Honigbienen und Drohnen, von welchen nur die letzteren dem Schicksale anheimfallen, von den fleißigen Sammlern getötet zu werden.

Tritt nun aber der Fall ein, in dem sich Carnegie selbst befindet, daß die geschäftliche Lebensaufgabe beendet oder überhaupt ein Moment eingetreten ist, in dem das arbeitende große Vermögen ganz oder teilweise seiner Bestimmung nicht mehr entsprechen kann, dann steht der Reiche vor der schönen Aufgabe, dieselbe Energie und Umsicht, die zur Erwerbung der Reichtümer notwendig war, bei der noch zu Lebzeiten durchzuführenden Verteilung des Besitzes in Form von Wohltaten und großen, der Allgemeinheit nützenden Schenkungen zu bekunden. Denn daß man über den Überschuß des mäßigen eigenen Bedürfnisses in den Stunden verfügen solle, die von der letzten noch möglichst weit entfernt sind, ist für Carnegie so sehr Überzeugung geworden, daß er sagt, derjenige Reiche scheide in Unehren, der reich sterbe.

Die Volksversicherung.

Von **Wilhelm Arens.**

Im Juni dieses Jahres hat sich vor den Geschworenen der Stadt Wien ein Beleidigungsprozeß der Direktoren der Versicherungsaktiengesellschaft „Viktoria" gegen einen früheren Wiener Generalagenten dieser Gesellschaft namens Agai abgespielt, dessen Vorgeschichte und dessen Verhandlungen das allgemeine Interesse mit großem Nachdruck auf die Volksversicherung und deren Einwirkungen auf die Versicherten hingelenkt haben. Die Verhandlungen konnten jedoch, da sie naturgemäß an die Beleidigungen anknüpfen mußten, die zu dem Prozesse führten, kein klares Bild der Verhältnisse der Volksversicherung bieten, und da alle Aussagen mit Ausnahme derer der beiden Herren Sachverständigen mehr oder minder von einer Parteinahme beeinflußt waren, so konnte der unbeteiligte Beobachter kaum ein auch nur einigermaßen zutreffendes Bild von dem Wesen und dem Stande der Volksversicherung erhalten. Bei der großen Bedeutung, die die Volksversicherung heute angesichts ihrer Ausdehnung und finanziellen Machtstellung beanspruchen darf, dürfte eine objektive Darstellung des ganzen Materials von Interesse sein.

Die Volksversicherung ist nicht in Deutschland entstanden, sie verdankt ihren Ursprung vielmehr den Verhältnissen, unter denen in *England* die Arbeiterschaft lebt. Die Geschichte des Fabrikswesens lehrt uns, daß Englands Arbeiterschaft zuerst unter Verhältnissen stand, die man zutreffend mit dem Ausdruck *modern* belegt. England hatte die ersten großen Umwälzungen in der modernen Maschinenausnützung zu verzeichnen und die Geschichte der englischen Arbeiterorganisationen zeigt uns, daß die englische Arbeiterschaft sich zuerst bessere Lebensbedingungen zu erringen verstand. Den Ideenrichtungen der damaligen Zeit entsprechend, versteiften sich die englischen Arbeiterorganisationen in der Hauptsache auf die Selbsthilfe und sie stehen noch heute in ihrer großen Mehrzahl auf diesem Standpunkt. An staatliche Arbeiterversicherungen dachte damals niemand und denkt auch heute nur ein verschwindend kleiner Teil der englischen Arbeiter. Nun muß aber von den Arbeiterverbänden, die die Frage der Krankenunterstützung vielleicht einigermaßen befriedigend gelöst haben, gesagt werden, daß sie der Alters- und Invalidenversicherung direkt ohnmächtig gegenübergestanden haben. Bei den hohen Löhnen, die in den besseren Industrien in England fast allgemein gezahlt werden, bot dieser

Zustand von früher Zeit an eine herrliche Gelegenheit, die Arbeiter in den Kreis der Interessenten für die Lebensversicherung hineinzuziehen. Anfangs bestand die Versicherung der kleinen Leute wie bei uns in einer sogenannten Sterbekassenversicherung, die fast allgemein auf dem gerade für diesen Zweck ungeeigneten Umlageverfahren beruhte. Als dann einige Lebensversicherungsgesellschaften dazu übergingen, den Leuten gegen feste Prämien, bei denen ein Ansteigen im Gegensatz zu den Versicherungen mit dem Umlageverfahren gänzlich ausgeschlossen war, die Vorteile der Versicherung zugänglich zu machen, gelang es, die Arbeiter zu einem sehr bedeutenden Teile in die Volksversicherung hineinzuziehen. 1897 bestanden nicht weniger als 18,140.000 Polizzen der englischen Volksversicherung, die dort als „industrielle" Versicherung eingeführt ist. Bei einem Vergleich dieser Polizzenzahl mit der damaligen Bevölkerungszahl Englands findet man, daß ungefähr auf jeden zweiten Bewohner eine solche Versicherung kam. Dabei ist allerdings zu beachten, daß man in hohem Maße auch Kinder versicherte. Die gesamte Versicherungssumme der Volksversicherung stellte sich damals in England auf 176·4 Millionen Pfund Sterling.

An zweiter Stelle stehen die Vereinigten Staaten; dort erreichte die Zahl der Polizzen in dem angegebenen Jahre die Summe von 7,809.000 mit einer Gesamtversicherungssumme von 978,500.000 Dollar. Diese letzte Zahl tut den großen Unterschied in den beiden Ländern recht deutlich dar: in England kommt auf die einzelne Versicherungspolizze eine Versicherungssumme von 194 Mark, in den Vereinigten Staaten eine solche von 658 Mark. Daraus ergibt sich jedoch noch keine Berechtigung zu dem Schluß, daß nun etwa die Versicherung in den Vereinigten Staaten sich einer größeren Stabilität erfreute. Man darf vielmehr aus diesem großen Unterschied einen Schluß auf die Verschiedenheit der Einkommensverhältnisse der Arbeiter in beiden Ländern ziehen.

In Deutschland und Österreich bestanden schon seit langen Jahren viele sogenannte Sterbekassenvereine, die den Hinterbliebenen verstorbener Mitglieder eine im Statut festgelegte Summe auszahlten. Die Ansammlung von Mitteln hielt man für überflüssig, man brachte die jedesmal nötigen Gelder auf dem Wege der Umlage auf; wenn ein Todesfall zu verzeichnen war, mußte jedes Mitglied einen bestimmten, im voraus festgelegten Betrag zahlen. Das wäre ein zulässiges Verfahren zur Aufbringung der Mittel gewesen, wenn immer entsprechend junge Mitglieder in die Versicherung eingetreten wären. Das geschah aber nicht und so kam es denn, daß viele dieser Vereine schließlich in die ärgste Verlegenheit kamen, weil sie nicht in der Lage waren, ihre Mitglieder zu den zuletzt infolge der größeren Sterblichkeit im Alter immer häufigeren Beiträgen zu bewegen und von ihnen noch Extrabeiträge für die Ausfälle infolge der verminderten Mitgliederzahl zu erhalten. Die Folge der Entwicklung dieser Vereine war die Beseitigung des Umlageverfahrens durch

die Regierung, wenigstens in Deutschland. Im Laufe der letzten Jahre nun hatten die Sterbekassen erreicht, daß sich in allen Kreisen ein sehr lebhaftes Interesse für die Versicherung kund tat; diesem Interesse kamen dann verschiedene Versicherungsgesellschaften entgegen durch die Einführung der Sterbekassenversicherung mit festen Prämien und schließlich der sogenannten Volksversicherung. Wie der in dem Wiener Prozeß vernommene Direktor der „Viktoria", Gerstenberg, bekundete, ist die kleine Versicherung in Deutschland und Österreich zuerst eingeführt worden durch die Österreichische Versicherungsanstalt „Patria", welche später jedoch verkrachte und darum in Österreich das Geschäft nicht fortsetzen konnte. Durch die „Patria" war das Volksversicherungsgeschäft auch nach Deutschland gekommen, und als die „Patria" einging, ging der deutsche Versicherungsbestand an Volksversicherungen dieser Gesellschaft auf die „Friedrich Wilhelm" über, welche heute auf dem Gebiete der kleinen Versicherung in Deutschland an zweiter Stelle steht. 1892 führte auch die „Viktoria" in England auf Grund der gemachten Erfahrungen die kleine Versicherung unter dem für Reklamezwecke äußerst günstige Namen Volksversicherung ein und dehnte den Betrieb dieses Geschäftszweiges sogleich auch auf Österreich aus. Nach dem Jenaer Bericht über Zustand und Fortschritt der deutschen Lebensversicherungsanstalten im Jahre 1902 bestanden Ende 1902 in Deutschland 3,893.978 kleine Versicherungen in Kraft mit einer Versicherungssumme von 698,947.638 Mark. Daraus ergibt sich, daß in Deutschland der Durchschnitt der Versicherungssumme noch hinter der in England erreichten zurückbleibt. Für das letzte Jahr 1903 liegen die erst im Herbst erscheinenden Zusammenstellungen noch nicht vor. In Österreich ist auch nicht entfernt ein gleicher Versicherungsbestand erreicht worden. Nach den Erfahrungen, die die „Viktoria" dort gemacht hat, ergaben sich erhebliche Schwankungen im Versicherungsbestande; zudem existieren in Österreich öffentliche Versicherungen, die der Volksversicherung Konkurrenz machen.

Von anderen Ländern sind nur die englischen Kolonien *Kanada* und *Australien* zu nennen, in denen ein einigermaßen erheblicher Versicherungsbestand erreicht worden ist. In den romanischen Ländern ist es bei einem Versuche geblieben, auf jeden Fall sind dort im Verhältnis zur Bevölkerung erhebliche Resultate nicht erzielt worden; man darf daraus wohl einen Schluß auf den Volkscharakter ziehen, der bei jenen heißblütigen Völkern der Vorsicht keinen entsprechenden Platz einräumt.

Es ist eine für die Volksversicherung charakteristische Erscheinung, daß sich fast nur *Versicherungsaktiengesellschaften* mit ihr befassen. So gut wie gar nicht kommt es vor, daß eine Versicherungsanstalt auf Gegenseitigkeit sich auf diesen eigenartigen Versicherungszweig geworfen hat. Die Resultate der Geschäftsgebarung der verschiedenen Gesellschaftsformen zeigen nun, daß die Gegenseitigkeitsgesellschaften im

Lebens- 2c. Versicherungsgeschäft sich durch größere Vorsicht auszeichnen, während die Leiter der Aktiengesellschaften mit Rücksicht auf die dividendenheischenden Aktionäre eine freiere Geschäftsführung vorziehen. Es ist oftmals behauptet worden, daß von der Volksversicherung nur die Gesellschaften einen Nutzen hätten. Inwieweit das zutrifft, braucht hier nicht untersucht zu werden, doch steht fest, daß die Gewinne der Gesellschaften an der Volksversicherung ganz außerordentlich hohe sind. Die Einführung einer neuen Versicherung kostet unter allen Umständen sehr viel Geld; man darf darum bei der Berechnung der Rentabilität der Volksversicherung jene Gesellschaften nicht mit in den Bereich der Rechnung ziehen, die dieses Geschäft erst in den letzen Jahren eingeführt haben. Bei diesen kann von einem großen Gewinn nicht die Rede sein. Die anderen aber machen anscheinend ein gutes Geschäft dabei, besonders die Viktoria, die nach den im Wiener Prozesse aufgestellten unwidersprochenen Behauptungen soviel dabei verdienen soll, daß sie damit Fehlbeträge beim eigentlichen Lebensversicherungsgeschäft zu decken vermochte. Man sehe folgende Zusammenstellung:

Name	Jahr	Prämieneinnahme	Verwaltungskosten und Provision	% der Prämien	Reingewinn
		Mark	Mark		Mark
Viktoria . .	1899	26,338.559	7,589.884	28·8	5,013.228
	1900	29,958.780	8,045.042	26·9	6,063.886
	1901	33,256.735	7,981.625	24·0	7,474.440
Friedrich Wilhelm . .	1899	7,298.809	2,143.355	29·4	
	1900	8,137.490	2,456.678	30·2	391.079
	1901	9,217.314	2,680.879	29·1	576.250
Prudentia .	1900	1,547.711	?	?	?
	1901	1,624.343	?	?	?
Deutschland .	1900	657.440	234.841	35·9	60.572
	1901	946.621	362.834	38·3	80.119
Iduna . .	1900	860.778	?	?	?
	1901	1,192.934	?	?	?
Wilhelma .	1900	346.493	150.215	43·4	62.878
	1901	483.169	170.959	35·4	79.774
Arminia . .	1900	231.857	86.893	37·5	8.538
	1901	255.496	83.495	32·7	3.007
Vita . . .	1900	161.054	160.358	99·6	?
	1901	341.265	238.396	69·9	?
Urania . .	1900	240.094	?	?	?
	1901	283.781	96.284	33·9	?
Bayr. Hypoth.- u. Wechselbank	1900	51.457	22.123	43·0	1.667
	1901	60.716	13.963	25·0	9.658

Diese Zusammenstellung beweist, daß jene Versicherungsgesellschaften, die über die Jahre der Einführung hinaus sind, mit der Volksversicherung trotz der hohen Unkosten ein sehr gutes Geschäft machen. Besonders bei der Viktoria tritt das sehr deutlich in die Erscheinung: etwa der fünfte Teil aller Prämieneinnahmen wird den Aktionären als Gewinn gutgeschrieben. Es muß ja zugegeben werden, daß diese Gewinne nach den bei der Lebensversicherung üblichen Rechnungsgrundlagen richtig berechnet sind, aber es ergibt sich doch die Frage, ob es sich bei dem Versichertenmaterial der Volksversicherung, das nicht entfernt in dem Maße wie das auf's peinlichste von Ärzten untersuchte Material der Lebensversicherung gegen die Einwirkungen von Epidemien widerstandsfähig ist, verteidigen läßt, den einfachen Sterblichkeitsdurchschnitt der einzelnen Jahre bei der Volksversicherung zugrunde zu legen ohne Berücksichtigung der sehr großen Möglichkeit, daß gerade bei der Volksversicherung recht bedeutende Schwankungen zwischen den Resultaten der einzelnen Jahre diese ganze Rechnung umzustoßen vermögen. Es mag ja zuzugeben sein, daß die Gesellschaften bedeutende Reserven zurückgestellt haben, aber immerhin besteht doch die Möglichkeit unangenehmer Überraschungen; freilich in der Hauptsache nur für die Aktionäre, nicht oder nur in verschwindendem Grade für die Versicherten.

In der oben mitgeteilten Zusammenstellung fällt die Höhe der *Verwaltungskosten und Provisionen* in die Augen. Besonders bei den kleineren Gesellschaften, die die Volksversicherung noch nicht lange betreiben, sind die betreffenden Zahlen ganz besonders hoch. Aber auch bei der Viktoria kann es unmöglich als ein gesunder Zustand bezeichnet werden, wenn nahezu der dritte Teil der gesamten Einzahlungen der Versicherten auf Verwaltungskosten aufgeht. Und daß es sich dabei nicht um eine vorübergehende Erscheinung handelt, das beweist die Tatsache, daß die in solchen Dingen doch gewiß erfahrene Viktoria sich seit Jahren vergeblich bemüht, diese Unkosten herabzudrücken. Die reichsdeutsche Alters- und Invaliditätsversicherung arbeitet, trotzdem die einzelnen Landesversicherungsanstalten ungeheuer kostspielige Verwaltungsgebäude mit luxuriös eingerichteten Bureaux und noch luxuriöseren Dienstwohnungen gebaut haben, bedeutend billiger; sie kommt mit dem dritten Teil aus und hat dabei noch mit festangestellten Beamten zu arbeiten, auf deren mehr oder minder große Leistungen man nicht mit der Drohung der Entlassung einwirken kann.

Für die *Versicherten* muß eine Volksversicherung, wenn sie entsprechend billig arbeitet, von einem gewissen *Vorteil* sein. Wenn der Ernährer der Familie gestorben ist, hat die Witwe in der Regel das Bedürfnis nach einer Summe Geldes, mit der sie die durch die Beerdigung 2c. entstehenden Kosten decken und sich soweit selbständig machen kann, daß sie sich durch ihrer eigenen Hände Arbeit über Wasser halten kann.

Hier kommt die Volksversicherung einem Bedürfnis entgegen; denn in den arbeitenden Kreisen ist die Überzeugung von der Notwendigkeit des Sparens noch nicht soweit durchgedrungen, daß der einzelne fortlaufend, ohne eine besondere Anregung, die bei seinen bescheidenen Verhältnissen immerhin nicht unbedeutende Last auf sich zu nehmen bereit wäre. Hier setzt die Volksversicherung mit ihrer Anregung durch das regelmäßige Abholen der Prämien ein. Den Weg zur Sparkasse scheut der Arbeiter, er ist zu umständlich; auch können dort die Einzahlungen in der Regel nur in den Bureaustunden stattfinden, zu einer Zeit, in der der Arbeiter seiner Beschäftigung nachgehen muß. Es bleibt also zumeist der Frau überlassen, den Gang zur Sparkasse zu machen, und da unterbleibt er nur zu leicht, da diese doch das Hauswesen zu besorgen hat. Leider aber sind die Vorteile des Abholens durch die oben in der Tabelle angegebenen Verwaltungskosten erkauft. Man darf freilich den Vorteil, der für eine Witwe durch eine solche Versicherungssumme entsteht, nicht allzuhoch anschlagen. Die Kosten für das Begräbnis muß die Gemeinde decken, wenn die Witwe dazu außer Stande ist; und die Erfahrung in England und besonders in den Vereinigten Staaten hat gelehrt, daß die kleine Versicherung die Einbürgerung kostspieliger Begräbnisse im Gefolge gehabt hat, bei denen die Versicherungssumme ganz oder zum größten Teile verbraucht wird. Wenn auch bei uns solche Mißstände kaum zu befürchten sind, so hat man doch angesichts der Geringfügigkeit der durchschnittlichen Versicherungssumme damit zu rechnen, daß in den weitaus meisten Fällen der größte Teil der bei der Volksversicherung zur Auszahlung gelangenden Summen direkt zur Deckung der Begräbniskosten gebraucht wird, so daß für die Witwe nicht viel übrig bleibt. Auf jeden Fall ist der Name „Volksversicherung" eine Täuschung des Publikums, denn ein durchschnittlicher Versicherungsbetrag von zirka 180 Mk. bietet keinerlei Sicherung; eine solche aber will eine Versicherung doch gewähren.

Von der schwerwiegendsten Bedeutung aber für die Beurteilung der Wirkung dieser Versicherungsart ist der Umfang, den heute fast allgemein der vorzeitige Abgang bei der Volksversicherung erreicht hat und dauernd behauptet. Gerade dieser Punkt spielte in dem Wiener Prozesse eine sehr große Rolle, und die Urteilsgründe, so wie sie in den Zeitungen mitgeteilt werden, lassen erkennen, daß es den Richtern zum mindesten sehr eigentümlich erschienen ist, daß man eine Institution, die solche Verluste für die Interessenten mit sich bringt, noch als eine Wohltat für die Bevölkerung feiern kann. Es verliert nämlich bei der Volksversicherung derjenige, der seine Einzahlungen nicht fortsetzen kann oder will, in der Regel alles, was er bis dahin eingezahlt hat. Unter diesem Gesichtswinkel muß man die hohe Zahl derjenigen betrachten, welche ihre Versicherung vorzeitig verfallen lassen: sie alle verlieren mehr oder weniger erhebliche Beträge. In dem Wiener Prozesse sind die Verluste,

die in Österreich und Deutschland den Versicherten durch diese vorzeitige Aufgabe bei der Volksversicherung entstanden sind, auf $7^1/_2$ Millionen Mark berechnet worden. Aus den folgenden Zahlen ergibt sich, daß diese Summe zum mindesten nicht zu ungunsten der Gesellschaften ausgefallen ist. Man sehe sich das Verhältnis der Neuaufnahmen in die Volksversicherung zu der Zahl der vorzeitig verfallenen Polizzen an:

Jahr	Versicherungsbestand Mark	Neuaufnahmen Mark	Erreichtes Ziel Mark	Vorzeitiger Abgang Mark	= % des ganzen Bestandes
1896	160 Mill.	98 Mill.	2·03 Mill.	24·5 Mill.	= 9·50
1897	242 „	133 „	3·00 „	39·0 „	= 10·49
1898	348 „	134 „	4·00 „	50·0 „	= 10·39
1899	429 „	122 „	5·00 „	54·0 „	= 9·08
1900	492 „	139 „	6·07 „	53·0 „	= 8·43

In den Polizzen vollzog sich die Bewegung folgendermaßen:

1896	816.000 Polizz.	599.000 Polizz.	13.000 Polizz.	147.000 Polizz.
1897	1,302.000 „	842.000 „	19.000 „	251.000 „
1898	1,952.500 „	759.000 „	26.000 „	278.000 „
1899	2,367.000 „	632.000 „	32.000 „	260.000 „
1900	2,707.000 „	756.000 „	36.000 „	245.000 „

Legt man diese Zahlen der Berechnung des den Versicherten entstandenen Verlustes zugrunde, dann erhält man das Resultat, daß die Berechnung des Herrn Sachverständigen Dr. Steinmaßler zum mindesten nicht ungünstig für die Versicherungsanstalten ist. Wenn alljährlich zirka 10% aller Versicherten ausscheiden, ohne an den Vorteilen der Versicherung Anteil erhalten zu haben, dann läßt sich leicht berechnen, daß ein in die 90% hineingehender Teil der Versicherten *keinen Nutzen, sondern Schaden* von der Volksversicherung hat. Es mag ja sehr vieles auf das Konto des Neuen zu schreiben sein, jedenfalls aber kann heute von einer Besserung noch keine Rede sein. Wenn jährlich eine Viertelmillion Menschen durch die Volksversicherung einen Nachteil erleidet, dann ist das ein Beweis, daß die Bestrebungen der Versicherungsanstalten bis jetzt nicht den Erfolg gehabt haben, den sie erhofften.

* * *

Das einzige *Mittel, dem vorzeitigen Abgang entgegenzuarbeiten*, das einen Erfolg verspricht, hat eine Versicherungsgesellschaft in Stuttgart zur Anwendung gebracht. Es ist der Allgemeine deutsche Versicherungsverein, der vor einigen Jahren auf Anregung des bekannten Zentrumsabgeordneten Prof. Dr. Hitze in Münster i. W. sich veranlaßt gesehen hat, Versicherungen nach dem *System der einmaligen Einzahlungen* anzunehmen. Der Versuch beschränkt sich vorläufig in der Hauptsache auf die Volksversicherung, denn er verzichtet auf die ärztliche Untersuchung und setzt 2000 Mark als die Höchstgrenze der Versicherungssumme fest. Nach diesem System wird jedem, der in einem bestimmten Alter einen bestimmten Betrag einzahlt, für den Todesfall, spätestens für ein bestimmtes Alter, eine gewisse Versicherungssumme gutgeschrieben, die

er durch vermehrte Einzahlungen nach Belieben vergrößern kann oder auch nicht. Zahlt er nichts mehr ein, dann bleibt es eben bei der einmal erworbenen Versicherungssumme, verlieren kann er von seinen Ansprüchen nichts, diese bleiben dauernd bestehen, mag er weiterzahlen oder nicht. Ein Beispiel möge das veranschaulichen: Ein junger Handwerksgeselle im Alter von 18 Jahren hat sich von seinem Lohn wöchentlich 1 Mark erspart. Im Jahr macht das 52 Mark aus. Er zahlt davon 50 Mark bei dem genannten Versicherungsverein ein mit der Bedingung, daß das dadurch erworbene Versicherungskapital bei seinem Tode, spätestens aber mit dem 65. Lebensjahre ausgezahlt werden soll. Alsdann werden ihm auf Grund des Tarifs für jede eingezahlte Mark 2·58 Mark gutgeschrieben: für 50 Mark macht das 129 Mark aus. Die so erworbene Versicherung ist absolut dauernd, kann niemals verfallen und es hat keinerlei Einfluß auf den Bestand dieser Polizze, ob der Versicherte weiterzahlt oder nicht. Wenn dieser Geselle auch im folgenden, in seinem 19. Jahre 50 Mark einzahlt, so wird ihm dafür ein ähnlicher Betrag, der aber wegen des steigenden Alters mit jedem Jahre fällt, gutgeschrieben. Bei 50 Mark macht es im 19. Jahre 126·50, im 20. Jahre 124·50 Mark, im 21. Jahre 122·50 Mark u. s. w. aus. Wenn der Geselle so in den ersten 5 Jahren nach Beendigung seiner Lehrzeit jährlich 50 Mark oder wöchentlich 1 Mark einzahlt, so hat er, wenn er dann zum Militär muß, bereits eine Lebensversicherungspolizze über zirka 500 Mark, die ganz unverfallbar ist. Hätte der junge Mann mit 18 Jahren eine Volksversicherung mit dauernder Prämie abgeschlossen, so hätte er während der Militärzeit die größten Sorgen um die Fortzahlung der Prämien, während er sich jetzt keine Sorgen zu machen braucht; das, was ihm gutgeschrieben worden ist, bleibt ihm erhalten, selbst wenn er sich Jahre lang nicht mehr darum kümmert.

Der genannte Versicherungsverein hat meiner Aufforderung um Darstellung der bisherigen Ergebnisse Folge geleistet. Daraus ergibt sich vor allem, daß in den letzten 3 Jahren insgesamt nur 4 Versicherungspolizzen zurückgekauft wurden, weil die Leute sich in großer Not befanden. Verfallen konnten ja keine Polizzen. Alle anderen Versicherungspolizzen bestehen weiter und es ergab sich auch, daß diejenigen Leute, die einmal angefangen haben, sich zu versichern, auch *ohne den Versicherungszwang* weitere Einzahlungen machen. Diese Wahrnehmung zerstört die Befürchtungen der Versicherungsgesellschaften, das System der einmaligen Einzahlungen müßte zu teuer werden. Zwar sind auch bei dieser Versicherung die Verwaltungskosten noch ziemlich hoch, aber im Vergleich zu den Verwaltungs- und Einführungskosten der anderen Volksversicherung betreibenden Gesellschaften lächerlich gering. Auf die in den ersten 5 Jahren, von April 1899 bis 31. Dezember 1903 eingelegten 25.373·30 Mark entfielen nur 1.014·91 Mark Inkassospesen und trotz der Schwierigkeit der Einführung einer ganz neuen, bis dahin gänzlich unbekannten Versicherungsart

nur 2.155·80 Mark allgemeine Verwaltungs- und Einführungskosten. Man vergleiche damit die Resultate der anderen Volksversicherung betreibenden Gesellschaften, die in den ersten Jahren regelmäßig den größten Teil der Prämieneinnahmen an Unkosten aufwenden mußten. Die Entwicklung der neuen Versicherungsart macht einen befriedigenden Fortschritt. Der Bestand an Versicherten und an versichertem Kapital stellte sich

Ende	1899	auf	610	Personen	mit zirka	Mk. 3.000·—	Versicherungssumme
„	1900	„	1.020	„	„ „	14.300·—	„
„	1901	„	1.144	„	„ „	26.000·—	„
„	1902	„	1.220	„	„ „	36.446·85	„
„	1903	„	1.427	„	„ „	47.301·02	„

Zuzugestehen ist ja, daß der Durchschnitt der einzelnen Versicherungssumme gering ist; er macht nur 33 Mark aus. Aber diese 33 Mark haben die Versicherten ganz sicher, während die Hoffnung auf die durchschnittliche Versicherungssumme von zirka 175 Mark bei der eigentlichen Volksversicherung noch immer von der Notwendigkeit fortdauernder Einzahlungen abhängig ist. Bei dieser neuen Versicherungsart kann eben niemand etwas verlieren, während bei der eigentlichen Volksversicherung der weitaus größte Teil der Interessenten etwas verliert und nichts erhält. Auf jeden Fall kann man von diesen Resultaten sagen, daß sie die anderen Versicherungsgesellschaften geradezu zwingen, auch diese Art der Versicherung einzuführen.

* * *

Im deutschen Reichstage hat Anfang 1904 der Abgeordnete Werner die Volksversicherung recht scharf angegriffen und darauf hat der Staatssekretär im Reichsamt des Innern, Graf Posadowsky, der eigentliche Träger der deutschen Sozialpolitik, geantwortet, es möge zuzugeben sein, daß die Volksversicherung bedeutende Mängel aufweise; Tatsache aber sei es, daß sie schon vielen Leuten genützt habe. Wenn man die bisherigen Resultate der Volksversicherung ansieht, dann wird man dieses nicht so ohne weiteres zugeben können: bis jetzt ist der Segen, den die Volksversicherung verbreitet hat, noch ungeheuer geringfügig und auf Grund der bisherigen Erfahrungen kann auch für die Zukunft kein besseres Resultat erwartet werden, sofern nicht die Versicherungsgesellschaften allgemein bei der Volksversicherung das System der einmaligen Prämien verwerten und dadurch die unangenehmste Begleiterscheinung des gegenwärtigen Systems, den vorzeitigen Verfall, beseitigen.

Wirtschaft und Volkswirtschaft.

Von Reg.-Rat. Prof. **E. Schwiedland.**

Leben und Behagen des Menschen wird in hohem Maße bedingt durch die ihn umgebende Welt. Diese Abhängigkeit bestimmt denn auch sein Verhalten zu ihr. Wirtschaftliche Bestrebungen im besonderen entspringen aus Knappheit oder Mangel an Mitteln (Sachen oder Leistungen), über welche man zu verfügen strebt. Um sie zu erlangen, werden fürsorgliche Handlungen vorgenommen, zweckdienliche Einrichtungen geschaffen. Die Summe solcher Handlungen und Einrichtungen, gerichtet auf Schaffung oder Erwerb der erwünschten Güter, auf ihre Aufbewahrung und ihre Zuteilung zum Verbrauch, bilden die Wirtschaft des Einzelnen; man kann daher die „Wirtschaft" bezeichnen als planvolle Tätigkeit, um die Verwendung angestrebter Sachen und Leistungen zu sichern. In primitiveren Verhältnissen erfolgt ihre Sicherung in natura, die wirtschaftliche Tätigkeit richtet sich auf die Sicherung von Materialien und Leistungen, die selbst unmittelbar genutzt werden; später hingegen richtet sie sich zunächst auf die Erschaffung von Gütern, gegen deren Hingabe sie erst jene Güter erwirbt, die sie für den eigenen Gebrauch oder Verbrauch der Wirtschaftssubjekte bestimmt. Und je mehr bei diesem Austausch das Geld als Repräsentant aller Dinge sich einschiebt, das in fast alle erwünschten Güter umgesetzt werden kann, mit dem alle erstrebten Güter beschafft werden können, umsomehr schätzt man die Opfer zur Erzeugung und Beschaffung der Güter in Geld ein und strebt, im Austausch ein Mehr zu erlangen. Aus diesem ergibt sich der Ersatz der Aufwendungen und der zur eigenen Erhaltung verbleibende „Gewinn".

Solche Fürsorge nach Beischaffung und Besitz von Sachen oder nach Sicherung von Leistungen Anderer betätigt der Mensch in all den Vereinigungen, welche die menschliche „Gesellschaft" bilden. Der Staat, Vereinigungen politischer, religiöser, kultureller, humanitärer und wirtschaftlicher Art, öffentliche Verwaltungskörper, die einzelne Familie oder das allein hausende Individuum, alle bedürfen wirtschaftlicher Vorsorge, um ihre Zwecke zu erreichen.

Je nachdem nun verschiedene Personen oder Körperschaften solche Tätigkeit entfalten, spricht man von verschieden benannten „Wirtschaften".

Privatwirtschaft ist die Wirtschaft eines Einzelnen oder einer Gruppe mehrerer privaten Personen, öffentliche Wirtschaft die des Staates oder von Körperschaften, welche gemäß öffentlichrechtlicher Verfügung bestehen, also von Ländern, Bezirken, Gemeinden, anderen Selbstverwaltungskörpern. Die private Wirtschaft beruht auf dem Willen Privater, die öffentliche auf staatlichem Willen. Diese Unterscheidung betrifft zugleich die Art der Träger der Wirtschaft.

Eine weitere Unterscheidung berührt deren Anzahl und Gruppierung. Man nennt danach Einzel- oder Individualwirtschaft die Wirtschaft einer einzelnen Person oder Familie; besonders erweiterte Form gewinnt die Familie in der Hausgenossenschaft oder Großfamilie der Südslaven, bei denen mehrere Geschlechter gemeinsam hausen. Immerhin besteht die „Individualwirtschaft" zu Gunsten einer als natürlich angesehenen, sozusagen von der Natur gebildeten Einheit. Dagegen vereinigt die Gemein-, Gesamt- oder Kollektivwirtschaft eine Mehrheit von Einzelnen oder Familien zu gemeinsamer Wirtschaft. Solche Vereinigung kann auf mannigfache Art, zu verschiedenstem Zweck mit der größten Willkür erfolgen. Die also vereinigte Summe von Individuen oder Familien lenkt die gemeinsame Wirtschaft gemäß ihren Impulsen und Interessen. Sie steckt sich eigene Ziele, beschafft die Mittel hiefür und hat eigene Organe, welche ihren wirtschaftlichen und sonstigen Zielen dienen.

Je nachdem solche „Gemeinwirtschaften" sich aus freiem Antrieb oder auf Grund öffentlichrechtlichen Zwanges gründen, der Einzelne sich ihnen also aus freiem Willen eingliedert, wie sonst einem politischen Verein oder einem Klub — oder eingegliedert wird, ohne gefragt zu werden, wie in Gemeinde und Staat — unterscheidet man weiter freie Kollektivwirtschaften und Zwangswirtschaften. Die ersteren — also etwa ein Aktienverein, ein Kartell, eine landwirtschaftliche Genossenschaft, eine Vereinigung zu gemeinsamem Einkauf von Bedarfsgegenständen u. dgl. — stecken sich nicht nur freiwillig ihre Ziele, sondern haben auch in diesen große Freiheit; die letzteren — etwa eine Zwangsinnung, ein obligatorisches Versicherungsinstitut — verfolgen ihre Ziele vermöge staatlichen Zwanges und ihre Ziele selbst sind oft durch den Staat gestellt.

Die Kollektivwirtschaften sind ferner Verbindungen für vollständige Lebensgemeinschaft oder für bestimmte Lebenszwecke. Erstere erfassen den Menschen in allen seinen Beziehungen, letztere nur nach einzelnen Richtungen hin. Solche „partielle" Gemeinwirtschaften, die bloß bestimmte Interessen verfolgen, sind ein Konsumverein, die Gewerbegenossenschaft, eine künstlerische Vereinigung, eine Wohltätigkeitsgesellschaft; „volle" Gemeinwirtschaft stellen dagegen dar religiöse Orden oder die Zünfte der früheren Zeit.

Die Unterscheidung in Individual- und Kollektivwirtschaften betrifft sonach die Gruppierung der Träger (nicht etwa der Leiter) der Wirtschaft.

Dies sind, abstrakt oder analytisch betrachtet, die wirtschaftenden Gruppen in der Gesellschaft. Die *private* Wirtschaft kann Individualwirtschaft sein (wie die einer Familie oder eines Einzelkaufmannes) oder freie Kollektivwirtschaft (wie die Vereinswirtschaft, eine genossenschaftliche Unternehmung, eine Handelsgesellschaft); die *öffentliche* Wirtschaft hingegen ist Zwangswirtschaft (wie die von Gemeinde, Land oder Staat).

Konkret und historisch genommen sind die wirtschaftenden Gruppen: Einzelne, Familien, Sippen, Vereine, Kirchen, Zweckvermögen, Gebietskörperschaften (Gemeinde, Kreis, Land, Staat) sowie rein wirtschaftliche Unternehmungen aller Art; Schmoller bezeichnet sie neuerdings insgesamt als „soziale Organe".

Die Gesamtheit aller Wirtschaften in einem bestimmten Gebiet ist die *Volkswirtschaft*. Sie umfaßt alle die bezeichneten wirtschaftenden Gruppen. Ihre Gesamtheit bildet sich durch Beziehungen des freien Verkehres wie durch Zwang.

Diese äußerliche Summe von Wirtschaften besitzt indes eine organische Gemeinsamkeit. Sie gewinnt dadurch eigene wirtschaftliche Existenz, und alle ihr angehörigen Wirtschaften haben gemeinsame Interessen und verfolgen deshalb gemeinsame wirtschaftliche Ziele.

Zur Bildung des Staates sind, analytisch betrachtet, drei Elemente unentbehrlich: ein bestimmtes Gebiet, eine darin ansässige Bevölkerung und eine Anzahl von Organen zum Vollzug des herrschenden Willens. Alle Wirtschaften innerhalb eines solchen, einheitlicher staatlicher Macht unterliegenden Gebietes wirken nun zusammen, beeinflussen einander und sind von einander abhängig. Jeder einzelne verrichtet (sofern er überhaupt Arbeit leistet) Arbeit für sich und auch für Andere. Und selbst soweit er nichts tut, ist er für andere Wirtschaften wichtig: als Abnehmer, Käufer, oder als Subjekt, das versorgt werden muß. Wir sehen, wie man heute selbst die armen Auswanderer, welche die Heimat für immer verlassen, zwingen oder sonstwie bewegen will, ihr Land zumindest aus einem *nationalen* Hafen, auf einem *nationalen* Schiff zu verlassen!

Durch den natürlichen Zusammenhang und das Zusammenwirken bilden die Wirtschaften eines Volkes eine besondere, höhere Einheit. Die Beziehungen und die Interessengemeinschaft aller Wirtschaften eines Gebietes entwickeln sich im Laufe des Kulturlebens selbsttätig, auch ohne besonderes Zutun des Staates, der als solcher neben den anderen Wirtschaften seine eigene „Staats-Wirtschaft" hat (Ärar, Fiskus); gefördert werden aber diese Beziehungen und diese Interessengemeinsamkeit mächtig durch den alle diese Wirtschaften beherrschenden Staat. Er kann ihre Interesseneinheit kräftigen und leiten und kann ihr dienen. Durch solches Eingreifen wird die Volkswirtschaft erst recht zu einer *organischen* Verbindung — zur Vereinheitlichung aller Wirtschaften in einem Staatsgebiete.

Heute reichen nun die wirtschaftlichen Zusammenhänge bereits über die einzelnen Volkswirtschaften hinaus, diese zu einem weltwirtschaftlichem Getriebe vereinend, das aus der gegenseitigen Abhängigkeit auch national fremder Wirtschaften erwächst. Dadurch gelangt mehr und mehr eine erst noch rohe Planmäßigkeit in die Tätigkeit der Wirtschaften der Welt, die sich in der Beschaffung von Sachen oder in der Darbietung von Leistungen spezialisieren und einander dabei im Wege des Austausches über den ganzen Erdball hin ergänzen. Dieses Zusammenwirken bei aller Spezialisierung berührt die national oder staatlich zusammengefaßten Gruppen von Wirtschaften auch in ihren kollektiven Äußerungen, auf dem Gebiete der Handelspolitik sowohl wie der sonstigen Pflege wirtschaftlicher Entfaltung. Immerhin bleibt aber von wesentlichster Bedeutung das Studium der eigenen Volkswirtschaft. Ihre Leistungen sind besonders mannigfach und ihr gehört unser eigenes Leben zunächst an, als der Gemeinsamkeit des Volkes, dessen geringfügiger Teil wir Einzelnen sind.

Stadtflucht.

Von Franz Eichert.

Viel Jahre lang sehnten wir uns hinaus
Aus dem grauen Nebel, dem düstern Haus,
Aus der engen Gasse, der staubigen Stadt,
Die ach so gar keinen Frühling hat!
Jahrelang haben wir ausgeschaut,
Uns draußen im Grünen ein Luftschloß gebaut,
Gedarbt, gerechnet, den Platz gemessen . . .
Ach — und dann doch des Baues vergessen.

Es kam über uns nach manchem Jahr
Eine müde Stille, so sehnsuchtsbar
Wie über die Höh'n der Oktobertag —
Still — stiller wandelt des Herzens Schlag.
Unsere Kinder, die sind der Stadt entsprungen, —
Wir habens ersehnt — sie habens errungen,
Sie sehen draußen den Frühling treiben —
Ach Gott, und nun wollen wir gerne bleiben.

Joſeph Freiherr von Helfert.

Erlebniſſe und Erinnerungen.

VI.

Die Kataſtrophe.

8.

Es gingen in dieſer Zeit wichtige Dinge im Schoße des Miniſteriums vor, die ich ahnen konnte, aber von denen ich nichts Genaueres wußte. Denn während ich im Reichstagsſaale ſaß, waren die Miniſter fortwährend auf der Reiſe zwiſchen Olmütz und Wien und hielten einen Miniſterrat nach dem andern, an denen ich nicht teilnehmen konnte. Jetzt erſt wurde ich von ihnen nach Olmütz berufen.

Einige Tage zuvor hatte mich meine Frau an unſern Hochzeitstag erinnert: „Vergiß nicht den 6. März. Du darfſt ihn nicht wie einen gewöhnlichen Tag verleben!“ Ich ſchrieb ihr zurück: „Den 6. März werde ich wahrſcheinlich nicht wie einen gewöhnlichen Tag zubringen, ſondern ärger, entweder auf der Reiſe oder hier in Olmütz. So ſcheint es mir im Geiſte!“ Meine arme Frau lebte in dieſer Zeit wieder in großer Beängſtigung. Es liefen in Prag dunkle Gerüchte umher, es werde am 5. März von neuem losgehen. Die junge Mutter hatte ſchlafloſe Nächte: „Du kannſt mir glauben, ich ſah mich mit meinem Kleinen in allen möglichen ſchrecklichen Lagen!“ Die Gerüchte verſtummten wieder, aber die Stimmung und Lage in der Stadt war und blieb in hohem Grade beunruhigend.

* * *

Als ich am 4. März in Olmütz eintraf, war Stadion bereits wieder abgereiſt. Ich folgte ihm daher nach Wien, wo ich am 5. ſpät abends eintraf. Als ich am andern Vormittag in mein Bureau kam, traf mich ein Brieflein des Grafen Heinrich Clar:

> Graf Stadion und Miniſter Bach fahren heute um 11 Uhr mittelſt Separattrain nach Kremſier und es wäre dem Grafen außerordentlich erwünſcht, er hofft mit Zuverſicht darauf, daß Sie ihn dahin begleiten werden.

Da nicht ausgedrückt war, ob 11 Uhr vormittags oder 11 Uhr nachts, ſo mußte ich noch einmal anfragen und erfuhr, man werde ſogleich

abfahren. Alſo ſchnell ins Gaſthaus, ein Gabelfrühſtück eingenommen und dann eilends nach Floridsdorf. Während mein Fiaker raſch durch die Straßen Wiens dahinſauſte, kam meine volle Lebensfreude über mich und ich ſang im Wagen, wie dreiviertel Jahre früher nach meiner Wahl in Tachau, nach der Melodie in der Neunten: „Froh wie ſeine Sonnen fliegen“ u. ſ. w.

Ich kam erſt um 12 Uhr im Bahnhofe an und fand im Warteſaal den k. k. Landrat Georg Ritter von Mitis mit einigen Beamten und Dienern, die rieſige Päcke von Druckſchriften unter ihrer Obhut hatten. Mitis war durch drei Tage und Nächte nicht aus den Kleidern gekommen, unausgeſetzt beſchäftigt mit dem, was ihm aufgetragen und als ſtrengſtes Geheimnis ans Herz gelegt war; er war matt zum Umſinken, er lag dahingeſtreckt über ſeinen Schätzen, vom Schlafe übermannt.

Der Separatzug war ſchon lang bereit, aber es verging wohl eine Stunde, ehe die beiden Miniſter kamen, die mich ſogleich in ihr Coupé nahmen; Mitis mit den Päcken nahm in einem andern Coupé Platz. Nachdem wir den Bahnhof hinter uns hatten — gleichſam als ob uns da noch jemand belauſchen könnte — ergriff Stadion das Wort: „Nun müſſen wir unſern jungen Freund in Kenntnis ſetzen, was wir inzwiſchen gearbeitet haben!“ Und nun erfuhr ich: Auflöſung des Reichstages, oktroyierte Verfaſſung!

Mir trat vor Augen, was ich in den letzten Tagen über die Zuſtände in meiner Vaterſtadt vernommen hatte, und ich platzte mit der Frage heraus: Haben Sie genug Militär in Prag?

Stadion: Wie ſo?!

Ich: Sie könnten es brauchen! Ich fürchte in dieſem Zeitpunkte kein Land, nur Böhmen — Prag, die Slovanská Lipa, die Verheißungen vom 8. April!

Bach: Entſchädigungsgeſetz! Es wird zugleich mit der Verfaſſung publiziert.

Ich: Das iſt für den Bauer! Aber der zahlreiche Bürgerſtand in Böhmen? Er iſt dem Bauer ohnehin mißgünſtig und neidig, für den Städtebürger haben Reichstag und Regierung gar nichts getan, und wenn er nun erfährt, daß er dem Bauer mit einem Entſchädigungsdrittel noch von deſſen Laſt helfen ſoll?!

Bach und Stadion ſprachen beſchwichtigende Worte und ließen mich Einblick in die Druckſachen nehmen, die vorbereitet waren: das Patent des Kaiſers, die Proklamation der Miniſter, die Verfaſſungsurkunde, das Entſchädigungsgeſetz.

Nun kam aber die Frage, in welcher Form die Auflösung des Reichstages stattfinden solle? Es war also dieser wichtige Punkt noch gar nicht erörtert worden!

Ich meinte, die Auflösung müsse entweder in voller Sitzung stattfinden, alle Minister anwesend, der Ministerpräsident verkündet die Auflösung und erklärt, daß hiermit jede weitere Tätigkeit des Reichstages ein Ende habe. Oder wenn man dies nicht wolle, dann Schluß ohne Sitzung, Schreiben an den Präsidenten des Reichstages, Schließung der Lokalitäten. In diesem Falle müsse aber dafür gesorgt werden, daß eine weitere Sitzung, eine Versammlung der Mitglieder unmöglich werde. „Sonst könnten wir Szenen erleben, die besser vermieden werden. Daher muß vor allem Jelen ins Geheimnis gezogen werden, damit er dafür sorge, daß nicht bloß der Sitzungssaal, sondern auch die Ausschußzimmer, die Lesezimmer ꝛc. unzugänglich bleiben." Zuletzt wurde beschlossen, daß Bach nach Olmütz fahren sollte, um dort die nötigen Vorbereitungen zu treffen; Stadion und ich sollten in Kremsier einleiten, was wir für rätlich fänden.

So geschah es denn. In Hullein trennten wir uns, Bach fuhr auf der Eisenbahn weiter nach Olmütz, Stadion und ich in der Postkutsche nach Kremsier; in einer zweiten Mitis mit seinen Leuten und Paketen. Während der Fahrt explizierte mir Stadion, daß ich nun nicht länger zögern dürfe, ins Kabinett zu treten; die Gründe, auf die ich mich bisher bei meiner Weigerung berufen, hätten mit der Auflösung des Reichstages ihr Gewicht verloren; von nun an würden wir ungestört in Wien arbeiten können. Ich erwiderte wie immer ausweichend.

Es war 9 Uhr abends, als wir in Kremsier ankamen. Stadion und ich hatten verabredet, sogleich nach unserer Ankunft eine Anzahl hervorragender und vertrauenswürdiger Abgeordneten zusammenzurufen, um ihnen mitzuteilen, was bevorstehe. Es wurde daher um Jelen geschickt und mit ihm eine Liste jener Abgeordneten zusammengestellt, die wir einberufen wollten. Es waren von der Rechten: Palacký, Brauner, Strobach, Pinkas; aus dem Zentrum: Leopold Neumann, Cajetan Mayer, Lasser, Neuwall, Wildner, Kreil, Rak, Straßer, Trummer, Thiemann, Grebler, Haßlwanter, Fluck, Ullepitsch; aus Galizien Szaszkiewicz und Bischof Jachimowicz für die Ruthenen; von den Polen keiner, selbst der Präsident Smolka nicht; aus Dalmatien Petranowicz; von der Linken selbstverständlich niemand. Boten wurden in der ganzen Stadt herumgeschickt, um die Eingeladenen in ihren Wohnungen aufzusuchen. Mit Jelen wurden sodann die Anstalten für den morgigen Tag besprochen. Er sollte dafür sorgen, daß sämtliche Räume für den Reichstag geschlossen

und abgeſperrt bleiben, mit Ausnahme jener für das Präſidium und der Kanzleien, wo die abgehenden Deputierten ihre Päſſe und ihre Reiſegelder zu beheben hätten. Das kaiſerliche Patent und die Proklamation der Miniſter ſollten am frühen Morgen an der Reſidenz und an anderen hervorragenden Punkten der Stadt angeſchlagen, Exemplare der Verfaſſung und des Entſchädigungsgeſetzes zur Verteilung an die Abgeordneten bereitgehalten werden.

Zum Verſammlungsſaal der Abgeordneten unſeres Vertrauens war Stadions großes Arbeitszimmer beſtimmt. Allmählich trafen die Berufenen ein, einige hatten ſchon im Bette gelegen, als ſie die Vorladung traf, andere waren nicht zu Hauſe zu finden, ſie waren wohl zu dieſer Zeit verreiſt*). Es läßt ſich denken, welche Aufregung, welche geſpannte Erwartung unter den Angekommenen herrſchte, die ſich zu ſo ungewöhnlicher Stunde vorgefordert ſahen und die ſich nun in halblautem Zwiegeſpräch in den verſchiedenſten Vermutungen ergingen.

Es war 11 Uhr und darüber, ehe alle beiſammen waren, und nun erhob ſich Stadion und begann den Verſammelten, die in atemloſer Spannung aufhorchten, auseinanderzuſetzen, um was es ſich handle. Er zeichnete in großen Zügen die Grundſätze, von denen die Regierung bei dem Entwurfe der neuen Verfaſſung ausgegangen ſei, die nicht bloß für die im konſtituierenden Reichstag vertretenen Länder, ſondern für das ganze Reich, alſo inbegriffen Ungarn und Lombardo-Venetien, gelten ſollten; das Verhältnis zu Deutſchland ſei künftiger Vereinbarung vorbehalten.

Nachdem Stadion geendet, ging erſt ein Flüſtern durch den Saal, halblaute Bemerkungen wurden gemacht, man wartete, daß einer das Wort ergreife. Viele vom Zentrum waren entſchieden mit dem Schritte einverſtanden; mehrere, das war gleich zu merken, rüſteten ſich zum Widerſpruch.

Paul Barras macht in ſeinen Memoiren die Bemerkung: „Wie wenig die Leute ſich gleich bleiben, je nachdem ſie individuell oder kollektiv auftreten! Die Gerechtigkeit, die ſie in erſterem Falle gern anerkennen und zugeſtehen, wird häufig von denſelben Leuten, wenn ſie in einer größern Verſammlung zu reden haben, verleugnet und beſtritten.“ Eine auffallende Beſtätigung

*) In meiner „Geſchichte Öſterreichs“ VI, Anm. [205]) [206]) habe ich irrtümlicherweiſe Palacky und Strobach als abweſend angeführt; Rieger, den ich damals zu Rate gezogen, hatte mir geſchrieben, Palacky ſei am ſelben Abend nach Prag abgereiſt und habe daher gewiß nicht der Verſammlung beigewohnt. Leider habe ich unterlaſſen, in meiner Korreſpondenz nachzuſehen; es findet ſich daſelbſt ein Brief an meine Frau, geſchrieben am 7. März, alſo unmittelbar nach dem erſten Eindruck, und darin werden ſowohl Palacky als Strobach als Redner genannt. Auch Graf Huyn erinnerte ſich genau, nach beendeter Konferenz unter den Abziehenden Palacky erkannt zu haben.

dieſer Wahrheit ſollte ſich jetzt vor meinen Augen abſpielen. Der Leſer wird ſich erinnern, was einige Wochen früher im ſtillen Kämmerlein der Kajetan Mayer zu Stadion, Pinkas zu Bach geſprochen hatten; aber nun fürchteten ſie ihre Popularität zu verlieren, wenn ſie vor den andern gutwillig hinnehmen würden, was ſie unter vier Augen gebilligt, ja den Miniſtern empfohlen hatten. Doch dürfen wir, um ſie nicht zu hart zu beurteilen, nicht überſehen, daß ſich in der Zwiſchenzeit ihre Lage einigermaßen geändert hatte. Im Konſtitutions-Ausſchuſſe und in den Abteilungen war man endlich mit dem zweiten Teile des Verfaſſungswerkes, der eigentlichen Verfaſſung, zuſtande gekommen; der Entwurf war eben am heutigen Tage unter die Abgeordneten verteilt worden und ſollte nunmehr im vollen Hauſe beraten werden; tauſende von Exemplaren waren in die Wahlbezirke verſandt worden — und all das ſollte nun mit einem Schlage leer und eitel ſein?! Am empfindlichſten traf der Schlag den „ſchwarzen“ Mayer, der an der Ausarbeitung, wie ſie nun vorlag, den größten Anteil hatte; der Entwurf war ſozuſagen ſein Werk, das er nun durch die Charte der Regierung beiſeite geſchoben und vereitelt ſah. Dazu kam bei den böhmiſchen Abgeordneten noch ein beſonderer Umſtand. Durch die Bemühungen der Slovanská Lípa war, wie früher erzählt worden, eine Adreſſe zuſtande gekommen und mit tauſenden von Unterſchriften bedeckt worden, worin den Abgeordneten die Anerkennung und das volle Vertrauen der Bevölkerung ausgeſprochen wurde — ſollten ſie ſich jetzt dieſes Vertrauens unwürdig erweiſen?!

Pinkas war der erſte, der das Wort ergriff — der „Klaudy mit grauen Haaren“, wie ihn Bach nannte — und ſich in leidenſchaftlicher Weiſe gegen die Oktroyierung ausſprach; ſie mache den Beruf des konſtituierenden Reichstages zunichte, ſie widerſpreche der zugeſagten Vereinbarung zwiſchen Krone und Volksvertretung. Strobach und Palacký vertraten den böhmiſchen Standpunkt. Sie beriefen ſich auf die kaiſerlichen Verwilligungen vom 8. April, denen noch immer nicht Genüge geſchehen ſei. Sie ſprachen ohne Leidenſchaft, ſie waren ruhig und gemeſſen, namentlich Palacký, der zu meiner Verwunderung große Mäßigung zeigte. Es entgegneten einer und der andere aus dem Zentrum, namentlich Thiemann, der ſich mit der Oktroyierung durchaus einverſtanden erklärte; ſie werde von der Bevölkerung, die längſt auf eine Entſcheidung warte und vom Reichstag keine hoffe, mit Jubel aufgenommen werden. Auch Haßlwanter ſprach für die Oktroyierung, nur meinte er, der Augenblick ſei unglücklich gewählt, da in der geſtrigen Sitzung verkündet worden ſei, der Konſtitutions-Ausſchuß habe ſeine Aufgabe vollendet, und der Entwurf des zweiten Teiles des Verfaſſungswerkes eben heute in die Hände der Abgeordneten gelangt ſei. Die Stimmen

der Nichtbilligenden herrſchten vor. Laſſen und Mayer ſprachen tadelnd über den Schritt, den das Miniſterium gewagt, ſchilderten die Erregung des Volkes, die unausweichlich folgen werde, ſahen einen neuen Bürgerkrieg losbrechen ꝛc.

Was mich betrifft, ſo machte ich den ſtillen Beobachter. Ich hatte ja in Olmütz nahezu fünf Monate früher eine Szene ähnlichen Charakters mitgemacht; damals war ich mit unter den Warnern und Drohern gegen das Miniſterium geweſen, jetzt gehörte ich ſelbſt dem Miniſterium an, konnte alſo, ſelbſt wenn meine Zweifel und Bedenken noch ſo groß geweſen wären, nicht gegen den von der Regierung unternommenen Schritt auftreten. Anderſeits war mir ja die Sache, von der ich erſt wenige Stunden früher erfahren, ſo neu, daß es mir ſchwer geweſen wäre, darüber im Sinne des Miniſteriums zu ſprechen.

Ich ſaß eine zeitlang auf einem Tabouret neben dem Kanapee, einer und der andere der Abgeordneten aus dem Zentrum näherte ſich mir, um mir unter vier Augen ſeine Billigung auszuſprechen. Ich glaube, Grebler war es, der mir ſagte: „Recht iſt's! Ihr habt nichts beſſeres tun können!“ Auch Biſchof Jachimowicz drückte mir im Vertrauen ſeine Zuſtimmung aus.

Jetzt aber kam Pinkas, der in der größten Aufregung war. Ich ſtand auf und ſchritt mit ihm an das eine Ende des Saales, wo wir ungeſtört ſprechen konnten. Der ſchrecklichſte der Schrecken waren ihm die Fünfhundertgulden-Männer des Oberhauſes, auf die er immer wieder zurückkam. „Lieber Freund“, erwiderte ich ihm, „ich habe gleich Dir die Verfaſſung erſt heute zu Geſicht bekommen; aber das gar ſo Entſetzliche, das Du in den Fünfhundertgulden-Männern erblickſt, kann ich nicht finden. Betrachte einmal die Verfaſſung jenes Landes, das als ein konſtitutioneller Muſterſtaat gilt und das ſelbſt in ſo ſturmbewegten Zeiten, wie die jetzigen ſind, ſeine innere Ruhe bewahrt hat, ich meine Belgien, deſſen Konſtitution zwar nicht Fünfhundertgulden-Männer, aber Einhundertgulden-Männer hat und mit ihnen ganz gut auskommt.“ Allein Pinkas war nicht zu beſänftigen, er wurde nur immer heftiger. „Das iſt die ſchmählichſte Perfidie!“ rief er aus. Dabei ſprach er immer: „mein Land“ und „mein Volk“, und immer kam ihm „das Bürgerblut“ dazwiſchen, das „in Strömen fließen“ werde. „Wir werden nicht revoltieren“, ſagte er; „aber ſo weit geht unſere Macht nicht, um das hintanzuhalten, was ſicher hervorbrechen wird.“ Ich erwiderte: ich könne es nur bedauern und ſähe wirklich mit Bangen der Zukunft entgegen, wenn erleuchtete Männer, wenn die Erſten der Nation Leidenſchaftlichkeit in einem Augenblick walten ließen, wo Beſonnenheit vor allem not tue. „Bedenke, Freund“, ſagte ich ihm, „was Bürgerkrieg in

Böhmen bedeutet! Bedenke, daß der Hussitismus und die Katastrophe von 1618 es waren, die Böhmen für zwei Jahrhunderte mundtot gemacht haben, die es verschuldet haben, daß die böhmische Sprache und Nation so lange ein kümmerliches Dasein fristen mußten! Das ist meine Überzeugung, daß ein Bürgerkrieg in Böhmen nur zweierlei zur Folge haben kann: entweder Unterdrückung des Landes durch die Deutschen, oder daß sich die deutschen Kreise vom Lande losreißen" . . . Pinkas: „Sollen zum Teufel gehen, wenn sie nicht bei uns bleiben wollen!" Ich: „Wenn Dir das gleichgiltig ist, mir ist es nicht so! Mir würde es das Herz zerschneiden, wenn ich mein Heimatland zerrissen sehen müßte!"

Damit war die Unterredung zu Ende und wir gingen, jeder für sich, wieder zu den andern. Dort hatten in der Zwischenzeit die Perorationen nicht aufgehört. Selbst die Getreuesten unter den Getreuen: Ritter von Neuwall und der k. k. Neumann sahen nur Unheil vor sich, das ganze Volk werde sich wie ein Mann erheben, es werde einen blutigeren März geben als im Jahr zuvor — kurz, sie machten dem armen Stadion, der alles gegen sich sah, die Hölle so heiß, daß er hinausging, wie um frische Luft zu schöpfen.

Neuwall hatte den Vorschlag gemacht, der Kaiser möge in einer Botschaft an den Reichstag das Verlangen aussprechen, die Konstitution bis zum 15. März zu vollenden; es sollte sodann der Dringlichkeitsantrag gestellt werden, den Entwurf, wie er aus den Beratungen des Verfassungsausschusses hervorgegangen, in Bausch und Bogen anzunehmen und dem Kaiser vorzulegen; auf Grund dieses Entwurfes hätte sodann der Kaiser eine Verfassung für die Gesamtmonarchie zu oktroyieren.

Ich war durch alles, was ich vernommen, zuletzt durch meine Unterredung mit Pinkas, in eine solche Unruhe versetzt, daß mir das, was Neuwall vorschlug, annehmbar erschien. Ich suchte also Stadion auf und redete ihm zu: wenn der vom Ministerium vorbereitete Schritt noch aufzuhalten sei, so möge man Neuwalls Vorschlag akzeptieren; Stadion und ich möchten sogleich nach Olmütz fahren und dort tun was möglich sei; den versammelten Abgeordneten aber wäre das feierliche Versprechen abzunehmen, den ganzen Vorgang als Geheimnis zu bewahren.

Damit war die Beratung zu Ende. Die Vertrauensmänner entfernten sich in erregter Stimmung. Der k. k. Major Graf Huyn, der in einem Seitengemache auf der Lauer stand, sah aus seiner halbgeöffneten Türe einen nach dem andern vorübergehen. Als sie vorüber waren, trat Huyn aus dem Kabinette hervor. „Was machen Sie hier?" fuhr ihn Stadion an.

Huyn: Eure Erlaucht wissen, daß morgen der Reichstag aufgelöst wird und dazu bin ich hier!

Stadion: Daraus wird nichts. Es wird auf andere Weise geschehen. Ich habe mich soeben der Zustimmung der Abgeordneten versichert, daß sie die Verfassung en bloc annehmen werden. Eine Gewaltmaßregel ist daher nicht notwendig und sehr gefährlich.

Huyn: Das mögen sehr richtige Ansichten sein; allein ich habe meine bestimmten Weisungen, von denen ich nicht abgehen kann, es wäre denn, Fürst Schwarzenberg befehle es.

Stadion: Es ist ohnedies meine Absicht, nach Olmütz zu fahren und mit dem Minister-Präsidenten zu sprechen.

Der Postwagen, der Huyn von Olmütz gebracht hatte, war noch zur Stelle und konnte sogleich benützt werden. Mit dem Grafen Huyn war auch der Kreishauptmann von Olmütz Graf Mercandin in Kremsier angekommen, der sich hier ein Schläfchen gegönnt hatte; jetzt kam er zum Vorschein und stellte sich seinem Minister vor. Nun erfuhr ich von den militärischen Vorbereitungen, die getroffen waren, um jeden Widerstand seitens der Abgeordneten zu vereiteln. Ich legte, bevor Stadion und ich schieden, dem Mercandin dringend ans Herz, falls es bei der beabsichtigten Auflösung bleiben sollte, mit aller möglichen Vorsicht und Schonung vorzugehen.

Es war nahezu zwei Uhr nach Mitternacht, als Stadion und ich den Postwagen bestiegen. Welches mochten Stadions Gedanken während der nächtlichen Fahrt sein?! Er hat gewiß — während ich an seiner Seite sogleich in gesunden Schlaf verfiel — kein Auge geschlossen und sich die Dinge wohl besser überlegt, als wie sie sich ihm unmittelbar nach den aufregenden Szenen in Kremsier dargestellt hatten. Wir trafen um halb sechs morgens in Olmütz ein und gingen nicht zum Fürsten Schwarzenberg, sondern in die Wohnung Bachs. Wir weckten den Diener, der Licht machte und uns, mit einer Kerze in der Hand, in das Schlafzimmer seines Herrn führte. Stadion weckte Bach und erzählte ihm, mit etwas unsicherer Stimme, was die Herren in Kremsier vorgeschlagen hätten und wie sie meinten, daß es sich ohne gewaltsame Auflösung des Reichstages zu dem gewünschten Ziele gelangen ließe. Bach öffnete seine schlaftrunkenen Augen, ergriff Stadions Hand, wie um ihm den Puls zu fühlen, ob er auch recht bei Sinnen sei, und sagte: „Aber Euer Erlaucht wissen es ja am besten, daß ein Rücktritt unmöglich ist. Es ist nichts zu ändern. Die Herren haben Kremsierer Anschauungen und blicken nicht über ihren Gesichtskreis hinaus!“ Stadion entschuldigte sich, er habe es auch nur getan, um den Abgeordneten seinen guten Willen zu zeigen. Damit empfahlen wir uns, Bach legte sich auf die

andere Seite und ſchlief weiter. Stadion und ich gingen ins telegraphiſche Bureau und ſandten in den erzbiſchöflichen Palaſt von Kremſier die drei Worte: „Es bleibt dabei!“

* * *

Stadion blieb fürs erſte in Olmütz, ich fuhr nach Kremſier zurück, wo ich im Laufe des Vormittags eintraf. Da fand ich die Überraſchung! Das erzbiſchöfliche Palais von Militär beſetzt, im großen Hofe Soldaten und Gewehr-Pyramiden, vor den Türen und in allen Gängen des Gebäudes Wachen, vor dem Schloſſe und ſonſt in der Stadt Gruppen von Abgeordneten, Städtern, Landleuten — alles hatte einen gedrückten unheimlichen Charakter. Gegen mehrere Deputierte der Linken waren Verhaftbefehle ergangen: Violand, Füſter, Kudlich, Prato, Fiſchhof, Goldmark. Man wollte ſie nicht in der Stadt aufgreifen, ſondern erſt draußen feſtnehmen; auf allen Bahnhöfen war Militär und waren Leute aufgeſtellt, welche die Bezeichneten von Perſon kannten. Violand, hieß es, ſei ſchon zu Fuß hinaus entkommen. Selbſt unter den gutgeſinnten Abgeordneten herrſchte Erbitterung über die Art und Weiſe, in welcher die Auflöſung vorgenommen wurde. Das Volk wurde mit der Juden-Emanzipation verhetzt.

Ich zeigte mich den Tag über nicht auf der Straße; ich konnte mir denken, daß nächſt Stadion das ganze Odium auf mich falle. Übrigens hatte ich in meiner Wohnung und Kanzlei vollauf zu tun; denn ich hatte beſchloſſen, noch denſelben Abend nach Wien zu überſiedeln. Beim Abſchied von meinen Quartierleuten mußte ich der Frau Oberamtmannin verſprechen, im Sommer meine Frau nach Kremſier zu bringen, damit ſie ſich die Wohnung anſchaue, in der ich durch vier Monate, allerdings mit vielen Unterbrechungen, gelebt und gehauſt hatte. Ich ſchrieb an meine Frau einen ausführlichen Brief, worin ich ihr meine Erlebniſſe in der kurzen, aber folgenſchweren Friſt vom 3. zum 7. März ſchilderte, und ſchloß mit den Worten: „Der Himmel verleihe ſeinen Segen zu dem entſcheidenden Schritte, der geſchehen. Ich ſcheide ungern von hier, ich gehe ungern nach Wien, wo eine ſehr trübe Stimmung herrſchen ſoll!“

Noch ein Geſchäft hatte ich abzutun, bevor ich Kremſier verließ. Pinkas, mit dem ich in der Nacht zuvor den unangenehmen Auftritt gehabt, hatte unter den Abgeordneten verbreitet, ich hätte geſagt: „Wenn die Tſchechen nicht parieren wollen, werden wir ſie deutſch machen!“ Nun mußte ſich jeder, der mich näher kannte, ſagen, daß ich einen ſolchen Ausſpruch gewiß nicht getan hatte, nicht getan haben konnte. Allein nicht alle kannten mich ſo genau, und darum hielt ich es für angezeigt, im „Öſterr.

Korreſpondent“ eine berichtigende Erklärung erſcheinen zu laſſen. Ich nannte den Verbreiter dieſer Verleumdung nicht beim Namen; ich erklärte die Entſtellung meiner Worte könne nur aus einem Mißverſtändniſſe entſprungen ſein, wie es ja bei der Aufregung jener Nacht leicht entſtehen konnte, ich ſchloß, indem ich „auf das beſtimmteſte“ verſicherte, daß ich die mir angeſchuldigten Worte nicht geſprochen habe.

Als ich am ſpäten Abend am Bahnhof von Hullein den Zug erwartete, wurde Fiſchhof, der einen kurzen Radmantel umgeworfen hatte, zwiſchen Wachmannſchaft an mir vorbeigeführt. In einer Korreſpondenz der „A. A. Zeitung“ war dieſe Szene in einer gehäſſigen Weiſe ſo dargeſtellt, als ob ich es geweſen ſei, der ihn habe verhaften laſſen und jetzt deſſen Abführung überwache.

Ein Gedenken.

Von Ilſa Franke.

Die Tannen ſchweigen feierlich
Und breiten ihre Segenshände,
Mit milden Augen ſchaut die Nacht
Sternflimmernd nieder ins Gelände.

Durch enge Stämme dringt der Mond
Mit ſeinem müden Silberlächeln,
Vom Waſſer ſtreicht ein kühler Hauch,
Um meine heiße Stirn zu fächeln.

Die Binſen ſchwanken hin und her,
Ich ſeh' die gelbe Iris leuchten.
Mein Herz iſt ſtill. Ich wehre nicht
Den Tränen, die mein Auge feuchten.

Nie ſpürt' ich deine Nähe ſo,
Seit du für immer fortgegangen.
Ich fühle deinen guten Blick
Und deinen Mund auf meinen Wangen.

Adalbert Stifter als Schulmann.

Von **Karl Schwalm.**

Als Stifter im Auftrage des Ministers Thun gegen Ende des Jahres 1849 die Stelle des Schulrats und Inspektors sämtlicher Gymnasien in Unterösterreich einschließlich Wiens angetragen wurde, dankte er, erklärte aber, daß er die Inspektion der Volksschulen in Oberösterreich, welches er seit seinen Jugendjahren liebgewonnen hatte und oft besuchte, vorzöge. Und als er diesen Posten denn auch im Juni 1850 erhielt, wandte er seine Aufmerksamkeit zunächst den äußeren Bedingungen zu; hieher gehörten die Schulhäuser, die sich bei seinem Amtsantritte in einem wahrhaft kläglichen Zustande befanden. Als Beweis möge seine Schilderung des hölzernen Schulhauses in Niedertalheim bei Schwanenstadt hier Platz finden: „Die Wände hatten durch und durch Löcher so groß wie ein Kopf. Die Lehrersfrau stopfte sie mit Werg zu. An den Balken konnte man mit den Fingern den Holzmoder herabrieseln machen. Das Dach war ein Bretterdach und mit Steinen beschwert, aber es machte buchstäblich den verworrenen Eindruck, als hätte jemand auf einem großen Wagen Bretter und Steine hiehergebracht und umgeworfen. Bei jedem stärkeren Regen mußten die Kinder Bücher und Papiere unter der Bank halten, daß sie nicht naß würden. Das Wasser rann auf dem Boden dahin." (Band XV, S. 40.)

Daß es unter solchen Umständen an Arbeit nicht fehlte, ist leicht einzusehen; aber Stifter bewies eine glückliche Hand: seine von kurzsichtiger und engherziger Schreibstubenherrschaft vollständig freien Anordnungen und in vielen Fällen sein wohltuender persönlicher Einfluß bewirkten, daß keine Gemeinde gegen die geforderten Schulbauten Einsprache erhob, ja daß manche aus freien Stücken größere Opfer brachten, als die gesetzlichen Bestimmungen verlangten. Doch kam es bald anders. Seinem regen Geiste genügte diese administrative Tätigkeit nicht; er schritt daran, auch die inneren Fragen des Schulwesens gründlich zu lösen, wobei er leider weniger glücklich war und auf Widerstände stieß, die er nicht zu brechen vermochte. „Meine Pläne sind nicht flicken, sondern organisch belebend und beseelend zu erzeugen — dazu muß noch die Zeit kommen: vor dem Baue des Geistigen muß erst das Leibliche einmal bestehen" schrieb er am 6. März 1849 an Heckenast (Band XV, Seite 174) und wollte demgemäß des Lehrers Arbeit in die seinem ausgebreiteten Wissen und gründlichen Können entsprechenden höheren Bahnen lenken, die in großen Zügen bereits entworfen waren und nicht durch kleinliche Maßregeln eingeengt werden sollten. Stifter war nämlich der entschiedenste Feind jener kleinlichen Vorschriften, die alles regeln und lenken wollen. Er sagte: „Die Natur erzieht und bildet den Menschen nicht durch Maßregeln,

und wenn der Staat Menschen erziehen will, so kann er es auch nicht durch Maßregeln, sondern nur durch Menschen, die schon etwas sind; dann muß er sie aber auch etwas gelten lassen." (Band XV, Seite 43.)

Mit solchen Ansichten war er in den Staatsdienst getreten und er hielt eine Zeitlang an dem Glauben fest, daß es höchstens einer vernunftgemäßen Darlegung bedürfe, um ihnen — wenigstens in dem Kreise, wo er zu wirken hatte — zur Anerkennung zu verhelfen. Allein die Hoffnungen gingen nicht in Erfüllung, sie schwanden von Jahr zu Jahr, so daß Stifter endlich Mut und Arbeitsfreude verlor; seine Berichte und Vorschläge wurden unbeachtet beiseite gelegt und er sah sich zuletzt einzig darauf angewiesen, von anderer Seite diktierte „Maßregeln" zur Ausführung zu bringen. Aber selbst bei dieser Fügsamkeit blieben ihm bittere Erfahrungen und schwere Demütigungen nicht erspart. Im Jahre 1851 wurde zu Linz eine Realschule errichtet und das Gedeihen des neuen Institutes, an dessen Gründung Stifter eifrig und freudig mitgetan hatte und über das er als Organ der Regierung die Aufsicht führen mußte, lag ihm sehr am Herzen. Er opferte viel Zeit und Sorgfalt im Interesse dieser Schule, ohne je Anerkennung zu erhoffen oder zu beanspruchen. Im Vereine mit J. Aprent schrieb Stifter ein Lesebuch für Mittelschulen, dem die Approbation versagt wurde; 1856 nahm man ihm die Inspektion der Realschule in Linz ab.

So ward ihm das Amt eine drückende Last und er schrieb unter dem 24. August 1859 an Heckenast: „Freiheit von amtlicher Zwangsarbeit wäre mir das ersehnteste Labsal; Zwangsarbeit, und zwar höchst peinigende Zwangsarbeit aber nenne ich die, wobei ich klar Wahres verleugnen, dem Gegenteil mich schweigend fügen und es fördern muß. Es mag sein, daß im Staatswesen dies nie vermieden werden kann; aber aufreibend bleibt es immer und wird es für warme und wohlwollende Gemüter mehr als für andere."

Doch der tiefste Schmerz, den ihm sein Amt bereitete, war, daß es ihm so oft die Stimmung raubte für das, was ihm als Höchstes galt: die dichterische Tätigkeit. Darüber schrieb er sehr drastisch am 13. Mai 1854 an Heckenast: „Durch das Heu, den Häckerling, die Schuhnägel, die Glasscherben, das Sohlenleder, die Korkstöpsel und Besenstiele, die in meinem Kopfe sind, arbeitet sich oft ein leuchtender Strahl durch, der all das Wüste wegdrängen und einen klaren Tempel machen will, in welchem ruhige, große Götter stehen; aber wenn ich dann in meine Amtsstube trete, stehen wieder Körbe voll von jenen Dingen für mich bereitet, die ich mir in das Haupt laden muß." Und zehn Jahre später, am 12. Februar 1864, schrieb er an denselben Freund: „Mein Amt legt mir tausenderlei klägliche Arbeiten auf, die in der Welt nichts verrücken. Es nagt an meinem Herzen, wenn ich die bedeutungslosesten Zeilen schreiben muß, während Reineres, Schöneres im Haupt und Gemüte drängt."

Die meiste Anerkennung und das willigste Entgegenkommen fand Schulrat Stifter noch bei den ihm untergeordneten Lehrpersonen und diese erfreuliche Tatsache entschädigte ihn für manche Unbill, die er von anderer Seite erfahren mußte. Er schrieb hierüber unter dem zuletzt erwähnten Datum: „Ich erlabe mich besonders an dem Lehrstand, der mir noch am besten in meinen Bestrebungen entgegenkommt und der mir Liebe und Neigung

zeigt. Es sind sehr viele, sehr achtbare Männer darunter und auch solche, die sonst Bedeutung haben." Das gute Einvernehmen zwischen dem Vorgesetzten und seinen Untergebenen hinderte indes keineswegs, daß der Schulrat nach Bedarf auch mit Wucht einschritt, getreu der im „Hagestolz" gegebenen Lehre: „Wer nicht zuweilen den Steinblock der Gewalttat schleudern kann, der vermag auch nicht von Urgrund aus zu wirken und zu helfen. Du weisest bei Gelegenheit die Zähne und hast doch ein gutes Herz. Das ist recht." (Band III, Seite 91.)

Als gegen die Mitte der Sechzigerjahre in immer kürzer werdenden Zeitabständen Unwohlsein auf Unwohlsein folgte und nur verschwand, um einer ernstlichen Erkrankung Platz zu machen, legte Stifter die Bürde seiner amtlichen Verpflichtungen in jüngere Hände und trat einen Urlaub an. Dieser und eine ausgiebige Verlängerung liefen ab, und wenn nun der Arzt, wie er wohl mußte, erklärte, die Dienstuntauglichkeit dauere fort und es lasse sich über den Zeitpunkt, wann die Amtsübernahme wieder möglich sein werde, nichts bestimmtes sagen, so stand die Pensionierung — und zwar nach dem damaligen Pensionsgesetze mit einem Drittel des Gehaltes — zu befürchten. Da war es nun für Stifter eine glückliche Fügung, daß kurz vorher sein Freund und Gönner Hofrat Adolf Freiherr von Kriegs-Au von Linz nach Wien ins Staatsministerium berufen und mit der Leitung des Unterrichtswesens betraut wurde. Dieser erwirkte „auf Grund und in Würdigung der literarischen Verdienste des Dichters wie auch in Berücksichtigung seines ersprießlichen Wirkens im Staatsdienste" die ausnahmsweise Pensionierung mit vollem Gehalte und dem Hofratstitel (November 1865).

Diese Anerkennung drang wie ein Lichtstrahl in des Meisters Gemüt und er schrieb unter dem frischen Eindrucke des Ereignisses an seinen Gönner Baron Kriegs-Au: „Dann ist durch das, was die Regierung an mir getan hat, eine solche Ruhe in mein Wesen gekommen, daß ich auf einem großen, lichten Felde der Zuversicht stehe und überall nur Dinge erblicke, die Frucht versprechen. Und die Genesung des Körpers steht wie eine lichte Morgenröte an dem Rande dieses Feldes und verspricht eine Sonne, welche die Früchte reifen wird." (Band XVII, Seite 196.)

Es sollte nicht sein. Die finsteren Mächte des Todes ließen nicht mehr ab von dem Manne, den sie sich zum Opfer auserkoren hatten, und zwei Jahre nach Niederschrift dieser hoffnungsfreudigen Worte erlöste ihn der Tod von qualvollem Leiden.

Bevor ich Stifters Pädagogik näher zu beleuchten versuche, sei Eines vorausgeschickt: was ein Mensch tut, wirkt, vollbringt, ist zumeist leichter zu registrieren als das, was er denkt, wünscht und plant, weil jenes in Wirklichkeit vorhanden ist, während dieses nur in der Idee existiert. Bei Stifter liegt die Sache umgekehrt: was er während seiner 15jährigen Beamtenlaufbahn arbeitete, schuf, änderte, besserte, — das ist allerdings in den Akten der oberösterreichischen Statthalterei und des Unterrichtsministeriums verbucht, aber ebensowenig zugänglich, als es übersichtlich wäre; dagegen legte Stifter das, was er fühlte, erstrebte und herbeisehnte, in seinen Schriften und Briefen zu jedermanns Einsicht nieder, und man kann beim Lesen seiner Werke die

Gedanken, welche er über Natur, Kunst, Staat u. dgl. ausspricht, ohne große Mühe zusammentragen.

Nicht so in Angelegenheit des Erziehungs- und Unterrichtswesens. Stifter verfaßte 1849, also bevor er noch in den öffentlichen Schul- und Staatsdienst trat, einen über etwa zwei Druckbogen ausgedehnten Aufsatz, betitelt: „Die Schule und die Schulbildung". So beachtenswert diese Arbeit erscheint, enthält sie doch nur Ansichten und Meinungen, nicht aber Resultate und Erfahrungen, weil sie eben nicht aus dem wirksamen Leben hervorgegangen ist und sich bloß als das Ergebnis ernsten Nachdenkens über ein ernstes Thema darstellt. In den Schriften und Briefen der folgenden Jahre sind Fragen pädagogischer und didaktischer Natur nur äußerst spärlich direkt behandelt: einmal weil Stifter, wie schon angedeutet, die dienstlichen Angelegenheiten mit seiner dichterischen nnd schriftstellerischen Tätigkeit nicht in Harmonie und Wechselwirkung zu bringen vermochte, und dann, weil er beabsichtigte, in seinen älteren Tagen ein Buch über Volkserziehung und Volksunterricht abzufassen. Kurz vor seiner Pensionierung schrieb er diesbezüglich an Hofrat von Kriegs-Au: „Sie sagen, daß Sie meine Gedanken über die Volksschule wissen möchten. Ich habe meine Aufmerksamkeit schon vierzig Jahre auf diesen Gegenstand gerichtet, ich halte ihn für höchst wichtig und für eine der ersten Staatsaufgaben. Es ist schon lange meine Absicht, daß es mein letzter Dienst sein soll, welchen ich dem geliebten Österreich leiste, in meinen älteren Tagen ein Werk über Volkserziehung und Volksunterricht abzufassen. Ich habe Stöße von Stoff gesammelt und will versuchen, das Verhältnis meiner Grundsätze und die Möglichkeit ihrer Ausführung zu entwickeln." (Band XVII, Seite 185.)

Wie gleichfalls schon erwähnt, kam Stifter wegen der rasch fortschreitenden Krankheit nach seiner Pensionierung nicht mehr zu größeren Arbeiten, also auch nicht zu dieser, und nach seinem Tode gingen die Entwürfe und Materialien verloren. Was sich demnach über Stifters pädagogische Maximen und Anschauungen aus seinen Werken zusammentragen läßt, hat nur mehr aphoristischen Charakter; als Motto dazu könnten die Worte dienen, die der Dichter in der Erzählung „Ein Gang durch die Katakomben" ausspricht: „Es ist ein seltsam, furchtbar erhabenes Ding, der Mensch! Und schwindelnd für das Denken des Einzelnen ist der Plan seiner Erziehung, die ihm Gott als Geschenk seiner sittlichen Freiheit übertragen, daß er sie in Jahrtausenden, vielleicht in Jahrmillionen vollende." (Band IV, Seite 170.)

Stifter leitet die Notwendigkeit planmäßiger Erziehung und Unterweisung des Menschen aus der Hilflosigkeit, die ihm von seiner Geburt her anhaftet, der großen Bildsamkeit seines Geistes und der hohen Bestimmung des Menschengeschlechtes ab und erkennt in diesen Gründen das Recht wie die Pflicht der Familie, der Gemeinde, der Kirche und des Staates, „der Regelung des inneren Seelenlebens der Menge" das höchste Augenmerk zuzuwenden; er klagt über den tiefen Stand alles Erziehungs- und Bildungswesens und die geringe Bedeutung, welche den diesbezüglichen Besserungsvorschlägen wie deren Vertretern beigemessen wird. Er sagt (Bd. XV, S. 176): „Das arme Erziehungswesen! Der Sündenstuhl seit 2000 Jahren! Wenn man irgendwo alles vernachlässigen will, so ist es gewiß allemal das Erziehungs-

wesen; — dann muß man Revolutionen überstehen und muß Bürgerkriege führen, die tausendmal mehr kosten und unsägliches Elend herbeiführen, bis das verwahrloste Volk durch die eisernen Gründe belehrt ist, die man ihm in der Kindheit leichter durch Worte beigebracht hätte. Ich habe oft Tage, wo mir das Herz brechen möchte. Jetzt nimmt man allerlei Anläufe, aber das oberste Prinzip steht noch nirgends fest: daß nämlich Erziehung die erste und heiligste Pflicht des Staates ist; denn darum haben wir ja den Staat, daß wir in ihm Menschen seien, und darum muß er uns zu Menschen machen, daß er Staatsbürger habe und ein Staat sei, keine Strafanstalt, in der man immer Kanonen braucht, daß die wilden Tiere nicht losbrechen."

Alle Veranlassungen, durch welche der Mensch vollkommener wird, nennt Stifter „Schulen" — und so gibt es nach seiner Auffassung eine Schule des Lebens, das ist die Erfahrung, eine Schule der Familie, eine Schule der Gemeinde, der Kirche, des Staates 2c. „Schulen", sagt Stifter, „hat Gott in unermeßlicher Fülle um uns her überall ausgebreitet, ja der Mensch tut keinen Schritt, wo er nicht an eine Lehre stößt und aus dem er nicht Nutzen schöpfen könnte. Die ganze Welt und das ganze Leben ist voll Lehrer und Ermahner. Aber der Mensch kann auch eigene Anstalten gründen, in denen das bereits Bekannte gelehrt wird, in denen man es mit Neuem vermehrt und es auf die Nachfolge verbreitet. (Band XIV, Seite 237.)

Als vorzüglichste, lehrreichste und dauerndste Schule steht nach Stifter das ganze Leben des Menschen da. Sobald das Kind geboren ist, beginnt das Lernen, erst im Spiel, dann allmählich im Ernst: „Am Kinde entzückt das Lallen, aber der Knabe muß reden lernen." (Studien, I. Band, Seite 72.)

In dem Maße, in dem der Knabe zunimmt an Alter, Kraft und Erfahrung, wächst sein Wirkungskreis und der volle Ernst des Lebens tritt in sein Recht. Es folgen Lehrjahre und Wanderjahre und der Jüngling reift im Strom der Welt zum Manne heran; dieser arbeitet und erwirbt und verschafft einer Gattin, Kindern und Enkeln, der Familie und dem ganzen Hause den Unterhalt. Er erweitert seine Tätigkeit über die Familie hinaus, er sucht der Vaterstadt, der Heimat zu nützen, er will endlich das Beste seines Vaterlandes mit besorgen helfen. „Ist er weise", schreibt Stifter, „so genießt er auch die Freuden der Welt mit Maß und Einsicht und lernt auch hierin immer mehr, sich Grenzen zu setzen und die Würde zu bewahren; denn in der Tat, kein einziges Lernen ist schwieriger als das, die Freuden, die Gott in die Welt gelegt hat, recht zu genießen, und vieles Unglück, ja das meiste, das über die Menschen gekommen ist, ist daher gekommen, weil sie sich durch Übermaß schwächten und ihre Kraft zu jedem Nötigen und Großen verloren. So geht der Mensch durch die Schule des Lebens, er ist immer in ihr, er lernt alle Tage etwas und seine Erfahrungen wachsen, bis er auf dem Totenbette liegt — und selbst da noch kann er das Erlernte über seine Zeit hinaus fortsetzen, wenn er es aufzeichnet und der Nachwelt hinterläßt." (Band XIV, Seite 239.) „Wenn aber nun auch die Schule des Lebens so kräftig ist und den Menschen am innigsten zu Erfahrungen und Wissen hinführt, so kann sie doch nicht die einzige bleiben; denn es gibt Dinge, die man in ihr durchaus nicht lernen kann, und andere, zu deren Selbsterfindung man Jahrhunderte brauchen würde." (Band XIV, Seite 240.)

So kommt denn Stifter auf die älteste eigentliche Erziehungs-Institution zu sprechen, die Familie, wo die Lehre lieblich und leicht in die Kindesseele dringt wie sonst nirgends auf der Welt: er mahnt die Eltern an ihre hohe Pflicht und verheißt hohen Lohn: „Kinder sind eine Gottesgabe, daß wir sie erziehen, wie es ihnen frommt, nicht wie es uns nützt." (Studien. Das Heidedorf. Band I, Seite 131.) „Kinder sind die Krone einer glücklichen Ehe und wohlgeratene Kinder dürften die höchste Freude eines Menschen in seinem Alter sein." (Briefe, Band XVI, Seite 368.)

Stifter weist vor allem dem Vater sein redlich Teil an der Erziehung der Knaben zu und belehrt ihn, daß diese Pflicht seit Menschengedenken besteht. „Der Vater wird in den graueſten Zeiten der Menschheit seinen Sohn den Bogen spannen gelehrt haben, das Wild verfolgen, die Zeichen des Himmels erkennen; er wird ihn gelehrt haben, welche Gefühle und Neigungen den Mann glücklich machen und welche ihn in Hader und Zank verwickeln." (Band XIV, Seite 241.)

Weit mehr Verantwortung fällt indes der Mutter zu, dafür erntet sie auch größeren Himmelssegen; denn: „Alle Freuden der Welt nehmen ein Ende, nur die Freuden einer Mutter an ihren Kindern nicht." (Erzählungen. Bd. XI, S. 141.) Die Mädchen sind ihr von der Natur seit alters anvertraut, ihnen ist sie die erste und oft auch letzte Erzieherin: „Die Mutter wird ihre Töchter um sich versammelt haben, sie wird ihnen mit einem Beispiele vorangegangen sein, sie wird sie im Spinnen, Nähen, Weben und dergleichen unterrichtet haben und sie wird sie unterwiesen haben, wie sie sittlich, ehrbar und strenge sein sollen, daß die Welt und die rauhen Männer vor ihnen Ehrfurcht und Achtung haben müßten." (Band XIV, Seite 242.)

Aber auch die Söhne werden ihrer Mutter zeitlebens anhängen und über das Grab hinaus dankbar sein: „Das Mutterherz ist der schönste und unverlierbarste Platz des Sohnes, selbst wenn er schon graue Haare trägt — und jeder hat im ganzen Weltall nur ein einziges solches Herz." (Studien. Das Heidedorf. Band I, Seite 126.)

Stifter verhehlt sich nicht, daß der Mensch leider aus seiner Familie nicht gar oft jene Güte und Größe schöpft, die er schöpfen könnte und sollte, und er ist sich auch über die Gründe dieser Erscheinung klar; ich will nur eine diesbezügliche Stelle wiedergeben: „Die höheren Stände gehen meist ihren Vergnügungen nach und übertragen das nicht übertragbare Geschäft der Eltern an andere — und die minderen Stände haben nichts, was sie den Kindern übergeben können, als ein sehr geringes Wissen, dann Vorurteile, Affekte und Leidenschaften." (Band XIV, Seite 244.)

Weil also weder die Schule des Lebens noch die Schule der Familie den Menschen entsprechend auszubilden vermögen, haben von jeher alle Völker, in deren Mitte geistiges Leben pulsierte, Erziehungs- und Bildungs-Einrichtungen von mehr oder minder vollkommener Art getroffen, Schulen im eigentlichen Sinne des Wortes. Und weil ferner im Laufe der Jahrhunderte die Wissenschaften und Kenntnisse sich sehr angehäuft haben und es nicht möglich ist, daß jeder alles wisse und könne, so sind viele Arten von Schulen nötig geworden und man hat sie auch errichtet.

Die unterſte, aber bei weitem wichtigſte Schule iſt nach Stifters Ausſpruch die, in welcher das gelehrt wird, was jeder Menſch, wer er auch ſei, zuerſt und notwendig braucht. Wir nennen ſie die Volksſchule, weil ſie den breiteſten Schichten des Volkes ihre Tore öffnet und des Volkes ureigenſte Bildungsſtätte iſt; Stifter nennt ſie die Landſchule, weil ſie in großer Zahl über das ganze Land verbreitet ſein ſoll. Er ſagt darüber: „Die höchſte Schule des Staates iſt die Landſchule (das heißt alſo die Volksſchule). In einer guten Landſchule muß der Menſch nicht bloß einige Fertigkeiten im Leſen, Schreiben, Rechnen und dergleichen erhalten, ſondern er muß aus derſelben auch ein klares menſchliches Denken und Urteilen und einen ehrenwerten rechtſchaffenen Charakter mit ſich fortnehmen; das ſind Dinge, welche die Welt braucht, Dinge, die den Menſchen zieren, die ihm unentbehrlich ſind, die ihn eigentlich zum Menſchen machen und ohne die der Staat ſelber in Verwirrung gerät .... Wie dieſer ſittliche Teil der Schule ins Werk zu ſetzen ſei, iſt eine ſchwierige Frage, ſie muß aber doch gelöſt werden, weil ſie die erſte und dringlichſte iſt; alle Jahre gehen mehrere Millionen junger Menſchen der Barbarei entgegen, Menſchen, die der Sitte, der Ordnung, dem Staate und der Zukunft hätten gewonnen werden können.“ (Band XIV, Seite 251 f.)

Stifter ſtellte auch die ausführliche Darlegung eines den ausgeſprochenen Forderungen angepaßten Erziehungs- und Unterrichtsplanes für Landſchulen in Ausſicht, kam jedoch infolge ſeiner Krankheit nicht mehr zur Arbeit.

Wie Stifter die Land-, das heißt die Volksſchule die höchſte Schule des Staates nennt, ſo bezeichnet er auch den Land-, das heißt Volksſchullehrer als einen der wichtigſten Männer im Staate und fährt fort: „Nur weiſe, einfache, würdige, von jeder Leidenſchaft und Unregelmäßigkeit entfernte Männer ſollten dieſe Stelle bekleiden und der Staat und die ganze menſchliche Geſellſchaft ſollten mit Eifer dafür ſorgen, daß ſolche Männer erſtehen, daß ſie ſich mit Liebe zu dem Fache wenden und mit Ehren und Auskommen dabei beſtehen können. Wenn wir bis jetzt ſolche Männer nicht haben, ſo liegt die Schuld nicht an ihnen, ſondern an uns. Wie kann ein Volk, daß ſich ſelber ehrt und Kenntnis und Sittlichkeit als ein Gut anſieht, die Lehrer und Erzieher ſeiner Kinder in einer Lage laſſen, wo ſie mit Hunger kämpfen und dem Menſchenfreunde ein Gefühl des Bedauerns und des Mitleides einflößen? Man muß einen ſchlechten Begriff von dem Volke ſelber bekommen, das nicht aus eigenem Antriebe aufſteht und dem Übel abhilft.“ (Band XIV, Seite 254.)

Als nächſt höheren Grad der Landſchule bezeichnet Stifter die Bürgerſchule, welche er auch Gewerbſchule nennt und von welcher Art er je eine für jede Stadt oder jeden Kreis des Landes fordert. Baut die Land- oder Volksſchule die allen Menſchen nötigen Fundamente, ſo faßt die Bürger- oder Gewerbſchule, dieſe Fundamente vorausſetzend, ihre Aufgabe als Erweiterung im Sinne und Intereſſe des Bürgerſtandes auf.

Den Abſchluß der menſchlichen Bildung vollzieht nach Stifter die Wiſſenſchaftsſchule, an deren Errichtung jedoch erſt dann zu ſchreiten iſt, wenn der tadelloſe Beſtand der Land- und der Gewerbſchule geſichert iſt; denn er ſagt: „Sucht nicht mit aller Kraft die hohe Wiſſenſchaft nach ihrem höchſten Fluge zu leiten, ſondern ſucht ſie zu erhalten, daß ſie nicht ſinke, und

wendet für die Zeit eure Augen und eure Kraft dem Bildungsbedürfnisse des unteren Volkes zu, daß diese Bildung sich hebe, den Forderungen der Zeit entspreche und in ein Verhältnis mit der Wissenschaft komme; dann ist es Zeit, beide in ihrem natürlichen Verhältnisse den weiteren und höheren Gang gehen zu lassen." (Band XIV, Seite 264.)

Jedem Lande endlich wünscht Stifter noch je eine Schule für die wesentlichsten Künste, zu welchen er zählt: die Malerei, die Bildhauerei, die Baukunst, die Dichtkunst, die Musik und die Schauspielkunst — leicht begreiflich von einem Manne, den das Schöne in jeder Gestalt entzückte. Wie sagt er doch so treffend in seiner Erzählung „Brigitta": „Es liegt im menschlichen Geschlechte das wundervolle Ding der Schönheit. Es ist nur dem Menschen eigen und adelt den Menschen, daß er vor ihr kniet — und alles, was sich in diesem Leben lohnt und preiset, gießt sie allein in das zitternde, beseligte Herz. Es ist traurig für einen, der sie nicht hat oder nicht kennt oder an dem kein fremdes Auge sie finden kann. Selbst das Herz der Mutter wendet sich von dem Kinde ab, wenn sie nicht mehr einen einzigen Schimmer dieses Strahles an ihm zu entdecken vermag." (Band II, Seite 154.)

Die Kunst, die Verkörperung des Schönen, gilt Stifter so hoch, daß er sie in seinen Schriften wiederholt mit der Religion in Beziehung bringt. So heißt es in den „Vermischten Schriften" („Dramatische Dichtung und Darstellung"): „Kunst war überall und ist überall die Darstellung des Göttlichen im Gewande des Reizes. Wir heißen das Göttliche, insoferne es sinnlich wahrnehmbar wird, auch das Schöne. Was anderes darstellt als das Göttliche, mag allerlei sein, nur Kunst ist es nicht." (Band XIII, Seite 206.) Und ebendort an anderer Stelle („Über Kunst im allgemeinen"): „Das menschlich Höchste für den Menschen ist nach der Religion die Kunst, die ja in allen ihren Zweigen auch der Religion dient." (Band XIII, Seite 194.)

Im I. Bande seiner Briefe wieder lesen wir: „Religion und Kunst, auf der höchsten Stufe in eins zusammenfallend, sind das einzige Gut des Menschen. Alles: Wissenschaft, Gewerbe, der Staat selbst, sind nur Mittel." (Band XV, 244.) Ferner im III. Bande der Briefe: „Mir steht die Kunst und besonders die Dichtkunst gleich nach der Religion. Beide bringen, wenn sie sind, was sie sein sollen, das Göttliche; die Religion bringt es an sich, die Kunst im Gewande des Reizes." (Band XVII, Seite 324.) Und endlich in der Erzählung „Zwei Schwestern" im III. Bande der „Studien" (S. 270): „Es ist wahr, daß die Kunst in jeder ihrer Darstellungsarten himmlisch ist, ja sie ist das einzige Himmlische auf dieser Welt; sie ist, wenn ich es sagen darf, die irdische Schwester der Religion, die uns auch heiligt und wenn wir ein Herz haben, sie zu vernehmen, werden wir erhoben und beseligt."

Wie Stifter aber erst dann die Wissenschaftsschule errichtet wissen will, wenn Land- und Gewerbschulen in hinreichender Zahl und Güte vorhanden sind, so sollen auch Kunstschulen erst in einer Zeit gegründet werden, da dem allgemeinen Bildungsbedürfnisse der Menschheit zur Genüge entsprochen ist.

Gedeiht und blüht der Kranz dieser Schulen, dann ist nach Stifters Ansicht das Glück der Menschheit begründet; denn die einzigen Übel, welche an dem Emporstreben der Menschheit nagen, Unwissenheit und Unredlichkeit, haben ihren Boden verloren. Stifter sagt diesbezüglich:

„Kein Weltgeist, kein Dämon regiert die Welt: was je Gutes oder Böses über die Menschen gekommen ist, haben die Menschen gemacht. Gott hat ihnen den freien Willen und die Vernunft gegeben und hat ihr Schicksal in ihre Hand gelegt. Dies ist unser Rang, dies ist unsere Größe. Daher müssen wir Vernunft und freien Willen, die uns nur als Keime gegeben werden, ausbilden; es gibt keinen andern Weg zum Glück der Menschheit .... Wenn die Menschheit einmal auf dem Punkte der aufrichtigsten Religiosität, der schönsten Empfänglichkeit für die Kunst, der größten Redlichkeit im Handel und Wandel und der klarsten Einsicht in alle Dinge stände: dann wäre der Himmel auf Erden, das Glück aller wäre gegründet .... Ob es je dahin kommen wird, ob noch Millionen Jahre verfließen, bis es dahin kommt — wer kann das wissen? Aber streben müssen wir darnach, als Ziel muß es immerfort und leuchtend vor unsern Augen schweben; sich dem zu nähern ist Ehre, sich davon entfernen, Schande." (Band XIV, Seite 269—270.)

Es ist kein Wunder, sondern der natürliche Entwicklungsgang und zugleich eine Ehre für unser Vaterland und unsere Zeit, daß die Fortschritte der letzten dreißig Jahre Stifters Pädagogik in vielen Punkten überholt haben. — „Ist doch", wie er selbst sagt, „die glänzendste Tat der Gegenwart eigentlich nur ein Baugerüste der Zukunft und wird abgebrochen, sowie diese Zukunft fertig ist." (Studien, I. Band, Seite 8.)

Diese Erkenntnis vermag das Bild des Dichters und Schulmannes nicht im geringsten zu trüben, jenes Mannes, der im I. Bande seiner Briefe bekennt: „Wäre die Kraft wie die Liebe, so könnten aus meiner Feder nur Meisterwerke kommen." (Band XV, Seite 38.)

Stifter konnte dies ohne Anmaßung behaupten: er kannte ja ein Höchstes und hatte den Mut, dieses Höchste erringen zu wollen. Das Los, daß sein Vorhaben nicht ganz gelang, teilt er mit allen, selbst den Beglücktesten, und darüber möge er noch einmal zu Worte kommen: „Nur *einer* hat etwas gemacht, das das Höchste ist und ohne Schmerz gelang: Gott die Welt!" (Briefe, Band XV, Seite 73.)

Es kann nicht anders sein; denn: „Das Wollen ist das Himmelreich der Menschen, das Vollbringen das der Götter." (Erzählungen, Band IV, Seite 60.) Und endlich: „Sich getäuscht haben, ist sehr oft und gerade meistens der besseren Menschen Los." (Briefe, Band XV, Seite 118.)

Nichts ist so schwer, als einen hervorragenden Menschen nach seinem vollen Wert richtig zu beurteilen. Denn was dem einzelnen auch zu wirken und zu vollbringen vergönnt sei, es ist doch niemals das Ganze — und auf den Lippen, welche sich geschlossen haben für immer, schwebt noch etwas wie ein nur halb ausgesprochenes Geheimnis. Darum, in dem dunkeln Gefühle, daß der Mensch stets unendlich mehr ist als die ganze Summe des von ihm Ausgegangenen, suchen wir uns ein Bild von ihm zu bewahren, auf daß der wirksame Geist seines Lebens in faßbarer Form noch eine Zeitlang mit uns und unter uns wandle.

Karl Philipp Moritz in England.

Von Dr. Otto zur Linde.

Karl Philipp Moritz ist eine ganz vorzüglich repräsentative Erscheinung seiner Zeit; einer Zeit, angelangt auf einer Haltestelle, von wo aus die neue Generation divergierende Wege marschiert.

Wie je, war die breite Masse müde vom Marsch und lagerte sich behaglich zu besserer Verdauung. Derweil gingen die Rüstigen auf Kundschaft aus. Wohin sollen wir marschieren? Geradeaus, in der Verlängerung des alten Geleises, sagte der Verstand, und so kam Kant zur Kritik der reinen Vernunft. Nach links, sagte der Magen, in die Politik und Soziologie, und die Franzosen drangen in Eilmärschen vor zur Revolution. Aber nach rechts gingen die Deutschen, wohin sie die Sehnsucht trieb. Zum Sturm und Drang. Da war es ungemütlich, da wehte der Wind von allen vier Seiten (Religion, Kunst, Philosophie und Politik). So schwankten einige ab zur Religion des Gefühls, eines verschiedenartigen Gefühls, hell und dunkel und mischmasch, oder zur Philosophie des Gefühls; für die Politik, die ihres Namens wert wäre, war mit nicht vielen Ausnahmen der Ausblick nicht weit oder eng genug, je nachdem; statt dessen war man Einwohner von Krähwinkel und Ehrenbürger von Wolkenkuckucksheim. Aber das Ziel der Zeit war die Religion der Kunst, Anglomanie, Klassizismus, Romantik; und als es diesem am weitesten vorgeschobenen Posten wieder einmal recht unbehaglich wurde, so schwenkte er seinerseits, und statt der Religion der Kunst schuf man die Kunst der Religion.

Die Sehnsucht ging durch die Lande. Die treibende Kraft des Verneinens hatte bislang den Zweifel an der rationalistischen Marschroute nicht aufkommen lassen. Nun war diese Kraft verbraucht, nun begann die Ungewißheit des Suchens, der Bejahung, — trieb es vordem, nun zog es.

Der Komet näherte sich der Sonne. Weithinaus in den Raum zuckten die Strahlen des Sturmes und Dranges und erloschen im Dunkel. Doch des Kometen Bahn streckte sich leuchtend dahin.

Solch ein wandernder Stern, und keiner der kleinsten, ist Moritz. Das Bild vom Wandern ist hier nicht nur eine Metapher. Sie wandern alle, die Stürmer und Dränger, und gerade für sie hat das Wanderlied der Romantiker seine tiefe Bedeutsamkeit. Moritz ist von den Wanderern einer der unruhvollsten, einer der bedauernswertesten, aber auch einer der instruktivsten.

Drei Etappen möchte ich auf seinem Wege unterscheiden: Gott, Menschheit und Kunst. Sein erstes und weitestes Ziel vertauscht er notgedrungen mit einem näheren und sein Geschick ließ ihn wie einen Moses das naheste noch sehen, dann starb er allzufrüh.

Der Gottſucher tritt uns im jungen, verwirrten Moritz unter die Augen; Suchen nach der Menſchheit bedeutet bei ihm die Periode der Anglomanie. Aber er findet die Kunſt, oder beſſer ſeine Kunſt, endlich im Klaſſizismus, in ſeinem Klaſſizismus.

Um dieſe Dreiheit: Gott, Menſchheit und klaſſiziſtiſche Kunſt gruppiert ſich der ganze Moritz, gruppieren ſich das Leben und die Schriften des ſuchenden Wanderers.

Wie Moritz eine Schickſalstragödie geſchrieben hat, möchte man ihn ſelbſt als das Opfer einer Schickſalstragödie auffaſſen. Nach einem Plan von beinahe unwahrſcheinlicher Simplizität entwickelt ſich da alles. Unruhe, Sehnſucht, geiſtige Emigration, Schriften kurz vor der Kataſtrophe — plötzlich reißt er ſich los und iſt im Lande ſeiner Sehnſucht: England, und in programmäßiger Wiederholung: Italien. Jedesmal auch bringt er Stoff in Hülle und Fülle zu neuen Werken mit nach Hauſe, die dann leider nur beim kleinſten Teil zum Leben erblühen. Seine drei Wanderbücher ſind die Meilenſteine ſeines kurzen Lebens. Von ihnen aus muß und kann der Forſcher ſich zurechtfinden in Moritz'ſchen Landen. Der „Anton Reiſer" weiſt uns zum Reiche Gottes. Da dieſer Stein aber zwiſchen der engliſchen und italieniſchen Reiſe *geſetzt* wurde, findet der aufmerkſame Leſer auf ſeiner zum Teil gar erſt nach der Rückkehr aus Italien vollendeten Inſchrift genügend Anleitung, um ſchon von hier aus zur Anglomanie und zum Klaſſizismus ſich zurecht zu finden. Aber der „Reiſer" iſt der Stein ſeines Jugendlebens: wann er ihn geſetzt hat, iſt belangloſer, als wo und warum er ihn geſetzt hat. Er bleibt deshalb der Hauptſache nach der Wegſtein zum Reiche des Unerforſchlichen.

Die engliſche Reiſe iſt unter dem Geſichtswinkel der Anglomanie zu betrachten, und zwar weiſt ſie über England und die engliſche Literatur ins Land des Menſchtums und ſeiner Erſcheinungen. So ſehr Moritz literariſche Neigungen hat, greifbarer als die Dichtkunſt iſt ihm das Menſchenſtudium. Sagt er doch im „Anton Reiſer":

„Es iſt wohl ein untrügliches Zeichen, daß einer keinen Beruf zum Dichten habe, den bloß eine Empfindung im allgemeinen zum Dichten veranlaßt und bei dem nicht die ſchon beſtimmte Szene, die er dichten will, noch eher als dieſe Empfindung oder wenigſtens zugleich mit der Empfindung iſt. Kurz, wer nicht während der Empfindung zugleich einen Blick in das ganze Detail der Szene werfen kann, der hat nur Empfindung, aber kein Dichtungsvermögen. Und gewiß iſt nichts gefährlicher, als einem ſolchen täuſchenden Hange ſich zu überlaſſen. Die warnende Stimme kann nicht früh genug dem Jüngling zurufen, ſein Innerſtes zu prüfen, ob nicht der Wunſch bei ihm an die Stelle der Kraft tritt und, weil er dieſe Stelle nie ausfüllen kann, ein ewiges Unbehagen die Strafe verbotenen Genuſſes bleibt. Dies war der Fall bei Reiſer (d. i. Moritz), der die beſten Stunden ſeines Lebens durch mißlungene Verſuche trübete, durch unnützes Streben nach einem täuſchenden Blendwerke, das immer vor ſeiner Seele ſchwebte und, wenn er es nun zu umfaſſen glaubte, plötzlich in Rauch und Nebel verſchwand."

Mit den Jahren ſchob deshalb Moritz die ſchaffende Poeſie in den Hintergrund und ſtrebte nach Konzentrizität von Erfahrung und Gefühl. Hat er doch die Leiden des Auseinanderfließens beider recht ſchmerzlich an ſich ſelbſt erfahren. Im Anton Reiſer heißt es:

„Wenn nun je der Reiz des Poetischen bei einem Menschen mit seinem Leben und seinen Schicksalen kontrastierte, so war es bei Reisern, der von seiner Kindheit an in einer Sphäre war, die ihn bis zum Staube niederdrückte und wo er, bis zum Poetischen zu gelangen, immer erst eine Stufe der Menschenbildung *überspringen* mußte, ohne sich auf der folgenden erhalten zu können. Wenn ihn der Reiz der Dichtkunst unwillkürlich anwandelte, so entstand zuerst eine wehmütige Empfindung seiner Seele, er dachte sich ein Etwas, worin er sich selbst verlor, wogegen alles, was er je gehört, gelesen oder gedacht hatte, sich verlor, und dessen Dasein, wenn es nun wirklich von ihm dargestellt wäre, ein bisher noch ungefühltes, unnennbares Vergnügen verursachen würde . . . . ., es mußte etwas sein, das wirklich eine solche *Empfindung* erweckte, wovon der Dichter gewissermaßen schon ein *Vorgefühl* gehabt hatte. In den Momenten dieses seligen Vorgefühls konnte die Zunge nur stammelnde einzelne Laute hervorbringen. Etwa wie die in einigen Klopstock'schen Oden, zwischen denen die Lücken des Ausdrucks mit Punkten ausgefüllt sind. Diese einzelnen Laute aber bezeichneten dann immer das Allgemeine von *groß*, *erhaben*, *Wonnetränen* u. dgl. Dies dauerte dann solange, bis die Empfindung in sich selbst wieder zurücksank."

Moritz' Empfindung hatte da eben kein Zuhause als Ausgangspunkt. Darum waren solche Windblähungen auch keine Geburtswehen und nachher war es, „als ob die Seele eine dunkle Vorstellung von etwas gehabt hätte, was sie selbst nicht sein konnte", oder besser: was sie noch nicht war. Ergänzen sich aber Erfahrung und Gefühl gegenseitig, dann erst wächst das Können. Aus solchen Erwägungen heraus hat auch Moritz selbst das schon näherliegende Ziel des Menschentums bald nach der englischen Reise als vorläufig noch zu fernliegend erkannt und sich an das für ihn am schnellsten zu erreichende Ziel gehalten, an das Studium der Gegenstände der Kunst. Darum hat er auch eine zeitweilige, wirkliche Befriedigung seines Sehnens in Italien gefunden. Dort entstand auch seine „Bildende Nachahmung des Schönen", dessen Vorarbeiten aber weiter zurückliegen, ein Meisterwerk, dessen Unebenheiten — entstanden aus der hastigen, im Sklavendienst seines Verlegers begründeten Niederschrift — nicht der Genialität seiner Philosophie Abbruch tun. Wäre Moritz nicht zu früh durch den Tod abberufen worden, so würde er noch Großes geleistet haben, während nun sein Leben doch leider ein Torso geblieben ist.

Aber welch ein Torso! Und wie muß man es bedauern, daß ein solcher Mann sich nicht lange genug hat ausleben können. Gerade beim Beginn der Vollreife bricht es ab. Sein Sehnen hatte er auf immer konkretere, umfaßbarere Bahnen gelenkt, seinen Horizont — wohlverstanden: nicht den Ausblick, sondern den Einblick — immer mehr verengert; seine Resultate wurden greifbarer, sein Einblick geschärft und seine Position, von wo aus er nach wie vor sehnsüchtigen Ausblick in die weitere und weiteste Ferne tat, standhaft. Konzentrizität von Erfahrung und Gefühl.

Eines seiner Bücher, wo auf Grund des Stoffes dieser Einklang von Erfahrung und Gefühl am ehesten zu erreichen war, läßt uns den jungen Moritz am ungetrübtesten genießen. Ich meine das Buch „Reisen eines Deutschen in England im Jahre 1782", welches ich als Nr. 126 der „Deutschen Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts" neu herausgegeben habe. Ein

englischer Kritiker sagt von dem Buche: „Es haben vielleicht wenige Bücher jemals dem Leser eine deutlichere Vorstellung von des Verfassers Charakter gegeben als dieses.“ Er denkt dabei allerdings nicht an andere Bücher von Moritz. Aber auch dann würde er Recht haben, denn der „Anton Reiser“ zeigt uns den Moritz, der über sich selbst nachdenkt, während die Englische Reise unabsichtlich und deshalb umso untrüglicher den echtesten Moritz enthüllt. Unparteilichkeit bis zur Selbstentäußerung, Strenge gegen sich, scharfe Beobachtung des äußeren Lebens um ihn herum und geniale Intuition, welche im unscheinbarsten Detail das ewig Wahre findet, — das sind schon die Charakterzüge des fünfundzwanzigjährigen Verfassers. Liebevoll muß man das Buch lesen, denn Moritz ist kein aufdringlicher, vergröbernder Faiseur. Er hat als Genie, das er — wenn auch in engen Grenzen — war, die dieses kennzeichnende Bescheidenheit, verbunden mit der dazugehörenden Unerbittlichkeit. Weil aber Moritz so unscheinbar auftritt, ist man an diesem Buche wie an so vielen, ja wohl an allen seiner Werke vorübergegangen.

Wir wollen heute Moritz auf seiner Reise begleiten. Wenn ich dabei das Stoffliche des Buches und nicht seinen Verfasser in den Vordergrund stelle, so will ich dadurch Leser interessieren, denen Moritz nicht allzuvertraut ist. Und gerade das Stoffliche ist äußerst interessant. Uns werden Einblicke in das England der Zeit und zwar in solche Zustände und Kulturschichten gegeben, die wir in deutschen Englandreisen selten antreffen, die abseits der Durchschnittsforschung liegen und die uns im englischen, realistischen Roman des 18. Jahrhunderts so sonderbar und schwerverständlich anmuten, weil sie als Romanmaterial doch unwillkürlich karrikiert wurden. Denn wenn der Engländer dem Engländer Alltäglichkeiten interessant machen wollte, mußte er stark auftragen, während dem Fremden das unretouchierte Bild schon fremd und deshalb merkwürdig sein konnte.

Im Mai 1782 reiste Moritz zu Schiff „in des Kapitäns Kajütte“ von Hamburg ab. Zu seinem „höchsten Mißvergnügen“ dauerte die Überfahrt bis Gravesend vierzehn Tage. Das bedeutete in Anbetracht der begrenzten Dauer seines Urlaubes eine unerwartete, aber umso unangenehmere Verkürzung seines Urlaubes in England selbst. Reisebeschreibungen sind für den Forscher auch interessant durch das, was sie nicht beschreiben. Die Poesie des Meeres war noch nicht entdeckt, das ist eigentlich erst von der Romantik besorgt worden. Man denke sich einmal Heine als den Verfasser des Buches! Was würde der über diese vierzehn Tage Nordsee alles erzählt haben! Moritz nur, daß er drei Tage seekrank war.

Am 31. Mai lief das Schiff in die Themsemündung ein. An den Goodwins, einer berüchtigten Landbank, sahen die Reisenden die Masten eines versunkenen Schiffes aus der Tiefe emporragen. Themseaufwärts geht die Fahrt. „Immer enger ziehen sich die Ufer zusammen. Die Gefahr der Reise ist vorbei und der sorgenfreie Genuß hebt an.“ (Das ist bezeichnend für die vorromantische Zeit. Das Wiegenlied der Welle, die grandiose Pracht des Seesturms, die Poesie der mystischen Tiefe, auf deren Grund eine Zauberwelt schläft, die sehnsüchtig-unendliche Weite der Meeresfläche, über welche die Segelschwäne der Nordsee hingleiten — all das tritt zurück vor der prosaischen Gefahr.) „Wie ist doch dem Menschen nach der Ausbreitung die

Einschränkung so lieb! Wie wohl und sicher ist es dem Wanderer in der kleinen Herberge, dem Seefahrer in dem gewünschten Hafen! Und doch bleibt der Mensch immer im Engen, er mag noch so sehr im Weiten sein; selbst das ungeheure Meer zieht sich um ihn zusammen, als ob es ihn in seinem Busen einschließen wollte; *um ihn ist beständig nur ein Stück aus dem Ganzen herausgeschnitten.*"*)

Moritz ist ganz entzückt von der Themselandschaft; sie verhalte sich zu „den reizenden Ufern der Elbe" wie der Frühling zum Herbst. Was ihm zuerst auffällt, ist das intensive Grün. Überall lacht ihm Fruchtbarkeit und Wohlstand entgegen. Wo man heute endlose Hopfenpflanzungen sieht, sah Moritz allerdings Weizenfelder. Man bedenke, daß England damals noch kein Freihandelsland war und eine blühende Landwirtschaft besaß. „Allenthalb sah ich nichts als fruchtbares und bebautes Land, und die lebendigen Hecken, womit die grünen Weizenfelder eingezäunt sind, geben der ganzen weiten Flur das Ansehen eines großen, majestätischen Gartens. Die netten Dörfer und Städtchen und prächtigen Landsitze dazwischen gewähren einen Anblick von Wohlstand und Überfluß, der über alle Beschreibung ist. Insbesondere schön ist die Aussicht nach Gravesend, einem artigen Städtchen, das einen der Hügel hinangebaut ist und um welches Berg und Tal, Wiesen und Äcker mit untermischten Lustwäldchen und Landsitzen sich auf die angenehmste Art durchkreuzen. Bei Dartford ließ Moritz sich mit noch fünf anderen Kajütenpassagieren ausschiffen, um die Weiterreise nach London über Land zu machen. Wegen des großen Verkehres, und weil es noch keine Schleppdampfer gab, dauerte in damaliger Zeit die Flußfahrt recht lange. Moritz' Schiff z. B. gebrauchte für diese letzten sechzehn englischen Meilen, die natürlich durch die Flußkrümmungen allein schon bedeutend vermehrt wurden, zwei ganze Tage, vom 2. Juni morgens bis zum Morgen des 4. Juni. Zum Abschied riefen die Matrosen Hurra. Das hätten die Deutschen von den Engländern angenommen. Etymologisch ist das auf keinen Fall richtig, könnte aber sittengeschichtlich immerhin stimmen.

Auf dem Marsch nach der Stadt Dartford fällt Moritz im Gegensatz zu Deutschland die Nettigkeit der Bauart bei den englischen Bauernhäusern auf. Die englische Übersetzung tut noch ein Übriges und spricht von den rambling, inconvenient and singularly mean cottages der deutschen Bauern. Nun geht's erst zu Fuß durch die Dörfer, angestaunt von den Bauern (der Mythus von der Fremdenfreundlichkeit der Engländer war auch dazumal nur ein Mythus, an den aber die Fremden noch weniger glaubten als heute, und hatte vielleicht nur für einen Teil der Weitgereisten und Gebildeten Geltung; man denke nur an Smollet), an einem Zigeunerlager vorbei (England hat noch bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts arg unter der Zigeunerplage gelitten; in George Borrow und seiner Schule fand das Zigeunerleben seine englischen Romanciers). Frühstück in Dartford. „Hier sah ich zuerst einen englischen Soldaten in seiner roten Montur mit abgeschnittenem und vorn heruntergekämmtem Haar, auch auf der Straße ein paar Jungen, die

*) Über die Beziehung dieser letzten Worte zu Moritz' Kunstphilosophie vgl. Seite 6 meiner Einleitung zur Neuausgabe der Englischen Reise.

sich barten" (borten). Von Dartford aus Fahrt mit zwei Postchaisen nach London. Einen Schilling kostete die englische Meile pro Person. „Ein solcher Wagen ist sehr nett und leicht gebaut, so daß man es kaum empfindet, wie er auf dem festen Erdreich fortrollt. Er hat vorn und an beiden Seiten Fenster. Die Pferde sind gut und der Kutscher jagt in vollem Trabe fort. Der unsrige trug abgeschnittenes Haar, einen runden Hut und ein braunes Kleid von ziemlich feinem Tuch, vor der Brust einen Blumenstrauß. Zuweilen, wenn er es rasch angehen ließ, schien er sich lächelnd nach unserm Beifall umzusehen." Unterwegs fallen Moritz die ungeheuren Gasthofsschilder auf, die an einem Balken torartig quer über die Straße hängen.

„Von Greenwich bis London war die Landstraße schon weit lebhafter als die volkreichste Straße in Berlin." Er hält die Laternenpfähle für erwähnenswert, viele junge Leute mit Brillen fallen ihm auf. An Schlagbäumen müssen sie noch im ganzen ein paar Schillinge bezahlen, so daß ihm die Reise von zwanzig und einigen Kilometern doch nahezu zwanzig Mark kostete. In London mieten ihm zwei Engländer, die er auf dem Schiff kennen gelernt hat, ein Logis in George-Street, einer Nebenstraße, die vom „Strand" nach der Themse führt. Dort wohnt er bei einer Schneiderwitwe und zahlt 16 Schillinge wöchentlich. „Es war auch sehr gut, daß sie (die beiden Engländer) mit mir gingen, denn in meinem Aufzuge, da ich weder weiße Wäsche noch Kleider aus meinem Koffer mitgenommen hatte, würde ich schwerlich irgendwo untergekommen sein."

Der Tag der Ankunft in London (2. Juni) war ein Sonntag und Moritz kam sogleich mit der englischen Sabbatheiligung in Konflikt, indem er zum Entsetzen des Söhnchens seiner Schneiderwitwe zu singen begann. „Um ihm kein Ärgernis zu geben, antwortete ich ihm, daß ich bei der Verwirrung der Reise nicht auf den Tag gemerkt hätte."

Vom Londoner Aufenthalt gebe ich nur solche Einzelheiten, die uns interessieren, soweit sie abseits vom breiten Strome der Touristenweisheit liegen, oder soweit sie historisch wichtig sind. „Ich konnte London seinem äußeren Anblick nach in meinen Gedanken mit keiner Stadt vergleichen, die ich sonst gesehen hatte. Sonderbar ist es, daß mir ungefähr vor fünf Jahren beim ersten Eintritt in Leipzig" — als er Schauspieler werden wollte und der famose Direktor seiner Truppe durchgebrannt war — „gerade so wie hier zu Mute war; vielleicht daß die hohen Häuser, wodurch die Straßen zum Teil verdunkelt werden, die große Anzahl der Kaufmannsgewölber und die Menge von Menschen, welche ich damals in Leipzig sah, mit dem einige entfernte Ähnlichkeit haben mochten, was ich nun in London um mich her erblickte."

„Ich bewohnte nun ein großes Zimmer unten an der Erde vorn heraus, das mit Tapeten und Fußteppichen versehen und sehr gut möbliert ist. Die Stühle sind mit Leder überzogen und die Tische von Mahagoniholz, daneben habe ich noch eine große Kammer. Nun kann ich mich hier einrichten wie ich will und mir meinen eigenen Tee, Kaffee, Butter und Brot halten, wozu mir meine Wirtin einen verschlossenen gläsernen Schrank in der Stube eingeräumt hat."

St. James-Park. „Wie wenig aber dieser so berühmte Park mit unserem Berliner Tiergarten zu vergleichen sei, darf ich nicht erst sagen. Und

doch macht man sich eine so hohe Idee von dem St. James-Park und anderen öffentlichen Plätzen in London; das macht, weil sie mehr als die unseren in Romanen und Büchern figuriert haben. Beinahe sind die Londoner Plätze und Straßen weltbekannter, als die meisten unserer Städte." Dann sagt er aber: „So voll von Menschen sind bei uns die besten Spaziergänge niemals, auch in den schönsten Sommertagen nicht, als hier beständig im dicksten Gedränge auf und niedergehen. Das Vergnügen, mich in ein solches Gedränge fast lauter wohlgekleideter und schöngebildeter Personen zu mischen, habe ich heute zum erstenmal genossen. Auf dem grünen Rasen weiden Kühe, deren Milch man hier, so frisch wie sie gemolken wird, verkauft."

Im Speisehaus muß er zu seinem Schmerze für Braten und Salat einen Schilling und halbsoviel Trinkgeld geben. „Ich werde künftig zu Hause essen." Moritz war halt ein recht armer Teufel. Zu dem Honorar, das er für seine „Deutsche Sprachlehre für Damen" erhalten, hatte er sich noch eine kleine Summe hinzugeborgt, fühlte aber an allen Ecken die Grenzen seiner Reisekasse. „Ich esse jetzt beständig zu Hause und muß gestehen, daß meine Mahlzeiten ziemlich frugal eingerichtet sind. Mein gewöhnliches Gericht des Abends ist eingemachter Lachs, den man mit Öl und Essig aus der Brühe ißt." Trotzdem das wohl „eine sehr erfrischende und wohlschmeckende Speise" ist, so darf man einen Küchenzettel mit Pickled Salmon zur Haupt-, Brot und Butter zu den anderen Mahlzeiten wahrlich „ziemlich frugal" nennen. In Derbyshire nährt er sich mittags und abends von kaltem Fleisch und Salat oder Eiern und Salat.

Am 4. Juni holt er sich, nachdem er am Tage vorher den Weg von George-Street nach St. Catharins (Landungsplatz), der doppelt so lang sei als der Durchmesser Berlins, vergeblich gemacht hatte, seinen Koffer vom Schiff und muß an Trinkgeldern drei Zollbeamten, von denen jeder so lange gegen die Freigabe des Koffers protestiert, bis ihm Moritz ein Zweischillingsstück in die Hand gedrückt hat, sechs Schillinge spendieren, „die ich auch gern gab, weil es mich auf den Kustomhause noch mehr würde gekostet haben."

Der Porter, der ihm den Koffer bis zur Mietkutsche trug, erhielt wieder zwei Schillinge, dazu noch die Droschkentaxe — auf solche betrübsame Weise verkrümmelt sich die Sprachlehre für Damen. Noch etwas über Droschken: „Dies ist ein großer Vorteil bei den englischen Mietkutschen, daß es einem nicht verwehrt ist, mit sich zu nehmen, was man will. Man erspart dabei doppelt soviel, als man einem Träger bezahlen müßte, und fährt selber mit." In Berlin war es anders.

„Die Antworten und Ausdrücke der gemeinen Leute sind mir hier wegen ihrer Kürze und Präzision oft schon sehr aufgefallen." Das ist eine seiner so überaus anspruchslos mitgeteilten und doch so wertvollen Beobachtungen zur Völkerpsychologie. Man höre nur einen echten Berliner mit einem halben Dutzend Sätzen eine Auskunft fordern oder geben, die der Engländer in ebensoviel Worten erledigt.

Moritz wundert sich, daß es in England für unfair gelte, einen Fremden zu übervorteilen. Ich habe in den Anmerkungen meiner Ausgabe Belege aus Watzdorf und Archenholtz für diese englische Eigentümlichkeit gegeben; sie ließen sich häufen. Und dabei hat ihn der Kutscher innerlich wahrschein-

lich einen damned Frenchman oder Dutchman genannt. Die Magd der Schneiderwitwe nennt ihn, wenn sie ihn außer Hörweite glaubt, geringschätzend the German, sonst heißt er in seinem Logis the gentleman. Der ungebildete Engländer hatte und hat noch für den Fremden eine Art mitleidiger Verachtung, was manchen scheinbaren Widerspruch im Benehmen erklärt. — Preußische Friedrichsd'ors konnte man nur nach dem Gewicht los werden. „Für einige holländische Dukaten bekam ich nicht mehr wie acht Schillinge." (Das englische Geld war sehr feingehaltig; es bestand deshalb ein Gesetz, wonach die Ausfuhr von englischem Goldgeld verboten war.)

Moritz erzählt eine Räubergeschichte von einer Matrosenfalle. Man zeige für Entree dummen Leuten ein Schiff und ließe sie nicht wieder los. Er erfreut sich an den Trottoirs, die ihm scheinbar noch lange nicht als selbstverständlich galten. (In deutschen Zeitschriften der Zeit wird viel Rühmens davon gemacht.) Reklame- und Firmenschilder studiert er und die hohen Häuser, die bis unters Dach mit Läden und Werkstätten angefüllt seien. Die Schilder mit foreign liquors fallen ihm auf. Im ganzen genommen, habe aber Berlin schönere Häuser und Straßen.

Sehr oft spricht er von der Eleganz der Engländer. U. a.: „Es macht mir ein wahres Vergnügen, wenn mir vom höchsten bis zum niedrigsten Stande fast lauter wohlgestaltete, reinlichgekleidete Leute begegnen, wo ich keinen Karrenschieber ohne weiße Wäsche sehe und kaum einen Bettler erblicke, der unter seinen zerlumpten Kleidern nicht wenigstens ein reines Hemd trüge."

Er entrüstet sich über die formlosen Begräbnisse. „Einige schmutzige Träger suchen sich mit dem Sarge, so gut sie können, durchzudrängen und einige Trauerleute folgen. Übrigens bekümmert man sich so wenig darum, als ob ein Heuwagen vorbeiführe."

„Die Influenza, welche ich in Berlin verließ, habe ich hier wieder angetroffen und es sterben viele Menschen daran."*)

Von dem englischen Kaminfeuer spricht er, es schade den Augen, daher die vielen Brillen. Der Kaffee, den man in England koche, sei miserabel. (Das ist er heute auch noch.) Toast (gebähte Brötchen) imponiert ihm, auch die blankets der englischen Betten. Die Schuhe werden zum Putzen aus dem Hause gegeben. Droschkentaxe: ein Schilling die englische Meile, wofür er in Berlin wenigstens einen Gulden zahlen müsse.

„Als ich den ersten Abend, wie es dunkel ward, zurückkam, erstaunte ich über die herrliche Erleuchtung der Straßen, wogegen die unsrige in Berlin äußerst armselig ist. Die Lampen werden schon angesteckt, wenn es noch beinahe Tag ist, und die Laternen sind so dicht nebeneinander, daß diese gewöhnliche Erleuchtung einer feierlichen Illumination ähnlich sieht, wofür sie auch ein deutscher Prinz hielt, der zum erstenmal nach London kam und im Ernst glaubte, daß sie seinetwegen veranstaltet sei." Moritz und der Prinz waren allerdings nicht verwöhnt; denn uns Modernen würde die „herrliche Beleuchtung" doch sehr verschämt und nach allem eher denn einer

*) Vgl. meine Anmerkungen und meinen Aufsatz „Katterfelto" in „Nord und Süd", in welchem letzteren ich eine Biographie dieses auch von Moritz erwähnten deutschen Schwindlers, Zauberkünstlers und Influenzadoktors gab.

feierlichen Illumination ausgesehen haben. Die Prinzenepisode ist übrigens ein vielkolportiertes Histörchen.

An Bekanntschaften, die uns interessieren, machte er u. a. solche mit Baron Grothaus und Baron Grote, mit dem Schriftsteller Leonhardi, mit Pastor Woide, dessen Tochter wahrscheinlich Moritz' Buch übersetzt hat, mit Pastor Wendeborn, dessen Kopiermaschine er bewundert, „eine sehr nützliche Maschine, welche in Deutschland noch nicht sehr bekannt ist, wenigstens nicht viel gebraucht wird", mit dem preußischen Gesandten Lust, einem gebornen Griechen, mit welchem er sich über Äta- und Itazismus unterhält (über die sich z. B. Voß und Lichtenberg in den Haaren lagen), mit dem dänischen Legationsrat Schönborn (Philosoph, Schöngeist, Pindarübersetzer und Goethe-Korrespondent). Längere Beschreibungen von Vauxhall finden wir; Ranelagh; englischer Parlamentssitzungen mit Skizzierungen bedeutender Parlamentarier; Beschreibung einer Parlamentswahl im Freien. Er schildert einen Gang durchs Britische Museum, schildert Zuschauer und Aufführungen im Haymarket-Theater, schreibt über englische Schulverhältnisse, für die er sich als Schulmann und ehemaliger Basedowianer interessiert, in die St. Pauls-Kathedrale und Westminsterabtei mit dem Poets Corner führt er uns — landläufige Reiseführerweisheit bietet er also genug, nur daß gerade die Beiwege und die unscheinbaren Bemerkungen das beste an Ausbeute geben. Hübsch ist z. B., wie er von einem Engländer in Vauxhall, dem sein Mädel abhanden gekommen war, sagt: „Es schien, als ob er es suchte, wie man einen Handschuh oder Stock sucht, den man irgendwo hat liegen lassen." Gelegentlich der Dichterbüsten in diesem Garten sagt Moritz: „So findet der Brite seinen Shakespeare, Locke, Milton, Dryden auch an den Plätzen des öffentlichen Vergnügens wieder und ehret da ihr Andenken. Selbst das Volk lernt diese Namen kennen und nennt sie mit Ehrfurcht. Ausgemacht ist es, daß die englischen Schriftsteller ohne alle Vergleichung häufiger gelesen werden als die deutschen, die höchstens außer den Gelehrten der Mittelstand, und kaum dieser liest. Die englischen Nationalschriftsteller liest das Volk, wie unter anderm die unzähligen Auflagen beweisen". (Hier verwechselt doch Moritz ein wenig: gekaufte und Leihbibliotheks-Bücher; kaufte und las auch der Engländer, der Deutsche wird auch damals kaufscheu gewesen sein, gerade so wie heute, so daß das Lesepublikum in Deutschland nicht *allein* nach den Auflagen abgeschätzt werden durfte. Aber im Kern wird Moritz schon Recht haben.) „Meine Wirtin, die nur eine Schneiderwitwe ist, liest ihren Milton (Nachwirkung des Puritanertums?) und erzählte mir, daß ihr verstorbener Mann sie eben wegen der guten Deklamation, womit sie den Milton las, zuerst liebgewonnen habe. Dieser einzelne Fall würde nichts beweisen, aber ich habe schon mehrere Leute von geringerem Stande gesprochen, die alle ihre Nationalschriftsteller kannten und teils gelesen hatten. *In Deutschland ist seit Gellerten noch kein Dichtername eigentlich wieder im Munde des Volkes gewesen.*" Habe ich nicht Recht, wenn ich von Moritz' wertvollen Unscheinbarkeiten spreche? Ganze Serien von Reisebüchern gebe ich für diese eine Schneiderwitwe in Kauf.

Auch sonst findet man, wo man hineingreift, Findenswertes. Des öfteren weiß er in kleinen, aus dem Leben gegriffenen Zügen von der

Beliebtheit Friedrichs des Großen in England zu erzählen, so z. B. von dem Karrenschieber, der ihm den Weg nach Ranelagh zeigt und dem er vom king of Prussia erzählen muß, oder wenn er Kupferstiche Friedrichs in Wirtshäusern findet, oder wenn ihm die Engländer sagen, sie möchten gern Friedrich den Großen zum König haben. Ihren eigenen König nennen sie einen Schafskopf; beliebter als er ist die Königin.

In Ranelagh freut sich Moritz, daß in der halben Krone Eintrittsgeld wider Erwarten auch Essen und Trinken einbegriffen ist — da reichte also die „Sprachlehre für Damen" um diese ersparte Mahlzeit länger. Bei Abstimmungen im Parlament müssen alle Zuschauer die Galerie verlassen. „Diese werden solange in ein Zimmer unten an der Treppe eingesperrt und wenn das Stimmen vorbei ist, wieder hinaufgelassen. Hier habe ich mich über den Mutwillen selbst bei gesitteten Engländern wundern müssen, mit welcher Gewalt sie sich wieder aus der Stube hinausdrängten, sobald nur die Türe geöffnet wurde, um die ersten zu sein, die wieder auf der Galerie ankamen."

Bezeichnend für kontinentale Verhältnisse ist der Satz: „So wenig ich mich auch sonst um die politische Welt bekümmert habe, weil es bei uns wirklich nicht der Mühe wert ist ..." oder folgende Abschweifung bei Gelegenheit der Westminsterwahl: „Hier wachten alle Bilder von Rom, Koriolan, Julius Cäsar und Antonius in meiner Seele auf. Und mag dies (die öffentliche Wahl) immer nur ein Gaukelspiel sein, so kann doch selbst eine solche Chimäre das Herz und den Geist erheben. O, lieber Freund (Konsistorialrat Gedike), wenn man hier siehet, wie der geringste Karrenschieber an dem, was vorgeht, seine Teilnehmung bezeigt, wie die kleinsten Kinder schon in den Geist des Volkes miteinstimmen, kurz, wie ein jeder sein Gefühl zu erkennen gibt, daß er auch ein Mensch und ein Engländer sei, so gut wie sein König und sein Minister, dabei wird einem doch ganz anders zu Mute, als wenn wir bei uns in Berlin die Soldaten exerzieren sehen .... Hier führt doch ein jeder, bis auf den Geringsten, den Namen Vaterland im Munde, den man bei uns nur von Dichtern nennen hört."

„Es ist wohl wahr, daß London, im Ganzen genommen, nicht so schön wie Berlin gebaut ist, aber es hat mehrere und schönere große Plätze, die sogenannten Squares, deren eine ziemliche Anzahl sind, und die denn doch unseren Gensd'armes Markt, Denhof'schen und Wilhelmsplatz an Pracht und Regelmäßigkeit zu übertreffen scheinen."

Im Haymarkettheater ärgert er sich mit Recht über die Rüdigkeit des Publikums, das mit Apfelsinenschalen und faulen Früchten ins Parterre hinunterwirft, schreit und stampft und mit Stöcken trommelt.

Eine Privatschule mit dem hochtönenden Namen Mr. Green's Academy besichtigt er. Er entrüstet sich über die englische Aussprache des Lateinischen „*weirei* (viri) des Mannes". Mr. Green's Academy nimmt immer nur zwölf Schüler, „deren Anzahl er, so wie bei uns Herr Campe, nicht überschreitet". Pensions- und Unterrichtspreis beträgt bei Mr. Green nur 600 Mk., „beklagte sich aber auch darüber, daß dieses zu wenig sei; vierzig bis fünfzig Pfund soll beinahe das höchste sein, was (anderswo) bezahlt wird". Mr. Greens Frau ist „ein sehr artiges junges Weib, die mit den Kindern auf eine solche

Art umging, daß sie unter den Erziehern an diesem Institut vielleicht das meiste leistete .... Vor und nach Tisch ward das Vaterunser französisch gebetet, welches an mehreren Orten geschiehet, damit man, wie es scheint, auch diese Gelegenheit zu einer Übung in der französischen Sprache nutzen und also einen doppelten Endzweck erreichen möge. Ich sagte ihm nachher meine Meinung über diese Art zu beten." Ihm fällt die schöne Handschrift der Schüler auf, „worin die englische Jugend die unsrige gewiß weit übertrifft, vielleicht, weil sie nur einerlei Buchstaben zu lernen brauchen. Da die Ferien vor der Türe stehen, „mußte jeder mit der äußersten Sorgfalt eine Vorschrift nachschreiben, um diese seinen Eltern zu zeigen, weil darauf am meisten gesehen wird". Einiges über englische und deutsche Kinder: „Die Eltern, auch von geringem Stande, scheinen hier gegen ihre Kinder sehr gütig und nachsichtsvoll zu sein und nicht so sehr, wie bei uns der Pöbel, mit Schlägen und Scheltworten ihren Geist zu unterdrücken. Die Kinder müssen schon früh sich selber schätzen lernen, statt daß bei uns die Eltern vom Pöbelstande ihre Kinder zu eben der Sklaverei erziehen, worunter sie selber seufzen. In der Kleidung der Kinder „bleibt man hier denn doch der Natur noch treu bis in gewisse Jahre. Welch' ein Kontrast, wenn ich mir unsere sechsjährigen, blassen, verzärtelten Berlinerknaben mit einem großen Haarbeutel und dem ganzen Staate eines Erwachsenen, wohl gar in einem verbrämten Kleide denke." Die englischen Kinder seien gesünder und schöner als die Berliner.

„Die Elektrizität ist das Puppenspiel der Engländer. Wer damit Wind machen kann, ist eines glücklichen Erfolges gewiß. Dies kann denn ein gewisser Herr Katterfelto, der sich für einen preußischen Husarenobristen ausgibt, schlecht Englisch spricht, und außer den gewöhnlichen elektrischen und anderen physikalischen Versuchen noch einige Taschenspielerkünste versteht, womit er, wenigstens den Zeitungen nach, das ganze Publikum in Bewunderung und Erstaunen setzt. Denn fast in jedem Zeitungsbogen, der erscheint, stehen Gedichte auf den großen Katterfelto gedruckt, die irgend einer von seinen Zuhörern ex tempore gemacht hat. Jeder Vernünftige hält diesen Katterfelto für einen Windbeutel, demohngeachtet hat er Zulauf die Menge. Er hat den Leuten demonstriert, daß die Influenza von einer Art kleiner Insekten herrühre, welche die Luft vergiften, und ein Arkanum, das er dagegen zu haben vorgibt, wird ihm reißend abgekauft. Seit einigen Tagen hat er in die Zeitungen setzen lassen: Herr Katterfelto habe zwar immer sehr gewünscht, daß kaltes und regnigtes Wetter einfallen möge, um die kleinen schädlichen Insekten zu töten, jetzt wünsche er nichts eifriger als heitres Wetter, weil Se. Majestät und die ganze Königliche Familie beschlossen hätten, sobald einmal ein schöner Tag sein würde, die großen Wunder in Augenschein zu nehmen, welche ihnen dieser erhabne Philosoph darstellen würde, und die Königliche Familie soll noch nicht daran gedacht haben, die Wunder des Herrn Katterfelto zu sehen."

Die Zeitungen wären voll „von Quacksalbereien und Arkanis, womit sich hier schon mancher, und unter andern auch ein Deutscher, der unter dem Namen the german doctor bekannt ist, berichtet hat".

Über Zügellosigkeit und Duelle der englischen Geistlichen, über den Lotterieschwindel, über Kaffeehäuser, dann Beschreibung von St. Pauls u. s. w. —

Blick auf London von der Galerie: „Wie groß kam mir Berlin vor, als ich es zum erstenmale vom Marienturm übersah; wie verschwindet es jetzt in meiner Vorstellung gegen London“ — Westminsterabtei —, und damit kommen Moritz' erste drei Londoner Wochen zum Abschluß. In diesen drei Wochen ist er tüchtig in der Stadt und näheren Umgebung (z. B. Hampstead, Paddington, welche damals noch Dörfer waren) herumgelaufen und ist nun Lärm und Gedränge und Kohlenrauch der Großstadt überdrüssig geworden.

Montag, den 17. schreibt er an Gedike seinen Entschluß, aufs Land zu gehen und am Donnerstag, den 20. machte er Ernst.

Vom „Weißen Hirsch“ fuhr die Postkutsche (Stage Coach) ab. Vier Guineen, etwas Wäsche, Landkarte und Notizbuch und Miltons Verlorenes Paradies sind Moritzens ganze Ausrüstung und ein funkelnagelneuer, runder, englischer Hut, den er sich in London für zwanzig Mark erstanden hat. O, Sprachlehre für Damen!

Durch Kensington und Hammersmith rollt der Wagen: „Es ist beinahe so, als wenn man von Berlin nach Schöneberg fährt, obgleich in Ansehung der Aussicht, Häuser und Straßen ein himmelweiter Unterschied ist“. Ein gesprächiger Mitreisender erzählt Geschichten von überfallenen Postkutschen, „so daß es dem Frauenzimmer (d. h. den Damen) anfing, etwas bange zu werden.“ „Highwaymen“, „Footpads“, „Postboy robbed“, „Stage Coach stopped“ sind stehende Rubriken in den Zeitungen. Gerade die Umgegend von London war sehr unsicher, weiter hinaus auf dem Lande wurde es besser. Vergnügungsetablissements, die in unsicheren Stadtteilen lagen, ließen die Hauptzugangswege zu ihrem Lokal der Sicherheit des besuchenden Publikums wegen auf eigene Kosten durch bewaffnete Reiterpatrouillen bewachen und annoncierten das regelmäßig. Und wenn in der Stadt selbst einmal die nächtliche Unsicherheit (denn in der Umgegend war es auch am Tage nicht sicher) allzu groß wurde, dann taten sich die Bürger zusammen und lösten sich im Patrouillenreiten ab. Die Polizei selbst muß schlecht gewesen sein. Vor allem war sie numerisch zu schwach und man nahm alte, invalide Leute dazu, die froh waren, wenn die Herren Verbrecher ihnen nichts zuleide taten. Im Lande der selfprotektion ertrug man eben lieber die Unannehmlichkeit einer mangelnden Polizei als zuviel Polizei bei zu vielerlei Angelegenheiten des Lebens. Archenholtz schreibt (England und Italien II. 179): „Die Franzosen und ihre Nachbeter finden sie schlecht, weil man hier nicht, wie in Paris, um eines Schuldigen willen zwanzig Unschuldige einkerkert und mißhandelt.“ Aber das Zuviel des Gegenteils würde uns heute auch nicht gerade angenehm sein. Übrigens schlachten die englischen Kompilatoren das Räuberthema ordentlich aus. Aber auch keine fremde Englandsreise blättert man durch, ohne von Highwaymen beunruhigt zu werden; die schönsten Geschichten werden kolportiert, welche wandern wie der Taler im Kinderspiel, z. B. die Geschichte vom Quäker und dem Highwayman, welche eine feststehende Nummer im englischen Anekdotenschatze war, in deutsche Reisebücher überging (etwa Büsch: Bemerkungen 186, Wendeborn: Reise I. 54) und die dann heute deutsche Kinder in ihrem Schullesebuch lesen, zugleich mit der Geschichte von Friedrich dem Großen, dem Offizier und der Wurst oder der vom verlorenen und gefundenen Geldbeutel mit den strittigen 700 oder 800 Talern. So heimatlich wie aus jungen Tagen,

so lesebuchselbstverständlich, altvertraut und immer neu klingt es aus diesen Literaturregionen.

Aber über dieser Abschweifung habe ich die Postkutsche aus den Augen gelassen. „Zu Kensington wollte ein Jude mitfahren, da aber inwendig kein Platz mehr war, so wollte er nicht an der Outside (d. h. auf dem Kutschendeckel) fahren, welches ihm mein Reisegefährte in der Kutsche sehr übel nahm und sich gar nicht darüber zufrieden geben konnte, daß ein Jude sich schäme, an der Outside zu sitzen, da er doch nichts weiter als ein Jude wäre. Dieses Vorurteil und Verachtung gegen die Juden habe ich überhaupt in England weit häufiger als bei uns bemerkt."

Gegen Abend kam man in Richmond an. Die Fahrt kostete zwei Schillinge, was im Vergleich zu der Fahrt von Dartford nach London billig war; man muß aber bedenken, daß er hier mit der Tourenpost, dort mit der Extrapost fuhr. Richmond und Themse entzücken ihn; überhaupt sind die Landschaftsschilderungen der Derbyshire-Reise ebenso reizvoll wie anschaulich; man könnte beinahe jede Stelle wiederfinden, von wo er Umschau hält. Auch sonst zeigt das ganze Buch gerade die herzinnerste Wahrhaftigkeit seines Autors; dabei verfügt er aber über eine elementare, der wenigsten Mittel bedürfende Anschaulichkeit, die dem Menschen Moritz mehr noch zuzurechnen ist als dem Künstler. Moritz ist kein Künstler des Stoffes, des Wortes, der Idee, soweit Arrangement (im weitesten Sinne) in Betracht kommt, der schaffen muß und darum denken, sondern er muß denken, und indem er denkt, schafft er allerdings. Die Kunst, die ihres Namens wert ist, ist wahr: ganz unabhängig vom Künstler; aber der Denker kann ein Lügner sein. Wäre Moritz nicht solch ein wahrer Mensch, ein Nikolai wäre nicht schlechter als er. Ja sogar die raffinierteste Landschaftsmalerei eines Anempfindlers würde niemals die Moritz'sche Kraft der Vergegenwärtigung des Geschauten haben. Tiefgründige Ehrlichkeit ersetzt immer verlogene Farbenpracht.

Wir wollen aber heute nicht dem Landschaftsmaler, sondern dem Chronisten Moritz folgen und dürfen nur Allzuweniges herausgreifen. Er übernachtet in Richmond. Morgens um Drei steht er auf, um auf den Hügel zu klettern. „Und nun fühlte ich sehr lebhaft den üblen Mißbrauch des späten Aufstehens in England; denn weil kein Mensch wach war, so konnte ich nicht aus dem Hause kommen und hatte drei Stunden lang bis um sechs Uhr die entsetzlichste Langweile, weil ich meinen Zweck nicht erreichen konnte."

Von Richmond aus macht er seine Reise zu Fuß, um solcherweise mehr von der Gegend zu sehen, als ihm im Postwagen möglich gewesen wäre; natürlich auch um Geld zu ersparen. Böse Erfahrungen hat er als Fußgänger gemacht; man hielt ihn für einen Bettler, Landstreicher oder Schlimmeres; in Gasthöfen wurde ihm entweder kein Quartier gegeben oder es behandelten ihn Kellner und Zimmermädchen en canaille (kam er doch meist in schmutziger Wäsche, verstaubtem Anzuge an; was schlimmer war: in ausländischer Tracht, und am allerschlimmsten: er kam zu Fuß und nicht mit der Post). Er mußte in den allererbärmlichsten Wegschänken übernachten, wurde einmal von einem Footpad, der seinen Knüppel drohend schwang, um einen Schilling gekränkt, mußte in den Wirtsküchen mit allerlei niederem Volk essen, wurde von Weibern auf der Straße laut bedauert, weil er zu Fuß ging — und trotzdem

er alle diese Demütigungen über sich ergehen lassen mußte, ist sein mildes Endurteil bei einem der bittersten Vorkommnisse: „Hierbei fielen mir alle die Begegnungen von der Art wieder ein, denen ich hier schon ausgesetzt war, und ich konnte mich hier nicht enthalten, meinen Unwillen über die Inhospitalität der Engländer laut zu äußern, der sich aber doch bald wieder legte, da ich weiter ging, und die Fälle, wo ich gut aufgenommen war, dagegen rechnete."

Moritz macht auch sonst den Engländern nicht alles recht. Z. B. setzt er sich an der Landstraße unter eine Hecke und liest im Milton. „Allein es ward mir bald beschwerlich, daß mich die Vorbeireitenden und Fahrenden immer mit einer solchen Verwunderung angafften und solche bedeutende Mienen machten, als ob sie mich für einen Verrückten hielten."

Auf seiner Reise berührte er vom 21. Juni bis zum 6. Juli u. a. Eaton Windsor, Nettlebad, Oxford, Stratfort on Avon, Birmingham, Sutton Tideswell, Castleton, Castol, Leicester, Northampton, London, wo er am 6. Juli (Samstag) mittags ankommt. Das waren ereignisvolle sechzehn Tage! „Ich habe hier von meiner Reise außerhalb London so viel zu erzählen gehabt, als ich wahrscheinlich in Deutschland von England überhaupt werde erzählen müssen. Den meisten Leuten, denen ich hier in London von meiner Reise erzähle, ist das, was ich gesehen habe, etwas ganz neues."

Nur einiges kann ich anführen. „Es ist einem Fremden sehr auffallend, wenn man durch die englischen Städte kommt und nichts von dem bemerkt, wodurch sich die Städte in Deutschland von den Dörfern unterscheiden, weder Mauern noch Tore noch sonst etwas dergleichen. Keinen knurrenden Visitator, keine drohende Schildwache wird man gewahr, sondern frei und ungehindert geht man durch Flecken und Städte, wie durch die freie Natur." In Windsor sieht er sich Schloß und Park an. „Als ich vom Schloß herunterging, sah ich den König in einem simpeln Wagen hinauffahren. Man war hier höflicher, wie man in London zu sein pflegt, denn jedermann zog doch, als er vorbeifuhr, den Hut vor ihm ab."

Windsor im Gasthof. „Nun war gerade unter meinem Schlafzimmer ein Trinkgelag, daß der Boden zitterte. Es wurden Trinklieder gesungen, worin ähnliche Stellen mit den unsrigen vorkamen. Die Gesellschaft bestand aus lauter Offizieren. Kaum war ich bei diesem Lärm und Geräusch ein wenig eingeschlafen, so kam mein Schlafkamerad, vermutlich einer aus der sauberen Tischgesellschaft, in die Stube und an mein Bett getaumelt, bis er endlich mit vieler Mühe das seinige fand und sich, so wie er war, mit Stiefeln und Kleidern hineinwarf." Hier war es auch, wo er seinen erbittertsten Kleinkrieg mit dem Personal auszufechten hatte, mit einem God damn you sir nahm der Kellner von ihm Abschied und die Magd hohnlachte hinter ihm drein. Im Coffee-Room wollten zwei Hannoveraner, denen er sich als Landsmann zu erkennen gab, nicht mit ihm sprechen, weil er ein Fußgänger war. „Wie froh war ich nun, da ich die Türme von Windsor wieder im Rücken hatte! Es ist nicht gut sein für den Wandrer bei den Palästen der Könige, dacht' ich." In Maidenhead kränkt man ihn für Frisieren und Rasieren um einen Schilling, in feinen Gasthöfen ist Essen und Trinken teuer; da war es

doch noch gut, daß die Wapside-Häuser umso billiger waren, denn wo wäre sonst das Honorar für die Sprachlehre für Damen geblieben!

Henley. „Man wies mich in die Küche und gab mir an einem Tische mit den Soldaten und Hausknechten zu essen. Ich befand mich also nun zum erstenmal in einer solchen Küche, die in den englischen Romanen des Fielding so oft vorkommen und worin sich gemeiniglich die meisten Abenteuer zutragen. Das Kamin in dieser Küche, wo gekocht und gebraten wurde, war mit einem hölzernen Verschlage eingefaßt und das übrige wurde wie ein Wohn- und Speisezimmer gebraucht. Rundherum an den Seiten waren Börte, mit zinnernen Schüsseln und Tellern besetzt, und die Decke hing voller Viktualien, als Zuckerhüte, Würste, Speckseiten und dergleichen." Und in Folgendem wird deutlich, daß für die Behandlung Moritz' neben dem Zufußankommen auch noch andere Gründe da waren. „Am folgenden Morgen zog ich reine Wäsche an, die ich bei mir trug, und putzte mich, so gut ich konnte, heraus, und als ich nun herunter kam, wies man mich nicht, wie den Abend vorher, in die Küche, sondern in das Parlour oder Fremdenzimmer unten an der Erde, auch hieß ich wieder Sir, da ich den Abend vorher nur Master tituliert wurde, mit welcher letzteren Benennung man eigentlich nur Bauern und ganz gemeine Leute anredet."

In Nettlebed wohnt er dem anglikanischen Gottesdienste bei. „Ein paar Soldaten schienen schon starke Geister sein zu wollen, denn sie beteten nicht laut mit."

Interessant sind die launigen Grabschriften, von denen Moritz einige mitteilt. In Webers Demokritos findet man deutsche Pendants dazu. In Newnham gibt man Moritz auf vieles Bitten ein Glas Bier, verweigert ihm aber Brot und Nachtlager, sogar den Schlaf auf einer Bank, für welche er sich erbot, „soviel als für ein Bette zu bezahlen". Er will nun bei Mutter Grün kampieren, trifft aber, als er sich gerade hinlegt, einen Geistlichen, der ihn mit nach Oxford in seine Stammkneipe bringt. Hier hebt dann ein Trinkgelage mit Theologen an, welches Chodowiecki gezeichnet hat. Am andern Tag hat Moritz einen schweren Kater.

„Herr Wodd erzählte mir, daß man sich in Oxford mit Predigen viel verdienen könne, denn die Studenten müßten alle nach der Reihe in der Universitätskirche des Sonntags einmal predigen; die meisten aber, an die es käme, suchten es abzukaufen und bezahlten für eine Predigt wohl fünf bis sechs Guineen."

Stratford on Avon. „Shakespeares Stuhl, worauf er vor der Tür gesessen, war schon so zerschnitten (der wievielte mag es gewesen sein?), daß er fast keinem Stuhle mehr ähnlich sah, denn jeder Durchreisende schneidet sich zum Andenken einen Spahn davon ab, welchen er als ein Heiligtum aufbewahrt. Ich schnitt mir auch einen ab, weil er aber zu klein war, habe ich ihn verloren."

So könnte ich weiter zitieren. Das Buch wimmelt von solchen Unscheinbarkeiten, die uns gerade wegen ihrer Spontaneität und Absichtslosigkeit so lebhaft mitten ins Milieu hineinversetzen. Seine zufälligen Reisegefährten, die ale-house-keeper, Schornsteinfegersleute, die Wirtin mit den Zahnschmerzen und ihre unorthographische Tochter, welche Moritz, um ihm in Lichfield ein Nachtquartier zu verschaffen, eine schriftliche Empfehlung an einen dortigen

Gastwirt mitgibt („Diese schriftliche Empfehlung war denn ein Meisterstück von orthographischer Schreibart im neuesten Geschmack, wo man nichts schreibt als was man hört und ausspricht." Ein Seitenhieb auf Klopstocks Bestrebungen und die Messiasausgabe von 1780), der mitleidige Bauer, der den todmüden, auf den Stufen des Chausseehäuschens kauernden Moritz hinten auf sein Pferd aufsitzen läßt, der steinalte Schlagbaumwärter, der brummige Wirt vom „Bär", der alle Deutschen für Waldhornbläser hält und den Moritz, um ihn milde zu stimmen, nach Vorbild des Vikars von Wakefield zum Mittrinken einlädt und wofür der geschmeichelte Wirt mit der Anrede Sir statt des Master in andern Kneipen quittiert, der Wirt und die Bauern im ale-house vor Matlock, die ihn verulken, weil er beim Trinken vergißt, Your Health Gentlemen all zu sagen, der Sattler von Tideswell, der über Homer, Horaz und Virgil diskuriert, die Bauern beim Barbier in Tideswell, die Moritz' Londoner Guineahut „alle nach der Reihe bewundern" (auf dem Bilde Chodowieckis vom Trinkgelage in Oxford trägt Moritz diesen runden Hut), die gedruckten Bogen mit Sittenlehren, welche in Bauernstuben an der Wand hängen, die Milchmädchen vom Ruinenberg, die Wirtsfrau in Wardlow, welche ihm keine Rechnung machen kann, weil er zum Essen nichts getrunken habe, das Poor travelling creature der mitleidigen Frau in der Wirtsküche, — Leben, echtes, lebendigstes Leben! Selten vermögen uns Reisebeschreibungen durch längliche Expositionen so mitten in die geschilderte Umgebung zu versetzen, wie Moritz mit ein paar Strichen es vermag.

„In der Schoßkelle werdet ihr zu Tode geschüttelt werden! sagte der Mohrenjunge, und ich nahm dies für eine Hyperbel an. Bergan ging es auch recht sanft und gut, und ich war zwischen den Koffern und dem Gepäcke beinahe eingeschlafen; aber wie erschrak ich, da es auf einmal wieder bergunter ging und die Koffer und alles schwere Gepäck um mich zu tanzen und zu leben anfing, wobei ich alle Augenblicke solche entsetzliche Stöße erhielt, daß ich glaubte, mein Lebensende sei gekommen; und nun fand ich, daß der Mohrenjunge keine Hyperbel gesagt hatte; alles mein Schreien half nichts, ich mußte beinahe eine Stunde aushalten, bis es wieder bergan ging, wo ich denn ganz mürbe und zerschlagen wieder oben auf die Kutsche kroch und meinen vorigen Sitz einnahm. Sagte ich es euch nicht, daß ihr würdet zu Tode geschüttelt werden? redete mich der Mohrenjunge an, als ich wieder heraufgekrochen kam, und ich schwieg ganz still."

Die drei Pächter im Postwagen muß ich noch vorführen. „Ihre von Bier und Branntwein aufgedunsenen Gesichter lagen wie dicke tote Fleischmassen vor mir" (sie schliefen so fest, „daß sie durch die herzhaftesten Kopfstöße, womit sie sich einander begrüßten, nicht aufgerüttelt wurden"). Und wenn sie einmal erwachten, so waren Schafe, womit sie handelten, ihr erstes und ihr letztes Wort. Der eine unter ihnen aber war von den übrigen beiden sehr verschieden; sein Gesicht war gelb und hager, seine Augen tief eingefallen, seine langen gelben Finger schlotterten an seinen Händen, er sah aus wie Geiz und Menschenhaß. Das erstere war er, denn er weigerte sich auf jeder Station, dem Kutscher das gewöhnliche Trinkgeld zu geben, was doch alle gaben, und jeder Heller, den er bezahlen mußte, preßte ihm ein God damn! aus dem Herzen. Wenn er im Wagen saß, scheute er das Licht und machte, wo er nur konnte,

alle Fenster zu, wenn ich nicht zuweilen eins wieder aufriß, um gleichsam nur einen Anblick von den reizenden Gegenden zu erhaschen, vor denen wir im Fluge vorbeifuhren. In Dunstable, wo mir recht ist, frühstückten wir, und es ward hier alles, wie es auch bei uns auf den Postwagen gebräuchlich ist, von den Passagiers gemeinschaftlich bezahlt. Ich hatte mir, weil ich dies nicht wußte, besonders Kaffee bestellt; allein weil er einmal da war, tranken die drei Pächter mit und ließen mich von ihrem Tee mittrinken. Sie fragten mich, aus welchem Teile der Welt ich sei, anstatt daß man bei uns frägt, was für ein Landsmann einer ist. Da wir nun gefrühstückt hatten und wieder in dem Wagen saßen, schienen die Pächter, den hagern ausgenommen, ordentlich aufzuleben und fingen Religions- und politische Diskurse an. Der eine brachte die Geschichte von Simson aufs Tapet, welche sein Pfarrer neulich erklärt hatte, und machte sich doch selbst allerlei Zweifel gegen das große Tor, was Simson getragen, und die Füchse mit den Feuerbränden zwischen den Schwänzen, ob er gleich sonst in seinem Glauben fest war. Sie erzählten sich darauf allerlei Geschichten aus der Bibel, nicht als ob sie dieselben schon als bekannt voraussetzten, sondern sie irgendwo als angenehme Historien hätten erzählen hören. Das meiste hatten sie auch von ihrem Pfarrer gehört und nicht selbst gelesen. Der eine fing darauf von den Juden im alten Testament an und daß die jetzigen davon abstammten. „Sie sind in Ewigkeit verdammt", sagte der andere so kaltblütig und zuversichtlich, als ob er sie schon lichterloh brennen sähe. — Sind diese Pächter und ihre Geschichten aus der Bibel nicht eine ganz prächtige Beobachtung? Vertreter einer Schicht der Nation, ganz gewiß aber auch Vertreter einer Periode der Menschheit, und sie zeigen, daß man Zeiten und Schichten wissenschaftlich nicht vertauschen darf, daß die Menschheit kulturgeschichtlich, sowie die Erde geologisch, ebenso auf- als nebeneinander gelagert ist.

Aus dem letzten Teil seines Buches nur noch ein kleines Zitat: Er las auf der Londoner Börse das Avertissement eines anglikanischen Geistlichen, „daß man der schändlichen Parlamentsakte zur Duldung der Katholiken nicht dadurch beistimmen sollte, daß man etwa seine Kinder, zu ihrem ewigen Verderben, von ihnen unterrichten und erziehen ließe; sondern man solle doch ihm als einen rechtgläubigen Priester der englischen Kirche, lieber diesen Verdienst zuwenden."

Die Geschichte des Freiherrn Rudolf von Schlüsselberg.

Nach einer alten Handschrift aus dem Latein übersetzt

von **Anton E. Schönbach.**

1. Einst lebte im Frankenlande ein Ritter, des Namens Rudolf von Schlüsselberg, der sowohl durch seine Tüchtigkeit in der Führung der Waffen sich auszeichnete als durch die Abstammung aus vornehmem Hause; überdies genoß er des Überflusses von Reichtümern aller Art. Seine Gemahlin hatte er sich aus einem Grafengeschlechte seiner Heimat gewählt, sie war ihm über die Maßen lieb und teuer, nicht bloß ihres edlen Blutes wegen, sondern auch durch die feine Schönheit ihres stattlichen Leibes. Als sie schon längere Zeit im heiligen Ehestande verbracht hatten, gewann die Frau Sprößlinge, ihnen beiden hoch willkommen, einen Knaben und ein Mägdlein. Und so wollte es die geheime Fügung der Natur, daß zwar keinerlei namhafte Verschiedenheit des Antlitzes in diesen Kindern sich zeigte, jedoch der Knabe durchaus zum Ebenbild des Vaters heranwuchs, das Mädchen aber in Geberde, Haltung und Sitten allerwege ihrer Mutter nachgeriet.

2. Da nun wieder etliche Jahre vorbeigerollt waren, wurde diese Frau von schwerer Krankheit geschlagen und auf Gottes Ratschluß durch scheußlichen Aussatz geschändet. Allgemach ward ihr entsetzliches Siechtum den Nachbarn bekannt und dann gelangte das Gerücht davon immer häufiger und stärker zur Kenntnis der Eltern Rudolfs, die darauf unter sich überlegten, auf welche Art sie diese Pest durch heilsames Gegengift zu bekämpfen und den Sohn, von dem des Hauses Ruhm und Glück abhing, vor den schädlichen Folgen der dräuenden Gefahr zu behüten vermöchten. Deshalb wählten sie aus den Ihren einen Mann, der beredter war als die übrigen, zum Boten an Rudolf, statteten ihn mit der nötigen Vollmacht aus, an ihrer Stelle zum Sohne zu sprechen, und sandten ihn ab. Als dieser mit der übernommenen Last seiner Botschaft an dem Hofe des Herrn Rudolf eingetroffen war, wandte er sich mit folgenden Worten feierlich an ihn: „Teuerster Gönner und Freund, mögest Du mir es nicht als Vermessenheit anrechnen, wenn ich jetzt gekommen bin, Dir die Wahrheit zu sagen, der es eigen ist, daß sie bisweilen die Herzen der Menschen beunruhigt und verstört. Denn ich bin als Bote von Deinen Verwandten abgeschickt und von ihnen beauftragt, Dir vorzuschlagen, Du solltest Deine

Gemahlin, welche die Schwären des Aussatzes der Welt verhaßt machen, von Deiner Seite entfernen, ihr den Scheidebrief aushändigen und dann Dir ein anderes Weib erwählen, das Deinen Augen gefällt; umso leichter darfst Du das tun, als, wenn ich nicht irre, das Gesetz Gottes in diesem Falle die Ehe aufzulösen verstattet. Wenn nämlich, was Dir fern bleiben möge, Dich selbst die Ansteckung befleckt, dann wirst nicht bloß Du in Mißachtung verfallen, sondern unser ganzes Haus wird unter dem Übelwollen der Menschen leiden, schwere Verluste und Schaden befahren. Darum scheint es förderlich für Dich, wenn Du schon jetzt im Beginne dem Verderben entgegenwirkst, auf daß nicht etwa der winzige Funke zur unheilvollen Flamme ausbreche und das kranke Geschwür, wofern Du es nicht beseitigst, Dir nicht vergiftend bis ins Mark sich einfresse." Auf diese Worte des Boten habe, heißt es, Herr Rudolf, dem die Röte der Scham ins Antlitz gestiegen war, folgendermaßen heftig erwidert: „Freund, Du bist mir, obzwar durch Verwandtschaft verbunden, doch, und dafür sei Gott mein Zeuge, bis zu dieser Stunde unbekannt geblieben; trotzdem sehe ich Dich gerne und dankbar erkenne ich die Klugheit, die aus Deinem Munde spricht. Deinen Ratschlägen aber, mögen sie auch aus dem schlauen Sinne meiner nächsten Sippegenossen stammen, vermag ich aus gerechter und unerschütterlicher Ursache in keiner Weise zu willfahren. Denn ich weiß, und die heilige Schrift tritt mir als offenkundiger Zeuge dafür zur Seite, daß jenes Sakrament, welches zwei Menschen in ein Wesen verschmilzt, niemand sonst als der Schöpfer selbst aufgerichtet und schon innerhalb der Zäune des Paradiesgartens begründet hat. Damals hat er auch schon befohlen, daß für ewige Zeiten die Ehe unverletzlich bewahrt werden müsse und daß kein Mann es wagen dürfe, sich von seinem Weibe zu trennen — es sei denn, daß sie ihn betrügt — und, von listigen Unheilstiftern verlockt, auf andere Wege abzuspringen. Selbst dann, wenn einen der beiden Gatten der schreckliche Aussatz befallen hat, darf der gesund verbliebene nicht etwa das Eheband lösen und ein neues knüpfen, sondern muß gemäß den heiligen Gesetzen unserer Kirche in strenger Keuschheit allein für sich hinleben. Niemals werde ich daher dessen Gebot überschreiten, der mein Weib und mich durch die Kraft seiner Allmacht verbunden hat, damit wir Böses und Gutes gleichmütig mit einander ertragen, und der diese Pflicht durch seine Ratschlüsse geheiligt hat. Wisse denn, lieber will ich den klug ausgeheckten Meinungen der Welt widerstehen, als ihnen folgen und dann deswegen vor den Stuhl des heiligsten Richters gezogen werden." Als der Bote diese Antwort achtsam vernommen und wohl begriffen hatte, entfernte er sich aus dem Umkreise der Ritter des Herrn Rudolf, kehrte heim und berichtete getreulich seinen Auftraggebern, was ihm mitgeteilt worden war. Diese jedoch wollten von ihrem Vorhaben nicht abstehen, obgleich sie von des Sohnes Hartnäckigkeit sich bereits überzeugt hatten; sie drängten vielmehr jetzt noch heftiger als vorher und

schickten einen zweiten Boten von höherem Ansehen an Herrn Rudolfs Hof. Aber auch dieser kam mit derselben Kundschaft zurück wie der erste, und nunmehr schien die Antwort endgiltig abschließend.

3. Da nun die Eltern des Herrn Rudolf erkannten, daß nichts bei ihm auszurichten war, ja daß ihr Bemühen ihn nur verstimmte und wider sie verbitterte, da schickten sie zum dritten Male einen Boten an ihn, der sollte ihm zwei Dinge zur endlichen Wahl stellen: entweder müsse er das gemeinsame Leben mit seinem Weibe abbrechen oder alle freundliche Gesinnung seiner Verwandten einbüßen, als ein Fremder aus der Sippe weichen. Aus diesen beiden Vorschlägen wählte Herr Rudolf den zweiten, weil er Gottes Gebot trotz des Verlustes der Blutsfreunde erfüllen wollte und seiner Gemahlin die gelobte Treue wirksam zu wahren gedachte. Darum verkaufte er seine Schlösser und Erbgüter, Liegenschaften und Fahrhabe, empfing dafür eine gewaltige Summe Geldes, sagte sich los von seiner Heimat und zog mit Weib und Kindern in die Fremde, um anderer Völker Sitten und Bräuche kennen zu lernen. Es besaß aber Herr Rudolf ein prachtvolles Roß von schönster Gestalt, zierlichen und überaus kräftigen Gliedmaßen, das ob seiner Stärke ein zweiter Buzephalus hätte heißen dürfen oder gar Galatheas, wie das Pferd des mächtigen Hektor von Troja. Oftmals, wenn Herr Rudolf sein Roß fröhlich wiehern hörte oder vor sich im Hofe schreiten sah, legte er seine ritterlichen Waffen an, bestieg es in voller Rüstung und ritt hinaus ins freie Feld, um dadurch die Trägheit des Körpers abzuschütteln und die mannhaften Glieder, welche die Muße geschwächt hatte, durch häufige Übung wieder zu festigen, wie es dem wackeren Leibe geziemte.

4. Zu jener Zeit war zwischen dem König von Portugal und zwischen zwei benachbarten Königen, Brüdern und heidnischen Glaubens, ein so heftiger Streit ausgebrochen, daß es bald einen blutigen Krieg gab. Der christliche König überzog die Länder jener heidnischen Fürsten mit seinen Heerscharen, wobei seine Freunde ihm mit Truppen beistanden; dann aber hinwiederum suchten die Feinde das Gebiet der Christen heim mit Raub und Brand und jeglicher Art der Verwüstung. Lange Zeit hindurch litten die Mannen beider Gegner, die an dem Kriege schuldlos waren, fortwährend schwere Verluste an Menschen und Besitz, bis man sich entschloß, um die Länder vor dem Untergange zu sichern, die Entscheidung des Zwistes dem Spiele eines wankelmütigen Glückes in offenem Felde anheimzustellen. Solches auszuführen, wird ein bestimmter Tag von beiden verhandelnden Parteien angesetzt, und damit keine unter ihnen von diesem Vorhaben zurücktreten könne, werden Termin und Zusage durch einen Eid gefestigt. Als der verabredete Zeitpunkt herankam, schritten von beiden Seiten wohlgeordnete Kriegerscharen zu dem Punkte des Zusammentreffens und kämpften dann ebenso tüchtig wie mit Ausdauer. Bald scheint sich der Sieg über die Feinde dem Christenkönige zuzuneigen, dann aber wendet

sich wiederum das Glücksrad und der Sieger selbst wird von den Heiden bedrängt, bis endlich, da die Masse der Ungläubigen immer noch zunimmt, der König von Portugal die Schlacht verliert. Von den Seinen wird ein Teil gefangen genommen, ein Teil getötet, er selbst empfängt viele Wunden und haucht mitten unter den dichten Scharen der Kämpfenden seinen Geist aus. Dermaßen endete der Krieg kläglich, die Heiden waren Sieger geworden, rückten in das Reich des gefallenen Königs ein, zerstörten Burgen, Städte und Festen, verbrannten Dörfer und Weiler, schonten nicht Geschlecht noch Alter und würgten Weiber wie Kinder mit dem Schwerte hin. Darum gab es im ganzen Königtum nur Weherufe und Jammer, die unglücklichen Mütter, die aus ihrem eigenen Heim vertrieben waren, flüchteten mit ihren Kindlein, die sie auf zitternden Armen trugen, von einem Ort rastlos zum anderen, denn keine Hoffnung erlaubte ihnen, zu ihren Hütten zurückzukehren.

5. Der König von Portugal, den die Schlacht wegraffte, hatte auch eine Stadt Dekapolion besessen, die um ihrer Größe willen zum Haupte des Reiches erwachsen war. In dieser lebte seine Gemahlin, die Königin, eine Frau von seltener Schönheit, mit vielen Tugenden geschmückt; als diese die Nachricht von dem Tode des Königs und der Plünderung seiner Länder vernahm, stürzte sie plötzlich zur Erde und ward durch die Übergewalt des Schmerzes ihrer Sinne und des Verstandes beraubt. Niemand vermochte die Ströme ihrer Tränen zu hemmen oder mit Schmeichelworten sie zu trösten, und so groß war ihre Betrübnis, daß die bleiche Farbe ganz den Reiz ihres Antlitzes veränderte. Kein Wunder, wenn die Königin, der von ihrer Herrlichkeit nichts übrig geblieben war als diese eine Stadt, nun alle ihre Kräfte daran setzte, diesen Platz so zu befestigen, daß er vor den Einfällen der Feinde geschützt ward. Denn jene heidnischen Könige waren bereits herangezogen und belagerten die Stadt, sie umstrickten sie mit einem Kreise von Wachen wie mit einem tötlichen Zaubergewebe, so daß niemand die Feste zu betreten oder aus ihr zu weichen wagte

6. Zu dieser Königin, die von den Feinden des katholischen Glaubens arg bedrückt wurde, begab sich in Begleitung seiner Getreuen, seines Weibes und seiner Kinder Herr Rudolf von Schlüsselberg, ward ehrenvoll aufgenommen und wohnte in dem Hause eines reichen Bürgers der Stadt. Als er dort ungefähr vierzehn Tage verweilt hatte und wahrnahm, wie die liebliche Königin von Tag zu Tag durch Angst und Schrecken gepeinigt wurde, da begann er nachzusinnen, auf welche Weise er sie von den tobenden Massen ihrer Feinde zu befreien und dem Lande den ersehnten Frieden wiederzugeben vermöchte. Schließlich wandte er sich an seinen Gastfreund und begehrte dringend von ihm, daß er ihm ein Pförtchen in der Stadtmauer öffne, das zunächst seinem Hause lag. Und obzwar der Hauswirt ganz ungemein das Gebot der Königin fürchtete, die ihm befohlen hatte, keinen Menschen durch jenes Pförtlein hinauszuführen, ließ er sich doch

durch die unabläſſigen Bitten des Herrn Rudolf bewegen, erſchloß ihm das Stadttor und beſtieg ſelbſt einen hohen Turm, damit er die Tapferkeit des ausziehenden Ritters von dort beobachten könne. Der vornehme und wackere Held näherte ſich, in goldener Rüſtung erglänzend, mit Schild und Helm den Heerſcharen der belagernden Könige ganz ohne Furcht und Zagen. Denn er wußte ſehr wohl, daß nur der Himmel den Sieg verleiht und daß dieſer nicht von aufgewandten Geldmitteln abhängt, ſondern durch die Gnade Gottes geſpendet wird. Als die Wächter des feindlichen Heeres Herrn Rudolf ohne jegliches Geleit herankommen ſahen, ſchlugen ſie ſeine Tapferkeit und ſeinen Wagmut gering an und wollten ihn daher keinesfalls ſcharenweiſe angreifen, meinten vielmehr, es gereiche ihnen zur Schande, wenn ihrer mehrere auf den einen Mann eindrängen, den zu beſiegen auch nur einer genügen müſſe. Daher packte ein Krieger den ſtarken Speer und trieb ſein Pferd zum Angriff wider ihn an. Herr Rudolf erfaßte nun ſeinerſeits den Speer, ritt den andern im Zuſammenſtoß nieder und ſtürzte ſich dann auf die übrigen, die er denn, ſoviel er ihrer mit ſeinem Schwerte zu vernichten vermochte, ſämtlich ums Leben brachte. Wie da die Leiber der Erſchlagenen zuſammenbrechen, entſteht ein furchtbares Geſchrei, das bis zu den Zelten der Könige dringt, die eben dort der Ruhe pflagen, um ſich von der Hitze des Tages zu erkühlen. Der ältere von beiden, tüchtigen Leibes und ausgezeichnet in der Führung der Waffen, erfaßte ſein Schwert, als er die Rufe und den Klang der Rüſtungen der fliehenden Mannen hörte, beſtieg ſein Pferd und begab ſich zum Kampfe in Begleitung der wenigen, die ihm eiligſt folgen konnten; er ſtürmte wider den Gegner an, ohne Rückſicht auf ſeine königliche Würde, und mühte ſich, ihn zu überwinden, damit ſeine Getreuen ſich vor ihm zu retten vermöchten. Da Herr Rudolf an dem goldenen Reif erkannte, daß der herankommende Recke der König ſei, kümmerte er ſich nicht weiter um die anderen und ſtrebte nur, dieſen einen zum Falle zu bringen: ſo nahm er denn ſeine Kräfte zuſammen, drang zu ihm vor und fällte ihn mit einem Hiebe halbtot zu Boden. Die Seinen glaubten den König bereits erſchlagen, ſtellten den Kampf ein und trugen den Gefallenen zum Zelte des königlichen Bruders, wo er aber, trotz der Hilfe kluger Ärzte, von den verſchiedenen unheilbaren Wunden erſchöpft, alsbald verſtarb.

7. Inzwiſchen aber war Herr Rudolf, da er kampfesmüde ſo vielen neuen Feinden nicht länger widerſtehen konnte, in den Schutz der Stadt zurückgekehrt und hatte ſich, mit vielen Wunden bedeckt und von ſeinem Hauswirt unterſtützt, wieder in ſeine Wohnung begeben. Weil ſein Gewand vollauf von dem Blute ſo vieler Erſchlagenen getränkt war, mußte er es wechſeln und konnte ſich erſt dann vor den Augen der Leute ſehen laſſen. Was ſoll ich nun von dem Lärm des Stadtvolkes erzählen? Die Königin und die Bürger vernehmen erſtaunt die unerhörte Tat des wackeren Helden, über den ſich mannigfache Gerüchte verbreiteten, zumal am Hofe der

Herrscherin, bis der Sieger von seinem städtischen Freunde in die Mitte des Volkes gezerrt und seine Tapferkeit der Masse der Hörer wahrheitsgemäß berichtet wird. Da freut sich die Königin über den vom Himmel ihr gesandten Kämpen, durch dessen mächtigen Arm das Haupt der Feinde zermalmt und des greulichen Widersachers Verwegenheit nach Gottes Urteil zu Boden geschmettert ward; es freut sich auch das Volk, das in der belagerten Stadt eingeschlossen war und nicht bloß vom Hunger geplagt, sondern auch durch die Furcht vor dem Falle der Festung geängstigt wurde. Daher danken sie insgesamt mit frohem Herzen dem Allerhöchsten, der, wie er einst das Heil seines erwählten Volkes in die Hand der Frau Judith gelegt hatte, jetzt auch die Frau Königin vor dräuender Todesgefahr durch das Schwert seines Helden errettete; vor alter Zeit schickte Held Simsons Kraft mit Gottes Hilfe tausend Männer zur Hölle, jetzt werden durch eines Mannes Heldenmut der Heidenkönig und eine Schar seines Heeres, die das Christenvolk hatten ausrotten wollen, im mörderischen Schwertkampf vernichtet.

8. Auf der anderen Seite beklagte der überlebende Herrscher der Sarazenen den Verlust des erschlagenen Bruders und fuhr mit Scheltworten seine Götter an, haderte mit ihnen über sein widriges Geschick, denn er hatte damit den klugen Leiter des ganzen Krieges eingebüßt und merkte zudem, daß auch seine eigene Ehre dabei schlimm gefährdet sei. So wußte er zuvörderst nicht, was bei diesem doppelten Schaden zu tun sei, was er handeln oder vorkehren müsse. Endlich beschließt er nach ermüdendem Überlegen, seine treuen Boten an die Königin zu senden und ihr eine Wahl freizustellen, wie er sie sich ausgesonnen hatte. Es besaß nämlich dieser Heidenkönig in seinem Heere einen Kämpfer von riesischer Gestalt, dessen Kraft alle Männer seiner Zeit übertraf, weniggleich es ihn nicht gerade nach den Mühen des Krieges lüstete; auf diesen Streiter vertraute der Fürst solchermaßen, daß er es als unmöglich erachtete, er könne von irgend einem noch so tapferen Ritter überwunden werden. Weil er nun vermessentlich überzeugt war, ihm müsse durch seinen Kämpen der Sieg zufallen, eröffnete der Heidenherrscher durch seine Boten der Königin seine Absicht: sie möge, wofern sie einen Helden ihres Heeres wisse, auf dessen Kühnheit sie sich verlasse, diesen wider seinen Riesen in einen Zweikampf treten lassen, dessen Bedingungen von beiden Seiten sicher auszumachen wären. Würde der Heide besiegt, dann sollte die Königin ihre Macht wiedererlangen und alle ihre Mannen sollten ihrer Herrschaft wieder untertänig sein, er selbst wolle dann mit samt seinem Heere das bisher besetzte Land verlassen; wollte jedoch das Glück den Heidenkämpen begünstigen, dann müsse die Königin selbst dem Gutdünken seines Willens sich preisgeben, die Stadt und ihre Bürger verfalle für immer der Sklaverei bei den Sarazenen.

9. Da nun die Königin diese Botschaft von den Gesandten vernahm, die treu und klug sie ausgerichtet hatten, da ward ihr Gemüt von

mancherlei sorgenvollen Gedanken bedrückt und, wie es der Schwäche des Weibes eigen ist, von sehr verschiedenen Erwägungen schwankend erregt. Doch war das Gerücht von dem Antrage des Heidenkönigs aus der Mitte der Zuhörer bereits zu den Ohren des Herrn Rudolf gelangt; dieser begrüßt dankbar das Vernommene, erwidert die kriegerische Ausforderung durch seine eigene, nimmt den Zweikampf an und wendet sich mit heißer Bitte an die Königin, um ihre Zustimmung für sein Vorgehen zu erwerben. Diese aber wollte sich, obschon sie des Helden Tapferkeit selbst erfahren hatte, nicht der Tücke des Zufalles ausliefern und Leben und Tod aller von dem einen Manne abhängig machen. Weil sie aber doch nicht ganz ihren Verstand mochte entscheiden lassen, erbat sie sich von den Gesandten sowohl als von Herrn Rudolf einen fünftägigen Aufschub, damit sie ihr Volk, das in der Stadt eingeschlossen war, noch zu Rate ziehen könne. Alle ihre Mannen werden nun auf Befehl der Königin in den Palast gerufen, sie selbst verkündet ihnen sowohl den durch die Gesandtschaft überbrachten Vorschlag als das Anerbieten des Herrn Rudolf und befragt ihre Getreuen, was bei solcher Sachlage der gemeine Nutzen erfordere. Da billigen und verwerfen nun, die da zu Rate sitzen, bald den einen, bald den anderen Antrag, manche sprechen sich dafür, wieder etliche dagegen aus. Endlich nach vielem Hin- und Herreden entsteht ein allgemeines Schweigen, weil niemand durch sein Wort einen Entschluß herbeiführen und durch eine letzte Rede sich für den Ausgang wollte verantwortlich machen. Einer jedoch, ein vornehmer Mann, hoch an Jahren, angesehen im Rate, brach die Stille, als er merkte, daß sie alle unsicher und verstört im Gemüte waren, und ließ sich mit folgender Rede vernehmen: „O, ihr Männer aus Adel und Volk, die ihr mit gleichem Rechte hier alle versammelt seid, wie kommt es, daß wir so furchtsam zittern und, schwach im katholischen Glauben, wie wir sind, fast an Gottes Güte verzweifeln? Haben wir denn nicht erwogen und deutlich erkannt, daß seine Allmacht nur wegen der Last von Schuld und Sünde, die wir aufhäuften, dieses wohlverdiente Elend hat über uns kommen lassen? Und überdies hat dieser oberste, gerechte Richter uns einen erwünschten Schutzherrn geschickt und ihn mit solcher Tapferkeit ausgestattet, daß er für uns eine Zuflucht abgibt, die Feinde jedoch ins Verderben reißt. Warum sollten wir also das Anerbieten eines Mannes abschlagen, den sichtlich nicht die Überlegung der Menschen, sondern die tiefe Weisheit der Ratschlüsse Gottes uns zur Hilfe geschickt hat?" Als der Greis nach diesen Worten sich niedergelassen hatte, erklärte die Königin, der nun alle Furcht schwand, dieser gute und mannhafte Rat müsse befolgt werden. Auch die übrigen Mannen, die vorher widerstrebt hatten, stimmten jetzt reuevoll und einmütig der Königin zu.

10. Der anberaumte Tag kam heran, die Boten meldeten sich neuerdings um die Antwort und es wurde nunmehr, damit eine so wichtige

Angelegenheit ohne List und Trug durchgeführt werde, bestimmt, es seien Geißeln zu stellen und von beiden feindlichen Parteien, dem König und der Königin, zur Sicherung des Zweikampfes ein körperlicher Eid zu leisten. So zieht denn, da alles nach Gebühr vorbereitet war, Herr Rudolf aus dem Tore der Stadt, vertrauend auf Gottes Barmherzigkeit, unterstützt durch die Gebete der Gläubigen, bewehrt mit den nötigen Waffen, und, in gerader Linie furchtlos reitend, trifft er auf seinen Gegner, der ähnlich ausgerüstet war und bereits seiner Ankunft harrte. Ohne einen Augenblick länger zu zögern, stürzt einer sich auf den andern und beide werfen sich durch die Gewalt ihrer Speerstöße aus dem Sattel. Rasch bestieg Herr Rudolf, der sich seines Falles schämte, wieder sein Roß und griff den Feind mit bloßem Schwerte an; dieser aber, noch nicht entmutigt, wehrte sich wacker. Und gerade, indeß er den Arm mit dem Schwerte ausholend erhob, traf ihn Herr Rudolf, indem er dem Schlage zuvorkam, und trennte dem Gegner Hand und Schwert ab, sodaß dieser, zur Verteidigung untauglich, nur mit schwachen Kräften sich zu schützen trachtete. Das merkte Herr Rudolf, ließ nun schnell Hieb auf Hieb folgen, zerschlug das Nasenband des Helmes und verletzte den Feind im Gesicht, zuletzt aber verwundete er ihn so schwer am Schenkel, daß er tot vom Pferde sank. Als der König und die Seinen den Fall ihres Kämpen erfuhren, hielten sie die gelobte Treue, trotzdem sie Heiden waren und tauben und stummen Götzen dienten, sie verließen das Reich der Königin und schritten sofort über dessen Grenze zurück, Städte und Burgen, Schlösser und Wachtürme, Lager und Dörfer räumten sie und übergaben alles der Gewalt der Herrscherin. Diese selbst aber, feierlich geleitet von ihren Jungfrauen, dem Adel, den Burgleuten und dem Volke, ziehen Herrn Rudolf entgegen, um ihn einzuholen, und empfangen ihn mit unendlichem Jubel. Der Held jedoch, erfreut über den ihm verliehenen Sieg, bat die Leute, nicht ihm selbst, sondern dem Schöpfer ihren Dank abzustatten, mit ihnen zusammen warf er sich zur Erde und pries demütig betend Gottes hilfreiche Majestät.

11. Da war endlich der Friede gewonnen und des Reiches Grenze gesichert: wieder fuhr der Kaufmann, um seinen Schatz zu mehren, auf gewohnter Straße nach fernem Land; der eifrige Winzer riß die entarteten Reben aus, damit der Weinberg besser und reichlicher Frucht trage zur gehörigen Zeit; der rüstige Landmann pflügte seinen Acker, und während seine Ochsen voranschritten, sang er mit rauher Stimme sein bekanntes Liedchen und zog die Furchen in der braunen Erde. Die Menschen aber, welche bisher aus Furcht vor den Feinden sich in Erdlöcher geflüchtet hatten, verließen nun, da der Friede hergestellt war, eiligst ihre Höhlen und rüsteten sich neue Heimstätten zu. Die Königin dachte inzwischen darüber nach und erforschte Mittel und Wege, wie sie Herrn Rudolf Gunst und Dank erweisen, ihn für Mühe und Kosten zu entschädigen vermöchte, ja, sie stellte ihre Person und ihr Vermögen, alles was sie besaß, gänzlich zu

seiner Verfügung. Er jedoch weigerte sich, das Dargebotene anzunehmen, wie es Brauch ist bei ausgezeichneten Helden, und nach Gebühr zufrieden mit der dankbaren Gesinnung, wollte er seine Hände nicht mit Geschenken füllen, sondern lieber, an der Ehre sich genügend, als ein eifervoller Kämpe Gottes sich erweisen.

12. Wieder verfloß eine Zeit; Herr Rudolf blieb auch nach seinem Siege der Königin treulich verbunden und schied sich nicht von seiner Gemahlin, trotzdem sie vom Aussatz entstellt war. Da geschah es, daß der Hauswirt, der mit Erstaunen die große Liebe des Mannes zu seiner Frau bemerkte, mit folgenden Worten ihn anredete: „Teurer Herr und Gastfreund, ich sehe, die Liebe zwischen Euch und Eurer Gattin ist so heftig, daß Ihr Euch nicht von ihr wollt scheiden lassen. Daher möchte ich, wofern ich nicht die Gefahr für Euch fürchtete, gern Euch unterweisen, wie Eure Gemahlin des schrecklichen Aussatzes entledigt werden und mit Gottes Hilfe ihre einstige Unversehrtheit wieder erlangen könnte. Allein ich habe Angst, es überfalle Euch dann ein jäher Tod und fälle Euch auf den Sand wie einen faulen Baumstrunk, und so will ich mir lieber Schweigen auferlegen, als daß ich mich und meine Nachkommen durch einen schlimmen und verwegenen Rat dem Verderben preisgebe." Diese Worte erfüllten Herrn Rudolf mit solcher Freude, daß er sich beinahe nicht zu mäßigen wußte, sondern seinen Hauswirt unermüdlich bat und drängte, er möge sein Geheimnis ihm entdecken. Dieser strebte zuvörderst, sich durch Entschuldigungen zu schützen, als er aber sah, daß diese nichts fruchteten, teilte er folgendermaßen mit, was er im Sinne trug: „Es gibt in einem Walde, der unfern von dieser Stadt liegt, einen Quell, der mit wunderbaren und zauberhaften Kräften begabt ist und der nicht in dünnen Fäden auseinanderläuft, sondern dicht an einer Stelle beisammen bleibt. Dieses Wasser ist so heilsam, daß, wer immer an der Qual des Aussatzes oder eines anderen Siechtums leidet, sofort von all diesem ansteckenden Übel erlöst wird und die frühere Gesundheit wieder gewinnt, sobald er in den Born hinabgestiegen ist, um sich darin zu baden. Es ist aber ungemein schwierig, ja fast unmöglich, den Zugang zu der Quelle zu erreichen, weil eine Unzahl von Schlangen und anderen Gifttieren in ihrer Nähe sich aufhalten, die schon eine Menge von Menschen getötet haben, welche dort Heilung suchten. Es scheint daher vorzuziehen, daß man eher auf die Ausführung eines so unheilvollen Vorhabens verzichte als sich in solch unentfliehbare Gewißheit des Unterganges begebe." Darauf erwiderte Herr Rudolf: „Glaubst Du denn, daß Reden derart mich von meinem Unternehmen abschrecken können und daß ich von Drohungen betäubt und von Kleinmut besessen, irgend etwas unterlassen werde, was die Genesung meiner Gemahlin herbeiführen möchte? Denn wäre eine solche Furcht imstande, sich meiner zu bemeistern, so würde ich doch unter dem scharfen Tadel der Menschen dahinsiechen und, jeder Ehre beraubt, mit aller Schande beladen, elend verkommen. Gott,

dem es gefallen hat, mich mitten in den Scharen der Feinde ungeschädigt zu bewahren, wird auch stark genug sein, mich dem Rachen der wilden Tiere zu entreißen."

13. Damit begibt sich Herr Rudolf eiligen Schrittes zu der Königin des Landes und fleht sie an, ihm einen treuen Führer beizugeben, der ihn glücklich zu jener Quelle bringe, damit er den Wunsch seines Herzens erfülle. Denn es führten durch den Todeswald zum Wasser des Lebens keine menschlichen Spuren, nur hie und da waren Pferdetritte oder Eindrücke von Wagenrädern merkbar. Darum besorgte der Held, daß er vielleicht, unvertraut mit dem weiten Forste, auf Abwege gerate, daß dann Dunkelheit und Nacht hereinbrechen und er den furchtbaren Giftwürmern als Beute verfalle. Die Königin aber ward tief betrübt und von Angst gequält, als sie diese Worte des Herrn Rudolf vernahm, sie weinte und schluchzte und vermochte zuerst gar nicht zu reden. Dann sammelte sie allgemach ihre Kräfte und sprach unter fließenden Tränen zu dem Helden, der vor ihr stand: „Teuerster, ich sorge sehr, daß Deine Kühnheit, ja Dein Übermaß von Verwegenheit, Dich zu einem Unternehmen verleite, das Dir den Untergang bereitet, mir aber ewige Schande. Denn Du weißt in Wahrheit gar nicht, welche Gefahren den Weg zu diesem Brunnen verlegen. Das Gerücht der Unwissenden hat Dich nicht aufgeklärt, jeder Kundige ist dessen gewiß, daß noch niemals ein Sterblicher bis zu der Quelle gelangt ist; die Wache der Schlangen und Ungeheuer ist einzig in ihrer Art und nicht zu überwinden. Darum darf es Dir nicht schwer fallen, daß Du Deinen Willen bezwingst, der sonst Dich dem sicheren Tode entgegenführt." Herr Rudolf antwortete: „Edelste Herrin, es wäre vom Überfluß, wollte ich meine Erwiderung an Deine Majestät in wohlgesetzte Formen kleiden oder meine innersten Gesinnungen, als griffen sie nach verschiedenen Richtungen aus, wie in einem Bündel Dir künstlich vortragen. Denn ich hege nur einen einzigen und unabänderlichen Entschluß in dieser Sache: ist mein Tod der Preis für das Heil meines Weibes, dann werde ich den Tod nicht scheuen." Die Königin erwog in ihrem Herzen des Helden Standhaftigkeit und daß sie doch ihm seine Absichten nicht werde verleiden können, und so gab sie nach und teilte ihm einen Ritter als Führer zu, der aller dieser gefahrvollen Wege kundig war. Der Wackere gehorchte den Befehlen seiner Fürstin, übernahm mit wortreichem Eifer die aufgetragene Pflicht und geleitete Herrn Rudolf, der seine Gemahlin und Kinder, sonst nur noch einen Vertrauten, auf einem Wagen mit sich führte, geradewegs zu dem gefahrvollen Born des Heiles.

14. Schon als sie an den Rand des Waldes gekommen waren, in dem sich die Quelle befand, vernahmen sie das Zischen der Schlangen und das Gebrüll zahlloser Raubtiere. Darum beschloß der Führer mit kluger Überlegung, sich nicht selbst vorzuwagen, sondern nur ohne Gefahr seiner Person den Spuren seines Meisters zu folgen und von weitem zu beobachten,

wie der Held sich den Todesgöttern opfere und wie sein Ausgang sich gestalte. Deshalb kehrte er, nachdem er bei Herrn Rudolf in längerer Rede sich entschuldigt hatte, zu dem Eingange wieder zurück. Herr Rudolf aber, der aus der Anweisung des Führers den Weg bereits wußte, schritt auf dem kürzesten Pfade hin nach dem Brunnen. Schon war er ihm ziemlich nahe gekommen, da brach plötzlich von beiden Seiten des Weges eine zahlreiche Menge greulicher Bestien und Schlangen auf ihn los, die ihn mit Bissen voll schnellwirkenden Giftes einem raschen Tode zu überliefern drohten. Furchtlos warf sich der Held mit gezücktem Schwert den andrängenden Untieren entgegen: bald spaltete er der einen Bestie den Kopf, bald zerschlug er eine Schlange, die im Kreise sich aufringelte, in zwei Stücke. Auch sein vertrauter Diener, der zum Schutze von Frau und Kindern auf dem Wagen zurückgeblieben war, behütete diese nicht bloß vor Verletzungen, sondern tötete auch soviele wilde Tiere, als er zu erreichen vermochte, mit dem Schwerte, und so lange plagten sich die beiden Wackeren mit Vertreiben und Erschlagen, bis eine solche Menge der Bestien tot oder verjagt war, daß keine mehr erübrigten, an denen sie ihre Kräfte weiter hätten versuchen können. Auf den Ruf ihres Gemahls stieg dann die Frau vom Wagen zu der Quelle hinab, wusch sich die Hände und der Aussatz floh von den Händen; wusch sich das Antlitz und empfand, wie diesem die ursprüngliche Gesundheit zurückkehrte; warf ihre Gewänder von sich und badete den ganzen Körper und dieser empfing von der Heilkraft des Wassers vollauf die erwünschte Genesung. Dann badeten auch ihr Gemahl, die Kinder und der vertraute Knecht, obschon sie dessen nicht bedurften, und so erfrischt und neubelebt fühlten sie ihre Kräfte, daß sie meinten, niemals wäre ihnen bisher irgend ein Schmerz widerfahren. Als nun Herr Rudolf unversehrt von der Quelle des Lebens zurückkehrte, empfingen ihn die Königin und ihre Mägde, Adel und Volk mit gleich heiterer Freude und dankten demütig dem Allerhöchsten für das gewährte Heil. Den Helden lud die Herrscherin nach ihrem Palast, wo er nun durch die Zeit eines Monates freudige Tage mit den Seinen verbrachte. Groß war der Jubel der Einwohner dieser Stadt, herrlich die Feste, die man ob der Wiederkunft des Helden und seiner Familie veranstaltete. Die Bürger und das gemeine Volk nahmen gleichfalls teil an den Festlichkeiten, sie häuften und mehrten ihre Ergötzungen, so daß sie durch acht Tage hintereinander mit keinerlei Arbeit sich befaßten, vielmehr nur den Spielen und Erheiterungen sich hingaben.

15. Weit und breit erschallte der Ruhm des mächtigen Helden und überall vernahm man mit Erstaunen die Wunder seiner hochsinnigen Tollkühnheit. Vornehmlich die Jünglinge, die dem Dienste der Venus sich widmeten, fanden kein Ende, die Schönheit seiner Gemahlin mit glühenden Blicken zu bewundern. Aber auch der Hauswirt, der nicht satt werden konnte, die Frau immer wieder anzusehen, ließ sich durch die Pracht ihrer

Reize verlocken, obgleich er schon weit im Alter vorgeschritten war, ward trotz seines grauen Haares von Leidenschaft erregt und willfahrte seinen Sinnen, die vom bisher beschrittenen Wege des Rechtes ihn zu jugendlicher Torheit verführten. Und da er nun nicht länger sich zu beherrschen vermochte, nahm er die Gelegenheit wahr, als der Gemahl sich entfernt hatte, begab sich zu der Frau und eröffnete ihr ohne irgendwelche Scham das Geheimnis seines Herzens; er sprach: „Edle Gebieterin, wohl rühme ich mich des Nachwuchses meiner Kinder, die aus der Kraft meiner Lenden hervorgegangen sind, ich freue mich meiner weiten Besitzungen und Reichtümer, die ich vom Vater überkommen habe und nicht minderte, sondern eher mehrte, mit beflissenem Eifer und langwährender Mühe. Größer noch wird jetzt mein Vergnügen, wenn ich sehe, daß der wackere und rüstige Held mit machtvollem Arm das feindliche Volk kämpfend unterworfen und gezwungen hat, dieses Königreich einem dauernden Frieden zu überlassen, ja, was noch viel mehr bedeutet: er hat mit seinem Schwert so viele Schlangen und giftbrütende Untiere vernichtet und dadurch Eurer entstellt und verächtlich gewordenen Schönheit den früheren Glanz wieder verliehen. Auf den Gipfel des ersehnten Glückes aber möchte mich Fortuna erheben, wofern sie mir gewährte, daß zustande käme, was mein Herz erfüllt, bevor ich den menschlichen Dingen entrückt werde. Ich kenne einen König, ausgezeichnet durch den Ruhm seines Hauses, der im Überfluß von Ländern, Besitztümern und Burgen, im Genuß unendlichen Reichtums lebt und alle Menschen seiner Zeit an Schönheit weitaus übertrifft. Dieser König hat von den Tagen seiner Kindheit auf niemals der Umarmung eines Weibes genießen wollen, es sei denn, daß ihm die eine zuteil würde, der an Schönheit keine andere gleichkäme. Du aber bist die schönste aller Frauen und nur darin hat die Natur geirrt, als sie Dich schuf, indem sie Dich hat sterblich unter den Menschen heranwachsen lassen; welches glücklichere Schicksal vermöchtest Du zu begehren, als daß Du jenem Könige in ehelicher Gemeinschaft Dich verbändest? Dann werden Dir Tage makelloſen Glückes heraufziehen, dann wird jeder Deiner Augenblicke der Freude geweiht sein, und was immer Dein Sinn an Wünschen ausdenken mag, das wird sich Dir alsbald erfüllen. Damit Du aber nicht etwa glaubst, meine Worte, die aus dem Kämmerchen eines reinen Herzens hervorschreiten, seien mit List und Trug vermengt, erkläre ich selbst mich bereit, Dich auf meine Unkosten in das Reich jenes Königs zu führen und Dich ihm dort zu heiligem Ehebunde zu gesellen. Und es kann doch nichts Schreckliches für Dich haben, wenn Du den armseligen Platz, den Du bisher inne hattest, mit der weiten und umfassenden Königsherrschaft vertauschest, der Fürsten und Grafen, Adelige und Burgleute in Unzahl unterworfen sind; sie alle werden Dir als Herrin mit lebhaftem Eifer dienend gehorchen.“ Das Weib aber, dessen Gemüt keine Scham verdüsterte, dem nicht bangte, weil gerade damals die Stadtbürger zu Ehren des Herrn Rudolf sich vergnügten und also

von ihren schlimmen Anschlägen nichts merkten, offenbarte nur in Seufzern und mit gebrochener Stimme, was in ihrem bösen Herzen vorging. Sie sprach endlich bloß die wenigen Worte: „So hat Deine Rede mich gefesselt, daß ich tue, was Du geraten hast.“ Und alsbald machten sie denn in kurzem Gespräch mit einander aus, was nötig war, um ihre Wünsche erfolgreich auszuführen.

16. O, über die verworfene Falschheit dieser untreuen Frau! Sag' an, du gottloses Weib, deren Gedächtnis mit ewigem Schimpf unter den Menschen befleckt bleibt, was hätte dein treuester Ehegenoß mehr für dich leisten und opfern können, als daß er dich, die er, wie du vom Aussatz geschändet warst, aus seinem Hause hätte treiben und in ein Leprosenspital hätte sperren dürfen, nicht bloß bei sich duldete, sondern auch von seinen Eltern, die sein Erbarmen mißbilligten, sich wie von Fremden lossagte und ihre Ratschläge nach langen Nächten des Überlegens zurückstieß? Seine Burgen und Besitztümer, Menschen und Tiere hat er verkauft und ist zu fremden Völkern ausgewandert, die er deinetwillen der süßen Heimat vorzog! Und hat er nicht, um dich vom Aussatze zu befreien, sich unendlichen Gefahren preisgegeben, hat eine Unmenge giftiger Tiere in tapferstem Kampfe getötet? Was aber bietest du Böse dem Helden als Ersatz für die Fülle solcher Wohltaten? Schamlos wagst du es, den Eid gelobter Treue zu brechen, mit giftigstem Undank betrügst du den vertrauensvollen Gemahl, der unentwegt auf deine eheliche Treue baut! Wahrheitsgemäß erzählt die Geschichte, daß du deinen Gatten verließest und im Ehebruch dich zu einem andern Manne gesellest. Möchte doch der allmächtige Gott es fügen, daß du zur Strafe deines Meineides und zur Sühne deiner verbrecherischen Untreue durch das rächende Schwert dein Leben kläglich verlörest!

17. Was ist da weiter zu sagen? Der Hauswirt empfängt von der treulosen Frau eidliche Versicherung der Zusage, alles wird vorbereitet, was die Abreise erfordert, sie nehmen die Kinder mit sich, den Knaben und das Mädchen, besteigen das Schiff und gelangen mit günstigem Winde und ungestörter Fahrt binnen einer Reihe von Tagen und Nächten zu der Stadt, welche jener König bewohnte. Als der heimkehrende Herr Rudolf durch den geräuschvollen Eifer der Erzähler sein Schicksal erfuhr, wie die Gemahlin ihm entführt worden war, die er mit zärtlichster Leidenschaft liebte, überdies die eigenen Kinder ihm verloren gingen, da drängten sich die Stacheln des Schmerzes so tief in sein Herz, daß er zusammenbrach, ohnmächtig ward und nicht zu sprechen vermochte. Als er aber nach langen Stunden Kraft und Verstand wieder gewonnen hatte, da beweinte er die Schönheit seiner Gemahlin, die jetzt von fremder Hand berührt werde, er trauerte über den Verlust der Wonnen, die nirgends auf der Welt sich sonst noch fänden; endlos sind seine Tränen und sein Jammer. Als die Königin von seinem Schmerze hört, läßt sie sofort den Helden vor sich

kommen, wie denn die Schwäche ihres Geschlechtes gerne dazu neigt, heftige Bedrängnis in maßlose Klagen auszudehnen. Hier überdies ward die Herrscherin umso tiefer bewegt, je dankbarer sie ihrem Retter sich erweisen wollte. Man berät verschiedentlich, was zu tun sei, um die entflohene Frau wieder zu holen, mindestens hofft man, durch Überlegungen solcher Art das Gemüt des schwerbedrückten Helden von seinen Sorgen zu erleichtern. Nichts von dem, was empfohlen wurde, gewann seinen Beifall. Herr Rudolf entledigte sich seiner kriegerischen Gewandung, zog die Kleider eines Krämers an, verschaffte sich Edelsteine, goldene Ringe und anderes kostbares Geschmeide, dann suchte er ein Schiff auf, erkundigte sich genau nach der Fahrt, und im Geleite eines einzigen vertrauten Mannes, den die Königin ihm zuwies, begab er sich auf die Reise, um seinen ungetreuen Hauswirt zu verfolgen.

18. Als das Schiff nach einer Anzahl von Tagen bei gutem Winde seine Fahrt vollendet hatte und, wie es Gott gefiel, in den Hafen der Stadt einlief, wo der König und seine Gemahlin weilten, da ging Herr Rudolf zu einem Gastfreunde, der ihn und die Seeleute gütig aufnahm und ihre von den Entbehrungen der Meerreise geschwächten Kräfte durch freundliche Pflege wieder herstellte. Und da sie nun gegenseitig sich seltsame und überraschende Neuigkeiten erzählen, vernimmt denn der angekommene Held, daß der König mit einer Frau von unerhörter Schönheit sich vermählt habe und daß darum die Einwohner der Stadt Freudenfeste gefeiert hätten.

19. Da es nun Morgen geworden war, füllte Herr Rudolf — nicht als Ritter, sondern als Krämer gekleidet — einen Korb von Kleinodien und edlen Steinen, trug ihn auf seinem Rücken bis zu einem Tempel, wo der König und seine Gemahlin heidnischer Sitte gemäß den Göttern zu opfern pflegten, und in der Nähe an dem Wege, den der König und die Königin gehen mußten, breitete er leinene Tücher auf die Erde, legte die Schmucksachen darauf und bot sie zum Kaufe aus. Weil aber solch edles Gestein in jenem Lande und dessen Nachbarschaft nicht zu finden war, wurde es mit umso größerem Eifer von den Vorübergehenden zu wohlfeilem Preise erworben. Es nahten sich nunmehr, indes die heidnischen Priester ihrem Brauche nach den Gottesdienst verrichteten, auch die Kinder, einst des Herrn Rudolf, jetzt des Königs, da sie in jenen Tempel geführt wurden. Der Knabe wollte, von der Neugier getrieben, die kostbaren Steine besehen, lief zu dem Krämer, beschaute zuerst eifrig das Geschmeide, dann aber auch den Kaufmann selbst und erkannte in diesem nach Antlitz und Rede wahrhaftig seinen eigenen Vater. Darob vergaß er seiner Kauflust und rannte zu seiner Mutter, die beim Tempel stand, um ihr des Vaters Ankunft rasch zu künden und für die frohe Nachricht das Botenbrot sich zu erbitten. Auch das Mädchen bestätigte die Mitteilung des Bruders und überzeugte dadurch die Mutter, die anfangs gezweifelt hatte, von der Wahrheit der Botschaft. Schnell erwog sie im Herzen die ruhmreiche

Tapferkeit ihres früheren Gemahls, schritt, während die Kinder voranliefen, dem Platze zu, wo sich der Krämer befand, trat nahe zu ihm und vergewisserte sich alsbald, daß ohne jeden Zweifel Herr Rudolf vor ihr stehe.

20. Mit inbrünstigem Eifer sehnte sie seinen Tod herbei. Deshalb wandte sie sich eilig zu dem König und sprach mit rascher Rede auf ihn ein: „Du mein teuerster König und Herr! Welchen Preis und welche Auszeichnung möchtest du wohl dem zuteilen, der Deinen furchtbarsten Feind und wichtigsten Nebenbuhler in Deine Gewalt zu bringen wüßte? Nämlich den Mann, der Deinen Bruder mit dem Schwerte grausam ermordete und Dich selbst und Deine Heerscharen aus dem Lande, das Du ruhmreich erobert hattest, schimpflich vertrieb." Darauf erwiderte der König: „Überaus willkommen ist mir die Nachricht zu vernehmen, die Du bringst, daß ich mich dessen bemächtigen kann, der meinen liebsten Bruder tötete und mich und mein Heer im Kriegsgewühl überwand. Wahrlich, wenn ich diesen Mann in meine Hand bekäme, wollte ich mich keinen Stiefsohn des Glückes mehr nennen. Und wer mir ihn auslieferte, den möchte ich zum Mitherrscher meines Königreiches machen und zum Miterben alles meines Besitzes, und was alles er sich wünschte oder begehrte, das möchte ich ihm nach dem Maße meiner Kraft gerne gewähren." Die Frau sprach: „Siehe, o König, der, über den wir reden, ist jener Krämer, den Du hier siehst: er hat Dir all den Schaden zugefügt und Dein Bemühen vereitelt, das Reich des Christenkönigs zu gewinnen. Diesen mußt Du unverweilt durch Deine Waffenträger gefangen nehmen lassen, und zwar mit solcher Vorsicht, daß Du hundert Deiner tapfersten Leute sich ihm nähern läßt, die dann seine Ware genau ansehen sollen, als wenn sie kaufen wollten, und eifrig darnach fragen, ob er noch mehr davon in seinem Korbe berge. Bückt er sich dann, um die Sachen aus dem Korbe zu holen, dann müssen sie ihn rasch bei den Füßen packen und zu Boden werfen, weiters aber sich alle so auf ihn stürzen, daß er sich nicht mehr erheben kann. Geschieht es jedoch, daß er dies trotzdem vermag, dann sei gewiß, daß wir und alle insgesamt von seiner Hand des Todes sterben." Darauf befahl der König hundert auserlesenen Kriegern, genau nach der Anweisung der Frau zu verfahren. Diese begaben sich zu dem Krämer, taten pünktlich, was ihnen vorgeschrieben war, überwältigten nicht ohne eigene Lebensgefahr den Helden und führten ihn gefangen vor den König.

21. Der Sarazenenherrscher freute sich ungemein über diese wertvolle Beute und ließ sofort eine feierliche Versammlung seiner Mannen ansagen, die alt und jung bei Todesstrafe sich einfinden mußten. Dahin begab sich somit aus dem ganzen Reiche eine überaus große Menge, die dann als Ursache der Tagung erfuhr, es habe jeder der Königsleute sich zu äußern, was mit dem Manne geschehen solle, der des Königs Bruder mit dem Schwerte erschlagen und diesen selbst mit grausamer Feindschaft gezwungen hatte, das bereits eroberte Land wieder zu räumen. Wie die Leute nun

da beisammen stehen, geben sich sehr verschiedene Meinungen kund: die einen sagen, man solle den Gefangenen vierteilen, die andern, er müsse an den Galgen gehängt, wieder andere, im Wasser ersäuft, endlich einige, lebendig verbrannt werden. Als sich nun zeigte, daß die vielen Menschen sich nicht auf ein Urteil einigen konnten, erhob sich einer von den vertrauten Räten des Königs, ein alter, würdiger Mann, ausgezeichnet durch Sitten und Rechtlichkeit, und legte mit folgenden Worten dar, wie er sich die Sache überlegt hatte: „Genügt es denn, o König, Dir nicht, daß Du Dich ins Verderben stürzest, indem Du als Ehebrecher mit Gewalt das Weib eines andern für Dich behältst, das Dir doch umso widerwärtiger sein müßte, als sie unserer Religion nicht angehört und unseren Glaubensgesetzen sich nicht fügt? Eines rate ich, das nämlich, daß Du wenigstens dieser Frau ihren Gemahl übergibst, wenn Du schon selbst in sinnloser Leidenschaft Dich nicht aus ihren Armen reißen kannst; will das Weib ihren Mann unversehrt am Leben erhalten, dann möge er am Leben bleiben; will sie dagegen seinen Tod, dann muß er sterben. Du selbst sollst aber reine Hände behalten, damit nichts von der begangenen Schuld Dir zufalle, sondern jemand anders angerechnet werde." Dieser Ratschlag, gesund und vernünftig wie er war, wurde sofort von den Umstehenden gebilligt und der treue Krämer dem Urteile seiner bösen Gemahlin ausgeliefert, damit sie nach Willen und Belieben über ihn beschließe.

22. Hier sei es gestattet, einen Augenblick zu verweilen und alle Leser, die als Laien zur Welt gehören, zu ermahnen, daß sie für eheliche Gemeinschaft nur ehrbare und keusche Frauen erwählen, dagegen von allen jenen Weibern sorgsam sich fernhalten, deren Neigung von Sinnenlust und Habgier ihren Ausgang nimmt. Aus meiner Erzählung mögen sie alle abnehmen, wie unverläßlich und wankelmütig das Wesen des Weibes ist, wie sie in schnöder Geilheit von einem Manne zum andern eilt, immer verwegener wird in ihren Taten und, ohne irgend ein Sittengesetz zu beachten, den Mann vernichtet, der ihrer Leidenschaft sich in den Weg stellt. Doch will ich jetzt nicht weitere Betrachtungen vorbringen, die den Gang der gegenwärtigen Geschichte aufhalten, sondern lieber diese selbst, damit sie nicht durch ihre Länge ermüde, zu einem rascheren Ende führen.

23. Als nun die Frau des Herrn Rudolf erfuhr, daß Leben und Tod ihres rechten Gemahls ihren Händen anheimgestellt seien, da hat sie sich keineswegs seiner Treue erinnert und all der Wohltaten, mit denen er sie überhäuft hatte, sondern in scheußlichem Undank verdammte sie durch ihren Spruch ihn zu einem greulichen Ende, wie es unerhört ist, seit die Welt steht. Sie drängt den König dazu, ihr Urteil auszuführen, läßt in der Mitte des Raumes, in dem sie mit dem König zu ruhen pflegte, Kohlen zur Glut entzünden, dann aber Herrn Rudolf mit Stricken an eine Säule über dem Feuerbecken fesseln. Vor der Türe wurde eine ausreichende Zahl von Bewaffneten aufgestellt, damit nicht etwa der König und die

Frau etwas zu befürchten hätten, wofern der Held sich seiner Fesseln entledigte. Um aber den Schmerz ihres rechten Gemahles ins Unsagbare zu steigen, entledigen sie und der König sich ihrer Gewänder und pflegen auf ihrem Lager der Liebe, unfern von Herrn Rudolf, den alle Martern quälen. Auch die Kinder haben sie bei sich, und so befällt, nachdem sie ihre Lust gestillt hatten, allesamt ein so betäubender Schlaf, daß nicht einmal die kläglichen Weherufe des Herrn Rudolf sie noch zu erwecken imstande waren.

24. Der Sohn des Helden jedoch erhob sich, als er den König und seine Mutter schlafen wußte, schaute empor und strengte sich auf alle Weise an, das Messer herabzulangen, das ob des Königs Haupt lag. Das Mädchen, seine Schwester, beobachtete den Bruder ängstlich, denn sie selbst hatte an den Qualen ihres Vaters mitgewirkt, und hinderte den Knaben, sich von der Stelle zu bewegen, bis sie selbst gleich den anderen einschlief. Nun erfaßte der Sohn verstohlen des Königs Messer, lief mit nackten Füßen leise zu der Säule, an die sein Vater, dessen ihn erbarmte, grausam gefesselt war, durchschnitt die Bande, sprang dann zugleich mit ihm vom Feuer hinweg zu dem Gemach, in dem die Waffen des Helden aufbewahrt lagen, und bot sie dem Vater dar. Herr Rudolf vergaß, sobald er sich gewaffnet hatte, gänzlich seiner furchtbaren Schmerzen, riß des Königs Schwert an sich, das zu Häupten des Bettes hing, und durchbohrte mit der Wucht eines einzigen Stoßes den Sarazenenkönig, das Weib und das Mädchen. Darauf packte er den Sohn, öffnete die Tür des Saales, drückte sich an den Wächtern vorbei und stürzte hinaus in die erwünschte Freiheit. Nach Verlauf einer längeren Zeit wollten die Krieger der Wache die Knochen des Getöteten aus dem Glutbecken ziehen und betraten den Saal, um in den Kohlen darnach zu suchen, fanden zu ihrem Erstaunen aber nichts. Mit vorsichtigem Schritt näherten sie sich dann dem Lager des Königs und da sehen sie entsetzt die drei Toten und die Waffe, durch welche ihnen das Ende bereitet war. Mit ungeheurem Geschrei bejammern sie des Königs Untergang, reißen sich wehklagend die Haare aus, zerfleischen sich die Brust nnd wüten gegen sich selbst im Kummer über den Verlust ihres fürstlichen Herrn und Gebieters.

25. Rasch wurden die anwesenden Grafen des Reiches und Mannen des Königs zusammengerufen und ihnen das Unheil berichtet, worauf sie schleunigst dem Herrn Rudolf nacheilten, der bereits am Ufer des Meeres angelangt war und in der Nähe seines Schiffes, das ihn entführen sollte. Als der Held die Verfolger wahrnahm, hieß er seinen Sohn auf einen nahen Baum klettern, damit er in Sicherheit dem Kampfe zusehe. Die Feinde stürmten heran zu Roß und zu Fuß und trachteten Herrn Rudolf niederzuwerfen. Dieser aber eilt ihnen im Vertrauen auf seine ungeheure Kraft entgegen, verwundet den einen Reiter durch einen Hieb in den Schenkel, daß er vom Pferde fällt, springt trotz des währenden Kampfes auf das freie Roß und treibt nun die Gegner vor sich her: den einen

erschlägt er, den anderen teilt er Wunden aus, bis er zu dem Führer der Schar gelangt, dem er mit einem Hiebe das Haupt spaltet. Als das die Übrigen sahen, suchten sie dem sicheren Tode zu enteilen und den Schutz des Königspalastes wieder zu erreichen. Herr Rudolf jedoch nahm seinen Sohn an sich, bestieg das Schiff und kehrte nach kurzer, glücklicher Fahrt heil und gesund in die Stadt zurück, wo seine Leute verblieben waren. Die Königin dort trat ihm samt ihren Getreuen entgegen und empfing ihn mit den höchsten Ehren. — Nach all diesen Erlebnissen zog Herr Rudolf von Schlüsselberg seinen Sohn heran in der Furcht Gottes und in der Treue gegen seine Gebote. Als aber allgemach des Körpers Schwäche sich mehrte, da hat er in der Fülle seiner Tage die Seele in Gottes Hände zurückgegeben und den letzten Weg alles irdischen Fleisches getrost beschritten.

* * *

Die vorstehende Erzählung habe ich einer Handschrift des fünfzehnten Jahrhunderts entnommen, die als Nr. 4739 in der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien aufbewahrt ist. Der Kodex, der allem Anscheine nach etwa 1459 zu Brünn in Mähren geschrieben wurde, erfreut sich wegen der darin gesammelten seltenen Stücke bereits ansehnlicher Berühmtheit. Seine Vorlagen entstammen viel älterer Zeit und besonders unsere Geschichte ist sicher am Ende des zwölften oder im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts aufgezeichnet worden.

Sie ist in mannigfachem Betrachte merkwürdig. Vor allem dadurch, daß sie an das Haus der Schlüsselberger geknüpft ward, ein mächtiges Herrengeschlecht in Franken, das schon 1347 mit Konrad ausstarb, dessen unerwarteter Tod die Ursache für das Emporkommen einer ganzen Reihe von Adelsfamilien wurde, an welche die überaus reiche Erbschaft gefallen war. Obschon ein Rudolf von Schlüsselberg sich nicht nachweisen läßt, gehen seine Heldentaten, welche die Erzählung berichtet, auf eine alte geschichtliche Überlieferung zurück, nur ist es ein Riese aus dem Volke der Wenden, der dort überwältigt wird. Auch die Inszenierung des Ganzen in Portugal verbindet sich mit wirklichen Zuständen aus dem zwölften Jahrhundert, wo zwei sarazenische Herrscher Aben Jakob und Aben Jussuf von Spanien und Marocco das Land bedrängten. Sieht man daraufhin sich unsere Geschichte genauer an, so gelangt man zu einer seltsamen Wahrnehmung: im ersten Teile ziehen die Maurenkönige als Nachbarn zu Lande ins portugiesische Reich, im zweiten Teile scheint der Verkehr nur durch längere Meerfahrt möglich. Auch besteht ja wirklich zwischen den Kämpfen in Portugal und der Haupterzählung kein zwingender innerer Zusammenhang; um den notwendigen Ruhm des Helden zu begründen, ist der erste Abschnitt zu weitläufig geraten. Andere Unebenheiten treten hinzu und alles klärt sich auf, sobald man erfährt, daß die Geschichte der treulosen Frau ein Stück aus einer ungeheuer ausgedehnten Überlieferung

von Märchen orientalischen Ursprunges bildet, zu den wichtigsten Stoffen der Weltliteratur des Mittelalters im Morgen- und Abendlande gehört. Nun weist es sich, daß nur an den historischen Heldenkämpfen der Name des Schlüsselbergers ursprünglich haftete und daß dieser Teil dann mit der orientalischen Novelle von der Treulosigkeit des Weibes zu einem Ganzen verschmolzen wurde. Alle Umstände genauer erwogen, wird es wahrscheinlich, daß ein ausgezeichneter lateinischer Stilist, Transmundus von Clairvaux, Notar der Kanzlei des Papstes zu Rom, ungefähr um 1200 diese Erzählung verfaßt hat.

Das war kein geringer Künstler. Abgesehen von dem pompösen Wohlklang seiner Sprache, dessen meine Bearbeitung nur ein schwaches Abbild gewähren kann, hat der Dichter den grauenvollen Stoff wohl gegliedert und seine Teile absichtsvoll auf künstlerische Wirkung mit verhaltener Leidenschaft berechnend verklammert. Er überlegt es vollständig, wie er die Spannung im Fortschreiten steigere, und schwächt den gewaltigen Eindruck des Schlusses nicht durch breite Ausführlichkeit ab, sondern hebt ihn vielmehr durch Raschheit und Kürze. Es scheint mir wohl möglich, daß er mit seiner Erzählung ein Gegenstück zu dem Armen Heinrich Hartmanns von Aue, dem Preislied auf die opferwillige Treue und Hingebung des Weibes, habe liefern wollen. Jedesfalls schließt er sich jener älteren, legendarischen Poesie mit seinem Werke an, das unter den vielen wundersamen Gebilden erzählender Dichtung im Mittelalter gewiß eines der erstaunlichsten ist. Durch die Kunst des Aufbaues, der Motivierung im einzelnen, der Behandlung von Sprache und Stil bildet aber seine Novelle bereits eine Brücke zu den großen Meistern italienischer Erzählungskunst, die vom vierzehnten Jahrhundert ab blühten, und es dünkt mich kein Zufall, sondern ein lehrreiches Merkzeichen, wenn die Wiener Handschrift neben jenen alten Stücken auch Petrarcas lateinische Übertragung der Griseldis des Boccaccio enthält, uns also mitten in den Kreis der höchsten und wirkungsvollsten Meister hineinführt. So ist, auch literarhistorisch genommen, die Geschichte des Freiherrn Rudolf von Schlüsselberg ein merkwürdiges Denkmal mittelalterlicher Kunst, bahnweisend für die klassische Erzählungsliteratur der neuen Zeit.

Noch sei bemerkt, daß der von mir gelieferte Text sowie die schließlich daran geknüpften Bemerkungen über seinen Ursprung auf einer Abhandlung beruhen, die ich 1902 im 145. Bande der Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien veröffentlicht habe.

Utopia.

Von P. Ansgar Pöllmann.

Eine ſtille Inſel, ſagt man, läge irgendwo im Meer,
Ew'ge Frühlingslüfte wehten lind und lau darüber her.
Blaue, weißbeſchäumte Wellen wiegten ſich am grünen Strand,
Würfen Perlen und Korallen in den gelben Uferſand.

Oleander blühten duftend unverwelkt im Sonnenſchein;
Kühle Silberquellen ſprängen Tag und Nacht vom Marmelſtein,
Die dem Menſchenherzen ferne hielten Alter und Gebreſt,
Und ein goldner Wundervogel hätte dort ſein volles Neſt.

Abends, wenn die Kühle käme, flöte er ein wonnig Lied,
Daß im Lauſchen ihren Atem ſchier vergäßen Rain und Ried.
Und die Meereswellen ſelber ſängen mit im Flüſterton,
Dem des Friedens ungetrübter Vollgedanke innewohn'.

Aber wenn das Lied verklungen, ſchwiegen Woge, Wald und Wind,
Keine Perlenſchnüre reihe dann der Tau dem Sommerkind.
Was die Erlen liſpeln wollten, bliebe fortan ungedacht,
Schweigend ſäh' mit ihren lichten Augen in das Meer die Nacht.

Mancher, dem die Not des Lebens dröhnend an die Türe klopft,
Dem aus rotgehärmten Lidern in den Schoß Verzweiflung tropft,
Pflügte Mond um Mond die Waſſer, bis ihm müd und morſch der Kiel —
Rückwärts, ach, ins Marktgedränge! Bloße Fabel war ſein Ziel.

Schau, ich habe nie gerudert, nie gerungen, nie gejagt;
Kraft zu Sturm und Geiſterkämpfen war mir ohnedies verſagt.
Aber willſt du's glauben? ſiehe! Keine Märe iſt das Land,
Das ich ſamt dem Wundervogel eines ſchönen Tages fand.

Dort im Weſten ſank die Sonne in der alten Feuerpracht,
Die zum Flammenſee den blaſſen Horizont ſich angefacht.
Glutbehauchte Kähne ſchwammen ruhevoll im Zwielichtſchein.
Schiff ahoi! Hol' über, Ferge! ohne Zögern ſtieg ich ein.

Pſt! er ſingt, und leiſer weht's in Blatt und Blüte, Buſch und Baum,
Und des Weltgetriebes kreiſchend Räderknarren hör ich kaum.
Ah die Nacht und ihre Sterne! — Selig, wem es Gott beſchied,
Daß er auf der ſtillen Inſel lauſchen darf dem goldnen Lied.

Die Geschichte einer Geschichte.

Von **Selma Lagerlöf.***)

Übersetzt von Ernst Ruben.

Es war einmal eine Geschichte, die erzählt und in die Welt hinausgeführt werden wollte. Dies war ganz natürlich, da sie ja bei sich wußte, daß sie bereits so gut wie fertig war. Viele hatten mitgewirkt, sie durch merkwürdige Handlungen zu schaffen. Andere hatten teil an ihr, indem sie wieder und wieder von den Handlungen erzählten. Was ihr noch not tat, das war, notdürftig zusammengefügt zu werden, um bequemer im Lande umherzureisen. Sie war noch lediglich ein bloßes Gewimmel von Historien, eine ganz unförmliche Wolke von Abenteuern, die hin- und herflogen wie ein verirrter Bienenschwarm an einem Sommertag und die nirgends jemand zu finden wußten, der sie in einem Korbe sammeln konnte.

Die Geschichte, welche erzählt werden wollte, war drunten in Wermland geboren und aufgewachsen und man kann sicher sein, daß sie um manches Bruk**) und manchen Herrenhof schwebte, um manchen Priestergarten und die Amtswohnung manches Offiziers in jener schönen Provinz, daß sie durch die Fenster hineinschaute und flehte, aufgenommen zu werden. Aber sie mußte viele vergebliche Versuche machen, sie wurde überall abgewiesen. Das konnte ja auch schwerlich anders sein. Die Menschen hatten an viel wichtigere Dinge zu denken!

Endlich kam die Geschichte an einen alten Ort und der hieß Märbacka***). Es war ein kleines Besitztum mit niedrigen Gebäuden, welche von hohen Bäumen überschattet wurden. Einst im Laufe der Zeit war es ein Priesterhof gewesen und dieser Umstand hat ihm einen Stempel aufgedrückt, den es nicht verlieren konnte. Es ging die Meinung um, man hätte hier größere Vorliebe für Bücher und Studien als an anderen Orten und allzeit lag ein stiller Friede über dem Gut. Hier konnte kein Hetzen mit den Arbeitern

*) Aus: „När vi började". Ungdoms minnen af Svenska Författare, Utgifna af Sveriges Författareförening. Stockholm. — „Wie wir anfingen". Jugenderinnerungen schwedischer Schriftsteller. Herausgegeben vom schwedischen Schriftstellerbund.

**) Eine Schweden eigentümliche Vereinigung von Bauerngut und Fabrik. (Anm. d. Übersetzers.)

***) Gut in Wermland. (Anm. d. Übersetzers.)

oder Lärm mit den Dienern vorkommen. Haß und Neid konnten auch nicht hineinfinden und der, der hier weilte, durfte nicht das Leben schwer nehmen, sondern die allererste Pflicht war, sorglos zu sein und zu glauben, daß unser Herrgott es jedem, der auf dem Gute lebt, zum besten lenken werde.

Wenn ich mir nun die Sache überlege, so verstehe ich, daß die Geschichte, von der ich erzähle, hier eine lange Reihe von Jahren Halt machen mußte, in der vergeblichen Hoffnung, erzählt zu werden. Es scheint mir, als wenn sie die Stätte umschwebt haben müßte, wie eine Wolke den Bergesgipfel umschwebt und ein Mal um das andere muß sie wohl eines der Abenteuer, aus denen sie bestand, haben herniederregnen lassen. Sie kamen als seltsame Spukgeschichten vom Brukbesitzer, der allzeit schwarze Stiere vor den Wagen gespannt hatte, wenn er zur Nachtzeit von einem Gelage heimkehrte, und in dessen Heim der Teufel selbst im Schaukelstuhle saß und sich hin- und herwiegte, während die Hausfrau spielte. Sie kamen wie Wundermärchen vom Nachbargute, wo Elstern die Hausmutter verfolgten, so daß sie nicht aus der Tür zu gehen wagte, von der Kapitänwohnung, wo die Leute so arm waren, daß sie allzeit Geld leihen mußten, und von der kleinen Hütte dicht bei der Kirche, wo so manches junge und alte Mädchen wohnte, die alle in den schönen Orgelbauer verliebt waren.

Bisweilen kamen die lieben Abenteuer noch sozusagen handgreiflicher auf das Gut. Alte arme Offiziere fuhren bis zu der Freitreppe hinauf in zerbrechlichen Karriolen mit uralten Kleppern. Sie blieben zurück und hielten sich wochenlang als Gäste auf und gegen Abend, wenn der Grog ihnen Mut gemacht hatte, fingen sie an von den Zeiten zu erzählen, da sie ohne Strümpfe in den Schuhen tanzten, damit die Füße klein erscheinen sollten, wo sie ihr Haar brannten und ihre Schnurrbärte schwärzten. Einer von ihnen prahlte mit jenem Abenteuer, da er ein schönes Mädchen zu ihrem Bräutigam zurückführen wollte und auf der Heimfahrt von Wölfen verfolgt wurde, ein anderer war zum Weihnachtsschmaus mitgewesen, wo ein erzürnter Gast alle Haselhühner an die Wand geworfen hatte, weil man ihm einredete, es seien Krähen. Ein Dritter hatte den Greis gesehen, der an einem Holztische zu sitzen und darauf Beethoven zu spielen pflegte.

Aber unsere Geschichte konnte ihre Gegenwart auch auf andere Weise offenbaren. Auf dem Boden hing ein altes Porträt, eine Dame mit gepudertem Haar, und wenn jemand an dem Bild vorbeikam, mußte er sich erinnern, daß dies die schöne Grafentochter vorstellte, welche ihres Bruders Erzieher geliebt hatte und der es erst wieder gelungen war ihn zu sehen, als sie eine alte, ergraute Dame war und er ein alter, verheirateter Mann. In der Rumpelkammer lagen große Stöße von Dokumentenbündeln, welche Kaufkontrakte und Pachtverträge enthielten, die von der mächtigen Frau unterzeichnet waren, die einst über ihr Bruk, das sie von ihrem Geliebten geerbt, geherrscht hatte. Ging man zur Kirche, so sah man dort

in einem kleinen, staubigen Schranke unter dem Empore die Truhe, welche mit ketzerischen Schriften gefüllt war und die erst zum Beginne des neuen Jahrhunderts sollte geöffnet werden dürfen, und nicht weit davon floß der Strom, auf dessen Grund eine Menge Heiligenbilder ruhten, die keine Erlaubnis bekommen hatten, auf der Kanzel und der Empore stehen zu bleiben, als sie einmal geputzt worden waren.

Dadurch, daß so viele Gesänge das Gut umschwebten, kam es wohl zuletzt, daß eines der Kinder, die auf dem Gut aufwuchsen, Lust bekam, ein Erzähler zu werden. Dies war keiner der Knaben, die nicht viel daheim waren, da sie das ganze Jahr über weg waren zur nächsten Schule, so daß die Geschichte über sie keine große Macht bekam, sondern es war eines von den Mädchen, eine, die kränklich war, so daß sie nicht so viel wie die anderen Kinder spielen und springen durfte, sondern ihre schönste Freude daran hatte, zu lesen und sich all das Große und Denkwürdige zu merken, was sich in der Welt ereignet hatte.

Nun war dies indessen keineswegs so, daß das junge Mädchen von Anfang an sogleich die Absicht hatte, von den Gesängen und Historien zu schreiben, die sie umgaben. Sie hatte nicht den entferntesten Gedanken daran, daß aus diesen Abenteuern, die sie so oft erzählen hörte, ein Buch werden könnte; denn diese Abenteuer schienen ihr das Alltäglichste von der Welt zu sein. Als sie zu dichten versuchte, wählte sie den Stoff aus ihren Büchern und mit frischem Mut stellte sie die Geschichte von den Sultanen aus 1001 Nacht zusammen, von Walter Scotts Rittern und Snorre Sturlasons Sagenkönigen.

Es ist sicherlich unnötig zu berichten, daß, was sie schrieb, von allem, was je verfaßt worden, am wenigsten originell und am meisten unreif war, aber dies konnte sie natürlich nicht selbst erkennen. Sie ging daheim auf dem stillen Gutshof umher und füllte jedes Stück Papier, dessen sie habhaft werden konnte, mit Versen und mit Prosa, mit Schauspielen und Romanen. Wenn sie nicht schrieb, ging sie hin und wartete auf das Glück. Und das Glück sollte darin bestehen, daß ein Fremdling, der sehr klug und mächtig war, kommen sollte, um durch einen wunderbaren Zufall zu entdecken, was sie schrieb, und es wert für den Druck zu finden. Dann würde all das andere schon von selbst gehen.

Indessen geschah so etwas nicht, und als das junge Mädchen zwanzig Jahre alt war, begann sie unruhig zu werden. Sie wunderte sich, wie es käme, daß das Glück sich nicht einfinden wollte. Es fehlten ihr vielleicht Kenntnisse, sie mußte wohl auch etwas mehr von der Welt sehen als den Gutshof daheim. Und da dies so langsam ging, bevor sie sich ihren Unterhalt als Schriftstellerin verdienen könnte, mußte sie etwas lernen, sich eine Lebensstellung schaffen, so daß sie ein Stück Brot zu essen hatte, während sie auf sich selbst wartete

Nach einigen Jahren kam das zweite Kapitel dazu. Es war die Geschichte vom Balle auf Borg und von den Wölfen, welche Gösta Berling und Anna Stjärnhök verfolgten.

Dies wurde ursprünglich nicht alles in dem Gedanken geschrieben, daß es in die Sage hineinkommen sollte, sondern als eine bloße Gelegenheitsdichtung, um sie in einer kleinen Gesellschaft vorzulesen. Diese Vorlesung kam jedoch nicht zustande und die Novelle wurde an die Zeitschrift „Dagny" gesendet. Nach einiger Zeit wurde sie der Verfasserin zurückgeschickt, als nicht geeignet für „Dagny". Sie war in Wirklichkeit für gar nichts geeignet, denn es fehlte ihr ganz und gar die künstlerische Ausarbeitung.

Indessen war die Verfasserin im Unklaren, wozu sie die unglückliche Novelle verwenden könnte. Ob sie sie in die Sage hineinbringen sollte? Aber dies war ja ein Abenteuer, ganz für sich abgeschlossen. Sie würde sich seltsam zwischen dem übrigen ausnehmen, das besser zusammenhing. Vielleicht würde es gar nicht so übel sein, dachte sie, wenn alle Kapitel der Sage in gleicher Weise ein beinahe abgeschlossenes Abenteuer wären; dies würde schwer durchzuführen sein, aber noch könnte das vor sich gehen. Es würden vielleicht Lücken im Zusammenhang sich zeigen. Ja, aber dies gerade sollte dem Buche großen Reichtum und große Stärke geben.

Jetzt waren zwei wichtige Sachen erledigt, es war klar, daß das Buch ein Roman werden sollte und daß jedes Kapitel ein Ganzes für sich sein sollte, aber damit war nicht besonders viel gewonnen. Sie, die die Idee, die Sage von den Wermlands-Kavalieren zu schreiben, im Alter von 22 Jahren gefaßt hatte, begann in dieser Zeit die Dreißig zu streifen und sie hatte noch nicht mehr als zwei Kapitel geschrieben. Wohin hatte sie ihr Weg geführt? Sie hatte das Seminar durchgemacht, war dann mehrere Jahre Lehrerin in Landskrona gewesen, hatte sich für vieles interessiert und sich mit vielerlei beschäftigt, aber die Sage war ungeschrieben geblieben. Eine Menge Material war freilich zusammengetragen. Aber was bedeutete dies, da sie so viel Mühe hatte, es niederzuschreiben? Warum kam die Inspiration nie zu ihr? Warum glitt die Feder so langsam über das Papier? Sie hatte noch ihre finsteren Stunden in jener Zeit. Sie würde gewiß nie damit fertig werden. Sie war der Diener, der sein Pfund in der Erde vergrub und nie den Versuch machte, es zu benützen.

Es lag dies indessen so, daß all dieses sich in den Achtzigerjahren zutrug, der besten Zeit der strengen Wirklichkeitsdichtung. Sie bewunderte die großen Meister jener Zeiten und dachte nie daran, daß man eine andere Sprache in der Dichtkunst anwenden könnte als die, die jene gebrauchten. Für ihren Teil liebte sie mehr die Romantiker, aber die Romantik war tot und sie war nicht die, die daran dachte, noch einmal ihre Form und Ausdrucksweise aufzunehmen. Obgleich ihr Gehirn angefüllt war mit Geschichten von Spuk und wilder Liebe, von wunderschönen Damen und

Für das erste war sie jetzt in eine neue Lebensbahn gekommen und es fehlte ihr die Zeit, etwas Größeres auszuführen. Zum andern mißglückte es ihr stets, wenn sie es niederzuschreiben versuchte.

In diesem Jahre ereignete sich jedoch ständig etwas, was ihr half, die Geschichte zu formen. Einst in den Ferien saß sie morgens mit ihrem Vater am Frühstückstisch und beide sprachen von den alten Zeiten. Da kam er darauf, von einem Jugendbekannten zu sprechen, welchen er als den einnehmendsten Menschen bezeichnete. Dieser Mann brachte Freude und Munterkeit mit sich, wohin er kam. Er konnte singen, er komponierte, er improvisierte Verse. Wenn er zum Tanz aufspielte, tanzte nicht nur die Jugend, sondern die Greise und die alten Damen, hoch und niedrig, und hielt er eine Rede, so mußte man lachen oder weinen, wie er es wollte. Trank er sich voll, so konnte er noch besser spielen und reden, als wenn er nüchtern war, und war er in eine Frau verliebt, so war es ihr unmöglich, ihm zu widerstehen. Wenn er Dummheiten machte, verzieh man ihm; wenn er einmal betrübt war, wollte man tun, was es auch war, um ihn wieder fröhlich zu machen. Aber weit gekommen war er in der Welt doch nicht, trotz seiner reichen Begabung. Die meiste Zeit hatte er auf den wermländischen Bruks als Erzieher gelebt. Zuletzt hatte er das Predigerexamen gemacht. Das war das Höchste, wozu er sich hatte aufschwingen können.

Nach dieser Unterredung konnte sie den Helden der Geschichte besser als früher vor sich sehen und damit kam ein bißchen Leben und Bewegung hinein. Eines schönen Tages bekam der Held auch einen Namen und wurde Gösta Berling genannt. Warum er diesen Namen bekam, wußte sie nie. Es war gleichsam, als wenn er ihn sich selbst gegeben hätte.

Ein anderes Mal verbrachte sie die Weihnachtsferien in der Heimat. Eines Abends fuhr man fort zum Weihnachtsschmaus, einen weiten Weg durch schweres Unwetter. Die Fahrt dauerte länger, als man hätte ververmuten können. Die Pferde arbeiteten sich im Schritt durch. Mehrere Stunden lang saß sie da im Unwetter und dachte an die Geschichte. Als sie endlich ankam, hatte sie das erste Kapitel ausgedacht. Es war das, was von dem Weihnachtsabend in der Schmiede handelt.

Was für ein Kapitel! Es war ihr erstes und für mehrere Jahre ihr einziges. Es wurde zuerst in Versen geschrieben, da der ursprüngliche Plan dahin ging, daß die Sage ein Romanzenzyklus wie die Lieder des Fähnrichs Stål werden sollte. Aber allmählich wurde sie geändert und die Absicht war eine Zeit lang, es als Schauspiel zu schreiben. Da wurde die Weihnachtsfeier umgearbeitet, um den ersten Akt zu bilden. Aber auch dieser Versuch glückte nicht und nun beschloß sie endlich, die Sage als Roman zu schreiben. So wurde das Kapitel in Prosa niedergeschrieben und füllte hier vierzig Schreibseiten. Als es zum letzten Male umgeschrieben wurde, nahm es nur neun ein.

Geschwindigkeit, von der sie nie geträumt hatte. Wozu sie sonst Monate gebraucht hatte, ja, Jahre, um es auszuarbeiten, das wurde jetzt in ein paar Stunden fertiggestellt.

Am Abend schrieb sie die Erzählung von der Wanderung der jungen Gräfin über das Eis des Löffees und von der Überschwemmung in Ekeby.

Am nächsten Vormittag verfaßte sie die Szene, wo der gichtbrüchige Fähnrich Rutger von Örneclou sich aus dem Bett zu erheben suchte, um La cachuca zu tanzen, und am darauffolgenden Abend kam die Geschichte von dem alten Fräulein dazu, welches davonging, um den geizigen Priester aus Broby zu besuchen.

Jetzt wußte sie sicher, daß sie in diesem Stil das Buch schreiben könnte, aber gleich sicher war sie darüber, daß niemand es über sich bringen würde, das Buch zu lesen.

Indessen ließen sich nicht viele von den Kapiteln so in einem Atemzug schreiben, die meisten erforderten lange Arbeit und es waren nur ganz wenige Stunden am Nachmittag, die sie dem Schriftstellern widmen konnte. Als sie einen Winter geschrieben hatte, von dem Tage an gerechnet, als sie sich der Romantik in die Arme gab, waren weit über ein Dutzend Kapitel geschrieben worden. Es war vorauszusehen, daß das ganze Buch in drei oder vier Jahren fertig werden würde.

Dies war damals im Frühling 1890, als „Idun"*) eine Einladung verschickte zu einem Wettbewerb für Novellen von ungefähr 100 Druckseiten.

Es war ein Ausweg für unsere Geschichte, die erzählt werden und in die Welt hinauskommen wollte. Sie war es auch wohl, welche ihre Schwester antrieb, sie aufzufordern, die Gelegenheit zu benutzen. Sie fand jetzt endlich eine Art, um in Erfahrung zu bringen, ob das Geschriebene so zu verwerten war.

Bekam sie den Preis, war viel gewonnen. Bekam sie ihn nicht, so stand sie eben auf demselben Standpunkt wie vordem.

Sie hatte nichts gegen die Sache, aber sie hatte so wenig Vertrauen zu sich selbst, daß sie zu keinem Entschluß kommen konnte.

Endlich, kaum acht Tage vor dem Ende der Einlieferungsfrist, beschloß sie, aus ihrem Roman 5 Kapitel zu nehmen, welche ziemlich zusammenhängend waren, daß man es für eine Novelle nehmen konnte, und trat mit ihnen in die Konkurrenz.

Aber diese Kapitel waren weit davon entfernt, fertig zu sein. Drei von ihnen waren notdürftig verfaßt, aber die übrigen zwei lagen kaum im Entwurfe vor. Und es sollten ja alle zusammen ins Reine geschrieben werden.

Dazu kam, daß sie gerade damals nicht zuhause in ihrem Heim bei sich war. Sie war zu Besuch bei ihrer Schwester und ihrem Schwager, die noch oben in Wermland zurückgeblieben waren. Und sie, die für eine

*) Die bekannte schwedische Zeitschrift.

abenteuerluſtigen Kavalieren, ſuchte ſie davon in ruhiger realiſtiſcher Proſa zu ſchreiben. Sie war nicht ſehr klar denkend; ein anderer würde ſogleich geſehen haben, daß das Unmögliche unmöglich war.

Einmal ſchrieb ſie indeſſen ein paar kleine Kapitel in einem anderen Stil. Das eine war eine Szene aus dem Kirchengut in Svartsjö, das andere handelte von dem alten Philoſophen, dem Onkel Eberhard, und ſeinen Ketzerſchriften. Sie ſchrieb das meiſte zum Scherz mit vielem Ach und Weh in einer Proſa, welche faſt rhythmiſch war. Und ſie merkte, daß es auf dieſe Weiſe zu ſchreiben ging, hier kam Inſpiration hinein, das merkte ſie. Aber als die beiden kleinen Kapitel fertig waren, legte ſie ſie beiſeite, ſie waren nur zum Scherz geſchrieben worden. Man konnte ja nicht ein ganzes Buch auf dieſe Weiſe abfaſſen!

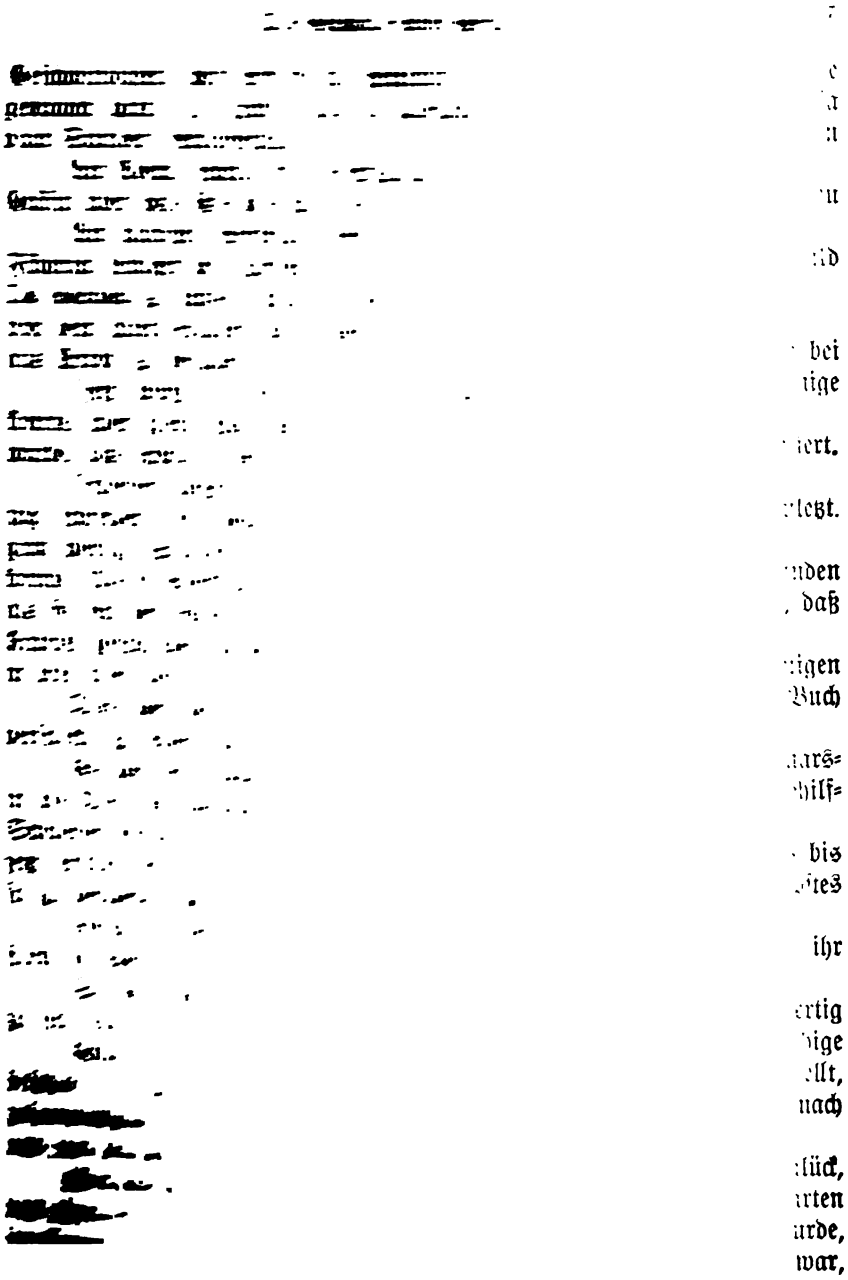
Aber es war nun wohl ſo, daß die Geſchichte lange genug gewartet hatte. Sie dachte gewiß wie das erſte Mal, da ſie ſie hinausgeſendet hatte in die Welt. Sie mußte wieder dem verblendeten Menſchen eine lange Sehnſucht ſchicken, die ihr die Augen öffnete.

Dieſe Sehnſucht kam auf dieſe Weiſe über ſie, daß das Gut, in dem ſie aufgewachſen war, verkauft wurde und ſie hinging, um das Heim ihrer Kindheit zum letzten Male zu ſehen, bevor die Fremden es in Beſitz nehmen ſollten.

Und am Abend, bevor ſie fortreiſte, um vielleicht nie mehr dieſen Platz zu ſehen, beſchloß ſie in aller Demut, das Buch auf ihre eigene Weiſe zu ſchreiben und nach ihrer eigenen geringen Fähigkeit. Es würde zwar kein Meiſterwerk werden, wie ſie gehofft hatte. Es würde ein Buch werden, über das die Menſchen lachen würden, aber ſie würde es dennoch ſchreiben, es für ſich ſelbſt ſchreiben, um für ſich zu retten, was ſie noch retten konnte von ihrer Heimat: die teuren, alten Geſchichten, der ſorgloſen Tage frohen Frieden und die ſchöne Landſchaft mit dem langgeſtreckten See und den blauen Hügeln.

Aber für ſie, die ſie gehofft hatte, daß ſie doch einmal lernen würde, ein Buch zu ſchreiben, das die Menſchen würden leſen wollen, ſchien es, daß ſie aufgegeben hatte, was ſie am liebſten im Leben hatte gewinnen wollen. Es war das ſchwerſte Opfer, das ſie je verſuchte.

Ein paar Wochen ſpäter war ſie wieder in ihrem Heim in Landskrona und ſetzte ſich an den Schreibtiſch. Sie begann zu ſchreiben, ſie wußte nicht recht, was es werden würde, aber ſie würde nicht Angſt haben vor ſtarken Worten, Ausdrücken und Fragen. Sie würde auch keine Angſt davor haben, ſich ſebſt mit all ihrer Kindlichkeit und all ihren Träumen zu bringen. Und ſo ging, nachdem ſie begonnen hatte, die Feder faſt von ſelbſt. Dies verſetzte ſie faſt in Schwindel, ſie kannte ſich ſelbſt nicht vor Begeiſterung. Ja, das hieß ſchreiben! Unbekannte Dinge und Gedanken, oder richtiger geſagt, ſolche, wie ſie noch nie geahnt, daß ſie ſie drinnen in ihrem Gehirn hatte, drängten ſich auf das Papier. Die Seiten füllten ſich mit einer



kurze Zeit zu lieben Freunden zum Besuch gekommen war, kann ja nicht ihre Tage am Schreibtisch zubringen.

Sie schrieb daher in den Nächten und saß jede Nacht in der Woche bis 5 Uhr morgens auf.

Endlich waren noch 24 Stunden von der kostbaren Zeit übrig. Und noch waren 20 Seiten abzufassen.

Diese letzten 24 Stunden waren die schlimmsten. Die ganze Familie wollte den Abend auswärts verbringen. Sie mußte natürlich mit den anderen gehen.

Zuletzt nahm auch das Gastmahl ein Ende und sie saß und schrieb an dem fremden Orte die Nacht hindurch.

Bisweilen wurde ihr ganz wunderlich zumute. Der Ort, den sie besuchte, war gerade dasselbe Bruk, auf dem der elende Sintram gewohnt hatte. Das Geschick hatte sie auf eine wunderbare Weise gerade in der Nacht hierher geführt, wo sie von ihm zu schreiben hatte, wie er im Schaukelstuhl lag und hin- und herschaukelte.

Bisweilen sah sie von der Arbeit auf und horchte in den Salon hinaus, ob nicht möglicherweise ein Schaukelstuhl draußen in Bewegung war.

Aber nichts ließ sich hören und als die Uhr 6 am Morgen schlug, waren die 5 Kapitel fertig.

Am Vormittag reiste sie auf einem kleinen Lastdampfer heim. Dort legte ihre Schwester die Novelle in ein Paket, versiegelte es mit Lack und Siegel, der für den Zweck vom Hause mitgenommen war, schrieb die Adresse und sandte es ab.

Dies geschah an einem der letzten Tage des Juli. Gegen Ende August enthielt „Idun" eine Notiz, daß gegen 20 Bewerbungsschriften bei der Redaktion eingelaufen seien, aber ein paar von ihnen seien so verwirrt geschrieben, daß sie nicht mitgerechnet werden könnten.

Da gab sie es auf, länger auf das Ergebnis zu warten. Sie wußte genügend, was das für eine Novelle war, die so verwirrt sei, daß sie nicht mitgerechnet werden könnte.

Im November bekam sie eines Nachmittags ein sonderbares Telegramm. Es enthielt nur die Worte: „Jubelnde Glückwünsche" und war von drei ihrer Seminarkolleginnen unterzeichnet.

Es wurde ihr recht lang, bis zum Mittag des nächsten Tages zu warten, wo die Stockholmer Zeitungen ausgetragen wurden. Als sie die Zeitung in der Hand hielt, mußte sie lange suchen, ohne etwas zu finden. Endlich fand sie auf der letzten Spalte eine kleine Notiz in feinem Druck, die berichtete, daß sie den Preis bekommen hätte.

Dies würde vielleicht für einen anderen nicht so viel gewesen sein, aber für sie bedeutete es, daß sie sich würde dem Lebensberuf widmen dürfen, den auszuüben sie sich ihr ganzes Leben lang gesehnt hatte.

* * *

Es ist nur wenig dem zuzusetzen. Die Geschichte, die hinaus in die Welt wollte, war nun ziemlich nahe ihrem Ziel. Jetzt würde sie ja wenigstens geschrieben werden, wenn es auch noch einige Jahre dauern würde, bis sie fertig wäre.

Sie, die sie schrieb, hatte sich nach Stockholm aufgemacht, zu Weihnachten, nachdem sie den Preis erhalten hatte.

Der Redakteur der „Idun" erbot sich, den Roman abzudrucken, sobald er fertig wäre.

Ja, wenn sie nur Zeit bekommen könnte, ihn zu schreiben!

Am Abend bevor sie wieder nach Landskrona zurückreiste, saß sie bei ihrer alten treuen Freundin, der Freiherrin Adlerspparre, und las einige Kapitel vor.

Diese hörte zu, so wie sie nur hören konnte, und sie wurde interessiert. Nach der Vorlesung saß sie still und grübelte.

„Wie lange könnte es dauern, bis es fertig ist?" sagte sie zuletzt.

„So 3 oder 4 Jahre."

So verabschiedete sie sich; aber am nächsten Morgen, zwei Stunden bevor sie Stockholm verlassen sollte, kam ein Billet von der Freifrau, daß sie vor ihrer Abreise zu ihr kommen sollte.

Die alte Freifrau war bei ihrer resoluten und unternehmungslustigen Laune. „Jetzt wirst Du Dir Urlaub nehmen für ein Jahr und das Buch fertig schreiben. Ich werde das Geld beschaffen."

Eine Viertelstunde später war sie auf dem Wege zur Seminarsvorsteherin, um sie zu bitten, ihr beim Suchen einer Vertreterin behilflich zu sein.

Um 1 Uhr saß sie glücklich im Zuge, aber jetzt nicht länger als bis nach Sörmland, wo sie gute Freunde besaß, die ihr ein allerliebstes Heim boten.

Und so gaben sie, Ingenieur Otto Gumaelius und seine Frau, ihr Gastfreiheit draußen auf dem Lande, bis das Buch fertig war.

Aber als die Geschichte zuletzt am Schlusse des Sommers fertig war, sah sie wunderlich aus. Sie war keck, wild und ohne ruhige Bestimmung und mit dem Zusammenhang war es nicht besser bestellt, als daß alle die einzelnen Teile ihre alte Lust behalten hatten, jeder nach Belieben den eigenen Weg zu gehen.

Sie wurde nie, was sie hatte werden sollen. Es war ihr Unglück, daß sie so lange sich hatte herumtreiben und auf das Erzähltwerden warten müssen. Wenn bei ihr nicht gehörig Zucht und Strenge angewendet wurde, beruhte dies darauf, daß ihre Verfasserin so gar zu glücklich darüber war, sie endlich schreiben zu dürfen.

Religiöse Kultur. Materielle und geistige Kultur sind die zwei Seiten, die wir im Vorwärtsstreben von Personen und Völkern unterscheiden. Seit einiger Zeit findet die Pflege der geistigen Kulturgüter, Wissenschaft und Kunst, des Rechts, der Sittlichkeit, der Menschenliebe, wieder erhöhte Beachtung. Hierher gehören die Bestrebungen für Kunsterziehung und Persönlichkeitsbildung in der pädagogischen Literatur, das Verlangen nach Leben und Seele im Kunstwerk, der Kampf gegen die moralischen Exzesse der naturalistischen Richtung, wie er von verschiedenen Seiten mit Ernst geführt wird, ferner das große Interesse, das sich in weiten Kreisen für eine Überbrückung der klaffenden sozialen Abgründe findet. Von diesen Bestrebungen kann das religiöse Leben nicht unberührt bleiben. Viele haben es schon empfunden und ausgesprochen, daß in unserer Zeit ein starkes Heimweh nach Gott, ein Sehnen nach dem Heiland von Nazareth sich immer stärker regt. P. A. M. Weiß stellt in seiner „Religiösen Gefahr" die Stimmen und Zeichen solcher Sehnsucht zusammen, freilich in andrer Beleuchtung. Wir wollen darin doch wenigstens das eine Gute sehen, daß sehr viele von den materiellen Gütern unbefriedigt sind und nach Besserem verlangen, daß sie dies in der religiösen Sphäre zu finden hoffen, daß sie mit gutem, wenn auch oft schwachem Willen aus ihrem Dunkel den Aufstieg dahin suchen.

Kommen wir ihnen nun dabei helfend entgegen? Die Zeitschriften sind ohne Zweifel der Ausdruck des geistigen Ringens und Lebens der Gegenwart. Was finden ernste, denkende, vielleicht noch zweifelnde Seelen in unsrer religiösen Zeitschriften-Literatur, das sie fördern, vorwärts bringen könnte?

Sehen wir uns darauf hin unsere religiösen Zeitschriften an. Ein Teil ist bestimmt für besondere religiöse Vereine oder Bruderschaften. Ihre Zahl ist groß. Andere — nicht wenige — haben zum Zweck, die besondere Verehrung eines Heiligen zu pflegen. Man könnte, nach den hohen Abonnentenziffern zu schließen, fast von Lieblingsheiligen mancher Jahrzehnte sprechen. Wieder andere dienen der Verehrung eines Titels Marias oder der Andacht zu einem Geheimnis unseres Glaubens oder sind Propaganda-Blätter zu Gunsten irgend eines Ordens oder einer Kongregation. Fast alle aber haben das eine gemeinsam, daß sie Spezialandachten und Übungen pflegen, daß sie immer nur auf einzelne Wahrheiten, die oft als Konsequenzen von den Grundwahrheiten verständlich und berechtigt sind, einseitig hinweisen, während das Notwendige und Wesentliche zurücktreten muß. Im Seelsorgsklerus ist diese Erscheinung schon seit langem bekannt; es sind auch schon Versuche zur Besserung gemacht worden. Bischof Augustinus Egger hat sich in einem sehr ernsten Erlaß gegen Auswüchse auf diesem Gebiete gewendet und verlangt schärfste Überwachung dieser Literaturerzeugnisse. Auch die Schweizerische Kirchenzeitung, die so schön

kindliche Pietät gegen die Kirche mit barmherziger, suchender Hirtenliebe verbindet, warnt in Nr. 31 vor derartigen einseitigen Übertreibungen. Sie schreibt unter anderm: „Dem religiösen Leben Frankreichs schadeten ohne Zweifel auch gewisse Übertreibungen der aszetischen Literatur, ein Übermaß in der Pflege der verschiedenartigsten Andachten, eine oft unheilige und lästige Propagandasucht mit neuen Devotionen, nicht ohne den Beigeschmack eines gewissen religiösen Industrialismus. Dergleichen Erscheinungen stoßen nicht selten ernstere Geister ab, entfremden die Männerwelt, entfernen die Gebildeten, rufen Gegenströmungen hervor, die dann auch ihrerseits wieder extreme Bahnen einschlagen. Die Kirche gestattet in den Formen der Andacht mit Recht eine große Freiheit, und nicht alles sagt allen zu. Aber man darf diese Freiheit auch nicht mißbrauchen. Zeitgemäße, von der Kirche geförderte, oft auch in einem gewissen Sinne neue Andachten können großen Segen stiften. Aber man haschte eine Zeit lang so sehr nach stets neuen und oft recht gesuchten Formen der Devotion, daß dadurch entschieden dem kernhaften religiösen Leben mehr geschadet als genützt wurde. Was zu wünschen ist, das wäre eine Asketik, die mehr aus den soliden Wurzeln der korrekten und weitblickenden Theologie herauswächst, eine intensivere Pflege des einfachen, christlichen, religiös-sittlichen Pflichtengebietes, das wären Übungen der Andacht, die eine innigere Beziehung zur Person des Heilandes fördern, Formen der Heiligenverehrung, die mehr im Geiste der Kirche und der Liturgie sich entfalten, als auf Privatliebhabereien zurückzuführen sind, mit einem Worte Andachten und Übungen, die mehr aus dem Leben der Kirche und aus dem Bedürfnis des Herzens wachsen denn aus einer gewissen Neuerungs- und Propagandasucht von Seite verschiedenartiger Unternehmungen und Gründungen, wobei dann nicht selten die Andachtsformen oft mehr Lockmittel zur Unterstützung der betreffenden Werke werden, als einen Gottesdienst im Geiste und in der Wahrheit bezwecken."

Hier wird allerdings nur von Frankreich gesprochen; man wird aber eine relative Geltung dieser Klagen auch für unsere Verhältnisse zugestehen müssen.

Sollte jemand noch einen Beweis brauchen, der vergleiche einmal solche Zeitschriften, Heft für Heft, mit unserem Missale, mit Brevier und etwa dem Neuen Testament, also mit den eigentlichen kirchlichen Büchern, die maßgebend sein sollen für die Pflege unseres religiösen Lebens. Der Unterschied ist recht überraschend. Hier solide, kernige Frömmigkeit, ein Hinführen und Hindrängen zur Anbetung Gottes, — dort ein buntes Vielerlei von Geschichtchen, Übungen und Mitteln, das kaum zur inneren Klarheit und Sicherheit kommen läßt. Nun haben solche Einzelandachten und Übungen, wenn sie nicht einseitig gepflegt werden, manches Gute. Sie können ein leichter Anfang sein zum religiösen Leben. Aber das Notwendige und Wesentliche darf darüber nicht zurückgestellt werden. Sonst ist wohl zu fürchten, daß besonders unsere gebildeten Männer kein Verlangen nach solch seichter Kost verspüren. Und Nichtkatholiken bekommen durch solche Zeitschriften, die ja auch den Weg zu ihnen finden, sicherlich schiefe Auffassungen vom katholischen Glauben und fühlen sich in ihren Vorurteilen nur bestärkt. Tritt dazu noch ein polternder, polemischer Ton, so darf man sich kaum beklagen, wenn Abneigung und Verbitterung immer größer wird. Das aber sind noch nie die Mittel gewesen zur Ausbreitung des Reiches Gottes. Das milde Licht der Wahrheit mit dem warmen Schein der Liebe allein gewinnt die Seelen für Gott.

Die hochverdiente Konvertitin Julie v. Massow († 5. März 1901) hat Ähnliches angestrebt in der von ihr gegründeten Zeitschrift „Ut omnes unum"

Seite

— —: Die Welterschaffung und die Bildungsmöglichkeiten im Reiche der Natur. Ein Beitrag zur Entwicklungstheorie mit besonderer Berücksichtigung der Beziehungen zwischen Mensch und Tier 385

Zur Linde Dr. Otto, Charlottenburg: Karl Philipp Moritz in England 461

Erzählungen.

Bohatta Dr. Hanns, Amanuensis an der k. k. Universitätsbibliothek, Wien: Die listige Witwe. Dem Javanischen frei nacherzählt 372

Kralik Dr. Richard von, Wien: Heinrich von Ofterdingen. Aus einer Reihe heimatlicher Erzählungen 116

Lagerlöf Selma, Falun (Schweden): Eine Fabel vom Meeresstrande. Übersetzt von Ernst Ruben, Berlin 127

— —: Die Geschichte einer Geschichte. Übersetzt von Ernst Ruben, Berlin 498

Schönbach Hofrat Dr. Anton E., o. ö. Professor an der Universität Graz: Die Geschichte des Freiherrn Rudolf von Schlüsselberg. Nach einer alten Handschrift aus dem Latein übersetzt 478

Gedichte.

Commer Klara, Wien: Der Schlaf 347

Eichert Franz, Wien: Herbst . . 23

— —: Die Wahl 166

— —: Donaugold 191

— —: Poesie 376

— —: Stadtflucht 441

Franke Ilse, Friedrichshagen: Lebensfeier 317

— —: Ein Gedenken 451

Hildebrand E., Berlin: Abend . 157

Kiesgen Laurenz, Köln: Kirschenblüten 238

— —: Im Schlitten 252

Kralik Richard von, Wien: Rüdiger von Bechlaren 253

Krapp Alexander, Bamberg: Nach langem Leid 165

— —: Sommernacht 206

Madjera Wolfgang, Wien: Die Nachtigallen 248

Pöllmann P. Ansgar, O. S. B., Beuron: Utopia 497

Reschreiter Max., München: Glücksahnen 371

Schrönghamer F. X., Passau: Ich bin ein Baum 115

Schuck P., Berndorf: Weißt Du es noch? 128

Smetana P. Rudolf v., Leoben (†): Das Mittelalter 61

Thrasolt Ernst, Zürich: An heiliger Stätte 104

Rundschau.

Das „Anthropozoon biblicum“ des Herrn Lanz-Liebenfels. (Von —R—.) 377

Menschliche Massenerscheinungen vom Standpunkt der Wahrscheinlichkeitsrechnung. (Von H.) 379

Hans Faber's „Christentum der Zukunft“. (Von Oberrichter Edwin Ramsperger, Frauenfeld, Schweiz) 382

Chamberlain als Dramatiker. (Von r. g.) 383

Zur Ermittlung noch heute gebräuchlicher deutscher Namensformen für Orte in fremden Sprachgebieten . 384

Religiöse Kultur 508

Philosophat-Kurse in Salzburg . . 510

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.

Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei A. Opitz, Wien.

Inhalt des fünften Jahrganges.

Seite

Aufsätze.

Arens Wilhelm, Berlin: Die Volksversicherung 429

Baumgarten Msgr. Paul Maria, Rom: Ein Wort über kirchliche Statistik 111

Bischoffshausen Dr. Sigismund Freih. von, Wien: Papst Pius IX. im Revolutionsjahre. Nach den amtlichen Berichten des preußischen Gesandten Guido von Usedom 70

— —: Pius IX. in Gaëta. Nach den amtlichen Berichten des preuß. Gesandten Guido von Usedom 207

— —: Der Kirchenstaat in den Jahren 1851 und 1852. Nach den amtlichen Berichten des preuß. Gesandten Guido von Usedom 348

Dziduszycki Dr. Adalbert Graf, o. ö. Professor an der Universität Lemberg, Mitglied des österr. Abgeordnetenhauses: Die Philosophie des Kardinals Nikolaus von Kusa 24

Gall Ludwig, Inspektor, Wien: Jean François Millet . . 15

— —: Andrew Carnegie . . 414

Hartwig Theodor, Oberrealschulprofessor, Wiener-Neustadt: Die Photographie in natürlichen Farben 103

— —: Vergessene Erfindungen 249

— —: Die strahlende Materie . 339

Helfert Dr. Jos. Alex. Freiherr v., Mitglied des österr. Herrenhauses, Wien: Erlebnisse und Erinnerungen. VI. Die Katastrophe 167, 318, 442

— —: Aus der Radetzky-Zeit 11

Krapp Lorenz Alex., Bamberg: Der Symbolismus und sein bedeutendster Vertreter, Maurice Maeterlinck, als Dichter 239

— —: Selma Lagerlöf. Ein literarischer Essay 277

Kummer Hofrat Dr. Karl Ferd., k. k. Landesschulinspektor, Wien: Der erste internationale Kongreß für Schulhygiene in Nürnberg 293

Mantuani Dr. Josef, Amanuensis der k. k. Hofbibliothek, Wien: P. Hartmanns Oratorium „St. Petrus" 129

Notter Dr. Anton, Sekretär der St. Stephans-Gesellschaft, Budapest: Die ungarische St. Stephans-Gesellschaft 158

Post Nikolaus, k. u. k. Vizekonsul in Hongkong: Die gelbe Gefahr 86

Reschreiter Max., München: Eduard Mörikes Lyrik. Zum 8. September 1904 406

Rizzi Dr. Hans, Wien: Johann Joachim Becher. Ein Beitrag zur Geschichte des Merkantilismus 192

Schleinitz O. Freih. v., London: Die Kelten des britischen Inselreiches u. die heutigen Versuche zur Wiederbelebung ihrer Literatur . . . 91

Schlögl Dr. P. Nivard, Theologieprofessor in Heiligenkreuz: Wissenschaft und Bibel. Betrachtungen über Prof. Delitzsch' Vorträge: Babel und Bibel 3

Schönbach Hofrat Dr. Anton E., o. ö. Professor an der Universität Graz: Was wir lesen. Blätter aus meinem Merkbuche. III. . . 143

— —: Die Geschichte des Freiherrn Rudolf von Schlüsselberg. Nach einer alten Handschrift aus dem Latein übersetzt 478

Schwalm Dr. Karl, Professor an der Staats-Lehrerinnen-Bildungsanstalt in Wien: Adalbert Stifter als Schulmann . . 452

Schwiedland Regierungsrat Dr. Eugen, o. ö. Professor an der Universität Wien: Wirtschaft und Volkswirtschaft 438

Stark Hermann A., Bamberg: J. G. Herder. Zum Zentennarium seines Todestages (18. Dez. 1903) 62

Wimmer Albert, Maria-Enzersdorf a. G.: Das Protoplasma. Eine naturphilosophische Studie als Beitrag zur Entwicklungstheorie . 257

Namens-Verzeichnis

der

Förderer, Mitglieder und Teilnehmer

der

Leo-Gesellschaft.

Wien 1904.

Verlag der Leo-Gesellschaft.
(Wien, I. Bäckerstraße 14.)
Buchdruckerei A. Opitz, Wien.

	K
Neipperg Rosa, Gräfin, geb. Prinz. Lobkowitz, St.-K.-O.-D., Wien	400.—
Ottenfels Moriz, Freiherr von, Horwaczka	400.—
Pallavicini, Exz. Markgraf Alex., k. u. k. geh. Rat, NÖ.-VR.-Präs.	400.—
† Pergen, Graf Ant., Exz., Aspang	400.—
Predigerordenskonvent St. Maria Rot., Wien	400.—
† Řehák, Dr. Johann, Domdechant Leitmeritz	400.—
Richtarič Math., k. u. k. Militär-Pfarrer, Agram	400.—
Říha Dr. Martin, Bischof, Budweis	400.—
Rost Leopold, Abt des Stiftes zu den Schotten, Wien	400.—
Schindler, Dr. Franz, Universitäts-Professor, Wien	400.—
Schneider Dr. Johannes, Weihbischof, Wien	400.—
Schöbel, Dr. Emanuel Johann, k. u. k. geh. Rat, Bischof, Leitmeritz	400.—
† Schönborn, Graf, Dr. Franz Kardinal-Fürsterzbischof, Prag	600.—
Schwarzenberg, zu, Erbprinz Johann, Wien	400.—
Spiegel-Diesenburg, Graf Ferd. August, Wischenau	400.—
Seng Therese, Med. Dr. Witwe, Wien	400.—
Styria, Verlags-Buchhandlung, Graz	400.—
Tepl, Prämonstratenserstift	400.—
Thun, Graf Franz, k. k. geh. Rat, Exz., Prag	400.—
Thurn und Taxis, Herzog Albert, Regensburg	600.—
Trnka, Dr. Hans Maria, k. Rat, R. d. F. J.-O., Wien	400.—
Vaszary Klaudius, Kardinal-Fürstprimas, Gran	400.—
Windischgrätz, Fürstin Elisabeth Marie, geb. Erzherzogin von Österreich, k. u. k. Hoheit, Prag	400.—
Windischgrätz, Fürst Alfred, Wien	500 —
Windischgrätz, Fürst Hugo, Wien	400.—
Windischgrätz, Fürstin Hugo, Wien	400.—
† Zorn, Dr. Alois, Fürsterzbischof, Görz	400.—
† Zwerger, Dr. Johann, Fürstbischof, Graz	500.—

P. T. B. B. lebenslängliche Mitglieder.

	K
Se. k. u. k. Hoheit Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este	200.—
Se. k. u. k. Hoheit Erzherzog Ferdinand Karl, Prag	200.—
Se. k. u. k. Hoheit Erzherzog Otto	200.—
Ihre k. u. k. Hoheit Erzherzogin Maria Josefa	200.—
Se. k. u. k. Hoheit Erzherzog Franz Salvator	200.—
Ihre k. u. k. Hoh. durchlauchtigste Frau Maria Theresia, Herzogin von Württemberg	200.—
Ihre k. u. k. Hoheit Erzherzogin Maria Valerie	200.—
Ihre k. u. k. Hoheit Erzherzogin Maria Theresia	200.—
Ihre k. u. k. Hoheit Erzherzogin Maria Annunziata	200.—
Ihre k. u. k. Hoheit Erzherzogin Adelgunde v. Modena	200 —
† Ihre k. u. k. Hoheit Erzherzogin Elisabeth Maria	200.—
Se. k. u. k. Hoh. Erzherzog Rainer	200.—
Se. k. u. k. Hoheit Erzherzog Leopold Salvator	200.—
Se. k. u. k. Hoheit Erzherzog Ferdinand IV., Großherzog von Toscana	200.—
Se. kgl Hoheit Herzog Robert von Parma, Schwarzau	200.—
Ihre kgl. Hoheit Gräfin Lonyay Stefanie	200. —
Aichner, Dr. Simon, k. u. k. geh. Rat, Fürstbischof, Brixen	200.—
Baechlé, Dr. Josef v., Kom. d. p. G.-O. m. d. Sterne	200.—
Baernreither Franziska C., Frl., Gutsbesitzerin, Linz	200 —
Barnabiten-Kollegium, Wien	200.—
Bellegarde, Graf Franz, Exz., Wien	200.—
Berchthold, Graf Leopold, Wien	200.—
Bernbacher, Frl. Marie, Hausbesitzerin, Wien	200.—
Beschorner Alex. M, Fabriksbesitzer, Wien	200.—
Billot Ferdinand, Freiherr von, Wien	200.—
Blome, Graf Gustav, Exz., k. u. k. geh. Rat, Wien	200.—
Buquoy, Graf Karl, Großgrundbesitzer, Gratzen	200.—
Campofranco, Fürstin Maria Raineria, Bozen	200.—
Chotek, Gräfin Henriette, Wien	200 —

P. T. B. B. Ehrenmitglieder.

† Dr. Ono Klopp, Hofrat, Wien.
Dr. Michael Napotnik, Fürstbischof von Lavant, Marburg.
Dr. Hermann Zschokke, Prälat Hofrat Wien.

P. T. B. B. Förderer.

	K
Se. kaiserl. und königl. apostol. Majestät Kaiser Franz Josef I.	2000.—
Se. kais. und königl. Hoheit Erzherzog Ludwig Victor . . .	600.—
† Se. kaiserl. und königl. Hoheit Erzherzog Albrecht	7000.—
Se. kaiserl. und königl. Hoheit Erzherzog Friedrich	600.—
Se. kaiserl. und königl. Hoheit Erzherzog Eugen, Hoch- und Deutschmeister	600.—
* * *	14000.—
Bauer, Dr. Frz., Bischof, Brünn	400.—
Belopotoczky, Erz., Dr. Kolom., k. u. k. Geh. Rat, Bischof, apost. Feldvikar, Wien . . .	400.—
Biegeleben Rüdiger, Freiherr v., k. u. k. geh. Rat, Gesandter a. D., Schloß Siegmundslust bei Schwaz in Tirol . . .	400.—
Clary v. Aldringen, Fürst Carlos, Teplitz	400.—
Collalto e San Salvatore, Fürst Emanuel, Wien	400.—
Čtvrtečka, Dr. Bruno, Landesprälat und Abt von Břevnov und Braunau, O. S. B. . .	400.—
† Czibulka, Dr. Ferd., Prälat, Abt, Domherr, Wien . . .	400.—
Desenffans d'Avernas, Graf Alf., Neuschloss, Steiermark . . .	400.—
Dumba, Exzellenz Frau Marie, Geh.-R.-Witwe, Wien . . .	400.—
† Erdödy, Gräfin Louise, Exz. Novimarof (Kroatien) . . .	400.—
Esterhazy, Graf Georg, Oszlop	400.—
Frind, Dr. Wzl., Weihbischof, Domkapitular, Prag . . .	1200.—
Frühwirth Andreas, General des Dominikaner-Ordens, Rom .	400.—
Gruscha, Dr. Anton Josef, Kardinal-Fürsterzbischof, Wien .	400.—
† Hais, Dr. Jos., Bischof, Königgrätz	500.—
Hagenauer, Dr. Simon, Wien .	400.—
† Hauswirth, Dr. Ernst, Abt des Stiftes Schotten, Wien . .	400.—
Helfert, Dr. Josef Freiherr v., Exzellenz, k. u. k. geheimer Rat, Wien	600.—
Holzinger v. Weidich, Fräulein Emerike, Übungslehrerin, Görz	400.—
Hornig Karl, Freih. v., Bischof, Kanzler des Königs v. Ungarn, Vesprim	400.—
Kahn, Dr. Josef, Fürstbischof, Klagenfurt	400.—
Kalous Ferdinand, Weihbischof von Prag und Propst, Altbunzlau	400.—
Karl Alexander, Abt, Melk . .	400.—
Klosterneuburg, Augustiner-Chorherrenstift	400.—
Kohn, Dr. Theodor, Fürsterzbischof, Olmütz	1000.—
Kuefstein, Se. Erlaucht Exzellenz Karl Graf, k. u. k. geheimer Rat, Wien	400.—
Kuefstein, Graf Ferdinand, Viehofen, N.-Ö.	400.—
Liechtenstein Johann, Fürst von und zu, Wien	500.—
† Lobkowic, Fürst Moriz, k. u. k. geh. Rat, Prag	600.—
Majláth, Graf, Dr. Gustav Karl, Bischof, Karlsburg	400.—
Mayer Ludwig (Mayer u. Ko., Buchhandlung), Wien . . .	400.—
† Missia, Dr. Jakob, Kardinal, Fürsterzbischof, Görz . . .	400.—
† Moser Ferd., Propst, St. Florian	400.—
Nagl, Dr. Franz, Bischof, Triest	400.—
Napotnik, Dr. Michael, Fürstbischof, Marburg	400.—

	K
Mocenigo, Gräfin Olga, geb. Fürstin Windischgrätz, Wien	200.—
† Morawski, Dr. Severin, R. v., Erzbischof, Lemberg	200.—
Neustift, August.-Chorherrenstift	200.—
Nostitz, Gräfin Albert, Hlinai bei Aussig	200.—
Nugent-Pallavicini, Graf Joh. Ant., G. K. Sr. Heil., Schloß Hausampacher	200.—
Di Pauli Josef, Freiherr von, Exzellenz, Wien	200.—
Pollander Ludwig, Koop., Groß-Schweinbarth	100.—
Prix Anna, Mauer bei Wien	100.—
Rességuier-Kinsky, Gräfin Marie, Nisko	200.—
Redemptoristen-Kolleg., Mautern	100.—
Rett Franz Honorius, Wien	200.—
Reyer Franz, Freih. v., Graz	200.—
Rhomberg Adolf, Landeshauptmann, Dornbirn	200.—
Rieger Otto, k. k. Hof-Orgelfabrikant, Jägerndorf	200.—
Rombald, Edler von Hochinfels, Marian, Gutsbesitzer, Komtur des St. Greg.-Ord., Schloß Wodlochowitz	200.—
Rösler Stef., Abt O. Cist., Zwettl	200.—
Sabran-Pontevès Adelheid, Herzogin v., St.K.O.-D., Wien	200.—
Schaffgotsch, Gräfin Oktavie, Wien	200.—
Schelhammer Karl, Banquier, Wien	200.—
Schenk Ferdinand, Verlagsbuchhandlung, Wien	200.—
Schlägl, Prämonstratenserstift	200.—
Schneedorfer, Dr Leo, O. Cist., Univ.-Prof., Prag	200.—
Schuster, Dr. Leopold, Fürstbischof, Graz	200.—
Seilern, Graf Karl Max, Wien	200.—
Serwatowski Theodor, R. v., Gutsbesitzer, Bucniow, Galizien	200.—
Serviten, Tiroler Ordensprovinz	200.—
Stadion, Gräfin Ludowiga, geb. Fürstin Lobkowitz, Wien	300.—
Stams, Zisterzienserstift	200.—
Stanonik, Dr. Franz, k. k. Univ.-Prof., Graz	200.—
Stettner, Dr. Franz, Aldein bei Branzoll, Arzt	200.—
Sylva-Tarouca, Gf. Ernst, Wien	200.—
Szechenyi, Graf Dr. Nikolaus, Bischof, Raab	200.—
† Thun, Gräfin Leopoldine, Prag	200.—
Tinti Hermann, Reichsfreih. v., Schloß Innerstein	200.—
Tomek Franz, Realitätenbesitzer, Wien	200.—
† Valussi, Dr. Eugen, Fürstbischof Trient	100.—
Wallicžek Wilhelm, Spiritual, Teschen	200.—
Walterskirchen Barbara, Freiin v., geb. Gräfin Wenkheim, Wolfstal	200.—
† Westfalen, Gräfin Elisabeth v., Kulm	200.—
Wilten, Prämonstratenserstift	200.—
Wiesner, Dr. August, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien	200.—
Zhánĕl, Dr. Rudolf, k. u. k. Professor, Eisenstadt	200.—
Zhánĕl Ignaz, Konservator, Strutz, Mähren	200.—
Zschokke, Dr. Hermann, Domprälat, k. k. Hofrat, Wien	200.—

P. T. B. B. Mitglieder (K 10, Akademiker K 3).

Aachen (Rheinland).

Fey Ignaz, Ingenieur.

Admont (Steiermark).

Schmid Anselm, Dechant.
Schouppé Blasius, Edler v., Hofmeister und Pfarrer.
Wichner Jakob, Bibliothekar.

Absam (Tirol).

Hosp Jos., Pfarrer.

Agram (Kroatien).

Gugler Paul, Bischof.
Jambrekovic, Dr. Ladislaus, Theol.-Prof.
Michalovich, Dr. Hugo, von.
Suk, Dr. Felix, Direktor des Priesterseminars.

Aigen (N.-Öst.).

Breitschopf, Dr. Robert, Pfarrverweser.

Algund (Tirol).

Prünster Josef, Pfarrer.

Allentsteig (N.-Öst.).

Edinger Josef, Pfarrer.
Pereira, Baronin Maria.

	K
Czernin, Graf Jaromir, Wien	200.—
Czernin, Gräfin Josefine, geb. Gräfin Paar, Wien	200.—
Dercsenyi, Freiherr von Bela, Unter-Počernitz	200.—
Dessewffy, Gräfin Julie, Preßburg	200.—
Deutscher Ritterorden, Wien	200.—
Doppelbauer, Dr. Franz Maria, Bischof, Linz	200.—
† Dumba Nikolaus, Herrenhausmitglied, Exz., Wien	200.—
Dungel Adalbert, Generalabt, O. S. B., Göttweig	200.—
Effenberger Klemens, k. k. Staatsbeamter i. R.	200.—
Franz, Dr. Adolf, Prälat, apost. Protonotar, Gmunden	200.—
Franziskaner-Konvent, Wien	200.—
Geitler Anna, geb. Hofeneder, Frau, Wien	200.—
Goßleth Ritter von Werkstätten, Franz Friedrich, Hraſtnigg	200.—
Grasböck Theobald, Abt, O. Cist., Wilhering	200.—
Grivnacki Ernst, Professor der Theologie, Brünn	200.—
Gudenus Gordian, Reichsfrh. v., Schloß Tannhausen, Steiermark	200.—
Gudenus, Heinrich Freiherr v., Herrenhausmitglied, Wien	200.—
Gudenus, Josef Freiherr v., Exz., Wien	200.—
† Haller, Dr. Johann Ev., Kardinal-Fürsterzbischof und Primas, Salzburg	200.—
† Hanel, Dr. Josef, Prälat, Domkapitular, Olmütz	200.—
Hardegg Franz, Graf zu Stetteldorf, k. u. k. Kämmerer, erbl. Mitglied des Herrenhauses Stetteldorf	200.—
Hardegg zu Glatz, Exzellenz, Graf Rudolf Max, k. u k. Gesandter u. bev. Minister des souv. Johanniter-O., Wien	200.—
Harrach, Graf Franz, Aschach a. d. Donau	200.—
Harrach, Graf Johann, Wien	200.—
Herder Hermann, Verlagsbuchhändler, Freiburg i. B.	200.—
Hermann Franz, Sekretär der österr. Sparkassa, Wien	100.—
Hönigl Dominik, Abt, O. S. B., Seitenstetten	200.—
Hoffmann Lydia, Freifrau von Meran, Obermais	200.—
Hohenlohe, Karl Prinz, Propst Kremsier	200.—
Kinsky, Gräfin Maria, geborene Gräfin Wilczek, Wien	200.—
Klinger, Dr. Franz, k. k. Univ.-Professor, Graz	200.—
Kolowrat-Krakowsky Klotilde, Gräfin, Schloß Hroby	200.—
Kopp, Dr. Georg, k. u. k. geh. Rat, Kardinal, Fürstbischof, Breslau	200.—
Korčian Benedikt, Abt O. S. B., Raigern	200.—
Krizsan Michael, Vizerektor im Zentral-Seminar, Budapest	200.—
Krus Franz S. J., Wien	200.—
Kuefstein, Graf Franz, Viehofen	200.—
Lanckoronski, Gf. Karl, Exz., Wien	200.—
Langer Edm., Archivar, Tetschen	200.—
† Ledebur-Wicheln, Graf Johann, Exz., Wien	200.—
† Lenz, Dr. Anton, Propst und Prälat am Vyschehrad	200.—
Leyser Selma, Wien	200.—
Leyser Sofie, Wien	200.—
Liechtenstein, Prinz Alfred, Wien	200.—
Liechtenstein Franz, Prinz von u. zu, k. u. k. Botschafter a D., Wien	200.—
Liechtenstein Heinrich, Prinz von u. zu, k. u. k. Oberlieutenant i. R.	200.—
Linde Rudolf, Freih. v., Domkapitular, Olmütz	200.—
Lobkowitz Ferdinand, Prinz, Unter-Berkowitz, Böhmen	200.—
Lobkowic, Erbprinz Zdenko, Bilin	100.—
Löwenthal, Baronin Anka, geb. Freiin Maroičić del Monte, Bes. des E.-K. pro eccl. et pont., Wien	200.—
Ludwigs, Dr. F. G., Domkapitular, Regensburg	200.—
Marienberg Benediktiner-Stift	200.—
† Marinič Joh., Ev., inf. Propst, Eberndorf, Kärnten	200.—
Marschall, Dr. Godfr., Weihbischof, Wien	200.—
† Mathoy, Dr. Robert, k. k. Notar Wien	200.—
Mattoni Heinrich, Edler von, Gutsbesitzer, Wien	200.—
Mehrerau, Zisterzienserstift	200.—
Michelitsch, Dr. Anton, k. k. Univ.-Prof., Graz	200.—
Mlakar, Dr. Joh., Domherr, Marburg	200.—

	K
Mocenigo, Gräfin Olga, geb. Fürstin Windischgrätz, Wien	200.—
† Morawski, Dr. Severin, R. v., Erzbischof, Lemberg	200.—
Neustift, August.-Chorherrenstift	200.—
Nostitz, Gräfin Albert, Hlinai bei Aussig	200.—
Nugent-Pallavicini, Graf Joh. Ant., G. K. Sr. Heil., Schloß Hausampacher	200.—
Di Pauli Josef, Freiherr von, Exzellenz, Wien	200.—
Pollander Ludwig, Koop., Groß-Schweinbarth	100.—
Prix Anna, Mauer bei Wien	100.—
Nességuier-Kinsky, Gräfin Marie, Nisko	200 —
Redemptoristen-Kolleg., Mautern	100.—
Rett Franz Honorius, Wien	200.—
Reyer Franz, Freih. v., Graz	200.—
Rhomberg Adolf, Landeshauptmann, Dornbirn	200.—
Rieger Otto, k. k. Hof-Orgelfabrikant, Jägerndorf	200.—
Rombald, Edler von Hochinfels, Marian, Gutsbesitzer, Komtur des St. Greg.-Ord., Schloß Wodlochowitz	200.—
Rösler Stef., Abt O. Cist., Zwettl	200.—
Sabran - Pontevès Adelheid, Herzogin v., St.K.O.-D., Wien	200.—
Schaffgotsch, Gräfin Oktavie, Wien	200.—
Schelhammer Karl, Banquier, Wien	200.—
Schenk Ferdinand, Verlagsbuchhandlung, Wien	200.—
Schlägl, Prämonstratenserstift	200 —
Schneedorfer, Dr Leo, O. Cist., Univ.-Prof., Prag	200.—
Schuster, Dr. Leopold, Fürstbischof, Graz	200.—
Seilern, Graf Karl Max, Wien	200.—
Serwatowski Theodor, R. v., Gutsbesitzer, Bucniow, Galizien	200.—
Serviten, Tiroler Ordensprovinz	200.—
Stadion, Gräfin Ludowiga, geb. Fürstin Lobkowitz, Wien	300.—
Stams, Zisterzienserstift	200.—
Stanonik, Dr. Franz, k. k. Univ.-Prof., Graz	200.—
Stettner, Dr. Franz, Aldein bei Branzoll, Arzt	200.—
Sylva-Tarouca, Gf. Ernst, Wien	200.—
Szechenyi, Graf Dr. Nikolaus, Bischof, Raab	200.—
† Thun, Gräfin Leopoldine, Prag	200.—
Tinti Hermann, Reichsfreih. v., Schloß Innerstein	200.—
Tomek Franz, Realitätenbesitzer, Wien	200.—
† Valussi, Dr. Eugen, Fürstbischof Trient	100.—
Walliczek Wilhelm, Spiritual, Teschen	200.—
Walterskirchen Barbara, Freiin v., geb. Gräfin Wenkheim, Wolfstal	200.—
† Westfalen, Gräfin Elisabeth v., Kulm	200.—
Wilten, Prämonstratenserstift	200.—
Wiesner, Dr. August, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien	200.—
Zháněl, Dr. Rudolf, k. u. k. Professor, Eisenstadt	200.—
Zháněl Ignaz, Konservator, Strutz, Mähren	200.—
Zschokke, Dr. Hermann, Domprälat, k. k. Hofrat, Wien	200.—

P. T. B. B. Mitglieder (K 10, Akademiker K 3).

Aachen (Rheinland).

Fey Ignaz, Ingenieur.

Admont (Steiermark).

Schmid Anselm, Dechant.
Schouppé Blasius, Edler v., Hofmeister und Pfarrer.
Wichner Jakob, Bibliothekar.

Absam (Tirol).

Hosp Jos., Pfarrer.

Agram (Kroatien).

Gugler Paul, Bischof.
Jambrekovic, Dr. Ladislaus, Theol.-Prof.
Michalovich, Dr. Hugo, von.
Suk, Dr. Felix, Direktor des Priesterseminars.

Aigen (N.-Öst.).

Breitschopf, Dr. Robert, Pfarrverweser.

Algund (Tirol).

Prünster Josef, Pfarrer.

Allentsteig (N.-Öst.).

Edinger Josef, Pfarrer.
Pereira, Baronin Maria.

Allersberg (Bayern).

Bauer Ludwig, Kooperator.

Allhartsberg (O.-Öst.).

Rieſenhuber P. Martin, O. S. B. Koop.

Alt-Brünn (Mähren).

Janetſchek Klemens, Stiftsarchivar.
Schwetz Ernſt, Prior des Auguſtinerſtiftes.

Alteneich, Schloß (N.-Öst.).

Zedtwitz, Graf Amadäus.

Altenſtadt (Vorarlberg).

Rudhard Fidelis, akadem. Bildhauer.

Amſtetten (N.-Öst.).

Bauhofer Wilhelm.

Andersdorf bei Bärn (Mähren).

Lorenczick Heinrich.

Andrian (Tirol).

Harm Alois, Kurat.

Angern (N.-Öst.).

Lamberg, Gräfin Eleonore.

Arad (Ungarn).

Allersdorfer Julian, k. u. k. Mil.-Kaplan.

Au (Vorarlberg).

Gieſinger Jakob, Pfarrer.

Auer (Tirol).

Steck Peter, Pfarrer.

Auherzen (Böhmen).

Klemm Xav., O. Praem., Kaplan.

Aſpang (N.-Öst.).

Riegler Joh., Dechant.

Auſſig (Böhmen).

Lendecke Kamillo, k. k. Bezirkshauptmann.

Baden (N.-Öst.).

Badſtuben, Dr. Hubert, Profeſſor.
Filkuka, Dr. Lambert, Gymnaſ.-Profeſſor.
Soukup Joſ., Inſpektor der k. k. priv. Südbahn i. R.
Sperl v. Raabthal, Friedrich.
Straniak Karl, Kooperator.
Yby Johann, Dechant.

Bamberg (Bayern).

Eck Johann, Kuratus.
Halbig, Domvikar.
Maurer Johann, Generalvikar.
Weiß, Dr. Karl, Beneſiziat und Domprediger.

Bartolomäberg (Vorarlberg).

Gabl Karl, Pfarrer.

Berlin.

Bürenſtein Georg, Kommerzienrat, Druckereibeſitzer.
Schumacher Philipp, Maler.

Bern (Schweiz).

Montgelas, Graf Eduard, königl. bayer. Geſandter.

Berſenbrück (Hannover).

Gröninger Heinrich.

Beuron (Hohenzollern).

Pöllmann, P. Ansgar, O. S. B.

Biſchofshofen (Salzburg).

Perkmann Chriſt., Pfarrer.

Bludenz (Vorarlberg).

Pfurtſcheller, Dr. med., k. k. Bezirks-Arzt.

Blumau (N.-Öst.).

Purcner Johann, k. u. k. Militärkurat.

Bocholt (Weſtphalen).

Haag, Dr. von, Oberlehrer.

Böhmiſch-Leipa (Böhmen).

Köcher Wenzel, k. k. Profeſſor.

Bonn (Rheinland).

Bäumker, Dr. Klemens, Univ.-Profeſſor.
Schroers, Dr. Heinrich, Univ.-Profeſſor.
Zingerle, Dr. Reinhold, Gerichts-Adjunkt.

Bozen (Tirol).

Biegeleben Paul, Freiherr v., k. k. Kreisgerichtspräſident.
Caſſan Joh., Lehrer an der öffentlichen Handelsſchule.

Demetz Karl, Kaufmann.
Felderer Jos., Hochw., Redakteur.
Fleischmann Alois, Kanonikus.
Forni Paul, Graf von.
Franziskaner-Kloster.
Huber Josef, Buchhalter.
Huber, Dr Rud., k. k. Gerichtssekretär.
Kluibenschedl Joh., k. k. Realschul-Prof.
Lintner Alois, Chorkaplan, Religions-Professor am Pädagogium.
Mayrhausen Guido, v., Kanonikus.
Mutter Anton, Kaufmann.
Ober-Gymnasium der PP. Franziskaner.
Oberkofler Anton. Kanonikus.
Oberrauch Alois, Katechet.
Paulin Jos., Buchhandlungs-Geschäftsleiter.
Paur Anton, von, Privatier.
Papprion Josef, k. k. Postoffizial.
Pircher Ludwig, Kaufmann.
Posch Paul, k. k. Postkontrolor.
Rabanser Alois, Direktor des f.-b. Knabenseminars „Johanneum".
Resch Peter, Direktor der öffentlichen Handelsschule.
Rief Josef, O. S. Fr., Gymn.-Professor.
Sajovits Robert, J. U. C.
Schmid, Dr. G., gräfl. Sarntheim'scher Gutsverwalter.
Steger Peter, Kaufmann.
Thaler Peter, Stadtpfarr-Kooperator.
Told Alois, Kaufmann.
Trenkwalder Josef, Propst u. Landt.-Abg.
Verdroß Josef, Stadtpfarr-Kooperator.
Weiser, Dr. Josef, Monsignore, Stiftsdekan.
Wotschitzky Ferdinand, Direktor des k. k. Pädagogiums.
Zallinger-Stillendorf Franz v., Groß-Gutsbesitzer.
Zingerl, Dr. Reinhold v., Gerichts-Adjunkt.

Braunenburg (Bayern).

Kummerloher Sebastian, Kooperator.

Braunau (Böhmen).

Stonjek Stephan, O. S. B.

Braunau a. I. (O.-Öst.).

Beulwitz-Löhna, Leo Freiherr v.

Bregenz (Vorarlberg).

Alt Johann, Bahnadjunkt.
Baldauf Gebhard, k. k. Landesschulinspektor.
Bodeck-Ellgau Marie, Baronin von, geb. Hallberg-Broich.
Böckle August, k. k. Finanzwach-Oberkommissär.
Butzerin Jakob, Hochw., Redakteur.
Ebner Anton, k. k. Postassistent.
Findler, Witwe Friederike, geb. Tautsch.
Gmeiner, Dr. Josef, Arzt.
Hundertpfund Karl, k. k. Postoffizial.
Hundertpfund Stef., Witwe, geb. Pedenz.
Jörg, Dr. Karl, Gymnasialprofessor.
Kleiner Viktor, Landesarchivar.
König Josef, Dr., Gymnasial-Professor.
Krapf Philipp, k. k. Baurat und Rheinbau-Leiter.
Krüse Ferdinand, Kaufmann.
Mätzler Jodok, Dr., Professor und k. k. Bezirksschulinspektor.
Niedermeier Hugo, Kaufmann.
Oelz Albert, Kaufmann.
Pawlik Theodor, k. k. Ober-Ingenieur.
Prutscher Georg, Dekan und geistl. Rat.
Schaffgotsch Levin, Graf, k. u. k. Kämmerer und Statthaltereirat.
Schertler Fidel, Kaufmann.
Schmadl, Dr. Ludwig, Advokat.
Schöch, Dr. Klemens, Advokat.
Schwärzler Karl, Kaufmann.
Sisti Dr. Anton, Gymnasial-Professor.
Steurer Peter, Religions-Professor.
Strasser Josef, Katechet.
Vonach Friederike, Witwe, Private.
Zardetti Eugen, Kunstmaler.

Breitenfurth (N.-Öst.).

Dorfinger Johann, Pfarrer.

Breitstetten (N.-Öst.).

Burtscher Karl, Pfarrer.

Breslau (Schlesien).

Tessen-Wisierski Franz, von, Privatdozent.

Brixen (Tirol).

Alberti Eligius, Reg.-Chorherr, Gymn.-Professor.
Aman Hartmann, Reg.-Chorherr, Gymn.-Professor.
Beirer Josef, Theologe.
Delucca Alfred, Theolog.
Eberhard, Dr. Alois, Domherr, Theol.-Professor.
Egger Blasius, Kanonikus.
Egger, Dr. Franz, Kanonikus und Regens.
Egger Dr. Josef, Redakteur.
Falbesoner Hartmann, Gymnas.-Professor.
Freiseisen, Dr. Johann, Theol.-Professor.
Friedle Theodor, General-Vikar.
Galen, Graf Paul, k. u. k. Kämmerer.
Guggenberg, Dr. Otto v., prakt. Arzt und Bürgermeister.
Hagen, Dr. Theodor, Gymn.-Professor.

Kosler Johann, Gymnasial-Professor.
Kralinger Rud., Präfekt a. f.-b. Kassianeum.
Lesekasino d. Theologen-Seminars.
Mairhofer Jakob, Dekan.
Mischi Josef, Gymnasial-Professor und Bezirksschulinspektor
Mittermair Julius, k. k. Notar und Vize-Bürgermeister.
Möderle Max, k. k. Steueramts-Offizial.
Neßler Dr. Nikolaus, Gymn.-Professor.
Piristi Hermann, Gymnasial-Professor.
Riccabona Alfons, Frh. v., Relig.-Prof.
Riescher Ludwig, Gymnasial-Professor.
Schaber Josef, Oberpräfekt im fbsch. Vinzentinum.
Scharf Georg, Gymnasial-Professor.
Schmid, Dr. Franz, Domscholastikus
Schöpfer, Dr. Amilian, Theol.-Prof. Reichsrats- und Landtagsabgeordneter.
Schuchter Josef, Gymnasial-Professor.
Schwingshakl Peter, f.-b. Hofkaplan.
Spielmann, Dr. Alois, Monsignore, Direktor d. f.-b. Vinzentinum.
Spielmann, Dr. Ferd., Monsign., Gymn.-Professor.
Unterweger Albert, Gymnasial-Professor.
Waitz, Dr. Sigmund, Theologie-Professor, päpstlicher Geheimkämmerer.
Wolf Andreas, Gymnasial-Professor.
Wolf Johann Franz, Kanonikus.

Bruck a. d. Leitha (N.-Öst.).

Bauer Jakob, Dechant u. Stadtpfarrer.

Bruck a. M. (Steiermark).

Schmid, Dr. theol. Mathias.

Brüx (Böhmen).

Ullrich Emil, Bürgerschullehrer.

Brünn (Mähren).

Adamec Anton, Spiritual.
Gutmensch Johann, k. k. Ober-Postkontrollor.
Kapusta J., Kanonikus.
Krska, Dr. Karl, k. k. Staatsanwalt.
Landesarchiv für Mähren.
Mussil Othmar, Theolog.-Professor.
Petin Karl, k. k. Post-Ober-Kontrollor.
Schuderla Robert, Domkapitular.
Schuster Johann, Religions-Professor.
Seminar-Bibliothek, Theolog.

Brunn a. G. (N.-Öst.).

Penfuß, akadem. Maler.

Budapest (Ungarn).

Beck Jg. L., k. u. k. Leutnant, Lehrer a. d. Inf.-Kad.-Schule.
Gießwein, Dr. Alexander, Domkapitular.
Kemény Eduard, k. u. k. Militär-Kurat.
Pallay Nikolaus, k. u. k. Milit.-Kaplan.
Várady, Dr. Leop. Arpad, Sekt.-Chef.
Zichy, Graf Ferdinand, k. u. k. f.e. Rat.

Budweis (Böhmen).

Plaček Franz, k. k. Professor.
Schmidmayer Rudolf, k. k. Gymn.-Prof.

Burgstall (Tirol).

Kirchlechner Josef, O. T. Expositus.

Cadram (Steiermark).

Bezenšek Georg, Pfarrer.

Chartagena V. (Amerika Un.-St.).

Jussel Gregor, Professor am St. Charles-Seminar.

Cerna hora (Mähren).

Fries, Graf August, Reichsratsabgeord.

Čech (Mähren).

Klamt Ernst, stud. phil.

Cilli (Steiermark).

Ogradi Franz, inful. Abt und Stadtpfarrer.

Cles (Tirol).

Sternbach, Dr. Pius Freiherr von, k. k. Statthalterei-Konzipist.

Czernowitz (Bukowina).

Halban, Dr. Alfred, k. k. Univ.-Prof.
Kaindl, Dr. Raimund, k. k. Prof., Univ.-Dozent.
Niedermann Josef, k. u. k. Milit.-Kaplan.

Dalaas (Vorarlberg).

Naegele Josef, Pfarrer.

Deutsch-Kralup (Böhmen).

Kunz Anton, Dechant.

Diakovar (Slavonien).

Ritig, Dr. Svetozor, Prof. d. Theologie.

Dillingen a./d. Saar (Rheinland).

Ehl Konrad, Koadjutor.

Dimbach (O.-Öst.).

Plazer Josef, Kooperator.

Dittmannsdorf (Schlesien).

Skukina Joh., Pfarrer.

Dobritschan (Böhmen).

Zeßner Heinrich, Freiherr v.

Dornbirn (Vorarlberg).

Heinzle Roman, Schulbenefiziat.
Hirn, Dr. Ferd., k. k. wirkl. Lehrer an der Realschule.
Lumper, Dr. Josef, k. k Gerichts-Adjunkt.
Redemptoristen-Kollegium.
Reich Alois, Bildhauer.

Dürnholz (Mähren).

Lux Rudolf, Pfarrer.

Düsseldorf (Rheinpf.).

Müller, Dr. Alois.

Dux (Böhmen).

Friedland Josef, bisch. Notar und Dechant.
Krisa Wendelin J., Kaplan.

Dziewietnik, P. Wypranowska (Galizien).

Szeptycky, Dr. Graf Kasimir.

Ebelsberg (O.-Öst.).

Rupertsberger Mathias, Pfarrer.

Ebelsberg, Schloß (O.-Öst.).

Kast Michael, Exzellenz Freiherr von, k. u. k. Geheimer Rat.

Ebenau (Salzburg).

Fiorioli Alois, Pfarrer.

Ebensee (O.-Öst.).

Bruckmüller Josef, Benefiziat.
Stronski Karl, Kooperator.

Ebergassing (N.-Öst.).

Schloißnigg, Baronin Sophie.

Edelbach (N.-Öst.).

Burger Ambros, Pfarrer.

Efferding (O.-Öst.).

Starhemberg Gräfin Fanni, geb. Gräfin Larisch.

Eger (Böhmen).

Basel Richard, k. k. Gymnasial-Professor.

Eggenburg (N.-Öst.).

Kohlgruber Karl Franz, Stadtpfarrer.

Eichstätt (Bayern).

Lochner Oskar, Freih. v. Hüttenbach, Lycealprofessor.
Schmalzl, Dr. Peter, Lyzeal-Professor.

Eisenerz (Steiermark).

Winkler Josef, Kooperator.

Elöszallas (Ungarn).

Magyarasz Franz, Kooperator.

Engelstein bei Gr.-Schönau (N.-Öst.).

Geusau Karl, Freiherr v.

Enns (O.-Öst.).

Grosam Wenzel, Kooperator.
Ploner, P. Innozenz, O. F. M.

Erla bei St. Valentin (N.-Öst.).

Coudenhove, Graf Karl.
Coudenhove, Gräfin Paula.

Esztergom (Ungarn).

Csárszky, Dr. Steph., Notar des erzbischöfl. Konsistoriums.

Exaeten (Holland).

Duhr Bernhard, S. J.

Feistritz a. D. (Kärnten).

Prosen Alexander, Pfarrer.

Feldkirch (Vorarlberg).

Briem Ludwig, Akademiker.
Brunner Joh., k. k. Gymnasial-Professor.
Ender Anton, k. k. Bezirksschulinspektor.
Gaßner-Getzner Rich., Fabrikant.
Hörburger Jul., k. k. Postassistent.
Kahl Fr. Gerhard, Direktor des Privat-Lehrerseminars.
Kelz Karl, k. k. Kreisgerichts-Sekretär.
Müller, Dr. Johann, Stadtpfarrer.
Mutter Katon, Frau.
Mutter, Fräulein Marie.
Neuner, Dr. Jos., k. k. L.-G.-R.
Neupaur zu Brandhausen, Ferd. R. v., Landesgerichtsrat.
Schatzmann Eugen, stud. med.
Schneider Franz, k. k. Gymn.-Professor.
Schönach Hugo, k. k. Gymn.-Professor.
Stella matutina, Pensionat der Ges. Jesu.
Zobl, Dr. Johann, Weihbischof.

Feldkirchen (Kärnten).

Richter Ant., f.-b. geistl. Rat, Dechant.

Feldsberg (N.-Öst.).
Biber Karl, k. k. Gerichts-Adjunkt.

Floridsdorf (N.-Öst.).
Basler Raimund, Kooperator.

Fluh (Vorarlberg).
Greissing Liberat, Pfarrer.

Frangart bei Eppan (Tirol).
Told Ignaz, Expositus.

Frankenmarkt (O.-Öst.).
Prammer Josef, Kooperator.

Frankfurt a. M. (Preußen).
Dies academicus.

Freiburg im Breisgau.
Braig, Dr. Karl, Universitäts-Professor.
Werthmann, Dr. Laurenz, Redakteur der „Charitas".

Freiburg (Schweiz).
Kirsch, Dr. Joh. Peter, Univ.-Prof.
Schnürer, Dr. Gustav, Univ.-Prof.
Universitäts-Bibliothek.

Freyhühel (Steiermark).
des Enffans d'Avernas, Graf.

Friedberg (Böhmen).
Kinzinger Florian, Kooperator.

Friesach (Kärnten).
Pleschutznig Johann, Propst.
Veith, Conte Anton.

Friedeck (Schlesien).
Janša Jos, Kooperator.

Frohsdorf (N.-Öst.).
Curé Amadée, Ehrenkämmerer S. H., Ehrenkanonikus.

Fuegen (Tirol).
Mark David, Dekan.

Fulpmes (Tirol).
Trenker Franz, Kooperator.

Fünfkirchen (Ungarn).
Hanny Gábor, Abt und Domherr.

Fürth (N.-Öst.).
Reich Franz, Pfarrer.

Gainfahrn (N.-Öst.).
Bratke Julius, Pfarrer.

Gárdony (Ungarn).
Majláth, Graf Geza.

Gars (N.-Öst.).
Lux, Dr. Franz, Ehrendomherr und Dechant.
Preßler Anton, pens. Pfarrer.

Gaschurn (Vorarlberg).
Hartmann Josef, Pfarrer.

Gaubitsch (N.-Öst.).
Trost Leopold, Dechant.

Gmunden (O.-Öst.).
Mayr Georg, Stadtpfarrer.
Stadler Franz, Kooperator

Görz (Küstenland).
Gaßner Josef, k. k. Realschul-Direktor.
Loitlesberger Karl, Gymnasial-Professor.
Sedej, Dr. Franz, Domkapitular.

Götzis (Vorarlberg).
Längle Albert, cand. med.

Goldwörth (O.-Öst.).
Windner Franz, Chorherr, Pfarrvikar.

Graz (Steiermark).
Carolina, k. Studentenverbindung.
Konvent der barmherzigen Brüder.
Daum, Dr. Alois, Domkapitular.
Divis Anton, k. u. k. Militär-Kurat.
Dominikaner-Konvent.
Frühwirth Josef, Kanzler.
Grießl Anton, Domkustos.
Gutjahr, Dr. Franz, k. k. Univ.-Professor.
Haller Ignaz.
Haring Johann, k. k. Univ.-Professor.
Hartenthal, v., k. u. k. Oberst.

Hirtl Anton, f.-b. geistl. Rat, Spiritual, Knabenseminar.
Höfler Eberhard, Augustiner Chorherr.
Köck, Dr. Joh., f.-b. Ordinariatskanzler.
Kraus Florian, Alumnatspriester.
Kolleger Anton, stud. theol.
Korb-Weidenheim Anna, Baronin.
Kuhn Otto, Missar.
Lang, Dr. Alois, Professor.
Leseverein der Theologen.
Ljubša Math., Seelsorger der k. k. Strafanstalt.
Mayerhofer, Dr. K., f.-b. Hofkaplan.
Mayerhoff J., Verlagsbuchhändler.
Meran, Graf Johann, Exzellenz.
Miklavc, Dr. Raimund, k. u. k. Mil.-Kapl.
Oer, Dr. Franz Freih. v., Domkapitular.
Pauli, Dr. Joh., Kooperator.
Ranftl, Dr. Johann, Professor.
Resch Josef, Domkustos.
Rintelen, Dr. Anton, Advokat.
Sattler, Dr. Anton, Professor.
Stradner Josef, Kanonikus, Direktor des f.-b. Knabenseminars.
Vötsch Anton, Professor.
Weiß, Dr. Anton, k. k. Univ.-Professor.
Weiß, Dr. Johann, k. k. Univ.-Professor.
Weiß, Dr. Karl, k. k. Univ.-Professor.

Greding (Bayern).

Nörpel Joh., Kooperator.

Gries bei Bozen (Tirol).

Hohenegger Anselm, O. S. B., Professor der Theologie.
Koellensperger, Dr. Karl prakt. Arzt.
Marzani Albert, Graf von.
Schunter J., Weltpriester.

Grodzisko (Galizien).

Bánhidy Kasimira Marie, Frau v.

Groß-Gerungs (N.-Öst.).

Binder Johann, Dechant.

Großnondorf.

Ebner Laurenz, Pfarrer.

Gr.-Pöchlarn (N.-Öst.).

Aichinger Josef, Benefiziat.

Groß-Poppen (N.-Öst.).

Plesser Alois, Pfarrer.

Grottkau (O.-S.).

Schmid, Dr. J., Kaplan.

Gurnitz (Kärnten).

Nieser Joh., Propst.

Gyergyó-Alfalu (Ungarn).

Mikes Graf Johann.

Hagenberg, Schloß (O.-Öst.).

Dürkheim, Gräfin Franziska.

Hainburg a. D. (N.-Öst.).

Aberham Leopold, Realitätenbesitzer.
Jekabek Joh., k. u. k. Professor.

Hall (Tirol).

Auer Johann, Villenbesitzer.
Engel Josef, Monsignore, päpstl. G.-K.
Gasser, Dr. Vinzenz, k. k. Notar.
Handel-Mazetti, Exz. Fredina, Freiin, Feldzeugmeisterswitwe.
Kathrein, Dr. Theodor, Advokat, Reichsrats- und Landtags-Abgeordneter, Bürgermeister.
Knöpfler Matthäus, Dekan u. Stadtpfarrer.
Kühlwein, städt. Lehrer.
Lanznaster, P. Franz Ant., O. F. M. Gymnasialprofessor.
Lener Justinian, O. S. F., Gymnas.-Direktor.
Luchner, Dr. Josef, Advokaturs-Konz.
Obergymnasium, k. k. (P. P. Franziskaner).
Recheis Nikolaus, Kaplan an der Landes-Irrenanstalt.
Stadl, Peter von, Architekt.
Vogl Adolf, Kunstanstaltsbesitzer.
Wassermann, Dr. J. M., Arzt an der Landes-Irrenanstalt.

Hard (Vorarlberg).

Ulmer Franz, Pfarrer.

Haselbach (N.-Öst.).

Skoupil Stephan, Pfarrer.

Haßbach (N.-Öst.).

Rußwurm Johann, Pfarrer.

Haugschlag (N.-Öst.).

Prisching Josef, Pfarrer.

Hayd (Böhmen).

Löwenstein Karl, Fürst zu . . K 20.—

Heiligenkreuz (N.-Öst.).

Cisterzienserstift . . . . . K 20.—

Dědič Malachias, Prior und Dechant.
Nader Franz, Stiftskapitular.
Nagl, Dr. Erasmus, Theologie-Professor.
Pöck, Dr. Georg, Abt.
Schlögl, Dr. Nivard, Theologie-Professor und Novizenmeister.
Urban, Dr. Johann, Theologie-Professor.
Watzl Florian, Stiftskapitular.

Hernstein (N.-Öst.).

Etz Eugen, Pfarrer.

Herzogenaurach (Bayern).

Göller Georg, Pfarrer.

Herzogenburg (N.-Öst.).

Schmolk Frigdian, Propst.

Hermannstadt (Siebenbürgen).

Várady Viktor, k. u. k. Militär-Pfarrer.

Hirschau (Oberpfalz).

Riedhammer Franz, Kooperator.

Hochwolkersdorf (N.-Öst.).

Gebauer Vincenz, Pfarrer.

Hořitz (Böhmerwald).

Panhölzl Philibert, bischöfl. Notar und Pfarrer.

Hofkirchen (O.-Öst.).

Hofmaninger Jos., reg. Chorherr, Pfarrer.

Hohenbrugg bei Fehring (Steiermark).

Morsey, Franz Freih. v., Gutsbesitzer.

Hohenems (Vorarlberg).

Amann Alois, Fabrikant.
Waldburg-Zeil, Graf Klemens.

Hohenfurth (Böhmen).

Bibliothek des Stiftes.
Ladenbauer, Dr. Willibald, Stiftsprior.
Putschlögl, Dr. P. Emil, Stiftskapitular.

Hohenzell (O.-Öst.).

Hanimair Josef, Pfarrer.

Holtschitz b. Brüx (Böhmen).

Hahnel Karl, Pfarrer.

Horka a. d. Iser (Böhmen).

Nostitz, Graf Karl.

Horn (N.-Öst.).

Heissenberger R., Übungsschullehrer.
Krejčnička Jos., Religions-Professor.
Miklas Wilhelm, Gymnasial-Professor.

Iglau (Mähren).

Kobza Raimund M., Religions-Professor.

Imst (Tirol).

Prieth Ignaz, Dekan.
Vilas, Dr. Robert, von, Advokat.

Innichen (Tirol).

Schwingshackl Josef, Kanonikus.
Walter, Dr. Joseph, Propst.
Widemair Leonhard, Kanonikus, k. k. Religions-Professor i. R.

Innsbruck (Tirol).

Aschaber Georg, Buchhalter der Landes-Hypothekenbank.
Austria, akad. Studentenverbindung.
Bergmeister, Dr. Rudolf, Professor a. d. Handelsschule.
Bitschman Jos., k. k. Finanzsekretär.
Bleyer Alfred, k. k. Gymnasial- u. Oberrealschul-Professor.
Brandis, Graf Anton, k. u. k. geheimer Rat, Landeshauptmann.
Call, Dr. Friedrich, Freiherr v., k. k. Oberlandes-Gerichts-Präsident.
Collegium der Gesellschaft Jesu . 20 K.
Deixler Moriz, k. k. Rechnungsrat.
Dunin Borkowska, Gräfin Kasimira.
Durneuner, Dr. Hermann, Direktor der Landes-Hypotheken-Anstalt.
Egger Franz, Professor am k. k. Pädagogium, Bezirksschulinspektor.
Eghen Silvio v., k. k. Finanzrat.
Eitel Karl, Stadtpfarrkooperator.
Falkner Eugen, k. k. Oberrealschul-Prof.
Falser Josef, R. v., k. k. Statthalterei-Rat.
Flunger Josef, Hotelier.
Frankenstein Julie, Freiin von.
Gerok Karl, kais. deutscher Konsul.
Gostner Karl, Kaufmann.
Gschließer Heinrich, Ober-Magistratsrat.
Hammerle H., geistl. Lehramtskandidat
Handl Johann, Kaufmann.
Hasenöhrl, P. Pirmin, O. Fr. min., Redakteur des „St. Franziskus-Glöckleins".
Hauser Eduard, Konzipist der Tiroler Landes-Hypothekenanstalt.

Hauser Josef, Privatier.
Hausotter, Dr. Johann, k. k. Landesschulinspektor.
Heinzle Emil, Adjunkt der k. k. St.-B.
Hellweger, Dr. Ludwig, Landessekretär.
Hittmair, Dr. phil. Anton, Direktor der k. k. Univ.-Bibliothek.
Hoflacher Engelbert, Pfarrer.
Hundegger, Dr. Josef, k. k. Bibliotheksbeamter.
Hutter Theodor, Kaplan.
Jehly, Dr. G., Red. d. „N. Tiroler Stimmen".
Kapferer, Dr. Max, Adv. u. Landtagsabg.
Kautsky, Fr. Odilo, O. S B.
Kerle, Dr. Josef, Msgr. Spiritual.
Klar, Dr. Alois, k. k. Statth.-Archivar.
Knoflach, Dr. Karl, prakt. Arzt.
Kometer, Dr. Joh., Prälat, Stadtpfarrer.
Kripp Sigmund v., Sekretär des Landeskulturrates.
Lanner, Dr. Alois, Realschulprofessor.
Leoverein, akademischer.
Lieber, Dr. Aug., prakt. Arzt, Schriftsteller.
Maas Ed., Prof. a. d. k. k. Lehrerbildungs-Anstalt.
Malfatti, Dr. Hans, k. k. Univ.-Prof. und Landtagsabgeordneter.
Malfatti Josef, mag. pharm.
Mayr Franz, Baumeister.
Mayr, Dr. Michael, k. k. Univ.-Prof., Archivs-Direktor der k. k. Statthalterei.
Meran Albrecht, Graf.
Metz Ferd., landsch. Rechnungsrevident.
Müller Anton (Bruder Willram), k. k. Religions-Professor.
Neuhauser Karl, Fabrikant.
Neuner Alois, k. k. Religionsprofessor.
Neuner Josef, Kaplan, Mädchen-Waisenhaus.
Nitsche Dr. J., Landesschulinspektor.
Orieux, Frl., Lehr. a. d. k. k. Lehrerinnenbildungs-Anstalt.
Pastor, Dr. Ludwig, Hofrat, Vorstand des Istituto austriaco in Rom.
Perkmann, Dr. Peter, k. k. Gymnasial-Professor i. R.
Petter August, f. b. Konsiliarius.
Petzer Joh., R. v., k. k. Oberfinanzrat.
Plattner Alois, k. k. Finanzrat.
Poelt, Dr. Gust., k. k. Oberfinanzrat.
Pusch, Dr. Karl, Adv. und Landtagsabg.
Rampold, Dr. Franz, k. k. Staatsanwalt-Substitut.
Ramponji, Dr. Roman v., k. k. Postrat.
Redemptoristen-Kollegium.
Riccabona, Dr. Ernst v., k. k. Ober-Landesgerichtsrat i. R.
Riccabona, Dr. Julius, Freiherr v.
Riccabona, Dr. Othmar v., k. k. Notar.
Rimmel Rochus, cand. theol.
Röck, Direktor der k. k. Lehrerbild.-Anstalt
Schier Wilhelm O. S. B.
Schipp Berthold O. Praem.
Schmuck Heinrich von, k. k. Professor, Geistl. Rat.
Schneller Christian, k. k. Hofrat.
Schorn, Dr. Joh., Landesausschuß.
Schwager Remigius, Landes-Hauptkassier.
Seeger, Dr. Leo, Notariatskandidat.
Spoerr Johann, Stadtpfarr-Kooperator.
Tendering Karl, Assessor.
Thurn und Taxis, Graf Ferdinand, k. k. Kämmerer, Statthaltereirat i. R.
Thurner Alois, Sekretär der Tiroler Landes-Hypothekenbank.
Tiroler Glasmalerei-Anstalt.
Tirolia, akadem. Studentenverbindung.
Tonelli Albin, k. k. Evidenzhaltungs-Inspektor.
Trabert, Dr. Wilhelm, k. k. Univ.-Professor.
Trapp, Graf Gotthard, Reichsr.-Abg.
„Unitas", akad. Verein.
Universitätsbibliothek, k. k.
Unterkircher Karl, k. k. Univ.-Bibliotheks-Kustos.
Ursulinenkloster.
Vinatzer Joh., Chorherr, Stadtpfarrer.
Wackernell, Dr. Josef, Advokat und Landtagsabgeordneter.
Wackernell, Dr. J. E., k. k. Univ.-Prof.
Waibl, Dr. Alois, k. k. Statthalterei-Archivskonzipist.
Waldegger Peter, k. k. Religions-Professor.
Weichs-Glon F., Dr. Freiherr von, Ober-Inspektor der k. k. Staatsbahnen.
Wörndle Heinrich v., Buchhändler.
Wopfner, Dr. Herm., Statth.-Archivars-Praktikant.
Zingerle, Dr. Anton, k. k. Univ.-Prof.

Aschl (O.-Öst.).

Weinmayer Franz, Dechant und Stadtpfarrer.

Attenthal (Aargau, Schweiz).

Kaiser Emil, Pfarrer.

Jagenberg (Steiermark).

Hechtl Ferd., Kaplan.

Jägerndorf (Schlesien).

Engel Friedrich, k. u. k. Lieutnant.
Rieger Otto, k. u. k. Hof-Orgelfabrik.

Jungferndorf (Schlesien).

Schumann Wenzel, Monsign., Schloßbenefiziat.
Skal Adele, Baronin v.

Jungholz (Allgäu).

Gamper Johann, Pfarrer.

Kaaden (Böhmen).

Zenker Anton, k. k. Professor.

Kahlsberg (Salzburg).

Walterskirchen-Hunyady, Baronin.

Kallham (O.-Öst.).

Schindlauer Josef, Kooperator.

Kalksburg (N.-Öst.).

Rektorat des Kollegiums S. J.

Kaltern (Tirol).

Biegeleben Ludwig, Freiherr v.
Graml, P. Virgilius O. Fr. M., Lektor der Theologie.
Rapp, Dr. Johann.
Stenitzer, Dr. Gottfried von, k. k. Bezirks-Richter.

Kaposvár (Ungarn).

Zimmert Jos., Pfarrer.

Karlsbad (Böhmen).

Lenk Augustin, Kreuzherrnordenspriester.
Strunz, Dr. Wenzel, prakt. Arzt.

Karlstadt (Böhmen).

Spaček Franz, geistl. Professor.

Katzelsdorf (N.-Öst.).

Pktryl, Dr. K. Franz, C. SS. R.

Kematen (Tirol).

Lonyay, Elisabeth von, k. k. Ehren-Stiftsdame, Großgrundbesitzerin.
Strobl Christian, Pfarrer.

Kirchberg a./d. Raab.

Kölbl Franz, Kaplan.

Kirchberg am Wechsel (N.-Öst.).

Wüstinger Josef, Pfarrer.

Kirchdorf (O.-Öst.).

Zeller, P. Florian, Kooperator.

Kirchschlag (Böhmen).

Dolzer Petrus, Kaplan.

Kirrweiler (Rheinpfalz).

Sauer Eugen, Kaplan.

Klagenfurt (Kärnten).

Angerer Heinrich, Dechant und Stadtpfarrer.
Bittner Guido, Domkapitular.
Cigoi, Dr. Alois, O. S. B., Professor der Theologie.
Einspieler Lambert, Domscholaster, inf. Propst.
Elsler Karl, Domherr, fürsterzbischöflicher Kanzler.
Gefsler Johann, k. u. k. Professor.
Größer Matthäus, Domkapitular.
Hutter Johann, Realschulprofessor.
Klimsch, Dr. Robert, Redakteur.
Lebinger Norbert, k. k. Professor.
Podgorc Valentin, Kanonikus.
Priester-Seminar, Rektorat.
Quitt Johann, Präfekt, Marianum.
Spinetti, Dr. Albin, Freiherr v.
Unterluggauer Johann, Stadtpfarrkaplan.
Veiter August, akademischer Maler.
Wappis Ferd., Direktor des Marianum.

Klausen a. E. (Tirol)

Thaler Valentin, Dekan u. Stadtpfarrer.

Klaus (O.-Ö.).

Haydvogel, P. Konrad.

Klosterneuburg (N.-Öst.).

Czernohorsky Alexander, Stiftsdechant.
Domanig, Dr. Karl, Kustos am k. u. k. Hofmuseum in Wien.
Domanig Irmgard, Frau.
Drexler, Dr. Karl, Msg., Theol.-Professor.
Frodl Engelbert, Chorherr.
Großbieß Josef, k. k. Rechnungsrat des Obersten Gerichts-Hofes.
Kehrer Ernst, Theol.-Professor.
Kopkiwa Aegidius, Theol.-Professor.
Landes-Gymnasium, N.-ö.
Legler Anton, Kooperator.
Ludwig Vincenz Oskar, Theol.-Professor.
Müller Friedrich, Regenschori.
Pasler Ildephons, Theol.-Professor.
Peitl Bernhard, Stiftspropst.
Peterlin Adalbert, Theol.-Professor.
Pitsch, Dr. Wilhelm, Arzt.
Pozdena Rudolf F., Kommissär der k. k. Normal-Aichungskommission.

Prochaska Ant., Oberrevident der k. k. Staats-Bahnen.
Šaštaric, Dr. Max, Professor am n.-ö. Landes-Realgymnasium.
Schnürer, Dr. Franz, k. u. k. Skriptor, Redakteur.
Schnürer Gabriele, Frau.
Süß Norbert, Theol.-Professor.
Tummler Anton, Professor am n.-ö. Landes-Realgymnasium.

Knittelfeld (Steiermark).

Luttenberger Alois, Kaplan.

Komotau (Böhmen).

Salzer, Dr. Klemens, O. Cist., Gymn.-Direktor.

Korneuburg (N.-Öst.).

Idinger Frigdian, Kooperator.

Köln (Preußen).

Cardauns, Dr. Hermann, Chefredakteur.
Pieck B., Kaplan.
Stollwerck Ludwig, Fabrikant.
Vogels Heinrich, Kaplan.

Königgrätz (Böhmen).

Domabyl, Dr. Gustav, Theol.-Professor.
Hampl Franz, Prälat, Domkapitular.

Königswiesen (O.-Öst.).

Azgersdorfer Johann, Kooperator.

Kraig (Kärnten).

Joas Johann, Propst.

Krakau (Galizien).

Chotkowski, Dr. Ladislaus, Prälat, k. k. Univ.-Professor.
Estreicher-Rozbiersky, Dr. Karl, Direktor der Univ.-Bibliothek.
Górski, Dr. Ant. v., k. k. Univ.-Professor.
Grúsz Ladislaus, k. u. k. Militär-Pfarrer.
Janczewski, Dr. E. v., Universitäts-Professor.
Karlinski, Dr. Franz, Direktor der Sternwarte.
Krassowski, Johann R. v., k. u. k. Militär-Kaplan.
Kreutz, Dr. Felix, Univ.-Professor.
Morawsky, Dr. Kasim., k. k. Univ.-Prof.
Pawlicki, Dr. Stefan, k. k. Univ.-Prof.
Smolka, Dr. Stanis., Univ.-Professor, General-Sekretär der k. Akademie der Wissenschaft.
Straszewski, Dr. Moriz R., v, Univ.-Professor.
Tarnowski, Dr. Stanisl., Graf, Univ.-Professor, k. u. k. g. R.
Tretiak Dr. Josef, Univ.-Professor.
Wondolny, Dr. Ceslav, Prof. a. d. k. k Lehrerinnenbildungs-Anstalt.
Zoll, Dr. Friedrich, Hofrat, Univ.-Prof.

Krems (N.-Öst.).

Kerschbaumer, Dr. Anton, Prälat.
Landes-Oberrealschule, N.-ö.
Wichner, Dr. Josef, k. k. Gymnasial-Professor.

Kremsier (Mähren).

Jaksche, Dr. Franz, Gymn.-Professor.

Kremsmünster (O.-Öst.).

Achleuthner Leonhard, O. S. B., Abt.
Dickinger Odilo, Stiftsbibliothekar.
Fanschek, P. Ernst, Gymnasial-Professor, Präfekt.
Hauer Julian, Gymn.-Professor.
Huemer Adalbert, Gymn.-Professor.
Klettenhofer, P. Eduard, Katechet.
Landerl, Dr. Philibert, Gymn.-Professor.
Schwab Franz, Direktor der Sternwarte und Professor.
Schwarz Thiemo, Stiftskapitular.
Waldl, P. Greg., Gymnasial-Professor.
Werner, P. Dr. Konst., Gymn.-Professor.

Kritzendorf (N.-Öst.).

Köhler Leander, Pfarrer.

Krumnußbaum (N.-Öst.).

Montjoye, Graf Karl, k. k. Kämmerer.

Kuens bei Meran (Tirol).

Lindner Math., Pfarrer.

Kwasitz (Mähren).

Thun, Dr. Jaroslav, Graf.

Laas (Tirol).

Astfäller Josef, Pfarrer.

Laer (Bez. Osnabrück).

Meyer Karl, Kaplan.

Laibach (Krain).

Jeglič, Dr. Anton, Fürstbischof.
Kulavic, Dr. Johann, Seminar-Direktor, Domkapitular.
Professoren-Kollegium, theolog.

Šusteršic, Dr. Ivan, Advokat, Reichsratsabgeordneter.

Lambach (O.-Öst.).

Benediktiner-Abtei.

Lana (Tirol).

Eder, Dr. Joh., k. k. Gerichts-Adjunkt.
Koellensperger Dr. Jakob, Advokat.
Tribus Calasanz, Prior des Deutschen-Ordens-Konvent.
Wibmer, Dr. univ. med. Andreas.

Landeck (Tirol).

Greil Johann, Pfarrer, geistl. Rat.

Landskron (Böhmen).

Brix Adolf, k. k. Religions-Professor.

Langen (Vorarlberg).

Amann Josef Anton, Pfarrer.

Lanzenkirchen (N.-Öst.).

Hinner H., Kooperator.

Léng-Hehár Magyar (Ungarn).

Zichy, Gräfin Marie, geb. Gräfin Redern.

Leitmeritz (Böhmen).

Emanuela, kath.-literarischer Damenklub.
Fuchs Raimund, Domkapitular.
Herklotz, Dr. Franz, Theol.-Professor.
Mattauch Gustav, Domkapitular.
Mittelbach, Dr. Franz, Arzt.
Pohl, Dr. Wenzel.
Sitte Wenzel, Domkapitular.
Sterba Josef, Domkapitular.

Lemberg (Galizien).

Bilczewski, Dr. Jos. Exzellenz, Erzbischof rit. lat.
Dominikanerkloster.
Dzieduszycki, Exzellenz Graf, Dr. Alb., k. k. Univ.-Prof., Reichrats-Abg.
Pressen Johann, Edl. v., k. u. k. Mil.-Kur.
Pilat, Dr. Thaddäus, k. u. k. Hofrat, Universitäts-Professor.
Prochaska Anton, Adjunkt des Landesarchives.
Szeptice-Szepticki, Dr. Andreas Graf von und zu, Exzellenz, Erzbischof rit. graec.
Teodorowicz Jos., Erzbischof, rit. arm.
Thullie Max, R. v., Professor a. d. technischen Hochschule.

Lengstein (Tirol).

Egger Josef, Kurat.

Lenkau (Öst.-Schlesien).

Jauša Josef, Pfarrer.

Leoben (Steiermark).

Stradner Alois, Dechant und Pfarrer.

Leonding (O.-Öst.).

Ecker Johann B., Pfarrer.

Leonfelden (O.-Öst.).

Zach Bruno, Pfarrvikar.

Leschna, Schloß (Mähren).

Wiesbaur J., Kustos

Libochowitz (Böhmen).

Herberstein, Graf Josef.

Liegnitz (Pr.-Schlesien).

Hoffmann Hermann, Kaplan.

Liesing (N.-Öst.).

Scholz, Dr. Franz, städt. Verwalter.

Lilienfeld (N.-Öst.).

Panschab Justin, O. Cist., Abt.
Tobner Paul, Subprior und Kämmerer.

Lingenau (Vorarlberg).

Fink Josef, Pfarrer.

Linz (O.-Öst.).

Bermanschläger Ludwig, Domprediger.
Kollegium S. J.
Denk, Dr. Karl, Augenarzt.
Dullinger Leopold, Kanonikus.
Ebenhoch, Dr. Alfred, Landtags-Abg., Landeshauptmann.
Esser, Dr, Advokat.
Grasl, Dr. Karl, Landesrat.
Hartl, Dr. Alois, Gymnasial-Professor.
Hauser Joh., Mitglied des ober-österr. Landesausschusses.
Hinterecker Michael, Theologie-Professor.
Hittmair, Dr. Rudolf, Theol.-Professor.
Markhgott Hanns, k. k. Finanz-Rechnungs-Assistent.
Mayböck, Dr. Johannes, Domkapitular, Seminar-Regens.
Pramberger, Fr. Richard, O. S. F.

Rixner Alexander, Buchbinder, k. u. k. Kammerlieferant.
Schmuckenschläger Adolf, Theol.-Professor.
Schwarz Josef, Kanonikus.
Walderdorff, Graf Josef, k. k. Statthalterei-Sekretär.
Wild, Dr. Ignaz, Theologie-Professor.

Lösch (Mähren).

Belcredi, Graf Ludwig.

Lomnitz (Mähren).

Sereny, Graf Otto.

Luzern (Schweiz).

Dunin-Borkowska, Gräfin Kasimira.

Mähr.-Neustadt (Mähren).

Fischer Josef, Gymnasial-Professor.
Serulka Wenzel, Dechant.

Mähr.-Weißkirchen (Mähren).

Gardik de Karda, Willibald, k. u. k. Prof.

Maihingen (Bayern).

Grupp, Dr. G. F., Bibliothekar.

Maissau (N.-Öst.).

Pichler Joh., Pfarrer.

Mainz (Hessen)

Raich, Dr. Joh. Mich., Domkapitular.
Selbst, Dr. Josef, Domkapitular.

Mais (Tirol).

Noggler, P. Gottfried, O. Cist. Pfarrer.

Mals (Tirol).

Hochenegger Josef, Dekan und Pfarrer.

Marburg (Steiermark).

Feuš, Dr. Franz, Theologie-Professor.
Kovačič, Dr. Franz, Theologie-Professor.
Matek, Dr. Martin, Theologie-Professor.
Medved, Dr. Anton, Religions-Professor.
Simonič Franz, Dom- und Stadtpfarrvikar.
Tajek Jakob, k. u. k. Militär-Kaplan.
Voh Barthol., Domkapitular.
Wreže Johann, k. k. Professor.

Maria-Enzersdorf (N.-Öst.).

Peyfuß Karl J., akadem. Maler.

Maria-Kulm (Böhmen).

Bergmann Josef O. Cruc., Propst und Kommandeur.
Kohl Rudolf, Kreuzherren-Ordenspriester.

Maria Kaltschitz.

Klameth, P. Odilo E., O. Cist.

Mariaschein (Böhmen).

Kollegium S. J.

Maria-Schutz (N.-Öst.).

Schnetzinger Stefan, Pfarrer.

Marienbad (Böhmen).

Pöller Adolf, O. Praem., Kaplan.

Martinsdorf (N.-Öst.).

Vidmar, Dr. Konstantin, k. k. Prof. a. D.

Mattsee (Salzburg).

Ziegler Anton, Kanonikus und Pfarrer.

Mauerkirchen (O.-Öst.).

Koller Jos., Kooperator.

Mauer-Öhling (N.-Öst.).

Autengruber, Dr. Math., Arzt an der niederösterreichischen Landes-Heil- und Pflege-Anstalt.

Melk (N.-Öst.).

Bleiminger, O. S. B., Laurenz, Religionsl.
Haselberger Georg, O. S. B., Dechant.
Janak, P. Dr. Emeran.
Katschthaler Ed., O. S. B., Gymnasial-Lehrer.
Kozell Gabriel, O. S. B., Stiftskapitular.
Piringer Leo, O. S. B., Kooperator.
Ressavar Kolumban, O. S. B., Kapitular.
Schachinger, Dr. Rudolf, O. S. B., Prof. und Stiftsbibliothekar.
Stranz, P. Dr. Paul, O. S. B.
Ulbrich, P. Hermann, bischöfl. Konsistorialrat, k. k. Schulrat, Gymnasialdirektor.

Melnik (Böhmen).

Neumann Jaromir Lad., k. k. L.-G.-R.

Meran (Tirol).

Christanell Josef, Schuldirektor i. R.
Egen Karl v., Benefiziat.
Egger Georg, k. k. Haupt-Steuereinnehmer.
Glatz Sebastian, Kanonikus, Dekan und Landtagsabgeordneter.

Gufler Andr., Präfekt d. f.-b. Johanneums.
Hafner Josef, Gymn.-Professor.
Hilpold Hans, Stadtkämmerer.
Innerhofer, Dr. Franz, Arzt.
Liensberger Peter, k. k. Oberpostverwalter.
Mages, Baronin Katon geb. Mutter.
Menghin Alois, Leiter der städt. Knaben- und gewerbl. Schule.
Korresp. d. Z. K. f. N u. hist. D.
Moll, Dr. Josef, k. k. Gerichts-Adjunkt.
Putz, Dr. Max, Advokat.
Rediff'sches Konvikt (Studenten-Kongr.)
Schatz, Dr. Adelgott, O. S. B., Gymnasial-Professor.
Schreyögg Jos., Kaufmann.
Zeller Franz, Bezirks-Schulinspektor.

Michaelbeuern (Salzburg).

Königsberger Friedr., Abt, O. S. B., 20 K.

Mies (Böhmen).

Bühl Joh., Professor.
Juritsch, Dr. Georg, Gymnasialdirektor.

Mils (Tirol).

Plaseller Anton, Direktor am Landes-Taubstummeninstitute.

Mistelbach (N.-Öst.).

Barnabiten-Kollegium.

Mitterarnsdorf (N.-Öst.).

Peroutka Aug., Pfarrer.

Mitterau (N.-Öst.).

Montecuccoli, Graf Max, Herrenhausmitglied.

Mödling (N.-Öst.).

Brzobohaty, Dr. Josef, emer. Hof- und Gerichtsadvokat.
Hermann Ferdinand, Pfarrer.
List Louis, k. k. Reg.-Rat.
Missionshaus St. Gabriel.
N.-ö. Landes-Real- und Obergymnasium.
Pantz Ferdinand, R. v., Bezirkskommissär.
Pfarrei.
Stumpf, Dr. Franz, Professor.
Wawra, Dr. Heinrich, k. k. Oberbezirksarzt.

Mockowitz (Mähren).

Strachwitz, Graf Friedrich.

Mondsee (O.-Öst.).

Schreiberhuber Josef, Kooperator.

Morter (Vintschgau, Tirol).

Schrott Josef, Expositus.

Mühlbach bei Eger (Böhmen).

Müller Nikolaus, Pfarrer.

München (Bayern).

Busch Georg, Bildhauer.
Grauert, Dr. Univ.-Professor.
Hafner Daniel.
Koeniger Alb. Michael.
Krottenthaler Stephan, Kurat.
K. bayr. Hof- u. Staatsbibliothek.
Öttingen-Spielberg, Fürstin zu.
Öttingen-Wallerstein, Fürst Moriz.
Scharnagl A., Stadtkaplan.

Murau (Steiermark).

Schmid Florian, Kaplan.

Muttergottesberg bei Grulich (Böhmen).

Redemptoristen-Kollegium.

Mürzzuschlag (Steiermark).

Prangl Karl, Pfarrer.
Zollner Franz, Kaplan.

Nagy-Tévárd (Ungarn).

Wenkheim, Graf Stephan.

Naturns (Vintschgau).

Hueber Gottlieb, Pfarrer.

Neuhaus (Böhmen).

Buxbaum Franz, k. u. k. Hauptmann, Inf.-Reg. Nr. 75.

Neukirchen (O.-Öst.).

Wöckinger Johann, Pfarrer.

Neumarkt (Tirol).

Tumler Martin, f.-b. geistl. Rat, Dekan.

Nestelbach (Steiermark).

Zach Franz, Kaplan.

Niederwölz (Steiermark).

Titzegger Jakob, Pfarrer.

Niedergeorgenthal b. Brüx (Böhmen).

Linsmaier Alois, Pfarrer.

Niesnig (Pr.-Schlesien).
Fibige Paul, katholischer Pfarrer.

Niepolomice (Galizien).
Korczak-Hubička, Celine de, k. u. k. Rittmeisters-Gattin.

Nikolsburg (Mähren).
Kisling Johann, Kanonikus.
Landsteiner Karl, Propst.
Raab Mathias, Kanonikus.

Nürschan (Böhmen).
Jatsch, Dr. J., Pfarrexpositus.

Obergänserndorf (O.-Öst.).
Rabl Ignaz, Pfarrer.

Oberglogau (Ob.-Schlesien).
Oppersdorf, Reichsgraf von, Mitglied des preußischen Herrenhauses.

Oberhollabrunn (N.-Öst.).
Berger, Dr. Franz, Seminardirektor.
Hofer Philipp, Studienpräfekt.
Reuckl Franz, Msg., Religions.-Professor.
Winder Dr., Adam, Assistenzarzt.

Obermarkersdorf (N.-Öst.).
Riederer Franz, Pfarrer.

Ober-Thern (O.-Öst.).
Atteneder Josef, Pfarrer.

Oetz (Tirol).
Plattner Alois, Kooperator.

Olmütz (Mähren).
Blažek Wilhelm, Domkapitular.
Haas Ignaz, Domkapitular.
Kachnik, Dr. Josef, Professor der Theol.
Ludwig Hermann, Kommunal-Forstm.
Nešvera Josef, Domkapellmeister.
Seipel Gustav, Bürgerschulkatechet.
Tittel, Dr. J., k. k. Professor der Theologie,
Wache, Dr. Johann, Prälat, Kanonikus.
Weinlich Johann, Dompropst.

Osseg (Böhmen).
Siegl Meinrad, O. Cist., Abt K. 20.—

Ossowa, Schloß (Mähren).
Haugwitz-Baworowska, Gräfin.

Paderborn (Preußen).
Funke Bernh., Konvikts-Direktor.

Palfau (Steiermark).
Kößler Cornel, O. S. B

Parenzo (Küstenland).
Flapp, Dr. Johann, Bischof.

Paskau (Mähren).
Stollberg Günther, Graf zu K. 20.—

Paternion (Kärnten).
Pirker Johann, Pfarrer.

Patsch (Tirol).
Payr Markus v., Pfarrer.

Peilstein (O.-Öst.).
Poeschl Josef, Pfarrer.

Pelplin (Westpreußen).
Schulte Dr. A., Theol.-Professor.

Pernitz (N.-Öst.).
Hofer Erasmus, Pfarrer.

Petneu (Vorarlberg).
Haider Silvester, Pfarrer.

Pettau (Steiermark).
Fleck Josef, Propst. 20 K.

Pettenbach (O.-Öst.).
Dannerbauer Wolfgang, Dechant und Pfarrer.

Pfaffnau (Schweiz).
Koch Alois.

Pfunders (Tirol).
Feldner Peter, Pfarrer.

Pichlern (Kärnten).
Edlmann Franz, R. v.

Pilsen (Böhmen).
Graßl Basil., O. Pr., k. k. Gymn.-Prof.
Mannl Oswald, O. Pr., k. k. Gymn.-Prof.

Pitten (N.-Öst.).
Fürtinger Leo, Pfarrer.

Plan (Böhmen).

Nostiz, Gräfin Marie.

Pleszow bei Krakau.

Rychlak, Dr. Josef, Pfarrer.

Podiebrad (Böhmen).

Zavodny Jos., Propst.

Pola (Istrien).

Loß Richard, k. u. k. Maschinenbau- und Betriebs-Ingenieur.
Ullmann Therese, Frl.

Poln.-Ostrau (Öst.-Schlesien).

Bystričan Josef, Kaplan.

Pörtschach (Kärnten).

Hoyos Herberstein, Exzellenz Gräfin.

Pottendorf (N.-Öst.).

Joch Richard, Kooperator.

Praegarten (O.-Öst.).

Mühleder Franz, Kooperator.

Prag (Böhmen).

Benediktinerabtei Emaus.
Bodmann, Freih. v., k. u. k Oberst, Kammervorsteher bei Sr. k. u. k. Hoheit Erzherzog Ferdinand.
Clam-Martinic, Gräfin Margarete, k. u. k. Stiftsdame.
Englische Fräulein, Institut.
„Ferdinandea", kath.-akadem. Studentenverbindung.
Franz, Dr. Anton, Religionsprofessor.
Goller Alfred, k. k. Professor.
Hilgenreiner, Dr. Karl, k. k. Univ.-Prof.
Hlasivec J., f.-e. Notar.
Klein, Dr. Wilhelm, k. k Universitäts-Professor.
Popel Ludwig, Hausbesitzer.
Popel, Dr. W., Landesadvokat.
Rieber, Dr. Jos., k. k. Univ.-Professor.
Rotzinger Anselm, Präsid. d. wendischen Seminars.
Schindler, Dr. Jos., inf. Prälat, Hofrat, Univ.-Prof.
Schönborn, Graf Adalbert.
Sedlaček, Dr. Jaroslav, k. k. Universitäts-Professor.
Universitäts-Bibliothek.
Vašura Gust., Kreuzherrenordens-Kleriker.
Weiß Anton, k. k. Professor.
Zaus, Dr. Jos., k. k. Univ.-Professor.

Preßburg (Ungarn).

Baroß, Dr. Nikolaus v., k. u. k. geistl. Professor.
Batka Joh., N., Honorar-Vize-Stadthauptmann, Archivar.
Bergmann, Dr. Jos., Kanonikus.
Schwarzenberg-Löwenstein, Prinz. Anna.

Priesen (Böhmen).

Tieze Vinzenz, b. Bezirksvikär.

Prüm a. Eifel (Preußen).

Büngarten Franz, Kaplan.
Hilger R., Gymnasial-Oberlehrer.

Przemysl (Galizien).

Gryżiccki Ladislaus, k. u. k. Milit.-Kurat.

Purkersdorf (N.-Öst.).

Endlicher Friedrich, Direktor der n.-ö. Landes-Blindenanstalt.

Purgstall (N.-Öst.).

Bürckner Anton, Kooperator.

Raab (Ungarn).

Paar, Dr. Stefan, Präfekt.

Raasdorf (N.-Öst.).

Wolf Peter, Provisor.

Radautz (Bukowina).

Hora Ernst, k. k. Professor.

Radstadt (Salzburg).

Kostenzer Johann, Stadtpfarrer.

Ragusa (Dalmatien).

Danko Franz, k. u. k. Militär-Kurat.
Marcelić, Dr. Josef, Bischof.

Raitenbach (Bayern).

Donaubauer Stanislaus, Kooperator.

Raigern (Mähren).

Kinter, Dr. Maurus, O. S. B., Archivar.

Randegg (N.-Öst.).

Raschbacher Alois, Pfarrprovisor.

Rankweil (Tirol).

Paregger, Dr. Max, prakt. Arzt.

Regensburg (Bayern).

Sachs, Dr. Josef, Professor d. Theologie.
Walderdorff, Graf Hugo, k. u. k. Kämmerer.

Reichenau a. d. Kněžna (Böhmen).

Koukil Thomas, Phil. Dr., bischöfl. Notar, k. k. Gymn.-Professor.

Reichenberg (Böhmen).

Hirschmann Anton, Katechet.
Klinger Karl, Bürgerschulkatechet.
Schlenz, Dr. Johann, k. k. Professor.
Vones Anton, k. u. k. Milit.-Kaplan.

Reichenthal (O.-Öst.).

Engeljähringer Georg, Kooperator.

Reinprechtspölla (N.-Öst.)

Kluger, Dr. Josef, Pfarrer.

Reutte (Tirol).

Bruder, Dr. Karl, k. k. Bezirks-Hauptmann.
Peer Dr. Karl, k. k. Statthalt.-Konzipist.

Ridnaun (Tirol).

Mayr Johann, Pfarrer.

Riefensberg (Vorarlberg).

Hämmerle Jakob, Kaplan.

Riegersburg (Steiermark).

Lehmann, Dr. Heinrich, em. Universitäts-Professor.

Rohrbach (O.-Öst.).

Laad Ferdinand, Benefiziat.
Schiedmayr Georg, Apotheker. 20 K.
Stögmüller Bernhard, Kooperator.

Rollsdorf (Steiermark).

Buchgraber Anton, Schulleiter.

Rom.

Baumgarten, Monsign. Dr. Paul M.
Biederlack, Dr. P. Josef, S. J., Rektor d. Coll. germ.-hung.
Brenner Max, Kaplan all' Anima.
Ehses, Dr. Stephan, Prälat, Direktor des histor. Institutes der Görres-Gesellschaft.
Ježewicz Wladislav C. R., Superior. Istituto dell' Anima.
Lehner, Dr. Josef, Weltpriester.
Lohninger, Dr. Josef, Prälat, Rektor bei S. Maria dell' Anima.
Pogatscher, Dr. Heinrich, Sekretär des Inst. austr.
Schermann, Dr. Theodor, Kaplan am Campo Santo.
Strohsacker, Dr. F. Hartmann, O. S. B., Professor der Theologie.

Rollsdorf (Steiermark).

Buchgraber Anton, Schulleiter.

Rot-Peckau (Böhmen).

Hruby-Gelenj Johanna, Baronin.

Schloß Rotenhaus b. Görkau (Böhmen).

Hohenlohe-Langenburg, Fürstin.

Rotholz b. Jenbach (Tirol).

Pali Johann, Kaplan.
Tollinger, Dr. Joh, Direktor der landwirtschaftl. Landeslehranstalt, R.-R.-A.

Roveredo (Tirol).

Schneller Friedrich, Dr., k. k. Realschul-Professor.

Rudnawielka (Galizien).

Trzeciak, Dr. Stanislaw, Weltpriester.

Rudolfswert (Krain).

Elbert, Dr. Sebastian, inf. Propst.

Saaz (Böhmen).

Merten Josef, k. k. Gymnasial-Professor.
Schindler Joh., k. k. Gymnasial-Professor.
Toischer, Dr., W., Direktor des k. k. Gymnasiums.

Saeben b. Klausen (Tirol).

Pattis Jakob, Kaplan.

Salzburg.

Abfalter, Dr. Melch., k. k. Theol.-Professor.
Altenweisel, Dr. Josef, Prälat, k. k Theologie-Professor.
Auer, Dr. Ant., k. k. Theol.-Professor.
Bethlen, Graf Emil.
Bogdan Blasius v., großherz. Geheimer Sekretär.
Borromaeum, f.-e. Gymnasium.
Buchner Johann, Benefiziat.

Danner Sebastian, Domkapitular.
Eberharter, Dr. Andr., k. k. Theol.-Prof.
Ebmer Karl, Gymn.-Direktor.
Esterhazy, Graf Dr. Daniel.
Gampp, Dr. Karl, Primararzt am St. Johann-Spital.
Greinz Christian, Domchorvikar.
Haidacher, Dr. Sebastian, k. k. Theolog.-Professor.
Hammerle Alois Jos., em. k. k. Studienbibliothekar.
Hauthaler Willibald, O. S. B., Abt des Benediktiner-Stiftes St. Peter.
Huber Johann, Präfekt im Kollegium Rupertinum.
Katschthaler, Dr. Johannes, Kardinal-Fürsterzbischof.
Keil Anton, Domkapitular.
Keil Eleonora, Private.
Luber, Dr. Alois, k. k. Landesschul-Inspektor.
Markl Anton, Domchorvikar u. Redakteur.
Mayr Georg, Domdechant.
Mudrich, Dr. Andreas, k. k. Archivbeamt.
Prey, Dr. Alfred, Domkapitular.
Rademann Ida.
Raffl, P. Friedrich, O. S. Fr.
Revertera, Gräfin Mathilde.
Rieder, Dr. Ignaz, k. k. Theol.-Professor.
Rieser Anton, Religionslehrer an der Lehrerbildungs-Anstalt.
Rottensteiner, Dr. Alois, Advokat.
Stein Franz, Domscholaster.
Stiftsbibliothek St. Peter.
Stöckl Andreas, Domkustos.
Wegmayr Anton, landsch. Bauinspizient.
Widauer, Dr. Simon, k. k. Theol.-Prof.
Willmann, Hofrat Dr. Otto.

St. Andrä (Kärnten).

Kollegium S. J.

St. Benedek (Ungarn).

Haiczl, Dr. Koloman, Pfarrer.

St. Florian (O.-Öst.).

Asenstorfer Franz, Theologie-Professor.
Brunbauer Georg, Stiftskooperator.
Deubler Bernhard, Theol.-Professor.
Feichtner, Dr. Stephan, Theol.-Professor.
Moisl, Dr. Josef, Theol.-Professor.
Polz Amandus, O. S B., Professor.

St. Franzis Wisc. (Nordamerika).

Lebl, Dr. Simon, Professor.
Rainer Josef, Seminar-Regens.

St. Gallen (Steiermark.)

Kurtz Kamillo, Kaufmann.

St. Gallenkirch (Vorarlberg).

Schennach, Dr. Wilhelm, prakt. Arzt.

St. Georgen a. d. Stiefing (Steiermark).

Dessensans d'Avernas, Graf Alf., Pfarrer.

St. Georgen im Attergau.

Hochhold Franz, Kaplan.

St. Johann (Tirol).

Grander Joh., Dekan.

St. Kathrein am Offeneck (Steiermark).

Fahnler Josef, Kaplan.

St. Leonhard (Tirol, Passeyer).

Pernter Gottfried, Dekan.

St. Lorenzen bei Brunneck (Tirol).

Graf, Dr. Friedr. R. v.

St. Louis (Mo. U. S. Amerika).

Puffer Leonard, Rev.

St. Margareten unter Pettau (Steiermark).

Suta Alois, Pfarrer.

St. Martin (O.-Öst.).

Lang Franz, Pfarrer.

St. Oswald (O.-Öst.).

Schmidt Vinzenz, Kooperator.

St. Pankraz in Ulten (Tirol).

Haas Christian, Pfarrer.

St. Paul (Kärnten).

Achatz Anselm, O. S. B., Stiftshofmeister.
Benediktiner-Abtei.
Greilach Severin, O. S. B.
Katz Eberhard, O. S. B., Gymn.-Direktor.
Lobisser Switbert, Kleriker.
Rožmann Wilhelm, O. S. B., Religionslehrer.
Schluder Benedikt, O. S. B., Professor.

St. Peter in der Au (N.-Öst.).
Hübl Anton, k. u. k. Major d. R.

St. Peter hinter Layen (Tirol).
Marinell Franz, Kooperator.

St. Peter bei Bozen (Tirol).
Roesler Agnes, Ministerialsratswitwe.

St. Peter bei Freiburg (Baden).
Gihr, Dr. Nikolaus, Subregens im Priesterseminar.
Mutz, Dr. Franz, Regens im Priesterseminar.

St. Peter am Windberg (O.-Öst.).
Weißhäupl Hugo, Pfarrer.

St. Pölten (N.-Öst.).
Castiglione, M. Jos., Obervorsteherin der Institute der Englischen Fräulein.
Fohringer C., Religions-Professor.
Frick Alphons, Prof. am n.-ö. Landeslehrerseminar.
Fuchs Josef, Weltpriester.
Gruber, Dr. Josef, Domprälat.
Halbmayr Stefan, bisch. Notar.
Hornich, Dr. Rudolf, Direktor des n.-ö. Landes-Lehrerseminars.
Landes-Lehrerseminar.
Landes-Real- und Obergymnasium.
Macho, Dr. Josef, Professor der Theologie.
Müllauer Joh., Msgr., b. Kanzler
Müllner, Dr. Michael, k. k. Kreisgerichts-Präsident, Hofrat.
Pavil Iro, Seminar-Professor.
Pührerfellner Fr., Religions-Professor.
Rößler, Dr. Johann, Bischof.
Rotter Ludwig, Präfekt.
Schmidt, Dr. Friedr., Prof. d. Theologie.
Schmöger, Dr. A., Theologie-Professor.
Schnelzer Josef, Theologie-Professor.
Weilnböck, Dr. Karl, k. k. Bezirks-Schulinspektor.
Winkelhofer Josef, Kanonikus.

St. Stephan am Gradkorn (Steiermark).
Vidav P. Benedikt, O. Cist., Kooperator.

St. Veit am Vogau (Steiermark).
Kühn Otto, Kooperator.

St. Vigil (Tirol).
Pallua Peter, Dekan.

St. Walburg (Tirol).
Knottner Johann, Kurat.

Sárospatak (Ungarn).
Gruska Ludwig, Pfarrer.

Scheibbs (N.-Öst.).
Eder Franz, Pfarrer.

Schlackenwerl (Böhmen).
Kromer Frz., Dechant.

Schlanders (Tirol).
Schönaffinger Jakob, Dekan, Stadtpfarrer, Landtags-Abgeordneter

Schlierbach (O.-Öst.).
Bauer, P. Eberhard, Prior.

Schlägl (O.-Öst.).
Pröll, Dr. Viktor, Gymn.-Direktor i. R.
Scheiblhofer Jakob, Kapitular.
Veilhaber Gottfried, Bibliothekar.
Voraberger H. J., Subprior.

Schluckenau (Böhmen).
Kofer Franz, Konsistorialrat und Schuldirektor i. R.

Schönhof (Mähren).
Kapinus Johann, Erzpriester.

Schönlinde (Böhmen).
Hendrich Franz, k. k. Fachschuldirektor.
Schwertner Hugo, Katechet.

Schönna (Tirol).
Alber Alois, Pfarrer.

Schoppernau (Vorarlberg).
Moosbrugger Gebhard, Bildhauer.

Schottwien (N.-Öst.).
Weninger Vinzenz, Pfarrer.

Schruns (Vorarlberg).
Hefel, Dr. Ferdinand, Standesarzt.

Schwanberg (O.-Öst.).
Greistorfer Franz, Kaplan.

Schwarzach (Vorarlberg).

Kohler Johann, Landtagsabgeordneter.
Kohler Sebastian, stud. jur.

Schwarzenberg (O.-Öst.).

Grill Paul, Kooperator.

Schwaz (Tirol).

Köpf, Dr. Karl, R. v., k. k. Bezirks-Kommissär.
Kripp Heinz, v., k. k. Notar.
Schumacher, Dr. Karl, prakt. Arzt.

Wassermann Alois, Decan.
Wildauer Albert, Abt des Benediktinerstiftes zu St. Georgenberg und Fiecht, Landtags-Abgeordneter.

Scutari (Albanien).

Yppen Th. A., k. u. k. General-Konsul.

Seckau (Steiermark).

Benediktiner-Abtei.

See in Paznaun (Tirol).

Keim Ferd., Kooperator.

Seekirchen (Salzburg).

Berger Melchior Ildefons, Stiftskapit.
Hutzinger Simon, Stiftskapitular.
Jeglinger Peter, Stiftskapitular.
Klaushofer Fr., Stiftskapitular.
Mayr, Dr. Rupert, Stiftskapitular.
Schönhärl Georg, Stiftspropst u. Pfarrer.

Seitenstetten (N.-Öst.).

Berger, Dr Leopold, Bahn- und Stiftsarzt.
Hochwallner Rafael, O. S. B., Kapitular.
Kroismayer Martin, Vizerektor.
Salzer, Dr. Anselm, O. S. B., Gymn.-Professor.
Umthammer Georg, Oberlehrer.
Weinzierl P., O. S. B.

Serajevo (Bosnien).

Jakl Anton, k. u. k. Militär-Pfarrer.
Palanko Josef, Theologie-Professor.

Siebeneich bei Bozen (Tirol).

Seyffertitz Gebhard, Freiherr v.

Sierning (O.-Öst.).

Leitner Josef, Seifenfabrikant.

Sillian (Tirol).

Köll Joh., Kooperator.

Sindelburg, P. Nieder-Wallsee.

Brückler Josef, Kooperator.
Hörmann, P. Siegfried, O. S. B.

Skotschau (Schlesien).

Motzko Johann Ev., Pfarrer.

Smichov bei Prag (Böhmen).

Benediktinerinnen-Abtei St. Gabriel.
Endler, Dr. Franz, k. k. Univ.-Prof.

Sobiesak.

Kromer Fr., Dechant.

Spalato (Dalmatien).

Bulič F. G., Museal-Direktor.

Stadl Paura (O.-Öst.).

Schmieder, Dr. Pius.

Stams (Tirol).

Bader, P. Meinrad, O. Cist.
Höfler, P. Joh., O. Cist., Ökonom.
Mariacher Stefan, Abt des Zisterzienser-Stiftes.

Stanislau (Galizien).

Faciewicz Basilius, Dompropst.

Steinabrunn (N.-Öst.).

Fünfkirchen Otto, Graf.

Stein im Jauntale, P. St. Veit (Kärnten).

Bostjančič Joh. E., Pfarrer.

Sterzing (Tirol).

Rapp Ludwig, f.-b. geistl. Rat.

Steyr (O.-Öst.).

Missionshaus S. J.

Stilfes (Tirol).

Schmid Dr. Georg, Dekan.

Stockerau (N.-Öst.).

Deimel, Dr. Theod., Relig.-Professor.
Mutschlechner Robert, Gymnasial-Lehrer.
N.-ö. Landes-Real- und Obergymnasium.

Strassen (Tirol).

Vikoler Pet., Pfarrer.

Straßburg (Elsaß).

Erhard, Dr. Albert, Prälat, Univ.-Prof.
Müller, Dr. Eugen, Professor der Theologie.
Universitäts-Bibliothek, Kaiserl.

Straßwalchen (Salzburg).

Mayr Georg, Pfarrer.

Strebersdorf (N.-Öst.).

Fischer, Fr. Franz, Seminarlehrer.
Paltram, Fr. Petronius, Direktor des Lehrerseminars.

Stuhlfelden (Salzburg).

Hotter Johann, Dechant.

Stuhlweißenburg (Ungarn).

Mayer Karl, Abt, Domherr.

Surzawa (Galizien).

Stadler Rudolf, k. k. Gerichts-Adjunkt.

Suur (Ungarn).

Pissl Friedrich, Güterinspektor.

Taufers (Tirol).

Stecher Jos., Pfarrer.

Taufkirchen (O.-Öst.).

Klinger Ernst, Pfarrer.

Telfes bei Sterzing (Tirol).

Meixner Frz., Pfarrer.

Telfes-Stubai (Tirol).

Riedl Johann, Pfarrer.

Tepl (Böhmen).

Konvent des Prämonstratenserstiftes.
Dietl, Dr. Hroznata J., Theol.-Professor.
Helmer Gilbert, Stiftsabt.
Winkler Ambros, Stadtdechant, f.-b. Vikär.

Teplitz (Böhmen).

Feyerfeil, Dr. Wenzl, k. k. Professor.
Loos von Lošimfeldt Max, Zivil-Architekt
Reißmüller Anton, Katechet.

Terlago (Tirol).

Mamming Josef, Graf.

Ternitz (Steiermark).

Ude, Dr. Johann, Kaplan.

Teschen (Öst.-Schlesien).

Babuschek Wenzel, Stiftsvorsteher.
Dyboski, Dr. Anton, k. k. Notar.
Panek Valentin, Konventpriester.
Residenz der Gesellschaft Jesu.
Sikora Joh., Msgr. Pfarrer.
Schuscik Johannes, Relig.-Lehrer.
Walliczek Wilhelm, Spiritual und Relig.-Lehrer.

Tetschen (Böhmen).

Kropsbauer Anton, Msg., Erzdechant.

Tirol bei Meran (Tirol).

Innerhofer Josef, Benefiziat.

Tisens (Tirol).

Marinelli Franz, Kooperator.
Rabensteiner Nikolaus, Pfarrer.

Tisis (Vorarlberg)

Häusle, Dr. Josef, Pfarrer.

Toblach (Tirol).

Obrist Peter, Pfarrer i. R.

Tragwein (O.-Öst.).

Mühleder Franz, Kooperator.

Traiskirchen (N.-Öst.).

Augustyn Stanislaus, k. u. k. Art.-Oberlieutenant.
Lukas Leopold, Pfarrer.
Reif Franz, k. u. k. Hauptmann im Geniestabe.
Rózsa Erwin de Nagy-Egéd, k. u. k. Oberlieutenant

Tramin (Tirol).

Schrott Christ., Pfarrer, Reichsratsabg.

Traukenau (Böhmen).

Hofmann Josef, Erzdechant.

Trient (Tirol).

Demetz, Dr. Engelbert, Professor und Seminarpräfekt.
Endrici Celestino, Fürstbischof.
Gschwari J., Gymn.-Professor.
Hutter, Dr. Jos., Archidiakon u. Provikar.
Morandell Peter v., Msgr., Domkapitular.
Niglutsch, Dr. Jos., Theol.-Prof.

Pugneth Johann, Domherr.
Ratschigler Johann, B., Weltpriester, k. k. Bezirks-Schulinspektor.
Rottensteiner Alois.
Thaler Bernhard, Theologie-Professor.
Zieger Franz, k. k. Religions-Professor.
Zorzi Angelus, deutscher Kaplan.

Triest.

Adler August, Freih. v., Präsident der k. k Seebehörde
Winter Karl, Gymnasial-Professor
Zingher, Dr. Karl Marie, Schiffsarzt des österr.-ung. Lloyd.

Troppau (Schlesien).

Fink Maximilian, Deutschordens-Prior.
Hoppe, Dr. A., k. k. Gymn.-Professor.
Janeczek Franz, Erzieher.
Morawetz, Dr. Karl, Weltpriester.
Razumovsky, Graf Kamillo.
Zach Konrad, Handelskammerbeamter.

Tuschkau (Böhmen).

Kaas Josef, Kaplan.

Tyrnau (Ungarn).

Gaudnik, Julius k. u. k. Milit.-Kurat.

Übelbach (Steiermark).

Amreich, P. Eugenius O. Cist., Pfarrer.

Übersee (Bayern).

Stadler Franz X., Koadjutor.

Ulrichsberg (O.-Öst.)

Aigner Franz, Kooperator.

Ung.-Brod (Mähren).

Weber, Dr. Friedrich, Advokat.

Ung.-Hradisch (Mähren).

Neviril, Dr. Joh., k. k. Religionsprofessor.

Unter-Gänserndorf (N.-Öst.).

Schlosser, P. Anton, Pfarrer.

Unterinn (Tirol).

Chiochetti Eberhard, O. F., Pfarrer.

Unterrinkl (Tirol).

Pircher Jos., Pfarrer.

Urfahr bei Linz (O.-Öst.).

Bauernberger Hermann, Professor am Koll. Petrinum.
Berger Franz, Professor.
Osternacher, Dr. Johann, Gymn.-Prof. am Koll. Petrinum.
Rechberger Leopold, Präfekt am Petrinum.
Schiffmann Dr. Konrad, Weltpriester.
Zöchbauer Johann, Gymnasial-Professor am Koll. Petrinum.

Vág-Ujhely (Ungarn).

Pongrácz, Graf Adolf, Propst.

Valduna (Vorarlberg).

Pfausler, Dr. Peter, Direktor der Landes-Irrenanstalt.

Vikring (Kärnten).

Amschl, Dr. Johann, Pfarrer.

Vierschach (Tirol).

Dasser Josef, Pfarrer.

Villa Lagarina (Tirol).

Moll Franz, Freiherr v., k. k. Kämmerer.

Vigaun bei Hallein (Salzburg).

Gruber Johann, Pfarrer.

Villach (Kärnten).

Pleschutznig Joh., inful. Propst vom Virgilienberg, Dechant u. Stadtpfarrer.

Villanders (Tirol).

Pirhofer Alois, Pfarrer.

Vöcklamarkt (N.-Öst.).

Holly Karl, Kanonikus u. Pfarrer

Völkermarkt (Kärnten).

Kollegiatkapitel.
Mayerhofer v. Grünbühl Franz, k. u. k. Bezirks-Hauptmann.

Völlan (Tirol).

Wieser Hermann, Kurat.

Voran (Tirol).

Spielmann Alois, Kurat.

Volderer-Wildbad (Tirol).

König Ferd., Bade- und Gasthofbesitzer.

Volders (Tirol).

Rusinatscha Karl, Pfarrer.

Voloska (Küstenland).

Ransonnet, Freiherr v.,

Volšov (Böhmen).

Chotek-Sweerts, Gräfin Josefine.

Vorau (Steiermark).

Chorherrenstift.
Lampel Theod., Stiftsbibliothekar.

Waidhofen a. d. Ybbs (N.-Öst.).

Danzinger Joh., Religionsprofessor.
Landes-Unterrealschule, n.-ö.

Waidhofen a. d. Thaya (N.-Öst.).

Hawiger Adolf, Kooperator.
Landes-Realgymnasium, n.-ö.

Waizenkirchen (N.-Öst.).

Bauer Josef, Kooperator.

Waldhausen (O.-Öst.).

Hochhold Franz, Kooperator.

Waldsee, Schloß (Württemberg).

Waldburg-Wolfegg, Erbgräfin, gebor. Prinzessin Lobkowitz.

Walpersdorf (N.-Öst.).

Falkenhayn, Gräfin Marie.

Walkersdorf (Steiermark).

Schellauf, Dr. Franz, Dechant und Hauptpfarrer.

Warnsdorf (Böhmen).

Funk Josef, Dechant.
Hirschmann Josef, Katechet.
Lehnert Karl, Kaplan.
Möngler Gustav, Katechet.
Opitz Ambros, Buchdruckereibesitzer.
Richter Ed., Katechet.

Warlberg (N.-Öst.).

Seidl Georg, Pfarrer.

Weidenau (Öst.-Schlesien).

Holub J., Professor.
Priesterseminar, fürstbischöfliches.
Weese Adalbert, C. R., k. k. Professor.

Weidlingau-Ht. (N.-Öst.).

Luksch Hanns, akad. Maler.

Weikendorf (N.-Öst.).

Piringer, P. Leo, Kooperator.

Weißkirchen (Steiermark).

Kalcher Severin, O. S. B., Pfarrer.

Wels (O.-Öst.).

Fuchs Franz, Kaufmann.
O'Donell, Graf Hugo, k. k. Kämmerer.

Weseritz (Böhmen).

Tepler Vikariatsbibliothek.

Wien.

Ahorner Karl jun., k. k. Hoflieferant.
Appel Karl, Obermagistratsrat.
Ärztebund, christlicher, für Österreich.
Apostolat der christlichen Töchter.
Arefin-Fatton, Frau v.
Auersperg, Dr. Eduard, Prinz v.
Badeni, Dr. Graf Stanislaus.
Bamberger, Dr. Max, Adjunkt an der technischen Hochschule.
Bankowska Marie, k. k. Ober-Vorsteherin des k. k. Zivil-Mädchen-Pensionates.
Banko Julius, Dr. phil.
Barbisch Hanns, Prof. am k. k. Offiziers-töchter-Institut.
Bauer-Bargher Franz, Freih. v., k. u. k. Geh. Rat, Exzellenz.
Baumgartner, Dr. Karl, Weltpriester.
Bayer Hugo, Apotheker.
Bazzanella Hannibal Alex.
Beaufort-Spontin, Graf Heinrich 20 K.
Beck v. Managetta Eugen, k. k. Sektions-Rat.
Beck v. Managetta, Dr. Leo, k. k. Ministerialrat.
Beck v. Managetta Paul Alex., k. k. Sektions-Chef.
Berger, Dr. Wilhelm, Freih. v., Mitglied des Herrenhauses.
Beyer Josef, akad. Bildhauer.
Bickell, Dr. Gustav, k. k. Univ.-Professor.
Biehl, Dr. Karl, Arzt.
Bielik Emerich, Prälat, k. u. k. Feld-Kons.-Direktor.
Binder Wenzel J., Pfarrer.
Bischoffshausen, Dr. Baron Sigism., von.
Bittner Franz, Katechet.
Bohatta, Dr. Hans, Amanuensis a. d. k. k. Univ.-Bibliothek.
Böhm, Dr. August, städt. Ober-Bezirksarzt

Böhm Franz, k. k. Bezirkshauptmann.
Bösbauer Hans, städt. Lehrer.
Braun Hans, Ingenieur.
Breith Franz, Kooperator.
Breitenberg J. v., k. k. Ministerialsekretär.
Brenner, Baronin Louise.
Bukuwsky, Dr. Michael, Graf.
Burger, Dr. Michael, Amanuensis a. d. k. k. Univ.-Bibliothek.
Call Guido Freih. v., Exz., k. k. Handelsminister.
Ceschi di Santa Croce, Baronin.
Charlemont Theodor, akad. Bildhauer.
Chaudoir, Me. Gustave K. 20.—
Chimani, Dr. Ernst, k. u. k. Gen.-Stabsarzt.
Chytra Hans, akadem. Maler.
Kollegium S. J., Wien I.
Kollegium S. J., Lainz.
Commer Dr. Ernst, k. k. Univ.-Professor.
„Konfraternität", Kranken- u. Pensionsinstitut.
Kongregation der Brüder der christlichen Schulen.
Kongregation der frommen Arbeiter.
Coudenhove, Gräfin Elisabeth.
Coufalik Ferdinand, Prälat, k. u. k. Feld-Konf.-Direktor i. R.
Coumont, Dr. Eduard, Hof- und Gerichtsadvokat.
Czernin Schönburg, Gräfin.
Dalberg Friedr., Reichsfreiherr v.
Dalberg Sophie, Baronesse.
Dasatiel Anna.
Daufalik Leopoldine, Frau.
David Gustav, Chefredakteur.
Deininger Wunibald.
Dimi Willibald, Pfarrer.
Döller, Dr. Johann, k. u. k. Hofkaplan und Spiritualdirektor.
Dörfler Johann, Redakteur.
Dörfler Karl, Prälat, Pfarrer bei St. Augustin.
Doll F. X., Besitzer der Druckerei „Austria".
Dominikaner-Konvent.
Dominikanerinnen-Konvent (Hacking).
Drexler Anton, Msg., Spiritual im Pazmaneum.
Duscher Ignaz, Bürgerschullehrer.
Dworak, Dr. Julius, k. k. Gymnasial-Professor.
Edenberger Jos., k. u. k. Oberstlieutenant.
Eder August Paul, k. k. Beamter.
Effinger-Wildegg, Freiin Pauline.
Egger Albert, Historienmaler.
Ehrlenspiel Rudolf, Bankbeamter.
Eibl, Dr. Johann, k. k. Bez.-Schulinsp.
Eichhorn Rudolf, Pfarrer.
Eisner Angelo, Ritter v. Eisenhof, Gutsbesitzer.
Eisterer Mathias, Pfarrer.
Ertl, Dr. Moriz, k. k. Sektionsrat.
Faber Gustav, k. k. Notar.
Fabrizii Karl R. v., k. k. Sektionsrat.
Fábry Ladislaus, k. u. k. Militär-Kurat.
Falser Stephan R. v., k. und k. Hofrat am V. G. H.
Ferstel Max, Freiherr v.
Feyrer Dr. Balduin, Stiftshofmeister.
Fink Hermann, Religions-Professor.
Fischer Colbrie, Dr. Aug., Domkapitular, Prälat.
Fischer-Colbrie Frl. Anna.
Flandorfer Ignaz, Pfarrer.
Fleisch v. Brünningen, Architekt.
Fliedl Johann, Msg., Relig.-Prof. i. R.
Frank Julianna, Frau.
Freudhofmaier Alois, Msgr., Kirchendirektor.
Friedrich Ed. Kurpriester bei St. Stephan.
Fries D'Ulfred, R. v., Sektionsrat.
Froning Ferdinand, Realschul-Supplent.
Fruhstorfer Karl, Kooperator, Mitglied des Augustineums.
Fuchs, Dr. Viktor v., Reichsrats-Abgeordneter.
Fuß Josef, Kooperator.
Gaigg v. Bergheim Friedrich Arthur, Professor und Schriftsteller
Gall Konrad, Beamter der I. österreichischen Sparkassa.
Gall Ludwig, Inspektor der Kaiser Ferdinands Nordbahn.
Gampp Friedrich, k. k. Gendarmerie-Leutnant
Geldern-Egmond, Gräfin Bertha, Obervorsteherin des k. u. k. Offizierstöchter-Institutes.
Geppert Paul, Architekt.
Gérenyi Fedor, Inspektor der n.-ö. Wohltätigkeitsanstalten.
Geßmann, Dr. Alb., Reg.-Rat, Reichsrats-Abgeordneter.
Giovanelli, Exz. Karl, Freih. v., k. k. Ackerbauminister.
Gilles Emil, Weltpriester.
Glaesser Karol., k. k. Übungsschullehrerin.
Gloning Karl, Professor.
Gloning Karl, Bürgerschullehrer.
Gmeiner Rudolf, Kooperator.
Gold Karl, Direktor der Tiroler Glasmalerei, Filiale.
Görres Sophie, von.
Grisberger Franz, Beamter d. k. k. Staatsbahn.

Grosser Adolf, R. von, k. k. Bezirks-Gerichtsadjunkt.
Gruber, Dr. Alois, prakt. Arzt.
Grund, Frl. A. K.
Guschel Ferdinand, Kooperator.
Gutmann Albert J., k. u. k. Hofmusikalienhändler.
Haas, Bruder Eucherius, Direktor des k. k. Waisenhauses.
Habietinek, Dr. Karl, Exz., Präsident des obersten Gerichtshofes.
Habrda Johann, k. k. Polizei-Präs. K 25.
Hackelberg-Landau, Dr. Karl, Reichsfreiherr, Domkapitular.
Haffner, Dr. August, Privatdozent.
Haimer Josef, Pfarrer.
Haindl Adolf, k. u. k. Militärpfarrer i. R.
Handel-Mazzetti, Baronin Enrica.
Haslbrunner Karl, Oberlehrer.
Heger Albert, Kooperator.
Hegglin Johann, Msgr., k. u. k. Militär-Kaplan und Lehrer an der J.-K.-Sch.
Heidenreich Josef, Weltpriester.
Heiligenkreuzer Stiftshofmeisteramt.
Heilinger, Dr. Alois, Mag.-Ober-Kommissär, Reichsrats-Abgeordneter.
Heindl Johann, Kunsthändler.
Heinefetter, Dr. Alfons, k. k. Sekt.-Chef i. R.
Heinz Ferdinand, Professor.
Heinisch Viktor, k. k Postkassier.
Helfert, Baronin Julie, Exzellenz.
Hellmann Therese, Frau.
Herrdegen, Dr. Karl, Bureauchef.
Herfan Michael, f.-b. geistl. Rat, Pfarrverweser.
Heumann Mathias, f.-e. Kurpriester.
Hieser Maria, Frau.
Hirn, Dr. Josef, k. k. Hofrat, Univ.-Prof.
Hirsch, Dr. Karl, Weltpriester.
Hirsch, Dr. Leopold, Beamter der n.-ö. Landeshypotheken-Anstalt.
Hinterwaldner Jos. M., k. k. Schulrat.
Hlawati Franz, Kooperator.
Hochmayer Franz, k. k. Postsekretär.
Hodinka, Dr. Anton, Skriptor der k. k. Famil.-Fideikommiß-Bibliothek.
Hölzl Stephan, Bürgerschuldirektor.
Hönigschmidt Philipp, Kooperator.
Hößlinger, Dr. Guido, n.-ö. Landessekretär.
Hofer Karl, Bürgerschullehrer.
Hof Marie, Frl., Bürgerschullehrerin.
Hoffinger Anna, Edle v.
Hoffmeister, Dr. Karl, k. k. Ministerial-Vizesekretär.
Horny, Dr. Anton, Domprälat.
Holzhausen Emerich, Katechet.
Hosch Jos., Kontrollor der Nordbahn.
Hunyady, Comtesse Ida.
Hurter von Amman, Exzellenz, k. u. k. Feldmarschall-Lieutenant a. D.
Hussareck-Heinlein, Dr. Max, R. v., k. k. Hofrat.
Hye, Dr. Franz, k. k. Ministerialrat.
Inthal Kaspar, Herausgeber des „Vaterland".
Jancar Franz, Pfarrverweser, Novizenmeister.
Jankowicz, Graf Ludwig.
Jauner v. Schroffenegg August, Ritter, k. k. Sektionschef.
John, Dr. Julius, Hof- und Gerichtsadvokat.
Jongebloed N. H., Buchhändler.
Jordan Richard, Architekt, Baurat.
Jubele, Dr. Andreas, Assistent der k. k. Normal-Aichungs-Kommission.
Jüllig Max, k. k. Oberbaurat, k. k. Prof. a. d. techn. Hochschule.
Jungherr Anton, Kooperator.
Jureczek Joh., Skriptor d. k. k. Familien-Fideikommiß-Bibliothek.
Just Ferdinand, Pfarrer.
Kailer Anton, Kooperator.
Kamprath, Dr. Franz, f.-e. Zeremoniär.
Kapun Franz, öffentl. Gesellschaft Firma Kapun-Hanakamp.
Kapuziner-Konvent.
Karpf Leonhard, Msgr., Dechant.
Kašafsky Franz, Kurat im k. k. Krankenhause.
Kaserer, Dr. Aug., k. k. Oberlandesgerichts-Rat.
Katechetenverein, Wiener.
Kasper Anton, Bürgerschullehrer.
Kenner, Dr. Friedr., k. k. Hofrat.
Kieser A., Direktor des katholischen Lehrerseminars.
Kienböck, Dr. Karl, Hof- und Gerichts-Advokat.
Kienböck, Dr. Viktor, Hof- und Gerichtsadvokat.
Kirsch August, Herausgeber des „Neuigkeits-Welt-Blatt".
Kirsch Heinrich, Buchhändler.
Kirsch Oskar, Buchhändler.
Kisser Dr. Johann, Professor.
Kisser Dr. Josef, k. k. Gerichts-Sekretär.
Klein, Dr. Wilhelm, k. k. Relig.-Professor.
Kleindienst Franz, Registratur-Direktor.
Klimke Gustav, Ober-Inspektor der k. k. Staatsbahnen.
Klopp, Dr. Wiard, Finanzrat.
Kloß Eduard, akademischer Bildhauer.
Knopp Adolf, k. u. k. Militärkurat.
Koblischke Joh., Kooperator.

Köllensperger, Dr. Ludw., k. k. Auskultant.
Kommenda Joh., Stiftshofmeister.
Koos Georg, k. k. Militär-Kurat.
Kosterfitz, Dr. Karl, n.-ö. Landes-Rat.
Kothny Rudolf v., Privatier.
Kozlik Otto, Kurat im K. F. J.-Spital.
Kralik, Dr. Richard v., Privatier.
Kralik Marie, Frau v.
Kralik, Fräulein Mathilde von.
Krassel, Dr. Franz, k. k. Bezirksgerichts-Adjunkt.
Kratzmann Eduard, Kunst-Glasmalerei-anstaltsbesitzer.
Kraus, Dr. Eduard, Relig.-Professor.
Krebs Leopold, f.-e. Kurpriester.
Krenn, Dr. Theodor, Advokat.
Krepler Gustav, k. u. k. Militär-Kaplan.
Krepper Fridolin, Direktor.
Kreß Thomas, Ob.-Beamter der Nordbahn.
Kubitschek, Dr. Alois, Magistrats-Ober-Kommissär.
Kühn, Dr. Josef, Realitätenbesitzer.
Kuk Marie, Lehrerin.
Kuk Wladimir, k. k. Ober-Rechnungsrat.
Kummer, Dr. Karl Ferdinand, k. k. Landesschul-Inspektor, Hofrat.
Kundi Julius, Pfarrer bei St. Elisabeth.
Kunz Adam, Kaufmann.
Kunz Jakob, Kaufmann.
Kunz Karl, Kaufmann.
Kurz Josef, Pfarrer, Kanonikus.
Kuttig Wilhelm, k. u. k. Professor.
Lammasch, Dr. Heinr., k. k. Univ.-Prof., Hofrat, Mitglied des Herrenhauses.
Lampel, Dr. Josef, k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivar.
Lang Heinr., Hauptlehrer bei St. Ursula.
Larisch Rudolf, Edler v.
Latschka Adam, Msgr., Pfarrer.
Lazarini Filumena, Baronin, k. k. Stiftsdame.
Leber Jakob, Kanonikus, Pfarrer
Ledl, Frau Helene.
Leeb Heinrich, Kooperator.
Lehmann Hedwig, Frau.
Leinkauf, Dr. Johann, k. k. Professor.
Leseverein, St. Vinzenz.
Lhotta Johann, k. k. Feldkonsistorial-Sekretär.
Liechtenstein, Prinz Alois, Reichsrats-Abgeordneter.
Liechtenstein, Prinz Karl.
Liechtenstein, Fürstin Henriette K. 20.—
Limbeck, Dr. Karl Ritter v., k. k. Minist.-Konzipist.
Lippe, Graf Arnold zur, Domkapitular.
Liste Anna, Fräulein.
Liste Erziehungs-Institut.
Löbenstein von Aigenhorst, Heinrich R. v., k. k. Hofrat.
Loew, Dr. Max Anton, Hof- u. Gerichts-advokat.
Loew, Dr. Wilhelm, k. k. Konzipient der F.-Prok.
Löw Alois, Besitzer der Glasmalerei C. Geylings Erben.
Löwenstein, Dr. Rudolf, Kooperator.
Lueger, Dr. Karl, Reichsrats- u. Landtags-Abg., Bürgermeister.
Luini Adele, Fräulein.
Luini Adolfine, Hauptmannswitwe.
Lukaseder Ernst, Prälat, Ehrendomherr und Pfarrer.
Lutterotti Otto, von, Ministerial-Sekretär.
Mädchenpensionat St. Ursula in Währing.
Mantuani, Dr. Josef.
Marek Wenzel, k. k. R.-R.
Marienbrüder, Kongregation der.
Mathes Johann, Vorstand-Stellvertreter der I. österr. Sparkasse.
Mattis, Dr. Josef, Hof- und Gerichts-Advokat.
Maurer, Dr. Ferd., k. k. Hofrat, Landes-Schul-Inspektor.
Mauß Anton, Bürgerschullehrer.
Mayer, Dr. Anton, n.-ö. Landesarchivar.
Mayer, Dr. Laurenz, Bischof, Hof- und Burgpfarrer.
Mayer Ludwig, Historienmaler.
Mayer Ludwig, Buchhändler.
Mayr, Dr. Robert, k. k. Auskultant.
Meidler Patriz, k. k. Professor.
Meinhard J.
Meisinger Franz, Religionslehrer und Seelsorger am k. k. Blinden-Erziehungs-Institut.
Meixner Josef, k. k. Ingenieur.
Melchiori-Zampi, Graf Ferdinand, Domkapitular.
Menda, Johann, Domkapitular, Propst.
Meßmann, P. Joh., Superior, Cong. Miss.
Metternich, Fürst K 20.
Metternich-Winneburg, Prinzessin Lothar.
Metzger Leopold, k. k. Professor.
Michele Wilhelm, Präses des katholischen Gesellenvereines.
Misera, Dr. Heinrich, n.-ö. Landesamts-direktor.
Mitzschke Ed., reg. Chorh., Koop.
Mord Josef, Spiritual.
Moser Josef, Bürgerschuldirektor.
Müller Engelbert, Kurpriester.
Müller Josef, Präfekt an der Ther. Akad.
Müller, Dr. Gustav, Prälat und Seminarrektor.

Müllner, Dr. Laurenz, k. k. Univ.-Prof.
Münch-Bellinghausen Sinka, Freiin v.
Muth Erwin v., n.-ö. Landesbeamter.
Nagl Ferdinand, n.-ö. Landesbaurat.
Nagl, Dr. Alfred, Hof- und Gerichts-Advokat.
Nagel, Dr. Johann Willibald, Privat-Dozent.
Neuhauser, Dr. Anton, Advokaturskonzipient.
Neumann, Dr. Wilh., k. k. Univ.-Prof.
Noltsch W. O., Professor a. d. technischen Hochschule.
Norica, kathol. akadem. Verbindung.
Novák, Dr. Fr. X., S. SS. R.
Nowak, Dr. Anton, k. k. O.-L.-G.-R. i. P.
Nüscheler, Karl v. Neuegg, k. u. k. Generalmajor a. D.
Obermaier Hugo, cand. arch.
Oehler, Dr. Johann, k. k. Professor.
Offermann Alfred, Freih. v.
Orel Bertha, k. u. k. Oberstabsarzt-Gattin.
Ortenburg, Msgr. Dr. Eberhard, Graf, Geheimkämmerer Sr. Heiligkeit.
Oschgan Benno, k. k. Rechnungs-Assistent.
Paar, Fürst Karl.
Pädagogium, städtisches.
Panesch Wilh., Superior.
Panholzer Joh., Msgr., Pfarrer, Währing.
Pascher Johann, Bürgerschullehrer.
Pascher Josef, k. k. Professor.
Pauliczek, Dr. J.
Pax Joh., f.-e.-b. geistl. Rat, Pfarrer.
Perathoner, Dr. Anton, Institutsdirektor bei St. Augustin, k. u. k. Hofkaplan.
Pereira Dora, Baronin.
Perkmann Robert, Relig.-Professor, Direkt.
Pernter, Dr. Jos. M., Hofrat, Direktor der k. k. meteorologischen Zentral-Anstalt.
Peschka, Dr. Gustav Edl. v., k. k. Hofrat, o. ö. Hochschulprofessor.
Peters A. J., Professor.
Petritsch Felix, k. k. Bauadjunkt.
Pfeifer Ägidius, O. S. B., Novizenmeister.
Pfluger Josef, Dr., Domkapitular.
Piatti, Graf Ferdinand, k. u. k. Kämmerer.
Pichler, Dr. Ant., kais. Rat.
Pichler Joh. Ev., Katechet und Spitalseelsorger.
Pilcz Moriz Eugen, Schriftsteller und Privatier.
Pilcz, Dr. Alexander, Dozent, erster Assistent a. d. k. k. ersten psychiatrischen Univ.-Klinik.
Pircher Josef, Adjunkt a. d. meteorolog. Zentralanstalt.
Pirquet, Baronin.
Piwec, Dr. jur. Alois, Oberlehrer.
Plappart v. Leenheer, Baronin.
Plöchl, Dr. univ. med., städt. Oberarzt.
Pohl Johann, Prof. a. d. Hochschule für Bodenkultur.
Pollak Johann Ev.
Porstner Karl, Kooperator.
Porzer Josef, Dr., Hof- und Gerichts-Advokat.
Potier, Baron R., Redakt. d. „Reichswehr".
Pozděna Rud., Ingenieur, Kommissär der k. k. Norm.-Aichungs-Kommission.
Prandtner, Don Pius, Propst u. Pfarrverweser bei St. Michael.
Prankl, Dr. phil. Hans, Haus-Assistent für den Archivs- und Bibliotheksdienst im k. k. Finanzministerium
Pražak, Wladimir, Freiherr v.
Preiß Joh., k. k. Religions-Prof.
Pretis de Cagnodo, Antonio de, k. k. Ministerialrat.
Proksch Adolf, k. u. k. Hauptmann, Lehrer a. d. Artillerie-Kadettenschule.
Prönninger Franz, k. k. Prof., akademischer Bildhauer.
Provinzialamt der Barmh. Brüder. K 20.—
Provinzialat S. J.
Prümler Racul Eug., Redakteur und Schriftsteller.
Publovsky, Dr. Friedrich Karl, k. k. Steuer-Inspektor.
Radda, R. v. Boskowstein, Dr. Sigmund, k. k. Konzipist.
Randenberg Alois, akad. Bildhauer.
Redemptoristen-Kollegium Wien I.
Reich Josef, akademischer Maler.
Rendl Leonhard, Kunsthistorial-Sekretär.
Renner Viktor von, Professor.
Riedmayer Otto, k. k. Landeshauptkassier i. P.
Rieger Karl, k. k. Landesschul-Inspektor.
Rieser Michael, k. k. Professor i. R.
Rilly Karl, Revident bei der General-Direktion der Südbahn.
Rohling, Dr. August, k. k. Universitäts-Professor i. R
Roller Josef, Msgr., Kurpriester bei St. Stephan.
Rosenberger Stephan, Msgr., Pfarrer.
Roth Franz, Msgr., Pfarrer.
Rott, Dr. Ferdinand, k. u. k. Hofkaplan.
Rotter Ludwig G., Volksschullehrer.
Ruber, Dr. Ignaz Edler v., k. k. geh. Rat.
Rutte Franz, k. k. Gymnasial-Professor.
Sadil Meinrad O. S. B., Professor.
Schaefer Hans, Bildhauer und Medailleur.
Schäfer, Dr. Bernhard, k. k. Univ.-Prof.
Schäffer Leopoldine, Frl. v.

Schaurhofer August, Kooperator.
Scheimpflug, Dr. Karl, k. k. Sektionsrat i. R.
Schenkel Elisabeth, Frl.
Schenner Ferdinand, Bürgerschullehrer.
Scherer, Dr. Rudolf R. v., k. k. Hofrat, Universitäts-Professor.
Schimak, Dr. August, Hof- und Gerichts-Advokat.
Schimkowitsch Thomas, Kooperator.
Schinhan Adolf, Hausbesitzer.
Schlossarek v. Trautenwall Adolar, k. u. k. Oberlieutenant.
Schmalzhofer Josef M.
Schmidt Viktor, k. k. Professor.
Schnerich, Dr. Alfr., Skriptor der k. k. Universitäts-Bibliothek.
Schneider-Limhofen, Dr. Rud. von, Ministerial-Sekretär.
Schönborn, Dr. Friedrich, Exzellenz Graf, k. u. k. Geheimer Rat.
Schönborn, Komtesse Elise.
Schöpfleuthner Anton, Domkapitular.
Schottengymnasium k. k., Lehrkörper.
Schranzhofer, Dr. Leopold, k. k. Gymn.-Professor.
Schrauf, Dr. Karl, Prälat, k. k. Sekt.-R.
Schreiner Josef, k. k. Hofschauspieler.
Schuch Franz, Privatier.
Schumacher, Dr. Franz, k. k. Hofrat.
Schultheß Heinrich, Dechant und Pfarrer, Hernals.
Schultschick, Dr. Johann, Advokat.
Schwarzenberg, Fürstin Ida.
Schwarz, Dr. Kaspar, prakt. Arzt.
Schwathe Hans, akad. Bildhauer.
Seeber Jos., Prof. a. d. k. k. technischen Militär-Akademie.
Seidl, Dr. Eduard.
Seipl J., Kooperator.
Seng Therese, med. Dr. Witwe, K 20.—.
Sennfelder, Dr. Leopold, prakt. Arzt.
Servus, Dr. Alfons, k. u. k. geistlicher Professor.
Seydl, Dr. Ernst, Universitäts-Professor und Studiendirektor.
Seydl Heinrich, Bezirkskommissär.
Seywald, Dr. Josef, Domkapitular.
Sixt Friedrich, Msgr.
Sladeczek, Dr. Heinrich, Professor.
Sommer Franz, Gymn.-Supplent.
Spath Karl, Kooperator.
Spaun Ludwig, R. v., k. k. Hofrat i. R.
Spreizenhofer Ernst, O. S. B., Gymn.-Professor.
Staniek Franz.
Starnbacher Otto, Kom. d. päpstl. St. Greg.-O.
Starzer, Dr. Albert, Archivsdirektor der k. k. n.-ö. Statthalterei.
Stauracz Franz, Kirchendirektor.
Steinbach, Dr. Emil, geh. Rat, Senatspräsident d. k. k. ob. Ger.- u. Kassat.-Hofes.
Steindl Jos., Inspektor der Südbahn.
Steindl, Dr. Otto, Ministerial-Sekretär.
Stich, Dr. Ignaz, Bibl. d. Hochschule für Bodenkultur.
Stöger, Dr. Otto, Sekretär im Minist. f. Landesvert.
Stollberg, Gräfin, k. u. k. Hofdame.
Straffer Joh., Realitätenbesitzer.
Strauch, Dr. Franz, Direktor des k. k. Elisabeth-Gymnasiums.
Strohofer Marie, Private.
Strunz, Dr. Karl, k. k. Minist.-Konzipist.
Stumpf Kilian, Privatier.
Stütz Engelbert, Beamter der I. österr. Sparkassa.
Swoboda, Dr. Heinrich, Univ.-Professor.
Széchényi, Gräfin Melanie, k. u. k. Hofdame.
Thiel, Dr. Viktor, k. k. Statth.-Archiv-Adj.
Tinter, Dr. Wilh., k. k. Ministerialrat, Professor a. d. Techn. Hochschule.
Tittrich Franz, Architekt.
Toggenburg, Friedrich Graf, Minist.-Vize-Sekretär.
Totz Karl, Beamter der I. österr. Sparkasse
Totz Franz, k. k. Rechnungsrat i. R.
Trabert Adam, Schriftsteller.
Trautmannsdorf, Gräfin Marie, k. k. St.-K.-O.- und Palastdame.
Treml Johann, Kirchendirektor, St. Ursula.
Trethan Franz.
Trnka Ferdinand, Bau-Ob.-Koär. d. k. k. Staatsb.
Troll Walter, R. v., Landtags-Abgeordneter.
Truxa Karl Maria, k. k. Hofrat.
Turba, Dr. Gustav, k. k. Prof., Univ.-Dozent.
Tunkler, Richard Edler von, Ritter des F. J.-O.
Ullmann Franz, k. k. Bezirks-Kommissär.
Unterhofer Franz, Kooperator.
Vittinghoff-Schell Max, Reichsfreiherr v., k. u. k. Kämmerer.
Waas, Dr. Moriz, Magistratsrat.
Wagner, Dr. Otto, k. k. Notar.
Wagner Karl, k. k. Realschul-Professor.
Wagner Koloman, O. S. B., Stiftshofmeister und Professor.
Wallentin Dr. Franz, Kooperator.
Wallner Johann, Realitätenbesitzer.
Wanka v. Lenzenheim, Freiherr Josef, k. u. k. Feldmarschall-Lieutenant.
Wanka v. Lenzheim, Baronin Sidonie.

Müllner, Dr. Laurenz, k. k. Univ.-Prof.
Münch-Bellinghausen Sinka, Freiin v.
Muth Erwin v., n.-ö. Landesbeamter.
Nagl Ferdinand, n.-ö. Landesbaurat.
Nagl, Dr. Alfred, Hof- und Gerichts-Advokat.
Nagel, Dr. Johann Willibald, Privat-Dozent.
Neuhauser, Dr. Anton, Advokaturskonzipient.
Neumann, Dr. Wilh., k. k. Univ.-Prof.
Noltsch W. O., Professor a. d. technischen Hochschule.
Norica, kathol. akadem. Verbindung.
Novák, Dr. Fr. X., S. SS. R.
Nowak, Dr. Anton, k. k. O.-L.-G.-R. i. P.
Nüscheler, Karl v. Neuegg, k. u. k. Generalmajor a. D.
Obermaier Hugo, cand. arch.
Oehler, Dr. Johann, k. k. Professor.
Offermann Alfred, Freih. v.
Orel Bertha, k. u. k. Oberstabsarzt-Gattin.
Ortenburg, Msgr. Dr. Eberhard, Graf, Geheimkämmerer Sr. Heiligkeit.
Oschgan Benno, k. k. Rechnungs-Assistent.
Paar, Fürst Karl.
Pädagogium, städtisches.
Panesch Wilh., Superior.
Panholzer Joh., Msgr., Pfarrer, Währing.
Pascher Johann, Bürgerschullehrer.
Pascher Josef, k. k. Professor.
Pauliczek, Dr. J.
Pax Joh., f.-e.-b. geistl. Rat, Pfarrer.
Perathoner, Dr. Anton, Institutsdirektor bei St. Augustin, k. u. k. Hofkaplan.
Pereira Dora, Baronin.
Perkmann Robert, Relig.-Professor, Direkt.
Pernter, Dr. Jos. M., Hofrat, Direktor der k. k. meteorologischen Zentral-Anstalt.
Peschka, Dr. Gustav Edl. v., k. k. Hofrat, o. ö. Hochschulprofessor.
Peters A. J., Professor.
Petritsch Felix, k. k. Bauadjunkt.
Pfeifer Ägidius, O. S. B., Novizenmeister.
Pfluger Josef, Dr., Domkapitular.
Piatti, Graf Ferdinand, k. u. k. Kämmerer.
Pichler, Dr. Ant., kais. Rat.
Pichler Joh. Ev., Katechet und Spitalseelsorger.
Pilcz Moriz Eugen, Schriftsteller und Privatier.
Pilcz, Dr. Alexander, Dozent, erster Assistent a. d. k. k. ersten psychiatrischen Univ.-Klinik.
Pircher Josef, Adjunkt a. d. meteorolog. Zentralanstalt.
Pirquet, Baronin.
Piwec, Dr. jur. Alois, Oberlehrer.
Plappart v. Leenheer, Baronin.
Plöchl, Dr. univ. med., städt. Oberarzt.
Pohl Johann, Prof. a. d. Hochschule für Bodenkultur.
Pollak Johann Ev.
Porstner Karl, Kooperator.
Porzer Josef, Dr., Hof- und Gerichts-Advokat.
Potier, Baron R., Redakt. d. „Reichswehr".
Pozděna Rud., Ingenieur, Kommissär der k. k. Norm.-Aichungs-Kommission.
Prandtner, Don Pius, Propst u. Pfarrverweser bei St. Michael.
Prankl, Dr. phil. Hans, Haus-Assistent für den Archivs- und Bibliotheksdienst im k. k. Finanzministerium
Pražak, Wladimir, Freiherr v.
Preiß Joh., k. k. Religions-Prof
Pretis de Cagnodo, Antonio de, k. k. Ministerialrat.
Prokisch Adolf, k. u. k. Hauptmann, Lehrer a. d. Artillerie-Kadettenschule.
Prönninger Franz, k. k. Prof., akademischer Bildhauer.
Provinzialamt der Barmh.Brüder.K 20.—
Provinzialat S. J.
Prümler Racul Eug., Redakteur und Schriftsteller.
Publovsky, Dr. Friedrich Karl, k. k. Steuer-Inspektor.
Radda, R. v. Boskowstein, Dr. Sigmund, k. k. Konzipist.
Randenberg Alois, akad. Bildhauer.
Redemptoristen-Kollegium Wien I.
Reich Josef, akademischer Maler.
Rendl Leonhard, Kunsthistorial-Sekretär.
Renner Viktor von, Professor.
Riedmayer Otto, k. k. Landeshauptkassier i. P.
Rieger Karl, k. k. Landesschul-Inspektor.
Rieser Michael, k. k. Professor i. R.
Rilly Karl, Revident bei der General-Direktion der Südbahn.
Rohling, Dr. August, k. k. Universitäts-Professor i. R
Roller Josef, Msgr., Kurpriester bei St. Stephan.
Rosenberger Stephan, Msgr., Pfarrer.
Roth Franz, Msgr., Pfarrer.
Rott, Dr. Ferdinand, k. u. k. Hofkaplan.
Rotter Ludwig G., Volksschullehrer.
Ruber, Dr. Ignaz Edler v., k. k. geh. Rat.
Rutte Franz, k. k. Gymnasial-Professor.
Sadil Meinrad O. S. B., Professor.
Schaefer Hans, Bildhauer und Medailleur.
Schäfer, Dr. Bernhard, k. k. Univ.-Prof.
Schäffer Leopoldine, Frl. v.

Cerna hora (Mähren).

...ries, Gräfin Therese.

Czernowitz (Bukowina).

Polek, Dr. Johann, Kustos der k. k. Universitäts-Bibliothek.

Deutschlandsberg (Steiermark).

Bossi August, Kreis-Dechant.

Dornbirn (Vorarlberg).

Künz Alois, Stadtpfarrer.
Rhomberg Anna, Landeshauptmannsgattin.
Thurnherr Johannes, Kaufmann.

Drohobycz (Galizien).

Kmit Polyeukt, Katechet.

Ebelsberg (O.-Öst.).

Voglhuber Franz, Kooperator.

Fehring (Steiermark).

Veith, Komtesse Walburga.

Feldkirch (Vorarlberg).

Walter, Dr. Anton, bischöflicher Generalvikariatsrat.
Wegeler Josef, Kaufmann.
Winter Nikolaus, Advokaturs-Kanzlist.

Feldkirchen (O.-Öst.).

Hannl Franz, Kooperator.

Freistadt (Öst.-Schlesien).

Werlik Johann, k. k. Bezirks-Hauptmann.

Gárdony (Ungarn).

Majláth, Gräfin Marie, geb. Gräfin Zichy.

Georgswalde (Böhmen).

Kasper Jakob, Dechant und Ehrenkanonikus.

Glurns (Tirol).

Karner Karl, Frühmesser.

Görz.

Ivanetic Franz, k. u. k. Militär-Kurat.

Budin a. Eger (Böhmen).

Josef, Dechant.

Gößweinstein (Oberfrank.).

Oer, Frl. v.

Watzger Martin, k. k. Realschul-Prof.
Weber Anton, Architekt.
Weigert Theodor, Prälat, k. u. k Militär-Pfarrer.
Weihrich, Dr. Franz, k. k. Professor.
Weikert Angela, Lehrerin.
Weiser Theodor, Magistrats-Beamter.
Weiskirchner, Dr. Richard, Magistrats-Direktor, Abgeordneter.
Weiß Andreas, k. k. Professor.
Weiß von Starkenfels, Karoline, Baronin.
Weiß Josef, Bürgerschullehrer.
Wendel G., Konsulent.
Wetschl Franz, k. k. Hofrat.
Widl Johann, Kooperator.
Widter Friedrich, k. k. Realschul-Professor.
Wild Josef, k. k. Hoflieferant.
Wildenauer Alois, Studienpräfekt im f.-b. Alumnat.
Wimmer, Dr. Ferdinand, Domkapitular.
Wimpffen, Graf Siegfried.
Windischgrätz, Fürst Ernst, k. u. k. General-Major.
Windischgrätz, Fürstin Valerie, geb. Gräfin Desseffy.
Wißgott Norbert, k. k. Polizei-Kommissär.
Wittmann, Dr. Fr., k. k. Notar.
Woitsch, Dr. Leop., k. k. Adjunkt.
Wolny Jos., Religions-Professor.
Wolf Joh., Religionsprofessor.
Wunsch Helene, Volksschullehrerin.
Zacherl Hans, Fabriksbesitzer.
Zallinger, Dr. Otto v., k. k. Univ.-Professor.
Zeidler Jakob, k. k. Professor.
Zichy-Metternich, Gräfin Melanie, K 20.—
Zimmermann, Dr. Alfred, k. u. k. Regiments-Arzt.
Zimmermann Franz, Maler.
Zródłovski Stanislaus.
Zuber, Dr. Fortunat, Hof- und Gerichts-Advokat.

Wr.-Neustadt (N.-Öst.).

Christenheit Ant., O. Cist., Stiftsprior.
Groll Dr. Alois, Realschulprofessor.
Hartwig Theodor, Realschul-Professor.
Horaczek Franz, k. u. k. Militär-Pfarrer.
Kamman Franz, Bürgermeister.
Landes-Lehrerseminar.
Nimmrichter Johann, Kurat.
Plöchl Josef, k. k. Professor.
Rimmer, Dr. Franz, Seminardirektor.
Schnabl, Dr. Karl, Propst.

Wiesmath (N.-Öst.).

Watzger Karl, Pfarrer.

Wilhelmsburg (N.-Öst.).

Schedl, P. Eug., Kooperator.

Wilhering (O.-Öst.).

Grillnberger, Dr. Otto, O. Cist., Stiftsarchivar.
Kaiser, P. Benedikt.
Keplinger, P. Robert, Stiftsschaffner.
Schmid Petrus, Kapitular.

Wilten (Tirol).

Müller Laurenz, Abt.

Wolfstal (N.-Öst.).

Walterskirchen, Exzellenz Franz Freih. v., k. u. k. G.-R.

Wolfsberg (Kärnten).

Laszowski Arthur, R. v., k. k. Reg.-Konzipist.
Pietschnigg Hubert, Pfarrer.

Würzburg (Bayern).

Emmerich Franz, Domkapitular.

Yarsitz (N.-Öst.)

Riesenhuber Martin, O. S. B., Kooperator.

Zalenze (Pr. Ob.-Schlesien).

Kubis Josef, Pfarrer.

Zams (Tirol).

Nitsche Emil, Dekan.

Zara (Dalmatien).

Granic, Dr. Markus, Professor an der Oberrealschule.
Vinak, Dr. Josef, k. u. k. Oberarzt.

Zauchwitz (Ob.-Schlesien).

Heinisch Paul, Kaplan.

Znaim (Mähren).

Lutz, Dr. Andreas, Weltpriester.
Simeoner Andreas, k. k. Gymn.-Prof.

Zöptau (Mähren).

Boeß Josef, Pfarrer.

Zwettl (N.-Öst.).

Stiftsbibliothek.

Zwickau (Böhmen).

Horner, Med.-U. Dr. Josef, Arzt.

Teilnehmer (K 4.—).

Admont (Steiermark).

Schlammadinger Oswin, Theol.-Prof.

Altenstadt (Vorarlberg).

Diem Josef, Frühmesser.

Ansfelden (O.-Öst.).

Moser Josef, Kooperator.

Attnang.

Hirsch Siegmund, Kooperator.

Auherzen (Böhmen).

Klemm Xaver, Kooperator.

Aussig (Böhmen).

Zimmler Anton, Dechant.

Berlin (Preußen).

Strunz, Dr. phil., Franz.

Bierbaum (Kärnten).

Huber Johann.

Bozen (Tirol).

Told Alois, Kaufmann.

Bregenz (Vorarlberg).

Baldauf Gebhard, Katechet.
Baldauf Pius, Beamter der k. k. St.-B.
Gmeiner Franziska, Arztensgattin.
Halder Franz, X., Lehrer.
Hehle, Frl. Marie, Private.
Holzmann Pius, Agent.
Kinz Anton, Weinhändler.
König Josef, Amtsleiter der n.-ö. Landesversicherungs-Anstalt.
Manhartseder Johann, k. k. Ober-Offizial.
Ratz Joh. Kaspar sen., Landtagssekretär.
Reichard Ferdinand, Privatier.
Schmadl Julie, Klavierlehrerin.
Schwärzler Kaspar.

Brixen (Tirol).

Kirchberger Alfred, Kaufmann.
Meusburger Karl, Gymnasial-Professor.

Brünnl bei Gratzen (Böhmen).

Raab Isidor, Pfarrer.

Budin a. Eger (Böhmen).

Moc Josef, Dechant.

Cerna hora (Mähren).

Fries, Gräfin Therese.

Czernowitz (Bukowina).

Polek, Dr. Johann, Kustos der k. k. Universitäts-Bibliothek.

Deutschlandsberg (Steiermark).

Bossi August, Kreis-Dechant.

Dornbirn (Vorarlberg).

Künz Alois, Stadtpfarrer.
Rhomberg Anna, Landeshauptmannsgattin.
Thurnherr Johannes, Kaufmann.

Drohobycz (Galizien).

Kmit Polyeukt, Katechet.

Ebelsberg (O.-Öst.).

Voglhuber Franz, Kooperator.

Fehring (Steiermark).

Veith, Komtesse Walburga.

Feldkirch (Vorarlberg).

Walter, Dr. Anton, bischöflicher Generalvikariatsrat.
Wegeler Josef, Kaufmann.
Winter Nikolaus, Advokaturs-Kanzlist.

Feldkirchen (O.-Öst.).

Hannl Franz, Kooperator.

Freistadt (Öst.-Schlesien).

Werlik Johann, k. k. Bezirks-Hauptmann.

Gárdony (Ungarn).

Majláth, Gräfin Marie, geb. Gräfin Zichy.

Georgswalde (Böhmen).

Kasper Jakob, Dechant und Ehrenkanonikus.

Glurns (Tirol).

Karner Karl, Frühmesser.

Görz.

Ivanetic Franz, k. u. k. Militär-Kurat.

Gößweinstein (Oberfrank.).

Oer, Frl. v.

Graz (Steiermark).

Graus Joh., k. k. Professor.
Riedl Albert, Pfarrer.
Stuttmann Adolf, Silber- und Bronzearbeiter.

Grieskirchen (O.-Öst.).

Wagenleithner Georg, Stadtpfarrer.

Groß-Siegharts (O.-Öst.).

Gstettner Leopold, Pfarrer.

Grünbach bei Freistadt (O.-Öst.).

Peitl Florian, Pfarrer.
Schmutzhart Johann, Kooperator.

Hall (Tirol).

Eisath, Dr. med. Georg, Assistent an der Landes-Irrenanstalt.
Oberweis Alfons, k. k. Gerichtsadjunkt.
Waitz, Dr. Ernst, Salinen- u. Gemeinde-Arzt.

Haslach (O.-Öst.).

Schartner Gilbert, Pfarrer.

Haus (Steiermark).

Schwarz Leop., Dechant u. Hauptpfarrer.

Höchst (Vorarlberg).

Hiller Josef, Pfarrer.

Hörbranz (Vorarlberg).

Bickell Franz Anton, Pfarrer.

Hohenberg (N.-Öst.).

Haan Karl, Freiherr von, k. u. k. Rittmeister a. D.

Hohenems (Vorarlberg).

Berchtold Leopold, Pfarrer.

Hüttenberg (Kärnten).

Ogertschnigg Stefan, Pfarrer.

Innsbruck (Tirol).

Angermaier Franz, Kaufmann.
Egger Josef, Fabrikant.
Egger Hans, Kaufmann.
Felsberg Albrecht, von, akad. Maler.
Habtmann Othmar, Südbahn-Ober-Offizial.
Henninger Anton, Sattlermeister.
Hoppichler Johann, Landes-Ober-Offizial.
Klar, Dr. Karl, k. k. Statth.-Archivar.
Knoflach Stephan, em. Pfarrer.
Kogler Dr. F., Statth.-Archivs-Beamter, Privatdozent.
Maurer Emil, k. k. Fin.-Rechn.-Rev.
Moesl Roman, Buchbinder.
Oberhammer Karl, Fabriksbesitzer.
Ortner Anton.
Ratschiller Leop., k. k. Ober-Finanzrat.
Rauch Johann, Stadtpfarrkooperator.
Schumacher, Dr. Hermann, prakt. Arzt.
Schumacher Paul, k. k. Relig.-Professor.
Soelder-Prackenstein, Josefine von, k. k. Übungslehrerin.
Streiter Lambert, Stadtpfarr-Chordirektor.
Wallnöfer Josef, Kaplan.

Ischl (O.-Öst.).

Starhemberg, Fürstin Sophie.

Karwin (Öst.-Schlesien).

Olszak Marie geb. Krus.

Kitzbühel (Tirol).

Egger Karl, Stadtpfarrer.

Klosterneuburg (N.-Öst.).

Beck Josef, Weltpriester.
Schnürer Martha, Frl.

Košíř bei Prag (Böhmen).

Vrba Rudolf, Weltpriester.

Korneuburg (N.-Öst.).

Krticzka v. Jaden, k. k. Ger.-Adjunkt.

Kremsmünster (O.-Öst.)

Dorn Theophilus, Gymn.-Professor.
Haasbauer Adolf, Gymn.-Professor.
Huemer Robert, Gymn.-Professor.
Lehner Tassilo, Gymnasial-Professor.
Mayer Friedrich, Professor.
Proschko Paulus, Gymn.-Direktor.
Stingeder Raphael, Novizenmeister.

Kronsdorf (Schlesien).

Abendroth Johann, Pfarrer.

Krumbach (Vorarlberg).

Kohler, Dr. Kaspar, Arzt.

Kühtasch (Tirol).

Frank Anton, Pfarrer.

Laas (Tirol).

Malpaga Nikolaus, Pfarrer.

Laibach (Krain).

Gratzy, Dr. O. von, k. k. Professor.

Landeck (Tirol).

Kerber Wilh., Koop.

Lauterach (Vorarlberg).

Berger Franz, Stations-Vorstand.

Leitmeritz (Böhmen).

Kowak Josef, Msgr., Domherr.
Maly A.

Lindenau (Böhmen).

Vater Anton, Pfarrer.

Linz (O.-Öst.).

Marckhgott, cand. jur. Heinrich.
Pinzger Anton, Dompropst.

Maria-Saal (Kärnten).

Schaschl M., Stiftsdechant.

Mattighofen (O.-Öst.).

Lechner Georg, Propst.

Meran (Tirol).

Amplatz Al., Katechet.
Fill Mich., stud. gymnas.
Holzner Paul, Stadtpfarrkooperator.
Thaler Josef, Hochw. Redakteur.

Neuhofen (O.-Öst.).

Achleitner Markus, Kooperator.

Nikolsburg (Mähren).

Karlik Eduard, Kapiteldechant.

Nieder-Bludowitz (Schlesien).

Czyz Josef, Pfarrer.

Niederrana (N.-Öst.).

Hannl Franz, Kooperator.

Partschins (Tirol).

Gstrein Josef, Frühmesser.

Pöls bei Judenburg (Steiermark).

Sowadina Johann, Pfarrer.

Prag (Böhmen).

Čába, Dr. Wenzel, k. u. k. Milit.-Pfarrer.
Skrda, Dr. Ludwig, Minoriten-Ordenspriester.

Pruchna (Schlesien).

Schubert Ferdinand, Pfarrer.

Pschoblik (Böhmen).

Prückner Jos., Dechant i. P.

Puntigam (Steiermark).

Joherl Jg., Pfarrer.

Rehkogel b. Bruck a. d. M. (Stm.).

Schafzahl Johann, Pfarrer.

Reutte (Tirol).

Knittl Josef, k. k. Bez.-Sch.-Insp.

Rieden (Vorarlberg).

Loser Franz, Reichsrats- und Landtags-Abgeordneter.

Rittersfeld, Schloß bei Traismauer (N.-Öst.).

Ledóchowska, Gräfin Isabella.
Ledóchowska, Gräfin Gabriele.

Rongstock bei Aussig (Böhmen).

Krenn Hermann, Pfarrer.

Rosawitz (Böhmen).

Gröschl Karl, Dechant.

Salurn (Tirol).

Mutter Alois, Benefiziat.

Salzburg.

Anthaller Franz, Professor.
Blattl Ant., Privatier.
Henikstein, Baronin Pauline.
Ledóchowska, Gräfin Maria Theresia, k. u. k. Stiftsdame.
Obweger J., Domprediger.
Ramspacher Anna, Offizialsgattin.

St. Florian (O.-Öst.).

Ackerl, Dr. Johann, Theologie-Professor.
Edelmayer Johann, Stiftskapitular.
Hartl Vinzenz, Stiftskapitular.
Langthaler Johann, Stiftshofmeister.
Pachinger A., Theol.-Prof.
Silber Mathias, Novizenmeister.

St. Georg unter Stein (Kärnten).
Kainbacher Plazidus, O. S. B., Pfarrer.

St. Lorenzen (Mürztal, Steierm.).
Fellner Johann, Dechant.

St. Lorenzen a. Wechsel (Steierm.).
Tomaser Ubald, Chorherr und Pfarrvikar.

St. Marienkirchen bei Wels.
Obermüller Alois, Pfarrer.
Piberhofer J. E., Kooperator.

St. Martin (Tirol, Passeyer).
Margesin Norbert, O. S. B., Kooperator.

St. Michael (Lungau, Salzburg).
Wagner M., Pfarrer.

St. Pölten (N.-Öst.).
Atzler Wilhelm, Übungsschullehrer.
Erdinger Anton, Domdechant.
Grabo Rudolf, Übungsschullehrer.
Schindl Ignaz, Domherr.

Scheibbs (N.-Öst.)
Kapuziner-Konvent.

Scheiblingkirchen (N.-Öst.).
Vogl Gebhard, Pfarrverweser.

Schlägl (O.-Öst.).
Lichtenauer Adrian.
Wipplinger Norb., Sakristei-Direktor.

Schluckenau (Böhmen).
Grosse Franz, Dechant i. R.

Schluderns (Tirol).
Pali Karl, Pfarrer.

Silz (Tirol).
Wörtz Josef, R. v., Kooperator.

Sonntagsberg (N.-Öst.).
Straßer Pius, O. S. B.

Stams (Tirol).
Hösler Joh., O. Cist., Stiftsökonom.

Stum (Tirol).
Brötz Franz, Pfarrer.

Teschen (Öst.-Schlesien).
Bielek, Dr. Andreas, Relig.-Lehrer.
Witrzens, Dr. Joh., Gymn.-Professor.
Zelenka A., Prior der barmh. Brüder.

Thurnfeld (Tirol).
Schott Johann, Kaplan.

Tichlowitz (Böhmen).
Hackl Josef, Pfarrer.

Trient (Tirol).
Egger Alois, Aktuar a. f.-b. Ordin.
Gentilini Alfons, Archivar am f.-b. Ordinariat.
Orion Alois, f.-b. Sekretär.

Türmitz (Böhmen).
Bertig Josef, Vikariatssekretär.

Vöcklabruck (O.-Öst.).
Atzlesberger Petrus, Kooperator.

Vöcklamarkt (O.-Öst.).
Rainer Ludwig, Kooperator.

Vorau (Steiermark).
Kern Bened., Chorherr u. Novizenmeister.
Pinter Thomas, Chorherr und Stiftshofmeister.

Vorkloster (Vorarlberg).
Floßmann Benedikt, Handelsgärtner.

Walding b. Ottersheim (O.-Öst.).
Gruber Franz, Kooperator.

Wallachisch-Meseritsch (Mähren).
Domlouvil E., Gymnasial-Professor.

Wallern (O.-Öst.).
Kremsberger Josef, Kooperator.

Widhostitz (Böhmen).
Böhm Josef, Pfarrer.

Wien.
Buckland, Miß Luzie.
Civil-Mädchen-Pensionat, k. k.
Commer, Frl. Klara.
Deutner Leonhard, k. k. Gymn.-Professor.
Dostal Anna, Frl., Lehrerin.
Gabler Johann.

Gratzy, Dr. O. v., k. k. Professor.
Haas Karl, Diurnist der K. F. Nordbahn.
Hein Hermann, Hauptlehrer.
Hirn, Frau Professorsgattin.
Jagielski Ladislaus, k. u. k. Oberlieutenant.
Janauschek Josef.
Leb Josef, k. u. k. Lieutenant.
Loster Ant., k. u. k. Oberlieutenant.
Marx, Baronin Hermine.
Meissner Anton, Privatbeamter.
Netolicka Franz, Ober-Kommissär der k. k. Postsparkassa.
Prokisch Adolf, k. u. k. Hauptmann.
Schmidt Johann, Professor.
Schneider-Limhofen Franz, Ritter von, k. k. Rechnungs-Assistent.
Schwarz Oskar, Edler v., Beamter der Nordbahn.
Seefeld Karl, Schriftsteller.
Sichra Karl, k. k. Beamter.
Strunz, Dr. Karl, Ministerial-Konzipist.
Szivó, Frl. Klothilde.

Windisch-Feistritz (Steiermark).

Hajsek Anton, Dechant.

Wr.-Neustadt (N.-Öst.).

Burger Jos. A., Professor.
Wittmann Karl, k. k. Professor.

Walfurt (Vorarlberg).

Nachbauer Adolf, Pfarrer.

Zuckmantel (Öst.-Schlesien).

Kunz Gregor, Pfarrer und Erzpriester.

Glasmalerei

KARL GEYLING'S ERBEN

ausgezeichnet von Sr. H. P. Leo XIII. mit dem Ritter-Kreuze des St. Gregor-Ordens.

GEGRÜNDET 1841.

WIEN, VI., WINDMÜHLGASSE 22.

Reise-Bureau „COURIER"

Telephon 310. **Nagel & Wortmann** Telephon 1097.

Fahrkarten-Stadtbureau der k. k. priv. öst. Nordwestbahn

Fahrkarten-Bureau der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft

WIEN

I., Operngasse 6, gegenüber der k. k. Hofoper.

ABBAZIA, Hotel Stefanie.

Fahrkarten nach allen Stationen des In- und Auslandes.

Kombinierbare Rundreise-Billets.

N.-ö. Landes-Versicherungs-Anstalten.

Im Interesse der des Versicherungsschutzes bedürftigen Bevölkerung hat das Land Niederösterreich mit reichen Garantiemitteln ausgestattete Versicherungs-Anstalten mit folgendem Wirkungskreise ins Leben gerufen und zwar:

I. Die **n.-ö. Landes-Lebens- und Renten-Versicherungsanstalt:** Dieselbe übernimmt Versicherungen in ganz Zisleithanien auf das Leben des Menschen in den verschiedensten Kombinationen, als: Todesfall-, Erlebens-, Aussteuer- und Rentenversicherungen, sowie Volksversicherungen (letztere auch ohne ärztliche Untersuchung); vorteilhafteste Alters-Invalitätsversicherung durch zwanglose Einlagen in der Sektion Rentensparkassa;

II. die **n.-ö. Landes-Brandschaden-Versicherungsanstalt:** Dieselbe übernimmt Versicherungen gegen Feuer-Schäden an Gebäuden, Mobilien und Feldfrüchten;

III. die **n.-ö. Landes-Hagel-Versicherungsanstalt:** Dieselbe versichert gegen Verluste, welche aus der Beschädigung oder Vernichtung der Bodenerzeugnisse von in Niederösterreich gelegenen Grundstücken durch Hagel entstehen;

IV. die **n.-ö. Landes-Vieh-Versicherungsanstalt:** (Rinder und Pferde): Dieselbe versichert gegen Verluste, welche Viehbesitzer an ihrem in Niederösterreich eingestellten Rinder- beziehungsweise Pferdebestande erleiden sollten;

V. die **n.-ö. Landes-Unfall- und Haftpflicht-Versicherungsanstalt:** Dieselbe übernimmt Einzel-, Kollektiv- und Reiseunfall- und Haftpflichtversicherungen.

Versicherungsbedingungen günstig. Prämien billig. Sicherheit durch den Charakter der Anstalten als „öffentliche Institute" geboten.

Sitz der Anstalten: WIEN, I., Löwelstrasse 14 u. 16.

Permanente bosnische

KUNSTGEWERBE-
AUSSTELLUNG

Wien, I. Hegelgasse Nr. 6.

Freier Eintritt.

Täglich geöffnet
von 9 bis 4 Uhr.

Heinrich Enders

k. u. k. Hoflieferant
k. k. handelsgerichtlich beeideter Sachverständiger und Schätzmeister
WIEN,
IV. Bz., Schleifmühlgasse Nr. 11.
Telephon 7877.

Behördlich konzessionierte Fabrik
für Gas-, Wasser- und Sanitäts-
Anlagen.

Projekte und Kostenvoranschläge gratis.

Städtische Kaiser Franz Joseph-Jubiläums-Lebens- und Renten-Versicherungs-Anstalt.

Direktion: Wien, I., Tuchlauben 10.

(Im eigenen Hause.)

Filialen in Wien: Bei den Gemeindebezirks-Kanzleien sämtlicher 20 Bezirke Wiens.

Sicherheitsfond

Eine Million Kronen.

Versicherung auf das Ableben. Versicherung auf das Erleben. Gemischte Versicherung. Aussteuer-Versicherung. Versicherung von Leibrenten, Invaliditätsrenten und Witwenpensionen für Berufstätige.

Gegründet von der Gemeinde Wien zum dauernden Andenken an das 50jährige Regierungs-Jubiläum Sr. Majestät des Kaisers Franz Joseph.

Vom hohen k. k. Ministerium des Innern genehmigt, zufolge Erlasses vom Juli 1898, Z. 22561.

Erste Wiener

Turm-Uhren und Elektrische Uhren-Fabrik,

Emil Schauer

Wien, VII., Bernardg. 26
(gegründet 1830),
fertigt Turmuhren und
als Spezialität
elektrische Uhren
m. **Starkstrombetrieb**
für Kirchen, Schlösser,
Kasernen, Rathäuser,
Schulen, Bahnen,
Fabriken, ꝛc. ꝛc.
bis zu den größten
Dimensionen.

Patente
in allen Ländern.

Offerte, Kataloge, Stromberechnungen
gratis und franko.

Carlo Vanni's

Nachfolger

Kunstanstalt plastischer Bildwerke

Wien, I. Parkring 20,
vis-a-vis vom Kursalon.

Statuen f. Kirchen, Klöster, Hausaltäre, Kapellen und fürs freie in Marmor, Gipshartguß, sowie aus Sandstein und Marmormasse sehr dauerhaft und wetterfest.

Franz Lud. Adler & Sohn

(Inhaber: **Carl Adler**)

Besitzer des päpstl. Ehrenkreuzes:

„Pro ecclesia et pontifice",

Fabrik für Kunst- und Kirchengeräte

WIEN, VIII/1, Kochgasse Nr. 7

Telephon Nr. 17811,

empfehlen ihre **eigenen** tadellosen stylgerechten, von ersten Architekten entworfenen Erzeugnisse wie:

Monstranzen, Reliquiarien, Custotien, Kelche, Ciborien, Leuchter, Lampen, Luster, Girandols, Vortrag- und Pazifikal-Kreuze, Messkännchen, Tauf- und Versehgarnituren, alle Sorten Glocken,

Canontafeln, Fahnengarnituren, Pastorale, Pektorale, Pluvialschliessen, alle Sorten **Laternen,** sowie alle in das Fach einschlagenden Kirchenarbeiten in **Silber, Gold** und jedem anderen **Metall.**

Spezialartikel:

Kreuzwegstationen aus Metall.

Alle Renovierarbeiten werden übernommen und bestens ausgeführt.

Feuervergoldung, Feuerversilberung Vernickeln; Preiskurante wie **Kostenvoranschläge** und **Skizzen** gratis und franko.

Mitglieder der Leo-Gesellschaft erhalten 5% Rabatt.

Telephon Nr. 14175.

Fabrik: Klein-Pöchlarn a. D.

Comptoir und Musterlager: Wien, IX. Pramergasse 25.

TONÖFEN-FABRIK

BERNHARD ERNDT

k. k. Hoflieferant.

Fabrikation und Lager von Kachel-Öfen, Kaminen, Rokoko-Öfen, Sparherden, Wandverkleidungen, Bäder.

Telephon Nr. 14175.

An den hochwürdigen P. T. Klerus!

Ergebenst Gefertigter empfiehlt sein reichhaltiges Lager von Spezialitäten eigener Erzeugung als:

1. Biretten, Tonsurkäppchen, Camaura-, Haus- od. Reisekappen, Augenschirme u. dgl.
2. Collare (mit Haftel oder Knopfverschluß), Leinwand- oder Zelluloidstreifen.
3. Collare (waschbare Krägen) benannt „Leo", „Wiener" und „Benediktiner", nebst dazu gehörenden Chemisetten (Brustblätter).
4. Collare aus Elfenbein-Imitation (Zellulcid, den waschbaren täuschend ähnlich), deren Halsteile sind ohne Unterfutter und regulierbar auf drei Halsweiten.
5. **Neuheit!** Collare für P. P. Benediktiner aus Elfenbein-Imitation (Zelluloid) vorne zu schließen, Halsteile ohne Unterfutter, daher sehr leicht (trocken) zu reinigen. Dazu passende Chemisetten (Brustblätter) oder Mäntelchen.
6. Wäsche jeder Art für den Kirchen-, Haus- und Personengebrauch.
7. Strick- und Wirkwaren: Handschuhe, Socken. Unterleibchen u. dgl.
8. Cingulum: Bänder und Schnüre.

Illustrierte Preisblätter gratis und franko.

In verehrender Hochachtung

STEPHAN WERSAN,
Wien, VIII. Lederergasse 32.

Kunstanstalt für Glasmalerei

Carl Rohrbek

Wien, IV. Viktorgasse Nr. 4.

Telephon 1178.

Spezialität:

Ornamentale u. figurale Kirchenfenster von der einfachsten bis zur reichsten Ausführung.

Kostenüberschläge und Skizzen bereitwilligst.

Papstbilder. **Die Kunsthandlung von Philipp Schäffer's Nachfolger (Udo Beckert) in Wien, VII. Mariahilferstraße Nr. 88** empfiehlt die besten existierenden Bildnisse des heiligen Vaters (Pius X.) à K 17.—, mit Rahmen K 27.— Größe 50/65 *cm.* — Ferner **Ölporträts** nach Photographie von unbedingter Ähnlichkeit, und alle Heiligenbilder.

JOHANN SPAK

KIRCHEN-PARAMENTEN-ERZEUGER

LINZ, Ecke der Herren- u. Bischofstrasse.

Anfertigung aller Arten

Kirchen-Paramenten, sowie Kirchen und Vereinsfahnen

Gegr. 1881.

von der einfachsten bis zur kunstvollsten Ausführung. **Kunststickereien in Gold und Seide** werden unter persönlicher Leitung nach Wunsch verfertigt; auch werden alte, noch so schadhafte Stickereien sorgfältigst auf neuen Stoff übertragen.

Anerkannt solideste Bedienung und gediegenste Ausführung.

Das

Exerzitienhaus der Gesellschaft Jesu

Wien, XIII. Lainzerstraße 136

bietet Priestern und gebildeten Laien jederzeit Gelegenheit, entweder in Gruppen oder einzeln nach vorheriger Anmeldung die geistlichen Übungen zu machen.

Michael Burgstaller S. J. Superior.

„Janus" Wechselseitige Lebensversicherungs-Anstalt

Gegründet 1839. **in Wien, I. Jannshof.** Gegründet 1839.

Älteste wechselseitige Lebensversicherungs-Anstalt Österreich-Ungarns.

Versicherungsstand 108 Millionen Kronen.

An fälligen Versicherungssummen wurden bisher ausbezahlt:

54 Millionen Kronen.

Oberkurator: Se. Exzellenz **Johann Freiherr von Chlumecky**, Geh. Rat, Minister a. D., lebsl. Mitglied des Herrenhauses ꝛc. ꝛc.

Oberkurator-Stellvertr.: Se. Hochwürden **Alexander Karl**, inf. Abt des Stiftes Melk, kais. Rat, f.-e. Konsistorial-Rat zu Wien und Agram, lebsl. Mitglied des Herrenhauses ꝛc. ꝛc.

Obmann des Aufsichtsrates: Se. bischöfliche Gnaden **Dr. Godfried Marschall**, Bischof v. Ortasia, Weihbischof von Wien ꝛc. ꝛc.

Ehrenräte u. a.: Se. Eminenz **Dr. Anton Josef Gruscha**, Fürsterzbischof von Wien ꝛc. ꝛc.
Se. bischöfliche Gnaden **Dr. Franz Anton von Henle**, Bischof von Passau ꝛc. ꝛc.
Se. Hochwürden **Dr. Johann Kometer**, Dechant und Stadtpfarrer in Innsbruck.
Se. Hochwürden **Dr. Laurenz Müller**, f.-e. geistl. Rat, o. ö. Univers.-Prof.

Zentral-Bureau der Anstalt: **Wien**, I. **Wipplingerstraße 30**, „Jannshof".

Filialen in **Brünn, Budapest, Czernowitz, Graz, Innsbruck, Lemberg, Linz, Magdeburg, München, Prag, Triest.**

Tiroler Glasmalerei & Mosaikanstalt

NEUHAUSER Dr. JELE & COMP.

Innsbruck

Wien

New-York

Gegründet 1861.

o

Vorlagen u. Kostenüberschläge frei.

Das

Exerzitienhaus der Gesellschaft Jesu

Wien, XIII. Lainzerstraße 136

bietet Priestern und gebildeten Laien jederzeit Gelegenheit, entweder in Gruppen oder einzeln nach vorheriger Anmeldung die geistlichen Übungen zu machen.

Michael Burgstaller S. J. Superior.

„Janus" Wechselseitige Lebensversicherungs-Anstalt

Gegründet 1839. **in Wien, I. Janushof.** Gegründet 1839.

Älteste wechselseitige Lebensversicherungs-Anstalt Österreich-Ungarns.

Versicherungsstand 108 Millionen Kronen.

An fälligen Versicherungssummen wurden bisher ausbezahlt:

54 Millionen Kronen.

Oberkurator: Se. Exzellenz **Johann Freiherr von Chlumecky**, Geh. Rat, Minister a. D., lebsl. Mitglied des Herrenhauses ꝛc. ꝛc.

Oberkurator-Stellvertr.: Se. Hochwürden **Alexander Karl**, inf. Abt des Stiftes Melk, kais. Rat, f.-e. Konsistorial-Rat zu Wien und Agram, lebsl. Mitglied des Herrenhauses ꝛc. ꝛc.

Obmann des Aufsichtsrates: Se. bischöfliche Gnaden **Dr. Godfried Marschall**, Bischof v. Ortasia, Weihbischof von Wien ꝛc. ꝛc.

Ehrenräte u. a.: Se. Eminenz **Dr. Anton Josef Gruscha**, Fürsterzbischof von Wien ꝛc. ꝛc.
Se. bischöfliche Gnaden **Dr. Franz Anton von Henle**, Bischof von Passau ꝛc. ꝛc.
Se. Hochwürden **Dr. Johann Kometer**, Dechant und Stadtpfarrer in Innsbruck.
Se. Hochwürden **Dr. Laurenz Müller**, f.-e. geistl. Rat, o. ö. Univers.-Prof.

Zentral-Bureau der Anstalt: **Wien**, I. **Wipplingerstraße 30**, „Janushof".

Filialen in **Brünn, Budapest, Czernowitz, Graz, Innsbruck, Lemberg, Linz, Magdeburg, München, Prag, Triest.**

Tiroler Glasmalerei & Mosaikanstalt

NEUHAUSER Dr. JELE & COMP.

Innsbruck

Wien

New-York

Gegründet 1861.

o

Vorlagen u. Kostenüberschläge frei.

Privat-
Volks- und Bürgerschule

der Marienbrüder.

Öffentlichkeitsrecht.

Wien, Gersthof, XVIII/$_2$, Scheidlstrasse 2—6.

Obige Anstalt, welche ihrem Zwecke entsprechend in mustergiltiger Weise nach den neuesten Anforderungen erbaut ist, erhebt sich in freier, luftiger und gesunder Lage. Sie enthält außer den zu einer vollständigen Volks- und Bürgerschule gehörigen Lokalitäten noch ein Pensionat für ungefähr 40 Knaben. In der Anstalt befindet sich eine herrliche Kapelle und ein geräumiger Turnsaal. Trotzdem sie zum Peripherieteil der Stadt gehört, ist sie dennoch leicht zugänglich. Da sie sich in unmittelbarer Nähe der Stadtbahn-Haltestelle Gersthof (Vorortelinie) und der Tramwayhaltestelle befindet, kann sie von den verschiedenen Bezirken der Stadt in sehr kurzer Zeit erreicht werden. In der Anstalt befinden sich nicht nur interne, sondern auch halbinterne und externe Schüler. Nähere Auskunft erteilt die Direktion der Marienbrüder, Wien, Gersthof, Scheidlstraße 2—6.

Prospekte jederzeit zu erhalten.

Wien, das wohl den Titel einer musikalischen Kunstwerkstätte verdient, hat seit jeher auf dem Gebiete der Gesangskunst Hervorragendes geleistet, und es kann mit Recht behauptet werden, daß ein großer Teil der bedeutendsten Gesangskünstler aus Wiener Schulen hervorgegangen ist. Die Feuerprobe haben die Künstler an der Wiener Hofoper zu bestehen, welche als erstes Institut die höchsten Anforderungen an die Gesangskunst stellt. Wer diese Probe mit Erfolg bestanden, dem bleibt nirgends die verdiente Anerkennung versagt und dessen weiteres Wirken ist ein einziger Triumphzug durch die ganze Welt. Als Beweis hiefür mag gelten, daß in Amerika, wo bekanntlich die berühmtesten Künstler aus aller Herren Ländern in Wettbewerb treten, die Wiener Sänger und Sängerinnen die gefeiertesten sind und von dem verwöhntesten Publikum mit Beifall überschüttet werden. Der Ruf, den die Wiener Schule genießt, ist daher voll berechtigt. Zu jenen Instituten, die sich um die Entwicklung der Gesangskunst, insbesondere aber um die Ausbildung zum Solo-Gesang im Kirchen-Zeremoniell besondere Verdienste erworben haben, gehört vor allem die bestbekannte und wegen der Gründlichkeit der Ausbildung sowohl, als auch wegen ihrer vornehmen Haltung gerade in den höchsten und besten Kreisen mit Vorliebe gewählte Gesangs- und Konzertschule der Frau **Prof. Marie Franz**, Wien, VIII. Alserstraße 69. Die aus dieser Schule hervorgegangenen Künstlerinnen sind ein lebendiger und bestehender Beweis der Leistungsfähigkeit des Institutes, welches von Jahr zu Jahr größere Erfolge zu verzeichnen hat.

REGINA·INSTRUMENTORUM

K.u.K. HOF-
ORGELBAUANSTALT
FRANZ·JOS·
SWOBODA
SPECIAL-WERKSTÄTTE
FÜR·PNEUM·ORGELN
EIGENER·PATENTE
GEDIEGENE·HARMONIUM
ZU·MÄSSIGEN·PREISEN

Kunsthandlung und Rahmenatelier Rudolf Krebs, Wien, VI. Mariahilferstr. 51, im Hofe.
Lager von **Reproduktionen** alter und neuer Meister in **Heliogravure, Photogravure, Photographie** feinstem Öldruck und Ölgemälde. — **Religiöse Darstellungen, Landschaft, Thierstücke** und **Genre**. Geschmackvolle **Einrahmungen** aller Art **Bilder, Diplome, Porträts** und **Brautkränze**.

Die
Leo-Gesellschaft
im Jahre 1903

dargestellt von

Dr. Franz M. Schindler,
Generalsekretär der Leo-Gesellschaft.

Wien 1904.

Verlag der Leo-Gesellschaft.
(Wien, I. Bäckerstraße 14.)

1. Tätigkeitsbericht.

Die Sorgloſigkeit unter den Anhängern des chriſtlichen Gedankens hat es mitverſchuldet, daß ſeit anderthalb Jahrhunderten nicht wenige der großen Inſtitutionen, welche die Vorzeit in gleicher Weiſe zur Förderung der Wiſſenſchaften und Künſte wie zum Schutze und zur Verteidigung der geoffenbarten Religion errichtet hatte, allgemach zu religiös indifferenten und öfters zu religiös feindlichen umgeſtaltet wurden. Und was die neue Zeit mit den Mitteln der Gemeinſamkeit an geiſtigen Bildungsanſtalten — es iſt unbeſtreitbar Großes — geſchaffen hat, durchtränkte ſie mit ihrem Geiſte, der im ganzen von poſitiver Religion abgewandt und ihr oft genug feindlich iſt. Es iſt ſonderbar zu denken, daß in den älteſten chriſtlichen Kulturländern das gläubige Bekenntnis des Chriſtentums nicht ſelten Empfehlungsbrief genug iſt, um trotz anerkannter Leiſtungen in Wiſſenſchaft und Kunſt von der Mitarbeit gerade an jenen höchſten Stätten der Wiſſens- und Kunſtpflege ausgeſchloſſen zu werden, welche das in immenſer Mehrheit chriſtliche Volk mit oft ungeheuren Opfern zu ſeiner Wohlfahrt begründet hat und erhält. Und doch iſt es allzuſehr rauhe Wirklichkeit. Hier hilft kein bloßes Klagen über der Zeiten Unbill; noch weniger gröbliche Befehdung moderner Wiſſenſchaft oder Kunſt, ihrer Vertreter oder der ihnen dienenden Inſtitutionen. Nur *Eines* iſt imſtande, jenem unverjährbaren Rechte wieder zum Siege zu verhelfen, welches das chriſtliche Volk für ſich in Anſpruch nehmen kann und nehmen muß, wenn es an ſeinen höchſten Gütern nicht unerſetzlichen Schaden leiden will: dem Rechte auf eine Wiſſenſchaftspflege, die ſein religiöſes Denken nicht verletzt, ſondern fördert; auf eine Kunſt, welche ſich nicht als Feindin und Zerſtörerin des chriſtlichen Lebensideals gebärdet. Und dieſes *Eine* iſt die gemeinſame und organiſierte poſitive Arbeit in den großen Hauptgebieten geiſtigen Schaffens in Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt auf dem Boden des Chriſtentums. Poſitive, ernſte Arbeit muß es ſein; ſie ſchafft jenen Tatſachenbeweis, der am wirkſamſten den Widerſpruch gegen die prinzipielle Betonung des Chriſtentums auf jenen Gebieten bricht. Gemeinſame und organiſierte Arbeit muß es ſein; denn der geſtellten Aufgaben ſind zu viele und zu große, als daß ſie ohne geordnete Zuſammenarbeit vieler

befriedigend gelöst werden könnten — und Einzelerfolge können zwar Achtung und Wertschätzung bei einzelnen erringen, aber sie können nur schwer zur Macht werden, die tief und nachhaltig auf das Ganze wirkt. So betrachtet ist jede christliche Gesellschaft zur Pflege von Wissenschaft, Literatur und Kunst, die es mit ihrer Aufgabe ernst nimmt, von weittragender Bedeutung für Gegenwart und Zukunft des christlichen Volkslebens, mögen die Erfolge ihrer Arbeit von Jahr zu Jahr auch bescheidene sein; und jeder Bericht über solche Arbeitserfolge, auch die bescheidensten, hat ein Anrecht auf unser Interesse.

Der Bericht über die österreichische Leo-Gesellschaft für das Jahr 1903 kann immerhin auf eine ansehnliche Reihe von Erfolgen hinweisen, welche unserer Gesellschaft in dieser Zeitspanne beschieden waren.

Erfreuliche Erfolge hat die Leo-Gesellschaft zunächst in Rücksicht auf die Entwicklung ihrer inneren Organisation aufzuweisen.

Das Jahr 1903 brachte die Erfüllung eines langjährigen Wunsches, die Bildung einer Sektion für Naturwissenschaften. Sie erfolgte am 28. November, am Vorabende der Hundertjahrfeier des Geburtstages des österreichischen Physikers Christian Doppler, den Ing. Rudolf Pozděna in einem einleitenden Vortrage feierte. Die bereits mehr als 30 Mitglieder zählende Sektion wählte Hofrat Prof. Dr. J. M. Pernter zu ihrem Obmann, zu dessen Stellvertreter Regierungsrat Dr. Wenzel Marek, zu Schriftführern Dr. Josef Pircher und Ing. Rudolf Pozděna. Ihr Arbeitsgebiet abzugrenzen und die nächsten Arbeitsziele zu bestimmen, war zunächst die Aufgabe ihrer Beratung, die nach einer Einleitungsrede des Obmannes Hofrat Univ.-Prof. Dr. J. M. Pernter als Programm für die Tätigkeit der Sektion folgende Punkte ergab: regelmäßige Versammlungen mit Vortrag und daranschließender Diskussion; Veröffentlichung jener Vorträge, welche dazu geeignet erscheinen und Abfassung eigener Schriften, zunächst populärer Art; Unternehmung von Forschungsarbeiten. Entscheidend für den nunmehr gelungenen Schritt zur Errichtung einer naturwissenschaftlichen Sektion war der günstige Erfolg, welchen die Leo-Gesellschaft mit der Vorführuug des Foucault'schen Pendelversuches in der Rotunde des k. k. Praters kurz vorher errungen hatte. Auf Anstoß des Ing. Rudolf Pozděna war bereits im Hochsommer beschlossen worden, den vom Physiker Foucault zum erstenmal im Jahre 1852 im Pantheon zu Paris öffentlich gemachten Pendelversuch zum Erweis der Achsendrehung der Erde in Wien im großen Maßstabe mit einem Pendel von 80 m Länge durchzuführen. Unter der Oberleitung des Hofrats Dr. J. M. Pernter brachte Ing. Pozděna im Verein mit Insp. L. Gall die

zahlreichen Vorarbeiten so rasch zustande, daß der Versuch mit dankenswerter Bewilligung des k. k. Handelsministeriums in der Rotunde des Weltausstellungsgebäudes vom 3. bis 11. Oktober täglich durch 4 bis 5 Stunden ausgeführt werden konnte. An 19.000 Menschen aus allen Bevölkerungsklassen Wiens nahmen an der Vorführung teil, um deren öftere mündliche Erläuterung sich neben Pernter und Pozděna besonders Dr. A. Schlein verdient machte. Eine den Versuch erklärende Broschüre aus der Feder Pozděnas wurde in nahezu 8000 Exemplaren verbreitet.

War diese Veranstaltung geeignet gewesen, den Namen der Leo-Gesellschaft unter die breitesten Kreise der Wiener Bevölkerung zu tragen, so hatte eine von der Kunstsektion der Leo-Gesellschaft vorbereitete, mit der Hauptversammlung der Leo-Gesellschaft für 1903 in Wien verbundene Kunstausstellung (14. bis 30. Juli) den besonderen Zweck, die Freunde christlicher Kunst mit den Leistungen der Künstler der Leo-Gesellschaft bekannt zu machen. Die Ausstellung war durchaus nicht von langer Hand vorbereitet. Nichtsdestoweniger nahmen 15 Künstler und 3 Kunstgewerbeinhaber mit 72 ausgestellten Objekten in Originalwerken der Bildhauerei und Malerei, in Modellen, Entwürfen und Photographien daran teil. Einen besonderen Teil der Ausstellung bildeten die Entwürfe für ein hl. Grab, welche von 5 Künstlern auf das Preisausschreiben der Leo-Gesellschaft im Jahre 1902 eingereicht und im Jänner 1903 mit einem Preise von K 1000 und 4 Honoraren zu je K 200 ausgezeichnet worden waren. (Vgl. Jahresbericht der L.-G. f. 1902 S. 17.) Die Kunstausstellung, um deren Einrichtung in den Lokalitäten der Leo-Gesellschaft sich besonders Maler Josef Reich, Bildhauer H. Schwathe und Architekt J. Pletschnig verdient gemacht hatten, war gut besucht, fand vielseitige Anerkennung und brachte den ausstellenden Künstlern auch einzelne praktische Erfolge. Auch sonst lenkte die Sektion für bildende Kunst unter Leitung des Univ.-Prof. Dr. H. Swoboda wiederholt die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf die Leo-Gesellschaft. Hieher gehört besonders die von Dr. Richard v. Kralik in der Sitzung vom 10. November gemachte Anregung, die Bauten auf dem Leopoldsberge bei Wien „zu einer Ruhmeshalle österreichischer Geschichte“ auszugestalten. Diese Anregung wurde zunächst von den Künstlern und Kunstfreunden Wiens mit Begeisterung aufgenommen und weit darüber hinaus fand sie bei den Kennern österreichischer Geschichte und den Schätzern ihres Ruhmes lebhafte Sympathie. Sie wach zu erhalten und der Verwirklichung des schönen Gedankens vorbereitend zu dienen, wird eine der bedeutungsvollen Aufgaben der Sektion in der nächsten Zeitperiode sein. Vorträge fanden in den (8) Sektionssitzungen statt von: Domkapitular Dr. K. Freiherr v. Hackelberg über das

hl. Grabtuch in Turin; Prof. Dr. H. Swoboda Nachruf an Maler Schönbrunner; Custos Dr. List über die Modelle der Wiener Museumsbauten vom Standpunkte des Musealwesens. Im Schoße der Sektion fand die vom Vereine für n.-ö. Landeskunde angeregte Idee, die Errichtung eines n.-ö. Landesmuseums einzuleiten, warme Befürwortung. Die praktische Förderung der christlichen Kunst durch Betreiben weiterer Ausstellungen und Preisausschreibungen seitens der Leo-Gesellschaft behielt die Sektion unausgesetzt im Auge. Für Mäzene christlicher Kunst wäre hier reichlich Gelegenheit geboten, durch Gewährung von Preisen den beschränkten Mitteln der Leo-Gesellschaft zu Hilfe zu kommen und so der Kunstübung unter der Ägide der letzteren eine Förderung zuzuwenden, wie sie nicht leicht erfolgsicherer möglich ist.

Einen vielbegrüßten Schritt vollzog die Sektion für Sozial- und Rechtswissenschaften unter der Führung des k. k. Sektionsrates i. R. Dr. K. Scheimpflug. Über Anregung des Grafen Franz v. Kuefstein, welcher kurz vorher als Publikation der Leo-Gesellschaft die „Beschlüsse dreier Studienkommissionen katholischer Sozialpolitiker 1882—1892" veröffentlicht hatte, wurde in der Sektionssitzung am 30. Oktober der Entschluß gefaßt, die Studien über dringende Fragen der Sozialpolitik vom katholischen Standpunkte neuerdings planmäßig aufzunehmen und hervorragende Männer der Wissenschaft zunächst aus Österreich und Deutschland zu denselben heranzuziehen. Vor allem sollen die Fragen der modernen Arten des Gütererwerbes den Gegenstand der Untersuchungen bilden und namhafte Autoritäten haben bereits ihre Mitarbeit zugesichert. Außer dem eben erwähnten Referate des Grafen Franz v. Kuefstein werden in den (3) Sitzungen der Sektion Vorträge gehalten von: Graf Franz v. Kuefstein über die gesetzliche Regelung der Kartelle, Univ.-Prof. Dr. Franz M. Schindler über das Kapitalzinsproblem.

Der Umsicht des Sektionsrates Dr. K. Scheimpflug als Leiter der Vortragsabende der Leo-Gesellschaft ist es auch vor allem zu danken, daß diese wöchentlichen Versammlungen der Wiener Mitglieder unserer Gesellschaft nicht nur ihre bereits errungene Bedeutung bewahrt haben, sondern mehr und mehr zum gern besuchten Mittelpunkte der Vortragstätigkeit der Leo-Gesellschaft geworden sind. Im Berichtjahre wurden hier Vorträge gehalten von: Architekt Ant. Weber über „Kirchen- und Burgrestaurationen", Propst Karl Landsteiner aus Nikolsburg über „Josef Wichner als Erzähler", Univ.-Prof. Dr. Ernst Seydl über „Friedrich Nietzsche" und über „Tolstoi", Arzt Dr. Leop. Senfelder über „Altwienerische Geschichten und Sagen", Hof- u. Ger.-Adv. Dr. Vikt. Kienböck über „die österreichische Rentenkonversion", Gymnasial-Direktor Dr. Wend. Toischer

aus Saaz über „die Wiener Pädagogiumsfrage", Arch. Direktor Dr. Albert Starzer über „die Geschichte der Waisenanstalt in Judenau", Dr. Leopold Woitsch über „Chinesische Sprache und Erziehung", Dr. Rich. v. Kralik über „den Dichter Hladky", Inspektor Fedor Gerenyi über „den jetzigen Stand der n.-ö. Armengesetzgebung"; Prof. W. O. Noltsch bot Lesungen aus „seinen jüngsten Erinnerungsblättern und Poetisches über den Kahlenberg"; Propst Dr. K. Schnabl aus Wienerneustadt sprach über „Musikalische Zeitfragen," Präfekt Heinr. Schneider aus Oberhollabrunn über „Alkoholismus und geistige Arbeit", Univ.-Dozent Dr. Gustav Turba über „die Frage der österr.-ung. Thronfolge nach ihrer geschichtlichen Entwicklung", Goldschmied Karl Haas über „moderne Fälschungen auf dem kunstgewerblichen Gebiete, Publizist A. Leth über „die jüngste Geschichte Bulgariens", Universitätsprofessor Dr. Heinrich Swoboda über „S. H. Papst Pius X.", Custos des n.-ö. Landesarchivs Dr. Max Vancsa über „die Gründung eines n.-ö. Landesmuseums", Ingenieur Rudolf Pozděna über „die Ergebnisse des Foucault'schen Pendelversuchs", Direktor der n.-ö. Landeshypothekenanstalt Regierungsrat Ritter von Hattingberg über „die Grundzüge eines Entschuldungsprogramms", S. Exzellenz Wirklicher Geheimer Rat, Reichsratsabgeordneter und Universitätsprofessor Dr. Adalbert Graf Dzieduszycki über „den polnischen Schriftsteller Sigismund Graf Krasinski", Verwalter der städtischen Versorgungsanstalt in Liesing Dr. Scholz über „das Grab Kaiser Friedrich des Schönen in der ehemaligen Karthause Mauerbach".

In der literarischen Sektion entwickelte ihr neugewählter Leiter Dr. Richard v. Kralik in der Sitzung am 16. November ein weitausschauendes Programm für die Betätigung der Sektion, welche es mit Freuden guthieß und vorbereitende Schritte zu seiner Durchführung beschloß. Diese Sektion hatte im Berichtjahre den Hingang ihres Obmannes, des Universitätsprofessors Dr. Michael Gitlbauer, zu beklagen. Er hatte den hervorragendsten Anteil an ihrer Gründung genommen, stand ihr von Anfang her bis zu seinem Scheiden vor und förderte vor seiner Erkrankung unermüdlich ihre vielseitigen Unternehmungen auf dem Gebiete der Literatur wie auf dem Kunstgebiete, dessen Pflege dieser Sektion bis zum Entstehen einer eigenen Kunstsektion mitanvertraut war (vgl. die Leo-Gesellschaft 1891—1901 S. 33 ff.). Die Sektion stellte bei ihrer Neukonstituierung im Sommer 1903 dem an Stelle Gitlbauers zum Obmann gewählten Dr. Richard v. Kralik als Obmannstellvertreter Dr. Josef Mantuani, als Schriftführer kais. Rat Dr. Hans M. Truxa zur Seite. Bei dieser Gelegenheit widmete Dr. R. v. Kralik seinem heimgegangenen Freunde Dr. M. Gitlbauer einen die wissenschaftliche Tätigkeit und das Wirken desselben in der Leo-Gesellschaft würdigenden

Nachruf. Der Dichter Ing. Ed. Hladky trug Abschnitte aus seiner neuesten großen Dichtung vor.

Die Sektion für Pädagogik, geleitet vom k. k. L.-Sch.-Insp. Hofrat Dr. K. F. Kummer, setzte ihre gut besuchten (7) monatlichen Versammlungen außer der Zeit des Hochsommers und der Ferien fort mit Diskussionen im Anschluß an Vorträge und Referate von: Direktor Dr. Rud. Hornich über die Privatlektüre der Schüler an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten, Prof. Zeitelberger über die Kunst im Leben des Kindes, Direktor Dr. Franz Rimmer über Alkoholismus auf dem Gebiete der Schule und über die Ergebnisse des Antialkoholkongresses in Bremen auf dem Gebiete der Schule, Univ.-Prof. Dr. H. Seydl über den Plan eines pädagogischen Fortbildungskurses in Salzburg (Herbst 1903), Prof. Karl Schwalm über Ad. Stifter als Schulmann, Prof. Dr. Becker über die neuen Richtungen der Geschichtswissenschaft und ihre Einwirkung auf den geschichtlichen Unterricht, Dr. Gallus Wenzel über den Unterricht in Mathematik und Physik an den Lehrerbildungsanstalten".

Die Sektion für Geschichtswissenschaften betrieb mit Erfolg die Entsendung eines Mitarbeiters an der, von Dr. H. Pogatscher im Auftrage der Leo-Gesellschaft begonnenen, Herausgabe der Kameralien avignonesischer Päpste aus den Papieren des vatikanischen Archivs in Rom. Es gelang, dank dem Entgegenkommen des Abtes der Zisterzienserabtei Heiligenkreuz, den Historiker Dr. P. Florian Watzel zunächst auf ein Jahr zur Mithilfe an dem großen Unternehmen zu gewinnen und derselbe weilt seit Herbst 1903 als Stipendiat der Leo-Gesellschaft in Rom. In den (2) Sektionssitzungen fanden außer den die römischen Forschungen der Leo-Gesellschaft betreffenden Verhandlungen Vorträge von Univ.-Prof. Dr. Jos. Hirn statt zur Vorgeschichte der Vermählung Kaiser Ferdinand III. und über Epilogisches zum Krieg vom J. 1809.

Die Sektion für Philosophie und Theologie verzeichnet ein kräftiges Fortschreiten der von ihr ausgegangenen „Theologischen Studien der Leogesellschaft," von welchen im Berichtjahre durch die Verlagshandlung Mayer & Ko. in Wien 5 neue Hefte (4—8) ausgegeben wurden u. zw.: Ratramnus und die hl. Eucharistie, eine dogmatisch-historische Würdigung des ersten Abendmahlstreites von Dr. Aug. Naegle; die Schadenersatzpflicht des Erben nach kanonischem Recht von Univ.-Prof. Dr. Joh. Haring; die Heteronomie der christlichen Moral von Prof. Dr. Ph. Kneib; die Ausbildung der konziliaren Theorie im 14. Jahrhundert von Dr. Karl Hirsch. Von dem wissenschaftlichen Kommentar zu den Büchern der hl. Schrift A. B. unter der Leitung des Univ.-Prof. Dr. B. Schäfer erschienen das 1. und 2.

Buch der Könige von Prof. Dr. Nivard Schlögl; vom Kommentar zum Neuen Testament unter Leitung der Prof. Dr. B. Schäfer und Erasmus Nagl ist im Druck die Apostelgeschichte von Prof. Dr. J. Belser. In der Sektionssitzung im Februar hielt Univ.-Prof. Dr. B. Schäfer einen Vortrag über die Zweckbeziehung der nachexilischen Bücher des A. T.

Außer den schon genannten Publikationen wurden im Berichtjahre teils mit Unterstützung, teils vollständig auf Rechnung der Leo-Gesellschaft noch andere Schriften veröffentlicht.

Das Sammelwerk „Das soziale Wirken der katholischen Kirche in Österreich", fand seine Fortsetzung in der Monographie über die Diözese Leitmeritz von Univ.-Prof. Dr. Franz Endler in Prag, zu deren Herausgabe die Leogesellschaft durch das Entgegenkommen des hochw. bischöflichen Ordinariates in Leitmeritz die dankenswerteste Unterstützung erhielt. Mit dieser Monographie sind nun sämtliche Diözesen Böhmens in dem Sammelwerke vertreten, neben den Diözösen St. Pölten, Salzburg, Seckau, Gurk. Für die Diözesen Olmütz, Marburg, Laibach, Brixen werden die Bearbeitungen in den nächsten Jahren der Öffentlichkeit übergeben werden können. Von den Quellen zur österreichischen Kirchengeschichte ist der erste Band der Acta Salzburgo-Aquilejensia von Prof. Dr. Alois Lang in Graz, im Verlage der Styria in Graz ausgegeben worden; der zweite Band der Acta ist unter der Presse. Von den Quellen und Forschungen zur Geschichte und Kulturgeschichte Österreichs und seiner Kronländer unter Leitung der Univ.-Prof. Dr. Hirn in Wien und Dr. J. E. Wackernell in Innsbruck erschien der 9. Band über Beda Weber 1798—1858 und die tirolische Literatur 1800—1846 von J. E. Wackernell; der 10. Band: Die Sprachinsel Luserna, deren Geschichte, Sprache, Lieder, Sprüche, Sagen und Märchen von Jos. Bacher wird eben gedruckt.

Die periodischen Publikationen der Leo-Gesellschaft wurden u. zw.: das „Allgemeine Literaturblatt" im 12. und „Die Kultur" im 4. Jahrgange unter der unverdrossenen Leitung Dr. Franz Schnürers fortgesetzt. Eine Stimme in der Österr.-ung. Revue (Heft 5, 1903) urteilt über diese beiden Zeitschriften: „Von der österreichischen Leogesellschaft werden zwei Zeitschriften herausgegeben, deren Redaktion Dr. Schnürer führt. Die ältere, „Allgem. Literaturblatt" (halbmonatlich), ist nur der literarischen Kritik gewidmet und ein Muster in seiner Art. Die andere, „Die Kultur" (8. Hefte im J.), stellt gewissermaßen die Ergänzung dazu dar, gediegen, sachverständig und zielbewußt". (Dr. Karl Hufnagl.) Von diesen beiden Publikationen erscheint „Die Kultur" vom Jahre 1904 als Quartalschrift (bisher 8 Hefte jährlich) im Verlage der Leogesellschaft; gleichzeitig

übernimmt der k. u. k. Hofbuchverlag C. Fromme in Wien den Verlag des „Allgem. Literaturblattes". Aus den Kulturaufsätzen erschienen in Sonderdruck als 19. und 20. Heft der „Vorträge und Abhandlungen der Leo-Gesellschaft" die Skizzen von Prof. Jos. Seeber „über die Wodanreligion" und die Abhandlung von Regierungsrat J. C. Poestion „Zur Geschichte des isländischen Dramas und Theaterwesens". Unter Dr. Franz Schnürers Leitung wurde auch die „Allgem. Bücherei" der Leo-Gesellschaft mit sieben neuen Bändchen fortgeführt, wovon fünf den zweiten Band des „Deutschen Götter- und Heldenbuchs" von Dr. Richard von Kralik bringen, während die zwei letzten die Novelle Sappho von Therese Rak enthalten. Der erste Band von Kralik's „Deutsches Götter- und Heldenbuch" wurde den Teilnehmern der Leo-Gesellschaft für 1903 als Gabe dargeboten. Die Allgemeine Bücherei wird mit der Vollendung dieses Werkes (in sechs Bänden) abgeschlossen werden.

Zur Unterstützung katholischer Volksbibliotheken und literarischer Zirkel wurden in neunzehn Fällen Schriften und Bücher aus den Beständen der Leo-Gesellschaft gewidmet; an katholische Vereine und Unternehmungen wurden mehrfach Aushilfen aus dem sonstigen Materialbestande der Leo-Gesellschaft gewährt.

Die Leo-Gesellschaft verwendete seit Abschluß ihrer letzten Jahresrechnung für ihre Zwecke K 26.365·80, seit ihrem Bestande K 315.296·04. Unter den Einnahmen der Leo-Gesellschaft im Berichtjahre sind wiederum mit gebührendem Danke K 1400.— als Unterstützung des k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht zur Herausgabe des Allgemeinen Literaturblattes und der Quellen und Forschungen der Gesellschaft, eine neuerliche Spende Sr. Durchlaucht des Fürsten Johann von und zu Lichtenstein im Betrage von K 80.—, dazu eine Reihe kleinerer Spenden zu verzeichnen. Das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht gewährte überdies zur Veröffentlichung der Acta Salzburgo-Aquilejensia eine einmalige Subvention von K 1200.—. Einen an sich bescheidenen Betrag der Ausgaben dieses Jahres nimmt die Instandhaltung der neuen Mieträume der Leo-Gesellschaft in Anspruch, in welchen sie in Verbindung mit der katholischen Ressource nicht sich allein, sondern dem kath. Vereinsleben Wiens überhaupt eine würdige Versammlungs- und Arbeitsstätte im Zentrum der Hauptstadt geschaffen hat. Hier wurde auch durch die dankbar gewürdigte Arbeit mehrerer Mitglieder des akademischen Rede- und Lesevereines christlich-deutscher Studenten die vorläufige Aufstellung und Katalogisierung der Bibliothek der Leo-Gesellschaft ermöglicht, die durch eine neue Zuwendung aus dem Nachlasse des † Sektionsrates Joh. R. von Hoffinger, sodann durch mehrfache Geschenke von anderen

Seiten auf zirka 7000 Bände angewachsen ist. Hievon wird jedoch für die endgiltige Aufstellung eine beträchtliche Anzahl unvollständiger und sonst unbrauchbarer Bücher in Abzug kommen. Die Zahl der im Bibliotheks- und Lesezimmer aufliegenden, im Eintausch für unsere Zeitschriften einlaufenden Zeitschriften beträgt über 100 aus den verschiedensten Wissensgebieten. Nach der definitiven Einreihung der Bücher und nach Vollendung der notwendigen Kataloge soll durch eine neue Bibliotheks-Ordnung die Entlehnung von Werken auch nach auswärts ermöglicht werden.

Die Generalversammlung des Jahres 1903, die 12. Jahreshauptversammlung, hielt die Leo-Gesellschaft am 22. Juni in Wien ab. Diese Generalversammlung erhielt ein neues und eigenartiges Gepräge durch die gleichzeitige Veranstaltung einer Ausstellung christlicher Künstler Wiens in den Räumen der Gesellschaft, in welchen auch die Veranstaltungen der Generalversammlung zum größten Teile stattfanden.

Nach der heiligen Messe in der Universitätskirche, welche Prälat Zschokke zelebrierte, begann alsbald die geschlossene Sitzung der Generalversammlung, die einen ansehnlichen Mitgliederkreis im Hauptsaale der Leo-Gesellschaftsräume vereinigte. Die große Mehrzahl stellte Wien, doch waren Niederösterreich außer Wien, sowie einige Kronländer (Galizien, Ober-Österreich, Kärnten) durch einzelne vertreten. Die Kunstausstellung fand mannigfachen Beifall. An den Geschäftsbericht des Generalsekretärs Dr. Franz Schindler knüpfte sich eine eingehende Debatte namentlich über die Ausgestaltung der Zeitschriften „Literaturblatt" und „Kultur" der Leogesellschaft, an welcher sich Universitätsprofessor Straszewski-Krakau, Graf F. Kuefstein, Hofrat Dr. Pernter, Kustos Dr. Domanig, Dr. Schnürer, Univ.-Prof. Dr. Hirn, Feldbischof Dr. Belopotocky und Universitätsprofessor Dr. Swoboda beteiligten. Es wurde eine Komission zu wählen beschlossen, welcher die gemachten Anregungen zum Studium und zur Erstattung von Vorschlägen an das Direktorium der Gesellschaft überwiesen wurden. Am Schluße seines Berichtes forderte der Generalsekretär die österreichischen Katholiken nachdrücklich auf, die Leo-Gesellschaft durch zahlreichen Beitritt in ähnlicher Weise zu unterstützen, wie es die deutschen Katholiken ihrer Görres-Gesellschaft gegenüber tun. Er wies besonders auf die bisher sehr geringe Beteiligung der Sudetenländer an den Bestrebungen der Leo-Gesellschaft hin. Die Mitgliederzahl könnte unfraglich weit größer sein und leicht um ein Vielfaches wachsen, wenn in Österreich alle Katholiken, denen es ihre Mittel erlauben, jährlich den geringen Betrag von 10 Kronen zu opfern, und wenn alle, die Kraft ihrer Stellung und Intelligenz verpflichtet sind, positiven Anteil an der Förderung von Wissenschaft, Literatur und Kunst auf christlicher Grundlage zu nehmen, sich dieser Verpflichtung lebendig bewußt wären.

Die geschlossene Sitzung fand ihr etwas verspätetes Ende in einem warmen Nachruf auf das gewesene Direktoriumsmitglied, Dr. M. Gitlbauer und in dem vom Generalsekretär mit Nachdruck hervorgehobenen Appell an die Mitglieder, mit Liebe der Förderung der Leo-Gesellschaft ihre Kraft zu leihen, die nach wie vor ihre Ziele im innigen Anschluß an die Kirche und die in ihr waltenden Autoritäten, Papst und Bischöfe verfolgen wird.

Als Orte der Generalversammlung für 1904 wurden Freiwaldau in Österr.-Schlesien und Hall in Tirol vorgeschlagen, die Wahl jedoch dem Direktorium überwiesen.

Es folgte sofort die Sitzung der Sektion für bildende Kunst. Hier berichtete zunächst der Obmann Universitätsprofessor Dr. Swoboda über die Tätigkeit der Kunstsektion. Dann sprach Dr. v. Kralik in gewohnter geistvoller Weise über die Beuroner Kunst, der er den ersten Platz unter den modernen Kunstbestrebungen zuweist und die er in einer ganz originellen Art in den gesammten geschichtlichen Entwicklungsgang der Kunst einreiht.

Nachmittags 4 Uhr fand die Sitzung der pädagogischen Sektion mit einem feinstilisierten und mit großer Spannung angehörten Vortrage des Direktors des niederösterreichischen Lehrerseminars in St. Pölten, Dr. Rudolf Hornich, über „J. B. Lasalle und seine Stellung in der Geschichte der Pädagogik" statt, an welchen sich eine Debatte anschloß. Der Sitzung präsidierte Hofrat Dr. K. F. Kummer, der sie mit einer Übersicht über die Entwicklung der Sektion eröffnet hatte.

Abends um halb 7 Uhr folgte die öffentliche Sitzung im Ingenieur- und Architektensaale (Eschenbachgasse). Der greise Präsident der Gesellschaft Baron Helfert, der schon bisher sich an den Veranstaltungen der Generalversammlung unermüdlich beteiligt hatte, eröffnete mit gemütvollen Worten die Sitzung, an der außer den genannten Persönlichkeiten u. a. die beiden Weihbischöfe von Wien, Dr. Schneider und Dr. Marschall, mehrere Mitglieder des Wiener Domkapitels, Domdechant Elsler von Klagenfurt, Vertreter einzelner Orden und sonstige hervorragende Mitglieder der Leo-Gesellschaft wie: Baron Schell, Oberlandesgerichtsrat Dr. Kaserer, die Hochschulprofessoren Schäfer, Seydl, Noltsch u. v. a. sich beteiligten. Generalsekretär Hofrat Dr. Schindler würdigte zunächst den sogenannten Autonomismus in Wissenschaft, Literatur und Kunst in eingehender Darlegung und trug sodann den Bericht über den jetzigen Stand der Leo-Gesellschaft und ihrer Arbeiten vor. Hierauf besprach Sektionsrat Dr. K. Scheimpflug die Preispolitik im Dienste des gesellschaftlichen Wohles mit Herbeiziehung eines geistreich kombinierten Beweismateriales für die Erhärtung der Notwendigkeit, die Preisbildung für das hauptsächliche Volksnahrungsmittel, das „Brot", nicht der Konkurrenz und dem freien Vertrage zu überlassen, sondern sie gesellschaftlich zu beeinflussen. Der mit gespanntester Aufmerksamkeit der Anwesenden verfolgte Vortrag fand reichen Beifall. Universitätsprofessor Dr. Hirn schloß die Sitzung mit herzlichen Worten der Ermunterung, für die Leo-Gesellschaft und deren Ausbreitung mit Eifer einzustehen.

Den geselligen Abend mit gemeinsamem Tisch beehrten durch ihre Gegenwart der Bürgermeister Wiens Dr. Lueger und Magistratsdirektor Dr. Weiskirchner, die durch den gleichzeitigen Städtetag tagsüber in Anspruch genommen waren. Feldbischof Dr. Belopotoczky sprach den Toast auf Papst und Kaiser, dem noch manch anderer mit ernsten und heiteren Ausführungen folgte. Für den 23. Juni war ein Ausflug nach Karnuntum geplant, an dem sich jedoch wegen ungünstiger Witterung nur einzelne beteiligen konnten.

Der Beratung seiner zahlreichen Aufgaben widmete das Direktorium der Leo-Gesellschaft 7 Sitzungen (28. Januar, 27. Feber, 1. April, 29. Mai, 26. Juni, 19. November, 20. Dezember). Für Dr. M. Gitlbauer wurde Hof- und Gerichtsadvokat Dr. V. Kienböck in Wien ins Direktorium als Mitglied cooptiert. Das nach den Grundsätzen der doppelten Buchführung neugeordnete Rechnungswesen der Gesellschaft verwaltete als

Schatzmeister Inspektor Ludwig Gall in hingebungsvoller Weise. Leider mußte, um einige unverhoffte Ausfälle in den Einnahmen und das Defizit des Vorjahres zu decken, das Stammvermögen mit einem entsprechenden Betrage in Anspruch genommen werden. Es steht zu hoffen, daß die bereits zur Durchführung gebrachten Einführungen die allmählige Ergänzung des Stammfonds ohne Beeinträchtigung der wesentlichen Aufgaben der Leo-Gesellschaft ermöglichen werden.

Die Leo-Gesellschaft weist am Schlusse des Berichtjahres eine Minderung der Gesamtziffer im Mitgliederstande besonders dadurch auf, daß vor Jahresschluß alle jene Mitglieder ausgeschieden wurden, welche durch längere Zeit in Erfüllung ihrer Verpflichtungen säumig geblieben waren, und daß namentlich unter den Mitgliedern aus den Kreisen der akademischen Jugend ein starker Wechsel sich geltend machte. So wurden zwar 1 Förderer, 5 lebenslängliche Mitglieder und 129 Mitglieder mit Jahresbeiträgen neu aufgenommen; trotzdem ergibt sich am Schlusse des Jahres 1903 nur eine Gesamtziffer von 2503 (gegen 2680 im Jahre 1902) Mitgliedern und Teilnehmern der Gesellschaft, wovon 56 Förderer, 117 lebenslängliche Mitglieder, 5 lebenslängliche Teilnehmer, dann 2107 Mitglieder und 218 Teilnehmer mit Jahresbeiträgen waren. Von diesen entfallen auf den Zweigverein für Tirol und Vorarlberg 1 Förderer, 10 Mitglieder auf Lebensdauer, 370 Mitglieder und 80 Teilnehmer mit Jahresbeitrag, zusammen 461.

Der Zweigverein für Tirol und Vorarlberg entfaltete im Berichtjahre eine besonders reiche Tätigkeit durch die Unterstützung wissenschaftlicher Vorträge in Bregenz, die Unterstützung der Zeitschrift „Kunstfreund", Organ für christliche Kunst in Tirol, die Unterstützung des akad. Sängerbundes in Innsbruck, die Gewährung eines Reisestipendiums an einen Privatdozenten, die Beteilung der Mitglieder und Teilnehmer mit einem Exemplar Beda Weber, Mithilfe bei der Gründung der neuen Zeitschrift „Forschungen und Beiträge zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs", welche von 1904 ab den Mitgliedern des Zweigvereins kostenlos zugestellt wird. Aus dem Direktorium des Zweigvereins schieden aus: Dr. Placidus Genelin, Prof. a. d. Realschule in Innsbruck durch Tod und Anton v. Paur durch Übersiedlung nach Bozen. Dafür wurden gewählt: Dr. Alois Lanner, Prof. a. d. Realschule in Innsbruck, Exzellenz Dr. Friedrich Freiherr v. Call, Oberlandesgerichtspräsident in Innsbruck. Der Kassastand betrug am 31. Dezember 1903 6544 K 49 h.

Besonders schmerzliche Lücken hat der Tod im abgelaufenen Jahre in die Reihen der Leo-Gesellschaft gerissen. Wir beklagen u. a. den Hingang eines Ehrenmitgliedes der Gesellschaft, des gefeierten Historikers Hofrat Dr.

Onno Klopp, des Sprachforschers Dr. Joh. Mitterrutzner in Brixen, des akademischen Malers Franz Schönbrunner in Wien, des gew. Ackerbauministers Graf Joh. Ledebur, des Universitätsdozenten Dr. Placidus Genelin in Innsbruck, des Stiftsbibliothekars und Geschichtsforschers Martin Kiem in Gries, des Philologen Univ.-Prof. Dr. Michael Gitlbauer in Wien, des Pädagogikers Univ.-Prof. Dr. Virgil Grimmich in Prag, des Wiener Architekten Camillo Sitte u. m. a. Namentlich Gitlbauer's Scheiden trifft die Leo-Gesellschaft schwer, da er ihr und ihrem Direktorium von Anfang an als eines der tätigsten und arbeitsfreudigsten Mitglieder angehört hat. Als Gründer und Vorstand der literarischen Sektion, als langjähriger Leiter der Montagsabende unserer Gesellschaft, die ihr zu so manchem Unternehmen den ersten Anstoß gegeben, hat er treu an der gemeinsamen Aufgabe mitgewirkt und sich unser dankbares Andenken gesichert. Möge dem lebens- und tatenfrohen Mitkämpfer und allen hingegangenen Freunden unserer Gesellschaft Gottes Licht in unvergänglicher Klarheit leuchten! I. P. Q.

In diesem Jahre schied auch **Leo XIII.** aus dieser Zeitlichkeit, der ruhmreiche Friedenspapst und Förderer christlicher Wissenschaft, Literatur und Kunst auf dem weiten Erdenrund. Unsere Gesellschaft genoß die Ehre und Freude wiederholter Kundgebung seiner lebhaften Teilnahme an unseren Bestrebungen. Mit seinem glanzvollen Namen verknüpft, bleibt sie für alle Zeit ihres Bestehens ein Denkmal der Erinnerung an das große Pontifikat, das dem ausgehenden 19. Jahrhundert seinen Stempel aufgeprägt und den geistigen Bewegungen der Mitwelt festen Rückhalt und kräftiges Steuer geboten. In diesem Namen trägt sie zugleich die stets lebendige Bezeugung der Endziele, die ihre Gründer ihr vorgesteckt, die immerwährende Bekräftigung des Geistes, der sie von ihrem ersten Beginn beseelt. Der Name des unsterblichen dreizehnten Leo war für seine Zeit ein Programm; als ihr Programm hat unsere Gesellschaft diesen Namen gewählt und ihn bis heute in Ehren getragen. Was dieser Name für sie in sich schloß, als sie ihn gewählt: unbedingte und hochgemute Hingabe an die Kirche Christi, frohbegeistertes und zuversichtliches Eintreten für alles Wahre, Gute und Schöne auf dem Grunde, den Christus für alle Zeit gelegt, in Wissenschaft, Literatur und Kunst, — das bedeute er für unsere Gesellschaft immerdar!

Noch im Frühling seines Sterbejahres hatte Leo XIII. geruht, durch ein Schreiben des Staatssekretariates der Leo-Gesellschaft in gütigen Worten seinen Dank für die Huldigung auszusprechen, welche dieselbe unter gleichzeitiger Überreichung der bisher erschienenen Bände des Kommentars zur hl. Schrift dem Vater der Christenheit zu seinem päpstlichen Silber-Jubiläum dargebracht hatte. Der erleuchtete Papst erkannte lebhaft die hohe Bedeutung

welche der vereinten Förderung der Wissenschaften und Künste auf der Grundlage der christlichen Religion in der gegenwärtigen Zeit zukommt und spendete unserer Gesellschaft zum letztenmal vor seinem Scheiden seinen apostolischen Segen als Unterpfand göttlicher Gnade und Hilfe. Möge den in väterlicher Huld von Leo XIII. unserer Gesellschaft so oft zu teil gewordenen Heilwünschen reiche Erfüllnng werden! Möge die Leo-Gesellschaft ihre Wurzeln immer tiefer und fester in den Boden des katholischen Österreichs einsenken, immer ansehnlicher und weiter ihr Geäst und Gezweig über die Länder unseres Heimatsreiches ausbreiten und christliche Wissenschaft, Literatur und Kunst mit vielfacher wohlgereifter Frucht bereichern:

Quod faxit Deus, cui soli honor et gloria!

2. Rechnungsabschluß

für das Rechnungsjahr vom 1. Jänner bis 31. Dezember 1903.

Gewinn- und Verlust-Konto.

Soll	K	h	Haben	K	h
An Konti für die Veröffentlichungen u. zw. »Literaturblatt,« »Die Kultur« und »diverse Publikationen«.			**An Beiträge-Konto.**		
Für die per Saldo verbleibenden Kosten dieser im Jahre 1903 veröffentlichten Publikationen	19159	50	Für im Laufe dieses Jahres vereinnahmte Beiträge	17534	06
An Konto für Stipendien und Unterstützungen.			**An Zinsen-Konto.**		
Für im Laufe dieses Jahres gewährte Stipendien und Unterstützungen	4166	16	Für die per Saldo verbleibenden Zinseneingänge	1881	56
An Inventar-Konto.			**An Kapital-Konto.**		
Für 10%ige Abschreibung vom Bilanzwerte des Inventars . .	50	72	Für zu Lasten dieses Kontos durchgeführten, per Saldo sich ergebenden Verlust aus der Gebarung pro 1903 . . .	6950	38
An Regie-Konto.					
Für die pr Saldo verbleibenden Kosten für Miete, Beheizung, Beleuchtung, Drucksorten, Honorare und diverse Spesen	2685	42			
An Effekten-Konto.					
Für Kursverluste bei dem Effektenbesitze auf Grund der Notiz des Geldkurses vom 31. Dezember 1903	304	—			
	26365	80		26365	80

Bilanz per 31. Dezember 1903.

Aktiva	K	h	Passiva	K	h
Kassa-Konto.			**Kapital-Konto**		
Barbestand	143	47	Stand des Vermögens mit 31. Dez. 1902 K 60.921·80		
K. k. Postsparkassenamt.			abzüglich des am Gewinn- und Verlust-Konto nachgewiesenen Gebarungs-Verlustes pro 1903 . . . K 6.950·38	53971	42
Unser Guthaben bei demselben . .	360	97			
Inventar-Konto.					
Wert des Inventars	456	48			
K. k. priv. Öst. Kredit-Anstalt für H. u. G.,					
Unser Guthaben i. laufend. Rechnung	511	—			
Effekten-Konto.					
Besitz an Wertpapieren:					
K 27.000 — 4% konvert. steuerfreie, einheitliche Kronenrente (Mai-Nov.) à 100.60 — K 27.162·—					
K 10.000 — 4% konvert. steuerfreie, einheitliche Kronenrente (Jän.-Juli) à K 100.55 K 10.055·—					
K 15.000 — 4% österr. Rente in Kronenwhrg. (März-Sept.) à 100 65 K 15.097·50					
100 — 1/5 1860er Staatslos (Mai—Nov.) à K 185·—	53499	50			
	53971	42		53971	42

Der Schatzmeister
L. Gall, m. p.

Die Revisoren
Dr. Simon Hagenauer, m. p.
Dr. Karl Herrbegen, m. p.

3. Das Direktorium der Leo-Gesellschaft

besteht aus den p. t. Herren:

Präsident: Se. Exzellenz Dr. Josef A. Freiherr v. Helfert, k. u. k. Geheimer Rat, Mitglied des Herrenhauses ꝛc., Wien.

1. **Vizepräsident**: Se. bischöfl. Gnaden Dr. Koloman Belopotoczky, Exzellenz, Tit.-Bischof von Tricala, apostolischer Feldvikar, k. u. k. Geh. Rat ꝛc., Wien.

2. **Vizepräsident**: Dr. Josef Hirn, k. k. Hofrat, Universitätsprof., Wien.

Generalsekretär: Dr. Franz M. Schindler, päpstlicher Hausprälat, k. k. Hofrat und Universitätsprofessor, Wien.

Generalsekretär-Stellvertreter: Dr. Bernh. Schäfer, k. k. Universitätsprofessor, Wien.

Schatzmeister: Ludwig Gall, Inspektor der k. k. priv. Nordbahn, Wien.

Dr. Josef Altenweisel, päpstl. Hausprälat, Professor der Theologie, Salzburg.

Dr. Wilhelm Freiherr v. Berger, Mitglied des Herrenhauses, Wien.

Se. Exzellenz Graf Anton Brandis, k. u. k. Geheimer Rat, Innsbruck.

Dr. Albert Ehrhard, päpstl. Hausprälat, Universitätsprofessor, Straßburg.

Dr. Franz Gutjahr, k. k. Universitätsprofessor, Graz.

Dr. Viktor Kienböck, Hof- und Gerichtsadvokat, Wien.

Dr. Maurus Kinter O. S. B., Archivar, Raigern.

Dr. Richard v. Kralik, Wien.

Erlaucht Graf Franz v. Kuefstein, Viehofen.

Dr. Ferdinand Karl Kummer, k. k. Hofrat und Landes-Schulinspektor, Wien.

Dr. Heinrich Lammasch, k. k. Hofrat und Universitätsprofessor, Mitglied des Herrenhauses, Wien.

Dr. Gustav Müller, päpstlicher Hausprälat, Domkapitular und Seminar-Direktor, Wien.

Dr. Wilhelm Neumann, k. k. Universitätsprofessor, Wien.

W. O. Noltsch, Professor an der technischen Hochschule, Wien.

Dr. Ludwig Pastor, k. k. Hofrat und Direktor des Istituto austriaco in Rom.

Dr. Josef M. Pernter, k. k. Hofrat, Universitätsprofessor und Direktor der k. k. meteorolog. Zentral-Anstalt, Wien.

Dr. Josef Porzer, Hof- und Gerichtsadvokat, Wien.

Dr. Karl Scheimpflug, k. k. Sektionsrat, Wien.

Dr. Franz Schnürer, Skriptor an der k. u. k. Fam.-Fid.-Kom.-Bibliothek, Wien.

Dr. Stanislaus Smolka, k. k. Hofrat und Universitätsprof. i. R., Krakau.
Dr. Heinrich Swoboda, k. k. Universitätsprofessor, Wien.
Dr. Hans Maria Truxa, k. Rat, Wien.
Dr. J. E. Wackernell, k. k. Universitätsprofessor, Innsbruck.
Dr. Otto Willmann, k. k. Hofrat und Universitätsprofessor i. R., Salzburg.
Dr. Hermann Zschokke, Domprälat, k. k. Hofrat, Wien.

4. Der Vorstand des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg

besteht aus den p. t. Herren:

Obmann: Se. Exzellenz Graf Anton Brandis, Landeshauptmann von Tirol.
Obmannstellvertreter: Dr. J. E. Wackernell, k. k. Universitätsprofessor, Innsbruck.
Schriftführer: Anton Müller (Bruder Willram), Religionsprofessor, Innsbruck.
Kassier: Silvio v. Eghen, k. k. Finanzrat, Innsbruck.
Dr. Hans Hausotter, k. k. Landesschulinspektor, Innsbruck.
Dr. Hans Malfatti, k. k. Universitätsprofessor, Innsbruck.
Dr. Michael Mayr, k. k. Universitätsprofessor und Archivdirektor, Innsbruck.
Monsignore Dr. Alois Spielmann, Gymnasialdirektor, Brixen.
Adolf Rhomberg, Landeshauptmann, Feldkirch.
Ersatzmänner: Anton v. Paur, Privatier, Bozen.
Dr. Ludwig Pastor, k. k. Hofrat und Direktor des Istituto austriaco, Rom.
Dr. Josef Hutter, f.-bisch. Generalvikar, Trient.
Ferdinand Wotschitzky, k. k. Direktor des Pädagogiums in Bozen.

5. Gedenktage der Leo-Gesellschaft 1891—1903.

1891: 9. Juni: Behördliche Bescheinigung der Statuten der Leo-Gesellschaft.

1892: 28. Januar: Konstituierende Versammlung der Leo-Gesellschaft in Wien: Wahl des Direktoriums für das Triennium 1892 bis 1895.
9. Juni: Konstituierende Versammlung des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg.
7. und 8. August: 1. Generalversammlung in Linz.

1893: 21. Februar: Se. Majestät Kaiser Franz Josef I. widmet der Leo-Gesellschaft den Fördererbeitrag von K 2000.
24. bis 26. Juli: 2. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft und des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg in Innsbruck.

1894: 14. und 15. Mai: Generalversammlung des Zweigvereines der Leo-Gesellschaft für Tirol und Vorarlberg in Bregenz.
30. und 31. Juli und 1. August: 3. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Salzburg.

1895: 15. und 16. April: Generalversammlung des Zweigvereines der Leo-Gesellschaft für Tirol und Vorarlberg in Brixen.
20. April: Breve Sr. Heiligkeit Leo XIII. an die Leo-Gesellschaft.
29. bis 31. Juli: 4. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Graz. — Änderung einiger Statuten. — Wahl des Direktoriums für das Sexennium 1895—1901.

1896: 14. bis 16. September: 5. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Wien.

1897: 26. bis 29. Juli: 6. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Klagenfurt.
27. und 28. Dezember: Generalversammlung des Zweigvereines der Leo-Gesellschaft für Tirol und Vorarlberg in Innsbruck.

1898: 27. bis 29. November: 7. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Wien.
— Ersatzwahlen für das Direktorium nach § 12 der Statuten.

1899: 18. und 19. September: 8. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft und des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg in Meran.

1900: 23. und 24. Juli: 9. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Marburg.
10. und 11. September: Generalversammlung des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg in Feldkirch.

1901: 9. und 10. Juli: 10. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Wien. Feier des 10jährigen Bestandes der Leo-Gesellschaft. —